Dr. L. G. Blanc's

Handbuch des Wissenswürdigsten

aus der

Natur und Geschichte der Erde

und ihrer Bewohner.

Zum Gebrauch
beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für
Hauslehrer, sowie zum Selbstunterricht.

Achte Auflage,
durchgesehen, berichtigt, fortgesetzt und vermehrt
von
Dr. Henry Lange.

Mit zahlreichen Illustrationen.

Dritter Theil.

Asien. Australien. Afrika. Amerika. Vollständiges Register
über alle drei Theile.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1869.

Inhalt.

B. Asien.

C. Australien.

D. Afrika.

E. Amerika.

Nord-Amerika.

B. Asien.

Namen. Lage. Grenzen. Größe.

Im Osten von Europa und Afrika nimmt Asien, der größte aller Erdtheile und die Hauptmasse des alten Continents, zu der sich Europa und Afrika wie Halbinseln verhalten, die ganze östliche Hälfte der alten Welt ein. Der Ursprung des Namens Asia, welcher den Griechen schon vor den Zeiten Herodots bekannt war, ist durchaus ungewiß. Einige leiten ihn von einem semitischen Worte her, welches Mitte bedeutet, weil dieser Erdtheil zwischen Europa und Afrika in der Mitte liege; Andere von einem Worte derselben Sprache, welches Feuer, Licht, Aufgang der Sonne bedeutet; noch Andere, und wohl am wahrscheinlichsten, von einer Stammsylbe as der ältesten indischen Sprachen, welche soviel als Höhe und Wohnsitz andeutet, weil Asien in der That nicht allein die höchsten Gegenden der Erde umfaßt, sondern auch, nach dem Zeugniß aller Geschichte, der älteste Stammsitz, die Wiege des Menschengeschlechtes und aller Cultur gewesen. — Asien gehört ganz der nördlichen Halbkugel an; es grenzt an 4 verschiedene Oceane und ist beinahe von allen Seiten vom Meere umflossen: nördlich wird es von dem nördlichen Eismeere bespült, welches hier mehrere Meerbusen am Ausfluß der Riesenströme jener Gegend bildet, als der des Obi, des Jenisei, der Lena u. s. w.; östlich wird Asien von dem großen östlichen Ocean, auch wohl das Stille Meer genannt, umflossen, welches an der Küste den Anadyrschen Meerbusen, das Meer von Kamtschatka, das Ochotskische oder Lamutische Meer, das Japanische Meer und den großen Meerbusen Hoang-Hai oder das Gelbe Meer bildet; im Südosten berührt Asien das Chinesische Meer, welches in das nordchinesische oder Tung-Hai, und das südchinesische oder Nan-Hai getheilt wird; zu diesem gehören die Meerbusen von Tonkin und Siam; im Süden liegt das Indische Meer, welches zwischen beiden indischen Halbinseln den Meerbusen von Bengalen, zwischen Vorderindien und Arabien aber das Arabische oder Persische Meer bildet, aus welchem abermals zwei tief ins Land dringende Meerbusen sich nach N.-W. erstrecken, nämlich der Persische Meerbusen, zwischen Persien und Arabien, und der Arabische oder das Rothe Meer, zwischen Arabien und Afrika; im Westen endlich berührt Asien das Mittelländische Meer, dessen einzelne uns schon bekannte Theile das Aegäische Meer, die Straße der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmara oder die

Propontis, die Meerenge von Constantinopel oder der Bosporus, das Schwarze Meer (Pontus Euxīnus der Alten) und das Asowsche Meer sind. — Die ausgezeichnetsten Vorgebirge sind im Norden: das Cap Tscheljuskin sonst auch Nordost-Cap (Sjewero-wostotschny) genannt, unter 77 $\frac{1}{2}^0$ n. Br.; im NO.: das Ost-Cap an der Behringsstraße, und Tschukotskoi-Noß unter 64° n. Br.; im S.: das Cap Remunia sonst Romania und Cap Buro, westlich davon die Südspitzen der Halbinsel Malakka, letzteres unter 1 $\frac{1}{4}^0$ n. Br., und die südlichste Spitze des festen Landes von Asien; das Cap Comorin, die südlichste Spitze von Vorderindien. — Mit Nord-Amerika und Australien steht Asien durch Inselgruppen in Verbindung, und die von Malakka nach Neu-Holland ziehenden Inseln Sumatra, Java, Sumbawa, Flores, Timor erscheinen gleichsam als Trümmer eines Isthmus zwischen Asien und Neu-Holland, ähnlich dem, welcher Nord- mit Süd-Amerika verbindet. Mit Afrika hängt Asien nur durch eine ziemlich schmale Landzunge, an der nördlichsten Spitze des arabischen Meerbusens, bei Suez zusammen. So genau diese Grenzen von der Natur selbst bezeichnet sind, so schwierig ist die wahre Grenze zwischen Europa und Asien anzugeben; im N. wird zwar allgemein der Ural als natürliche Grenze angenommen; südlicher aber, wo sich unübersehbare Steppenflächen mit unbedeutenden Erhöhungen um das Caspische und Schwarze Meer ausbreiten, wird bald der Uralfluß, bald die Wolga und der Don, bald Wolga und Kaukasus, bald die zwischen Ural, Wolga und Don streichenden höchst unbedeutenden Erhebungen zur Grenze genommen. Wir haben uns, doch ohne dies für eine Naturgrenze auszugeben, des Don- und Wolgalaufes als Grenze bedient. Nach diesen verschiedenen Bestimmungen weichen natürlich auch die Angaben des Flächeninhalts von Asien bedeutend von einander ab und schwanken zwischen 7- und 900,000 □M.*); doch kann man 800,000 □M. (davon 60,000 auf die Inseln gerechnet) als der Wahrheit am nächsten kommend annehmen. Das feste Land von Asien erstreckt sich von 1 $\frac{1}{4}^0$ bis zu 77 $\frac{1}{2}^0$ n. Br., und von 43 $\frac{2}{3}^0$ bis 208° ö. Lg., vom Cap Baba, unter 39 $\frac{1}{3}^0$ Br., bis zum Ost-Cap; die Inseln aber im SO. von Asien reichen hin bis 11° s. Br. Seine größte Ausdehnung von W. nach O. beträgt 1300, die von N. nach S. 1150 Meilen. Asien, welches mehr zugerundet und massenhafter als Amerika gebildet ist, nähert sich zwar in seiner Gestaltung Afrika, zeigt aber doch eine weit größere Entwickelung seiner Küstenlinie und größere Gliederung als dieser Erdtheil. Der Stamm des Continents hat die Form eines Trapezes oder Vierecks, dessen Oberfläche 675,000 □M. beträgt; seine Glieder oder Halbinseln, welche gegen S. hin, am Indischen Weltmeere, am bedeutendsten entwickelt sind, nehmen ein Areal von 155,000 □M. ein**) und besitzen allein eine Küstenlänge von 4200 M., während die des ganzen Erdtheils nur 7700 M. beträgt. Dies giebt nur 1 M. Küste auf 105 □M. Oberfläche, so daß

---

*) Behm giebt im Geograph. Jahrbuch, Bd. I. Asien zu 814,995 □M. an, wir bleiben in runder Summa bei 800,000 □M. s. Bd. I., S. 365. Bei der mangelhaften Kenntniß des asiatischen Continents müssen wir noch auf eine genaue Größenangabe verzichten.

**) Nach Engelhardt beträgt das Ganze weniger, nämlich 794,000 □M.

also durch das Eindringen des Oceans in den Continent doch die Zugänglichkeit seines Hauptstammes eben nicht erheblich gesteigert erscheint*). — Bei der Beschaffenheit und den politischen Verhältnissen der Länder dieses Erdtheils ist es kaum möglich, die Zahl seiner Bewohner auch nur annähernd zu bestimmen; die Angaben darüber schwanken, auf Vermuthungen und ungefähre Schätzungen gegründet, berechnet v. Reden ihre Zahl auf 763 Millionen, Andere auf 798,600,000.

Gebirge und Gewässer.

Hier, wie bei den folgenden außereuropäischen Erdtheilen, wo des Unbekannten ungleich mehr ist, als des wahrhaft Bekannten, werden wir uns bemühen, jedesmal in der Einleitung ein möglichst vollständiges, allgemeines Bild von der Gestalt der Oberfläche des ganzen Erdtheils und den bedeutendsten Gewässern desselben zu entwerfen und die Hauptelemente seiner klimatischen Verhältnisse in gedrängter Uebersicht zusammenzustellen, um künftige Wiederholungen zu vermeiden und bei der Betrachtung der einzelnen Länder den dadurch gewonnenen Raum, theils zu Ergänzungen über jene physischen Verhältnisse, theils zur genaueren Beschreibung der Producte und der Bewohner zu benutzen.

Das ganze innere Asien, von den Ufern des Schwarzen Meeres bis zu den Küsten des Großen Oceans und im Ganzen genommen zwischen dem 30. und 50. Grade n. Br., bildet ein zusammenhängendes Hochland, dessen höchster Theil, der östliche, zwischen dem 90. und 140. Grade ö. Lg. sich befindet; der westliche Theil steigt in mehreren Stufen oder Terrassen bis zum Mittelländischen Meere herab. Dies Hochland, welches aus Hochgebirgen und Plateaux zusammengesetzt ist, erstreckt sich quer durch den ganzen asiatischen Continent, nimmt im Osten, bei einer nahe ostnordöstlichen Hauptrichtung der großen Anschwellung des Bodens in Gestalt von Hochebenen an Breite zu, wird aber in der Mitte, etwa unter dem Meridian des 90. Grades, durch die von N. und S. eindringenden Tiefländer gleichsam zu einem erhabenen Isthmus zusammengezogen, welcher die Theilung in das westliche oder vorderasiatische (etwa 70,000 □M.) und in das östliche oder hinterasiatische Hochland (300,000 □M.) begründet. Theils ist der Rand des großen Hochlandes wallartig mit mehr oder minder hohen Gebirgen besetzt, welche oft nur eine mäßige Erhebung über die Hochebenen zeigen, obwohl sie, von den angrenzenden Tiefländern aus betrachtet, zu außerordentlicher Höhe ansteigen, so daß hier die höchsten Punkte der Erdoberfläche zu suchen sind; — theils steigen auf seiner Fläche selbst ansehnliche

---

*) Obige Zahlen über die Ausdehnungen in Asien sind — Zahlen, die keine anschauliche Vorstellung erzeugen. Durch Vergleichung mit bekannten Größen kann man diese eher erhalten. Z. B.: Um Preußen in seiner ganzen Länge zu Fuß zu durchwandern, braucht man etwa 1 Monat Zeit; um Asien — ein Jahr. Ein Reisender, der auf die Beschauung jeder Quadratmeile einen Tag verwenden wollte, würde dazu in Preußen vor der Annexion von 1866 15 Jahre, in Asien 2000 Jahre nöthig haben u. s. w.

Gebirgsketten empor, welche weithin in paralleler Richtung das Plateau durchziehen. Die bedeutendsten Ströme Asiens verdanken ihren Ursprung den Gebirgsrändern, deren verschiedene Reihen sie oft in wilden Stürzen durchbrechen, um dann in den niedrigen Gegenden ihren mittleren und unteren Lauf zum Meere fortzusetzen. Das Hochland selbst besitzt kaum einen einzigen ansehnlichen Strom, und seine wenigen Flüsse versiegen entweder bald im Sande oder endigen in Binnenseen. Außer jenem zusammenhängenden großen Hochlande besitzt der Erdtheil noch mehrere untergeordnete, zum Theil noch unmittelbar damit verbundene Gebirgsländer, in deren Ketten die Meridianrichtung meist vorherrscht, nämlich 1) im Süden von Hochasien: die Hochländer von Syrien und Arabien (über 50,000 □M.), das Plateau von Dekan (südlich vom Ganges, 50,000 □M.) und die Kettengebirgssysteme Hinterindiens (30,000 □M.); — 2) im Norden: auf der Grenze mit Europa den Gürtel des Ural, im fernen Osten das Aldanische Gebirge und der Stanowoi-Chrebet, und dicht am Großen Ocean das Gebirgssystem der Halbinsel Kamtschatka (3000 □M.); endlich lagert sich noch im W. von Hochasien, fast damit verbunden, das Hochgebirgsland des Kaukasus auf der Landenge zwischen dem Schwarzen und Caspischen Meere, 4000 □M. groß; — 3) an der Ostseite Hochasiens bemerken wir den Nan-ling, südlich vom Jan-tse-kiang; den Pe-ling, zwischen dem Jan-tse-kiang und Hoang-ho, und die Meridiankette der Halbinsel Korea. Im Allgemeinen ist die Massenerhebung des asiatischen Continents weniger einfach als in Amerika; östlich von der großen Krümmung des tübetanischen Flusses Dzangbo und von einer in der Richtung SSW.-NNO. gezogenen Linie zeigt hier die Erdoberfläche einen außerordentlich gestörten, verwickelten Bau; mehrere Gebirgssysteme durchkreuzen sich hier, Gebirgsknoten oder besondere Gruppen bildend, und charakterisiren den Osten des Continents in hohem Grade. Dagegen herrscht westlich von jener die Bogen des Hoang-ho-Stromes durchschneidenden Linie eine große Einfachheit des Baues, eine bewundernswürdige Beständigkeit in der Richtung der großen Gebirgssysteme, denen sich die Hauptabdachungen des Bodens nach zwei Richtungen anschließen. Die Hauptketten, die Systeme des Altai, des Thian-schan, des Küen-lün nebst dem Hindu-kho und Elburz, des Taurus, des Himalaya streichen ziemlich parallel dem Aequator oder in der Richtung der großen Achse des asiatischen Continents. Eine zweite Gruppe von Gebirgssystemen zieht in Meridianrichtung (oder eigentlich mehr von SSO. nach NNW.) vom Cap Comorin bis zum Eismeere, nämlich der Ural, das goldführende Kusnezkische Gebirge, der Bolor, welcher strenggenommen ein Hochplateau bildet und das Solimangebirge. Zwischen dem Altai und dem Thian-schan liegt das Becken von Ili und die Dsungarei; östlich davon liegt die Mongolei; zwischen dem Thian-schan und Küen-lün die sogenannte Hohe Tatarei, Kleine Bucharei oder Ost-Turkestan, mit Kaschghar, Khotan und der Oase von Hami (Khamil) in den Sandflächen der Gobi; im O. wird das Land auch Tangut oder Sifan genannt; zwischen dem Küen-lün und Himalaya endlich die hohen Plateaux von Ladak und H'Lassa, Klein- und Groß-Tübet. Die 4 Gebirgsketten, welche in der Richtung der Parallelen streichen, haben eine sehr beträchtliche Längenausdehnung, nämlich: der Altai 170 Meilen, der Thian-schan

370 M., der Küen-lün 260 M., der Himalaya, welcher von jener Richtung in einem großen Bogen eine Strecke weit abweicht, 350 M. Nichtsdestoweniger zeigen sich selbst noch in den verwickelten Durchkreuzungen (s. oben) mit den Meridianketten im östlichen Asien mehr oder weniger deutliche Spuren ihrer Fortsetzungen, welche mitgerechnet die Länge des Thian-schan auf 470, die des Küen-lün auf 475, die des Himalaya endlich auf 600 Meilen wächst; und wenn man das System des letzteren als verlängert durch den Hindu-kho und den persischen Elburz bis zum Westende des Caspischen Sees betrachten will, so erreicht diese Kette die gewaltige Länge von 950 geogr. Meilen, was der Entfernung Lissabons von Kabul gleichkommt. Von diesen großen Gebirgssystemen durchziehen, zwei, nämlich der Thian-schan und Küen-lün, das Plateau der Wüste Gobi, bevor sie in die östliche Region der vielfachen Durchkreuzungen treten. Das westliche Ende des Hindu-kho ist von der Tauruskette in Kleinasien durch das Plateau von Aderbidjan und Kurdistan geschieden; diese Kette hat auf der weiten Strecke von Lycien bis Kafiristan ebenfalls nahe einerlei mittlere Richtung, nämlich wieder die eines Parallels. Die wahre östliche Fortsetzung des indischen Kaukasus oder Hindu-kho und der ganzen Kette an der Grenze Persiens ist in der That jedoch nicht im Himalaya zu suchen, sondern vielmehr in dem Gebirgssysteme des Küen-lün, welches im S. das Plateau von Khotan (Ost- oder Chinesisch-Turkestan), im N. die Plateaux von Ladak und Tübet begrenzt. In einem Gebirgsknoten, wo sich der Bolor an den indischen Kaukasus anschließt, bildet sich eine Gabeltheilung der das tübetanische Plateau einfassenden Ketten, und von diesen streicht der Küen-lün (am Westende Thsungling genannt) genau in der Richtung des Hindu-kho fort, während dagegen der Himalaya als ein Seitenzweig desselben südlicher zieht. Der Küen-lün verbindet sich im O. mit dem großen Gebirgsknoten des Khu-khu-noor, und so ist es eigentlich dieser Gebirgsrücken, welcher sich zwischen 35 und $36\frac{1}{2}^{0}$ Br. von Lycien über den Elburz und Vulcan Demawend in Persien bis zu jenem Knoten 580 Meilen weit erstreckt, die längste von allen in der Richtung eines Parallelkreises streichenden Ketten auf der Erdoberfläche bildend. Sie ist fast halb so lang, als die mit minder Regelmäßigkeit die Meridianrichtung innehaltende Kette der Andes in Süd-Amerika. Nächstdem ist der hervortretendste Zug in der Gestalt der Oberfläche die Reihe von 4 Meridianketten (Ghates, Solimangebirge, Bolor und Ural) zwischen dem Cap Comorin und dem Polarmeere; diese ziehen in der mittleren Richtung SSO.-NNW. zwischen 84 und 95^{0} ö. Lg., und wechseln in ihrer Stellung, so daß jeder der 4 Meridianrücken erst in einer Breite beginnt, welche die vorhergehende Emporhebung noch nicht erreicht hat. Wie in Amerika herrscht auch in Asien die Kettenform in den Gebirgen vor; aber diese sind zum Theil Randgebirge ausgedehnter Hochebenen, ähnlich wie in Afrika, und erreichen selbst da, wo sie von der Gesammterhebung der Oberfläche getrennt emporsteigen, wie im Kaukasus, in Kamtschatka und in den insularen Vulcanreihen an der Ostküste, noch den Charakter der Hochgebirge, was in Amerika nicht der Fall ist, so daß hinsichtlich der Erhebung seiner Gebirge Amerika von Asien weit übertroffen wird.

Wir beginnen die genauere Beschreibung der Oberfläche mit dem

Hoch- und Gebirgslande von Ost- oder Hinterasien, der größten Massenerhebung der Erde. Dasselbe nimmt ohne die angehängten Gebirgsglieder über ein Drittel vom Erdtheil ein und stößt an das sibirische Tiefland, das Japanische und Chinesische Meer, die Tiefebenen Chinas, an Tonkin und Hinterindiens Ketten, Hindostan, das turanische Tiefland und an die NO.-Ecke des vorderasiatischen Hochlandes. Von letzterer bis zum tatarischen Sunde beträgt seine (größte) Ausdehnung 750 M.; es hat die Gestalt eines Vierecks, dessen längste Seite die gegen S. gerichtete ist. Hier bildet seinen Rand auf einer Strecke von 34 Längengraden das höchste und mächtigste Gebirge auf der Erde, der Himálaya, d. i. Wohnung des Schnees*) oder das indische Alpenland, zwischen dem Indus und Brahmaputra. Dies Alpenland bedeckt einen Raum, der etwa dreimal so groß als Frankreich ist. Der Himalaya besteht, bei 40—50 M. Breite und 370 M. Länge, aus mehreren parallelen Ketten, die von S. nach N. hin an Höhe wachsen, so daß die höchste eine mittlere Kammhöhe von 15,000′ erreicht, worüber sich dann noch viele Berge um 5000′ und höher erheben. Unter diesen Hochgipfeln sind die bemerkenswerthesten: der Berg (Mount) Everest (nach dem Namen eines früheren Chefs der Landesverwaltung) oder Gaurisánkar (nach v. Schlagintweit)**), jetzt für den Bergriesen des Erdballes gehalten 27,212 Par. F. hoch; dann Nr. 2 der Dápsang***), im Kamm des Karakorum, in der Provinz Núbra des westlichen Tübet; 35° 58′ n. Br., 77° 10′ östl. Lg. von Greenwich 26,533 Par. F. hoch; Nr. 3 ist der Kintschindjunga oder Kanchinjínga, im Kamme des Himalaya an der Grenze von Sikkim und dem östlichen Tübet 27° 42′ n. Br., 88° 8,4′ östl. Länge von Greenwich 26,419 Par. F.; Nr. 4 der Dhaulagiri oder Dhawalagiri 25,171 Par. F.; ferner sind unter den höchsten zu nennen der Nandadewi (Dschawahir) 24,160 Par. F.; der Junnon 23,749, der Kabron 22,519, der Tschumalari 22,468 Par. F. Im Norden dieser Gebirgskette bilden die oberen Thäler des Indus, Dzangbo-tsiu u. s. w. 11,000, 12,000, ja bis 16,000′ hohe Längenthäler. Nördlich davon ziehen mehrere nur relativ niedrige Parallelketten, und auf den dazwischen gelegenen Plateauflächen erblicken wir die heiligen Seen, Mansaráur oder Tso Máphan und Rawana-hrada in der gewaltigen Höhe von 14,100′, und mehrere Steppenseen, wovon der weiter nach dem Innern zu gelegene Tengri-noor der ansehnlichste ist. In seiner ganzen Breite

---

*) Die Namen vieler Gebirge sind weniger Eigennamen als Bezeichnungen; viele bedeuten, da so viele Ketten mit ewigem Schnee bedeckt sind, nichts Anderes als Schneegebirge, Eisberge. Daraus erklärt sich, weshalb manche Namen in den entferntesten Gegenden wiederkehren, und wie aus einem und demselben Gebirgszuge, wegen der verschiedenen Benennung desselben oder einzelner Theile bei den verschiedenen Völkern, auf den Karten nicht selten ganz verschiedene Ketten gemacht worden, was nicht wenig Verwirrung bei der Geographie Asiens veranlaßt hat.

**) v. Schlagintweit erfuhr diesen Namen auf seiner Reise in Nepál 1859. Der Name ist nach seiner Forschung zusammengesetzt aus dem Wort Gaúri, ein Epitheton für die Gemahlin des Gottes Shiva, heißt „die Hehre, die Strahlende“, Sánkar ist einer der Namen, unter denen Shiva angerufen wird. Der Berg liegt nach v. Schlagintweit in 27° 59,3′ n. Br., 86° 54,7′ östl. Lg. von Greenwich.

***) Dápsang heißt die „verklärte Erscheinung“.

wird das Gebirgssystem des Himalaya nur vom Indus, Sedledsch und Brahmaputra durchbrochen; die ersteren beiden haben an den Durchbruchsstellen noch die ansehnliche Höhe von 8000′, das Alpenthal von Kaschmir dagegen, am Dschilum, einem Nebenfluß des Indus, besitzt vielleicht nur 5000 Fuß absolute Höhe. Längs des ganzen Südfußes des Himalaya zieht ein hügliger, von Sümpfen unterbrochener und mit dichten Waldungen bedeckter Landstrich, Tarai genannt, hin, aus welchem man gegen S. ins indische Tiefland tritt. Die östliche Fortsetzung des Südrandes von Hochasien jenseit des Brahmaputra, oder der Siue-schan, ist noch fast ganz unbekannt; aber soviel wir wissen, bildet er ein ungemein rauhes, wildes, unzugängliches Alpenland, dessen Spitzen den Gipfeln des Himalaya an Höhe kaum nachstehen mögen. Seine breite Fortsetzung gegen O., der Nan-ling (d. h. südliches Gebirge), besitzt ebenfalls noch Schneegipfel, nimmt aber ostwärts an Höhe ab, begrenzt die Tiefebene des blauen Stroms im Süden und endigt an der Straße von Fu-kian, der Insel Formosa gegenüber. Zu dem indischen Alpensysteme gehören folgende Landschaften: Klein-Tübet, am oberen Indus; Kaschmir oder Kohestan, zwischen Querthälern des Indus und Satadru; Siri-nagur, an den Quellen es Ganges und der Djumna; Nepal und Butan (Bhotan) im Süden der Hauptkette; nördlich von dieser Groß-Tübet, am Dzangbo-tsiu; und Assam, am unteren Querthal des Brahmaputra.

Wir wenden uns nun zum Ostrande des Hochlandes. Hier erheben sich sehr wenig bekannte Gebirgslandschaften, nämlich im S. das verzweigte chinesische Alpenland, welches von den beiden großen Strömen Chinas durchbrochen wird und eine natürliche Grenze dieses Reiches gegen W. bildet; im S. heißt es der Yün-ling. Wo es mit der Küen-lün-Kette zusammentrifft, entsteht um das Becken des Khu-khu-noor (blauen Sees) ein alpiner Gebirgsknoten; gegen O. zieht als niedriger Ausläufer jener Kette der Pe-ling (d. h. nördliches Gebirge), welcher die Ebenen des gelben und blauen Stroms von einander scheidet. Nördlich von der großen Krümmung des Hoangho erscheint der von W. nach O. streichende In-schan als eine östliche Fortsetzung des Thian-schan. Von hier zieht der (östliche) Khin-gan, Khingan-Petscha oder das mandschurische Alpenland am Ostrande des hinterasiatischen Hochlandes gegen NNO., welches sich im Gebiet des Amur weit verzweigt und, noch 3—4000′ hoch, ungemein steil zum Japanischen Meere abfällt. Zwischen dem Japanischen und dem Gelben Meere zieht sich auf der Halbinsel Korea eine Gebirgskette in Meridianrichtung nach Süden. — Der Nordrand des Hochlandes wird ebenfalls von verzweigten, zum Theil Alpencharakter tragenden Gebirgen, welche gegen N. in das sibirische Tiefland hinaustreten, eingenommen; es sind im O. des Baikalsees das mongolische Grenzgebirge, welches am rechten Ufer des Onon den Namen Onongebirge oder (westlicher) Khin-gan-oola führt, der sich wie der Jablonnoï- und Stanowoi-Chrebet mit vorherrschender Streichungslinie von SW. nach NO. vom großen Gebirgsknoten des Kentei (bei Urga) abzweigt und der mit seinem Südfuße auf der hier 3—4000′ hohen Plateauebene der Mongolei, mit seinem Nordfuße auf der etwa 2000′ hohen Fläche Dauriens (spr. da-ur) steht. Nördlich hiervon bereitet sich das daurische Alpenland aus, von welchem

das Baikalgebirge einen Hauptbestandtheil ausmacht. Hier liegt Kjachta nahe 2100′ über dem Meere, und selbst der tiefe Baikalsee, der größte Alpensee der Erde, welcher eine gewaltige Längenspalte erfüllt und bei 84 M. Länge und 5—10 M. Breite einen Raum von 570 □M. bedeckt, erreicht noch 1330′ absolute Höhe. Nördlich und nordöstlich davon ziehen noch mehrere niedrige Ketten, wie der Wiluiski-Chrebet, das Aldanische Kettengebirge u. s. w., mit vorherrschender Richtung gegen NO.; trotz ihrer geringen Höhe ist ein Theil von ihnen als Wasserscheiden zwischen bedeutenden Strömen und als Grenzen verschiedener Klimate und Producte bemerkenswerth. Westlicher finden wir um die Quellen des Jenisei und Irtysch und nicht als Randgebirge das System des Altai, wozu wir mannigfach benannte O.-W.-Ketten rechnen, wie das Sajanische Gebirge, das in seinem östlichen Theile Ergik-Targak-Taigan genannt, im Munku-Sardik, 11,450 engl. F., seine größte Höhe erreicht; südlich davon den Schnee tragenden Tangnu-oola, die alte Völkerscheide zwischen dem türkischen Stamme im S. und den Kirgisen im N., und die Urheimath der Samojeden (Sojoten), welche bis zum Eismeere wanderten; und den wenig bekannten Ulangom- und Malacha-oola, welcher sich bis zum hohen Knoten des Kentei, der Wasserscheide zwischen Amur und Baikal, ostwärts erstreckt. Weiterhin breitet sich der eigentliche oder kleine Altai (Altäin-oola, d. h. Goldgebirge) aus, welcher als westlichstes Vorgebirge des ganzen Kettensystems, außer im O. von Tiefland umgeben, auftritt*), dessen vorherrschend aus Thonschiefer bestehende Hochmasse im majestätischen Schneepik Bjelucha bis 10,300′ ansteigt, und dem sich Mittelgebirge, wie die Meridiankette des Kusnezkischen Gebirges, welche 6000′ Höhe und mit dem Ural sowohl in der Richtung als in den Gebirgsarten und dem Metallreichthum große Aehnlichkeit besitzt, u. m. a. gegen das Tiefland hin vorlagern. Obwohl im O. des Teletzkischen Sees (1600′ hoch) die von W. nach O. streichenden Parallelketten des eigentlichen Altai mit Meridianerhebungen sich kreuzen, so bleibt doch auch hier noch jene Richtung die vorherrschende. Einen Großen Altai, wie er auf den Karten heißt, giebt es nicht, sondern nur einzelne Bergketten, parallel denen am Nordufer des Narym, die nach S. hin immer mehr an Höhe abnehmen. Zwischen dem Dsaisangsee und dem Issikul nennt man die meist niedrigen, wenig zusammenhängenden Gebirgszüge, worunter im Innern der steil abfallende W.-O.-Rücken des Tarbagatai-oola (d. i. Murmelthierberg, über 10,000′ hoch), und der südlichere Ala-tau (d. h. bunte Berge), mit ewigem Schnee, am bedeutendsten zu sein scheinen, mit einem gemeinsamen Namen das dsungarische Bergland. Niedrige Ausläufer, wie der Ulu-tau, der Mingbulak-tau im N. vom Tschui u. a. setzen noch in die westlich anstoßenden Steppen der Kirgisen fort.

Den Westrand des Hochlandes von Hinterasien bildet der Bolor-tagh (Belur, Beluth), der Imäus (Schneegebirge) oder Emodus der Alten, welcher reich an Gold und Silber sein soll, und an den sich im

*) So hat Barnaul am Ob nur 360′, Semipalatinsk am Irtysch 710′, Ustkamenogorsk 790′ absolute Höhe.

W. das Alpenland von Turkestan anschließt. Der Bolor, liegt auf der Westgrenze des chinesischen Reiches und ist ein kaum bekanntes, wildes, unzugängliches Plateau und Gebirgsland (Sogdiana und Ferghana). Er erstreckt sich vom 33. bis 45.° Br., 180 M. weit; seine größte Höhe soll über 18,000′ (?) betragen und zwar liegt der höchste Theil in der Region der Knoten (35—40° Br.), welche aus der Durchkreuzung mit den dem Aequator parallel laufenden Ketten entspringen; hier soll der Tutukan-Mutkani 19,500′ (35½° Br.) erreichen; nördlicher liegt die Gruppe Puschdikur am Rande der großen Anschwellung des berühmten Plateaus Pamir (Pamer), in dessen Mitte der See Sirikol oder Sary-kul (15,230 Par. F. hoch) die Hauptquelle des Oxus speist. Der Bolor sendet westwärts mehrere Zweige in die turanische Tiefebene und kreuzt die westlichste Fortsetzung des Thian-schan, welcher südlich vom Issi-kul Temurtu-tagh, nördlich von Kaschghar Terek-tagh und jenseit der Durchkreuzung zwischen den oberen Läufen des Gihon und Sir Asferah oder Aktagh genannt wird. Wo der Bolor den Küen-lün kreuzt, heißt das Gebirge Thsung-ling, ein Name, der jedoch von den Chinesen auch auf den ganzen Bolor ausgedehnt wird. Das große, gegen W. offene Becken zwischen dem Altai und Thian-schan wird von kleinen Bergketten mit verschiedenen Richtungen durchzogen; es ist besonders merkwürdig durch eine Reihe mehr oder weniger bedeutender, aber wenig bekannter Seen, worunter der Issi-kul (chines. Je-haï, d. i. warmes Meer), mit dem Steppenfluß Tschui; der Salzwassersee Balkasch oder Tenghiz (bei den Chinesen Meer des Westens genannt), einer der größten Seen Mittelasiens, welcher von O. her den Ili aufnimmt; der Ala-kul (kirgisisch: bunter See) und der Dsaisang- oder Saisansee, durch welchen der Irtysch fließt, die wichtigsten sind.

Durch die innere Scheitelfläche des Hochlandes ziehen, wie schon gesagt, von W. nach O. der Thian-schan und der Küen-lün. Der Thian-schan (d. h. chines. Himmelsgebirge) bildet im westlichen Theil des Hochlandes dessen eigentlichen Nordrand und wird hier auch wohl Mus-tagh (d. h. Eisgebirge) genannt; er läuft als bedeutende Alpenkette mit eigentlichen Gletschern und ewigem Schnee bedeckt, welche im N. vom Lopnoor (noor heißt See) wahrscheinlich zu dem culminirenden Gipfel der ganzen Kette, der Massenerhebung des Bogdo-oola ansteigt und in dem westlichen Theile den Vulcan Pe-schan und den von Ho-schan trägt, nimmt aber ostwärts bald sehr an Höhe ab. Ungefähr in seiner Verlängerung liegt der In-schan (d. i. Silberberg). — Südlich von jener Gebirgsmauer läuft ziemlich regelmäßig in derselben W.-O.-Richtung die hohe Kette des Küen-lün (Kuenlúen) oder Kulkun (mongol. Tengri-tagh); er bildet die gerade, eigentliche Fortsetzung der nördlichen Hindu-kho-Kette östlich von deren Durchkreuzung mit dem Bolor, zieht bis zum Quellgebiete der beiden großen Ströme Chinas, wo er sich am Khu-khu-noor zu einem Alpenlande verzweigt, jenseit dessen der Pe-ling (s. oben) als sein östlicher Ausläufer auftritt. Nördlich vom Khu-khu-noor zieht, ebenfalls von W. nach O., die schneebedeckte Kette des Nan-schan. — Zwischen dem Küen-lün und dem Himalaya giebt es noch uns jedoch fast ganz unbekannte Alpenketten, welche trotz ihrer großen absoluten Höhe, wegen der gewaltigen Höhe der Grund-

fläche, auf welcher sie sich erheben, nur eine geringe relative Erhebung haben und zum Theil dem Himalaya-System selbst angehören; dahin gehört z. B. am rechten Ufer des Indus das Nubra- oder Karakorumgebirge, am linken Ufer des Dzangbo-tsiu die Kette des Kentaisse.

Nachdem wir so das Hochland Hinterasiens in Hinsicht seiner Gebirgszüge an den Rändern oder auf dem Plateau selbst kennen gelernt haben, müssen wir noch einen Blick auf seinen inneren Grund oder seine Scheitelfläche werfen. Man hatte bis auf die neueste Zeit die übertriebensten Vorstellungen von der Ausdehnung, wie von der Erhebung eines Plateaus hier, welches gewöhnlich das der Hohen Tatarei genannt wurde. Sorgfältigere Untersuchungen haben jedoch dargethan, daß das eigentliche Plateau der Gobi zwar immer noch den gewaltigen Flächenraum von circa 24,000 □M. einnimmt, daß jedoch seine mittlere Höhe nur auf 4000′ anzuschlagen ist, wobei jedoch nicht unerwähnt bleiben darf, daß nur das Nord- und Südende des Hochlandes einigermaßen bekannt sind. Das eigentliche centrale Plateau besitzt übrigens, was mit Sicherheit erkannt ist, eine sehr ungleiche Höhe in seinen verschiedenen Regionen. In dem kleinen östlichen Theile, zwischen Kjachta und Peking, beträgt die mittlere Höhe 4000′; dies ist nur halb soviel, als ehemals angenommen worden. Auf der ganzen Linie zwischen jenen beiden Städten liegen die höchsten Punkte, 5000—5500′ hoch, im N. bei Urga und im S. in der Nähe der chinesischen Mauer, und in der Mitte (bei Ergi) erreicht dagegen das Plateau kaum 2400′, so daß hier also eine merkliche Einsenkung auftritt. Unter den übrigen Einsenkungen der Hochebene sind als die ansehnlichsten zu nennen: die Steppenflächen um den Balkhasch-See im W. und die Ebenen um den Dsaisang-See; ferner südlich vom Himmelsgebirge das Becken des Lop-noor, der von W. her den ziemlich bedeutenden Binnenstrom Tarim aufnimmt und dessen Flugsandflächen vielleicht nur 1200′ absolute Höhe besitzen, obwohl diese Region früher für ein ausnehmend hohes Plateau angesehen wurde. Selbst im westlichen Theile dieses Beckens, um Kaschghar, Yarkand und Khotan kann das Plateau nicht 2500—3500′ übersteigen, denn das Klima dieser Gegenden ist so milde, daß Baumwolle, Wein ꝛc. daselbst trefflich gedeihen. Beträchtlich größer, wenn auch ebenfalls nicht ohne ansehnliche Vertiefungen, ist dagegen die Erhebung der Scheitelfläche südlich vom Küen-lün, worauf als Einsenkungen zu bezeichnen sind: das Becken des Khu-khu- und Tengri-noor und die Thäler Tübets, worin der Indus und Dzangbo-tsiu nach entgegengesetzter Richtung fließen, zwischen deren Quellen ein Gebirgsrücken die Wasserscheide bildet, welcher zugleich das Plateau von Tübet in ein östliches und in ein westliches theilt. Einzelne unter den Päffen, welche hier hinauf von S. her über den Himalaya führen, erreichen die gewaltige Höhe von 17,500′; das sogenannte tübetanische Plateau, welches jedoch wenig eigentliche Ebenen enthält, hat bei den Seen Manasa und Rawana-hrada 14,000′, das ganze Plateau von Ladak vielleicht über 13,000′ (nach Anderen 15,000′) Höhe, und die mittlere Höhe des groß-tübetanischen Plateaus wird zwischen 8000 und 11,000′ angeschlagen; dagegen erreicht Kaschmir, an der SW.-Ecke des hinterasiatischen Hochlandes, vielleicht kaum 5000′ absolute Höhe. Obwohl die höchsten Theile des Hochlandes hier zwischen 11,500 und 14,500′ erreichen

mögen, so liegen doch die Punkte an den großen Strömen weit tiefer, so Iskardo am Indus kaum 6000′, Schipke 8800′, Kunawur 9000′, H'Lassa schwerlich über 9000′. Soviel ist gewiß und durch die vorigen Angaben dargethan, daß sich im Allgemeinen annehmen läßt, daß die Höhe der Scheitelfläche des Plateaus von N. und NO. nach S. und SW. hin wächst. Nur ein kleiner Theil der großen Hochebene, vorzüglich die Flußthäler und Seeufer, besitzen fruchtbaren, angebauten Boden; wo aber die Bewässerung mangelt, erblickt man nur Steppenflächen oder baum- und vegetationslose Wüste. So ist die ganze Mongolei, der östliche Theil der Tatarei und Dsungarei mit weiten wasserlosen Sandwüsten bedeckt, welche dort Gobi oder Schamo (Scha-mo heißt Sandwüste) genannt werden. Diese erstreckt sich mit dem hohen Plateau von Tübet in der Richtung von SW. nach NO. 250 M. weit, und zusammen nehmen sie ein Areal von 35,000 □M. ein, so daß dies als die größte zusammenhängende Plateauerhebung auf der Erdoberfläche erscheint. Während im westlichen Theil der Gobi der Boden vorherrschend aus beweglichem Flugsande besteht, treten im O. (also ganz ähnlich wie in der afrikanischen Wüste Sahara) mehr Felder von Steinblöcken und zertrümmerten Felsbrocken auf; im Allgemeinen nimmt der Sand überhaupt nur den kleineren Theil des sogenannten Sandmeeres (Scha-mo) der Mongolei ein. Die Einförmigkeit dieser wüsten Regionen wird durch Untiefen im N. und S. des Thianschan, durch trockene Schluchten, weite mit Flugsand bedeckte Becken, deren Boden mit Salztheilen geschwängert ist, durch lange Klippenreihen und Hügelzüge unterbrochen, und alle diese Verhältnisse geben der Vermuthung Raum, daß einst hier ungeheure Binnenseen mit Salzwasser existirten, wie deren noch in kleinerem Maßstabe mehrfach angetroffen werden. — Daß sich hier die Heimath unserer Hausthiere finde, ist oft behauptet, noch öfters bestritten worden. Unsere jetzigen Hausthiere kommen nirgends auf der Erde vor; die ihnen ähnlichen wilden Thiere kann man für verwilderte ansehen. Die Knochen unserer Hausthiere findet man übrigens in den Tertiärformationen; folglich lebten sie damals schon und haben sich bis in die Zeiten des Menschengeschlechtes hinüber gerettet.

Denkt man sich die Achse der großen Erhebung Mittel- oder Centralasiens verlängert, so gelangt man zu den Hochebenen Irans und Südarabiens. Wir betreten hier das Hochland von West- oder Vorderasien. Dasselbe grenzt an Hindustan, das hinterasiatische Hochland, Turan, den Fluß Kur, den Kaukasus, das Schwarze, Aegäische und Levantische Meer, das syrische Hochland, Mesopotamien, den Persischen Meerbusen und das Arabische Meer. Es erstreckt sich in seiner größten Ausdehnung, bei einem Areal von etwa 70,000 □M., von OSO. nach WNW. 540 M. weit und nimmt dabei von W. nach O. hin allmälig an Breite zu. Der Nordrand des westasiatischen Hochlandes streicht bis zum Südufer des Caspischen Sees in der Verlängerung des Küen-lün. Hier erhebt sich zunächst auf der Westseite des Bolor, zwischen den Quellgebieten des Amu und Kabul, das Kettensystem des Hindu-kho (Hindu-kusch ist nur der Name eines Berges und Passes), der die untere Grenze des ewigen Schnees übersteigt, sich an 60 M. breit ausdehnt, von W. nach O. zieht und Turans Tiefebenen von der hindustanischen in Gestalt rauher wilder, wenig zugäng-

licher Gebirgswälle scheidet. Außer diesem Gebirgssysteme, dessen beide nördliche Ketten der indische Kaukasus, die dritte der Sufeid-kho, die vierte die Kette von Kalabagh heißen, haben alle übrigen mehr oder weniger den Charakter von Randgebirgen des Plateaus. (Die nördlichste Kette ist die eigentliche Fortsetzung des Küen-lün; die folgende erreicht die größte Höhe, 19,000′.) Während der Himalaya südlich an die weite Tiefebene Indiens, nördlich an das vielleicht 10,000′ hohe Plateau Centralasiens oder Tübets stößt, zeigt sich beim Hindu-kho das umgekehrte Verhältniß: ihm liegt auf der Südseite die Hochebene von Kabul 5—6000′, auf der Nordseite hingegen die niedrigen Landschaften Turkestans an. Die westliche Fortsetzung des Hindu-kho oder der Paropamīsus der Alten ist ein niedriges, kahles Bergland, mit tiefen Thälern und reich an Weiden, welches nach W. hin noch an Höhe abnimmt und vielleicht überhaupt kaum die Höhe von 4000′ übersteigt. Sein südlicher Abfall zur Plateaufläche ist daher oft kaum merklich; dagegen dacht er sich schnell gegen N. zum turanischen Tieflande ab. Dieser Gestaltung des Plateaurandes verdankt hier das westasiatische Hochland seine Zugänglichkeit, welche auf Asiens Völkergeschichte und Völkerzüge stets vom größten Einfluß gewesen ist. Endlich erhebt sich die größte Parallelkette des Continents wieder an der Südostecke des Caspischen Sees, wo das wilde, waldreiche Elbrus- (Albors-) Gebirge steil zum Südufer dieses Sees abfällt, während die Abdachung gegen S. sanfter auf die Scheitelfläche Irans führt, wo Teheran am Fuße des Gebirges noch 3750′ absolute Höhe besitzt. Unter den zahlreichen kegelförmigen Gipfeln dieses Gebirges zieht der Vulcan Demawend wegen seiner Lage besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich, dessen Höhe 17,400′ erreicht und somit der Höhe der culminirenden Gipfel des benachbarten Kaukasus (Elbrus 17,375′, Dihtau 15,900′, Kasbek 15,510′) ziemlich nahe kommen würde. — Den Südrand des Plateaus von Iran bildet eine Strecke weit das Meer, von welchem die Scheitelfläche durch mehrere parallele Ketten mit steilen, kahlen Felskämmen geschieden wird, welche wie die dazwischen gelegenen, terrassenförmig ansteigenden Thäler nach dem Innern zu immer höher werden. Diese reizenden Thäler, welche gegen die schmale, niedrige, heiße, unfruchtbare Sandebene des Küstensaumes, wie gegen die nackten Steppen und Wüsten auf der Plateaufläche selbst überraschend, fast zauberhaft abstechen, enthalten die gesegnetsten, angebautesten Landschaften Persiens; in einem der höchsten dieser Thäler liegt Schiras 4200′ hoch. Nur wenige und dabei beschwerliche Pässe führen auf der ganzen 200 M. langen Strecke des südlichen Randes zu jenen Thälern; kein Querthal durchbricht die Gebirgsmauer gegen das Meer, wohin der Abfall sehr steil ist; kein einziger Fluß von Bedeutung mündet auf dieser langen Strecke. Denselben Charakter behält das Gebirgssystem des Zagros und Luristans im Südwesten der Hochfläche, welches von SO. nach NW. läuft und die mesopotamische Tiefebene auf der Ostseite begrenzt. Seine Höhenverhältnisse sind zwar wenig bekannt; aber auch hier steigen die Thäler zwischen den parallelen Gebirgsketten nach O. terrassenförmig auf, und die höchsten Thalebenen, zunächst der Plateaufläche Irans gelegen, haben etwa 4000′ Höhe, während man die Gipfelerhebung auf 8—12,000′ anschlägt.

Am rechten Ufer des Indusstromes erhebt sich der Ostrand des iranischen Plateaus, welchem man den Namen des indisch-persischen Grenzgebirges beigelegt hat. Es besteht aus mehreren parallelen Meridianketten, breitet sich gegen W. in mehreren NO.-SW.-Rücken aus — so in der Terrassenlandschaft von Kelat, welches 5500′ über dem Meere liegt — und fällt äußerst steil zum Industhal ab. In diesem Meridiangebirge des Ostrandes, welches im nördlichen Theile, der dicht am Indus auffsteigt, Soliman-Kette, im S. Brahui- oder Hala-Gebirge genannt wird und dort sich im Tacht-i-Solimân oder Salomons Thron zu 10,000′ erhebt, führt kein einziges Querthal aus dem Tieflande am Indus auf die Plateaulandschaft im W., so daß dieselbe deshalb von jener Seite her nur sehr schwer erstiegen werden kann. Nur das schöne Thal des Kabulflusses zwischen der südlichen Hindu-kho-Kette und der parallelen, bis 14,000′ sich erhebenden des Sufeid-kho bildet einen natürlichen Verbindungsweg aus Hindustan nach Iran; in dieser Einsenkung liegt Peschauer nur 1000, dagegen die Sohle des Thales von Kabul 6000′ hoch. Südlich davon erhebt sich Ghizni 7200′ über den Ocean, während Attok nicht mehr als 750 und der Spiegel des Indus unter der Breite des Tacht-i-Soliman kaum noch 200′ Höhe besitzt. Westlicher hat Bamian, nahe bei dem noch 17,000′ erreichenden Pik Kohibaba, über 7500′ absolute Höhe.

Das Innere des westasiatischen Hochlandes, dessen Ränder wir in seinem östlichen breiteren Theile oben betrachtet haben, ist eine einzige zusammenhängende Hochfläche ohne bedeutende Gebirge. Es zerfällt in das Plateau von Iran im O., gegen 20,000 □M. groß, in das westlich davon gelegene medische oder kurdisch-armenische Alpenland, welches sich um den Wansee und die Quellen des Euphrat und Tigris lagert (s. u.), woran sich endlich das Hochland von Anadoli oder Anatolien gegen W. anschließt. Der östliche Theil des Plateaus von Iran besteht aus den Ländern Afghanistan (einst Drangiana) und Beludschistan (Gedrosia); westlich vom Meridian des Zarehsees liegt das eigentliche Persien mit den historisch berühmten Landschaften Khorasan oder Kohestan, Tabardestan (Parthien), Masenderan (Hyrkania) auf oder am Nordrande; Kerman (Karamanien), Farsistan (Persis) und Loristan (Susiana) auf oder am Südrande. Die Scheitelfläche von Iran ist großentheils eine weite baumlose Wüste mit Sand-, Kies- und Salzboden, wasser- und vegetationsarm, daher fruchtbare Ebenen selten sind und nur nach den Rändern hin Steppenweiden an der Stelle von angebautem Lande und Waldungen auftreten. Der Anbau des Bodens, der einst durch Anlagen zur künstlichen Bewässerung hergestellt war, ist mit deren Verfall verschwunden und hat sich nur in den Thälern am Rande erhalten, wo sich zugleich eine höchst mannigfaltige Vegetation zu außerordentlicher Pracht entwickelt. Die Mitte des iranischen Plateaus ist dagegen eine große, äußerst dürre Stein- und Kiesebene mit salzhaltigem Boden, die von Salzpflanzen bedeckt ist, und nur an den niedrigeren Stellen treten salzige Lachen und kleine Moräste statt fließender Gewässer auf. Diese große Salzwüste beginnt südlich von Teheran und erstreckt sich 20—40 M. breit in südöstlicher Richtung 120 M. weit, bis sie im Meridian des Zarehsees zu beiden Seiten des Hilmend- (Hindmund- oder Helmund-) Flusses

in eine wahre Sandwüste übergeht, die ihren Bereich in Folge der steten Wanderungen des Flugsandes immer weiter über alte Culturlandschaften ausdehnt und dabei den Lauf der sparsamen Gewässer hemmt, ihr Bett verstopft und sie ganz versiegen macht. Wie auf dem hinterasiatischen Plateau zeigt auch Iran in verschiedenen Theilen Niveauverschiedenheiten: während es am Fuß des Hindu-kho in den unebenen Gebirgslandschaften von Kabul zu 6000′ und darüber ansteigt, sinkt es zu Kandahar auf 3250′, nach der Mitte zu, in der Gegend des Zarehsees, allmälig vielleicht noch unter 2000′ herab, um sich wieder dann weiter westwärts zwischen Teheran, Ispahan und Schiras zu einem Plateau von 3500—4500′ absoluter Höhe zu erheben; es behält eine ansehnliche Höhe in der Küstenterrasse von Beludschistan und steigt im Plateau von Kelat selbst auf 7800′ (nach Anderen nur 5400′) an, erhebt sich aber nur um wenige hundert Fuß in Khorasan, gegen den mittleren Theil des Nordrandes hin, über das allgemeine oder mittlere Niveau der Hochebene.

An der Nordwestecke von Iran steigt zwischen dem Urmiasee und dem Caspischen See, auf einer Grundfläche von etwa 4500′ Höhe das Alpenland Adserbeidschan (Atropatene), mit Gipfeln von mehr als 10,000′ Höhe und zerklüfteten Gebirgsrücken empor, in deren Mitte der Salzwasser haltende und im Abnehmen begriffene Urumia- oder Urmiasee (Spauta?), 18 M. lang, 7 M. breit, 3900′ hoch, in fruchtbaren Umgebungen liegt. Fast ganz unbekannt ist das westlich anstoßende Gebirgsland von Kurdistan mit der Zagroskette, welches aus der nordwestlichen Fortsetzung der parallelen Randgebirgsketten Irans gebildet ist und vom Euphrat und Tigris durchbrochen wird. Es grenzt an die mesopotamische Tiefebene, und während einzelne Gipfel noch in die ewige Schneeregion reichen sollen, gedeihen in manchen tiefen Thälern Trauben und selbst Datteln. Nördlich hiervon steigt das fruchtbare Hochland Armenien, voll waldiger Bergzüge und mit einzelnen Schneegipfeln, empor, unter denen der weltberühmte, mit ewigem Schnee bedeckte Ararat (Abus), bei den Eingeborenen Masis, bei den Türken Agri-dagh, auf einer 2800—3000′ hohen Grundfläche bis 16,250′ sich erhebend (der südöstliche Gipfel 12,200′), der bedeutendste und zugleich der höchste Punkt auf der westasiatischen Halbinsel ist; er ist erst in der neuesten Zeit bestiegen worden. Daselbst erreicht das Plateau von Erzerum 5700′ absoluter Höhe. Armenien dacht sich im Allgemeinen sanft zu den benachbarten Hochländern ab; aber steil ist sein Abfall zum Schwarzen Meere. Der wichtigste Fluß, welcher von hier zum Caspischen Meere fließt, ist der Kur (Cyrus), welcher den Aras (Araxes) aufnimmt; nördlicher entspringt der im Alterthume als die Grenze Asiens und Europas berühmte Phasis, jetzt Rion; südlicher der Euphrat und Tigris. Längs des gleichfalls salzhaltigen Wansees (Arsissa, 5100′ hoch) zieht sich die eigentlich westliche Fortsetzung der Kette, welche wir früher als den Nordrand des iranischen Plateaus beschrieben haben. Wir bezeichnen dieselbe, statt der vielen hier vorkommenden Specialnamen, als den östlichen, gegen WSW. streichenden Flügel der Tauruskette (westlich davon liegt die Kette des Antitaurus), welche dort noch über 10,000′ und die ewige Schneegrenze erreicht und deren Päſſe 3—5000′ hoch liegen, vom Euphrat durchbrochen wird und längs der Südküste Karamaniens, wo die Erhebung

der Hauptkette kaum unter 9200′ bleibt, in mehreren parallelen Bergzügen ohne Unterbrechung, vom Golf von Skanderun aber in OW.-Richtung, bis zur Küste des Aegäischen Meeres fortzieht. Sie fällt als Südrand des Hochlandes hier steil gegen S. zum Mittelländischen Meere ab; dicht am Busen von Adalia erhebt sich der Tachtalü-dagh noch sogar zu einer Höhe von 6900′. — Das Innere des kleinasiatischen Hochlandes (Anadoli) ist noch sehr wenig erforscht; aber es scheint, daß die ganze Halbinsel, wo vulcanische Erscheinungen nicht selten sind, zwischen zahlreichen Berggruppen und Höhenzügen und einzelnen Hochgipfeln, von einem hügeligen, hier und da nur ebenen Plateaulande, welches Steppen und Weideland trägt, erfüllt ist; dieses steigt wahrscheinlich nach NO. am höchsten auf, läuft gegen das Aegäische Meer in mehreren parallelen Bergketten aus und fällt in steilen Stufen zum Schwarzen Meere ab, deren Thäler gut bewässert und fast die einzigen wohl angebauten Culturgegenden der Halbinsel sind. Die meisten Flüsse Kleinasiens fließen nach N. und W. ins Schwarze und Aegäische Meer. Die bedeutendsten sind: der Kisil-Irmak (der Halys der Alten); der Sakarija (Sangarius); der durch seine Windungen im Alterthume schon sprichwörtlich berühmte Maeander (jetzt Menderes-tschai oder Bujuk-Minder) und der Hermus (jetzt Kedis-tschai oder Sarabat); an der Südküste münden nur unbedeutende Gebirgsbäche. Unter den zum Theil isolirten Gebirgen scheint der Ardschisch (sonst Argaeus) im Innern, bei Kaisarijeh, ca. 12000′ hoch und beständig mit Schnee bedeckt, der bedeutendste zu sein; westlicher sind der Keschisch-dagh, im Alterthume Olympus, der Baba (Cadmus) und der Ida die bekanntesten.

Wir wenden uns nun zu den Gebirgslandschaften, welche sich dem großen asiatischen Hochlande anlagern, und beginnen mit denen auf der Südseite desselben. Am Golf von Skanderun steht das syrisch-arabische Hochland mit dem Taurus in naher Verbindung. Das syrische Bergland zieht fast in Meridianrichtung längs und ganz nahe der Küste des Mittelländischen Meeres südwärts bis zum Rothen Meere und besteht aus einer mit Bergzügen besetzten Hochfläche, die sich zu Damaskus 2250′ erhebt und ostwärts gegen die den Uebergang zum unteren Stufenlande des Euphrat bildende syrisch-arabische Wüste senkt. Ein tiefer Spalt durchfurcht dieselbe vom Golf von Akaba an, zum Theil El-Ghor genannt; darin liegt das Todte Meer, die größte bekannte Einsenkung innerhalb der Continente unter das Niveau des Oceans, denn sein Spiegel liegt um 1235′ tiefer als dieser; weiter nördlich erweitert sich dies Thal, vorzüglich bei Baalbek, das Thal Bkaa, bei den Alten Cölesyrien, in welchem der Leontes, jetzt Kasmijeh oder Bahr el-Litani, südwärts fließt, während der Orontes, jetzt Asi, seinen Lauf gegen N. nimmt. Es steht mit der levantischen Küstenebene bei Tyrus, Tripolis und am unteren Orontes durch schmale Querthäler in Verbindung. Durch diese wird das Gebirgsland an der Küste in 4 Abschnitte getheilt, worunter der Libanon (Libanus), etwa 9000′ hoch und ziemlich lange mit Schnee bedeckt, aber doch fruchtbar, der in Terrassen zur Küste abfällt, der ansehnlichste ist; derselbe bildet den westlichen Rand des Plateaus von Syrien oder Soristan, welches das arabische mit dem Südrande des vorderasiatischen Hoch-

landes (einer Kette des Taurus, dem Amänus der Alten), am Golfe von Skanderun (Sinus Issicus) verbindet, etwa 30 M. breit und 120 M. lang ist und mit seiner südlichsten Fortsetzung die Halbinsel zwischen den Golfen von Suez und Akaba am Rothen Meere erfüllt. — Südlich vom Libanon liegt zunächst das plateauartige, von vielen schmalen Thälern zerschnittene und nur 1—2000′ hohe Bergland von Palästina, worin der isolirt gelegene, 1760′ hohe Tabor (Tor), südlicher (auf der Ebene Jesreel) der kleine Hermon und das Vorgebirge Karmel (1747′ hoch), ferner das Gebirgsland des eigentlichen Judäa bemerkenswerth sind. Oestlich vom Jordan steigt dessen Thal schroff zu einer oben nicht unfruchtbaren Hochebene empor, welche sich aber bald nach O. senkt und in die Wüste übergeht. Vom Todten Meere bis zur Landenge von Suez, wo eine Bodensenkung auftritt, zieht sich das Plateau der Sandwüste El-Tih, und auf der Halbinsel im S. davon, zwischen den beiden äußersten Spitzen des arabischen Meerbusens: dem Bahr el-Kolzum, das Schilfmeer der Bibel (Sinus Heroopolites) im W. und dem Bahr el-Akaba (Sinus Aelaniticus) im O., erhebt sich im peträischen Arabien inselartig und schroff vom Meere das bis 9000′ hohe Massengebirge des Sinai (Tor Sina bei den Arabern), Gebel oder Dschebel Musa, dessen nordöstlichster Gipfel der Horeb der Bibel ist. Ein anderer Gipfel ist der Katharinenberg. Auf der Ostseite der oben genannten Spalte steigt die syrische Bergplatte steil und wild zerrissen auf; hier liegt gegenüber dem Libanon der Antilibanon (mit dem Hermon der heiligen Schrift), bis gegen 9500′ hoch; beide vorherrschend Kalkgebirge. Ostwärts ziehen von hier niedrige Felskämme durch die syrische Wüste. Am Südfuße des Antilibanon entspringt der Jordan (El-Udrun, auch Scheriah), welcher in dem großen Längenthale zuerst durch den von reizenden Ufern umgebenen See von Tiberias, jetzt Tabarie (Lacus Genezareth) noch 610′ unter dem Ocean in einem ganz wüsten und öden, tiefen Thale südwärts fließt und sich in das Todte Meer (Lacus Asphaltites), bei den Türken Ulu-Degnizi, bei den Arabern Birket Lut (Loths Meer) genannt, verliert. Das Wasser dieses Sees, von dessen Ufern jede Spur von Vegetation verschwunden ist, ist außerordentlich salzig und bitter.

Das arabische Hochland, welches mit Ausnahme schmaler Küstensäume ein einziges zusammenhängendes Plateau zu bilden und die ganze Halbinsel Arabien zu erfüllen scheint, steht im N., wie schon erwähnt, mit dem syrischen Berglande und der syrisch-arabischen Wüste in Verbindung. Sein Inneres wird von Bergketten durchzogen, ist uns aber noch äußerst wenig bekannt; doch wird das Land Nedsched, mit kahlen Felsgipfeln von vielleicht 9000′ Höhe, in der Mitte für den höchsten Theil angesehen; seine Erhebung muß ansehnlich sein, da es oben nicht selten friert. Das Plateau fällt im S. unmittelbar als kahler, schluchtenreicher Felsrand zum Ocean ab; im O. und W. treten niedrige, schmale Küstensäume auf, und gegen W. scheint die Abdachung in Terrassenform stattzufinden. Hier liegt am Rothen Meere das Land Jemen oder das glückliche Arabien, angeblich 6—7000′ hoch, mit dem sandigen Strande Tehama längs dem Rothen Meere; nördlich davon die Landschaft Hedschas; am persischen Golf zieht sich das sandige Küstenland El-Ahsa hin. Im Ganzen

ist die arabische Hochfläche eine höchst dürre, sandige Wüste, welche ähnlich wie die Gobi keine Flüsse und Bäume, nur sparsame Vegetation besitzt, und nur an wenigen Stellen von steppenartigen Oasen unterbrochen ist. Nur unbedeutende, im Sommer meist ganz versiegende Küstenbäche und sogenannte Wadis (Bergschluchten), in denen zuweilen Regenwasser oder schwache Bäche fließen, bilden die fließenden Gewässer. Die abgeschlossene Plateauform, wie die Bodenbeschaffenheit, Klima und Vegetation nähern jedoch Arabiens Charakter mehr Afrikas, als dem Asiens; es bildet gleichsam das Uebergangsglied zwischen beiden Continenten.

Auf der mittleren Halbinsel Südasiens oder Vorderindien nimmt ebenfalls ein Plateau, das von Dekan, welches ohne allen Zusammenhang mit den nördlichen Hochgebirgen ist, den größeren südlichen Theil ein. An seinem Nordrande erhebt sich, durch das tiefe Thal des Nerbudda geschieden, das wenig bekannte kleine System des Vindhya-Gebirges in mehreren parallelen Ketten, welche sich nicht über 4600′ zu erheben scheinen und dadurch merkwürdig sind, daß sie neigen, von der OW.-Richtung nach SW. hin abzuweichen, während im N. des Himalaya allgemein ein Streben in den Parallelgebirgen sichtbar ist, nach SO. abzulenken (bei den Meridianketten nach SW.). Im O. hängt es durch ein 2000′ hohes Bergplateau mit der großen Hochfläche der Halbinsel zusammen, und im N. reiht sich daran das ebenso hohe waldreiche Plateau von Malwa, welches mit über 3000′ hohem steilen Westrande aus dem Tieflande aufsteigt. Südlich vom Vindhya laufen damit ziemlich parallel die Gundwana- und Satpura- (d. i. Ort der Seligen) Berge. Am Westrande erhebt sich, vom Persischen Meere nur durch einen wenige Meilen breiten Küstensaum (Malabar, indisch Malayavara, d. i. Bergland) getrennt, steil und mauerartig die felsige, dicht bewaldete, 170 Meilen lange Meridiankette der West-Ghats (Ghats, Ghauts, Ghates bedeutet Engpässe), mit der Richtung NNW.-SSO., welche gegen O. sanft zu der 2000—2400′ hohen inneren Plateaufläche sich abdacht und deshalb von dieser aus viel niedriger, als von der Westküste gesehen, erscheint. Ihr Kamm erhebt sich nach S. und hat 2000—3600′, der höchste Gipfel (unter 12¼° Br.) 5350′ Höhe. Das Plateau im Innern, welches der Kistnahfluß in das von Punah und Golkonda im N. und in das von Mysore (spr. meißuhr) im S. theilt, ist jedoch keine ganz ebene Fläche, sondern es erheben sich (z. B. im NO., in dem kühlen, unzugänglichen Lande der Goands) darauf niedrige Höhenzüge, welche selbst bis 5000′ ansteigen. Die Hochfläche senkt sich im Ganzen nach O. allmälig, bis die niedrigere Kette der Ost-Ghats, welche den östlichen Rand des Plateaus, gegen die breitere, niedrige Küste Coromandel hin, bildet, sich schneller abdacht. Dieser Bergzug, der fast in entgegengesetzter Richtung streicht, wie die West-Ghats, ist vielfach durchbrochen, steigt nicht über 3200′ auf (d. h. nicht einmal so hoch als das Plateau von Mysore) und ist größtentheils nur als Abfall der ganzen Plateaufläche zu betrachten, der deshalb auch nur von der Küste aus als Kette erscheint. Bei der Dreiecksgestalt des Plateaus von Dekan treten die Südenden der beiden Ghatsketten näher an einander, und hier erhebt sich an ihrer Vereinigungsstelle unter 12° Br. die höchste Gebirgslandschaft der ganzen vorderindischen Halbinsel, nämlich der Gebirgsknoten der Nilgherri (spr. neilg.)

oder das blaue Gebirge, bis zu 7900′. Sie stürzen äußerst jäh zu einem schmalen, tiefen, waldigen Querthale, dem Gap, hinab, welches die flachen Ebenen beider Küsten mit einander verbindet; aber südlich von dieser Spalte steigt nochmals eine Gebirgsmasse plötzlich zu nahe gleicher Höhe empor, das System der Ali-gherri, welche die Südspitze der Halbinsel bis zum Cap Comorin einnehmen. Aehnlich trennt die Palksstraße die inneren Hochflächen der Insel Ceylon, welche sich im S. bis 2400′ im Mittel erheben und auf denen einer der höchsten Gipfel, der Adams-Pik, noch zu einer Höhe von 6960′ aufsteigt. — Nur der Nerbudda (Namadus) und der Tapty, welche im nördlichen Theile des Hochlandes gegen W. fließen und in den Meerbusen von Cambay, gegenüber der Halbinsel Guzerate, münden, entspringen nicht, wie alle größeren Flüsse des Dekans, am Ostfuße der westlichen Ghats, von wo diese in ihrem östlichen Laufe die Ost-Ghats durchbrechen, um sich dann in Deltalandschaften am Bengalischen Meerbusen auszubreiten; so der Mahanuddy, der Godavery, welcher nur 15 M. von der Westküste entspringt; der Kistnah oder Krischna, und südlicher die kleineren Flüsse Pennar und Cavery. Die steile Felswand der West-Ghats entsendet nur unbedeutende Waldbäche, aber mit großartiger Kataraktenbildung, nach W. hin. Die Bewässerung des ganzen Hochlandes, selbst des Innern, ist in Folge seiner Lage und der eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse außerordentlich günstig und reichlich; nirgend erblickt man hier Steppen oder Wüsten, wie auf den übrigen Hochflächen des asiatischen Continents, sondern die üppigste, mannigfaltigste Vegetation entfaltet sich hier vor unseren Blicken. Besonders ist der westliche Theil von Dekan trefflich bewaldet, mehr nackt sind die östlichen Abfälle des Hochlandes.

Auf der östlichen Halbinsel Südasiens oder Hinterindien verschwindet die Plateaubildung, die wir bei der westlichen und mittleren vorherrschend gefunden haben. Lange, waldreiche, aber sehr wenig erforschte Kettengebirge, welche sich an den Südrand des ostasiatischen Hochlandes anschließen und nicht die Grenze des ewigen Schnees zu erreichen scheinen, durchziehen die hinterindische Halbinsel mit vorwaltender Meridianrichtung. Es ist: 1) das aus mehreren Ketten bestehende und am Irawaddy-Delta endigende Küstengebirge von Arakan, mit steilem Abfall gegen W., meist 3—6000′ (in einem Gipfel 8300′) hoch. 2) Das birmanische Gebirge, zwischen dem Irawaddy und Thaluayn oder Salüen, wo sich Höhenzüge auf plateauartiger Basis bis mindestens 5000′ Höhe erheben. Der Irawaddy scheint die waldigen Gebirge im N. zu durchbrechen; früher glaubte man, daß der große Strom Tübets der Yaru-dsangbo-tsiu (der obere Lauf des Brahmaputra) der obere Irawaddy sei, jetzt zweifelt wohl Niemand mehr an der Zusammengehörigkeit des Yaru-dsangbo und des Brahmaputra, der seine Wasser mit dem Ganges in den Meerbusen von Bengalen sendet. In der Niederung von Pegu bildet der Irawaddy ein weit ausgebreitetes, viel verzweigtes Deltaland. 3) Das dichtbewaldete westsiamesische Scheidegebirge, welches von dem Tafellande von Ober-Laos ausbricht und im S. auf der Landzunge durch eine breite Einsenkung, die Ebene Krah, vom 4) Gebirgszuge der Halbinsel Malakka geschieden wird. Jenseit einer anderen Einsenkung (unter 9° Br.) erhebt sich dieser Zug höher (zu 6000′), um sich dann wieder auf

seiner südöstlichen Fortsetzung, parallel der Gebirgsinsel Sumatra streichend, zu senken; zu beiden Seiten finden sich auf der Halbinsel flache, oft morastige Küstenebenen. 5) Das fast unbekannte ostsiamesische Scheidegebirge, welches der Menam in vielen Katarakten durchbricht. Endlich 6) das Scheidegebirge zwischen Cambodja und Cochinchina, ein breites Bergland, welches bis an das Gestade des südchinesischen Meeres tritt. An einzelnen Stellen dehnt sich der niedrige Küstensaum weiter ins Innere aus. Der mächtige Strom Maykaung oder Cambodja, dessen Quellen in weite Ferne nahe denen des Jan-tse-kiang auf dem hinterasiatischen Hochlande gelegt werden, soll die östliche Fortsetzung des Himalaya (den Sine-schan) mit seinen hohen Schneebergen in der ganzen Breite durchbrechen; in seinem unteren Laufe breitet er sich in einer weiten Niederung zu einem Deltalande aus.

Die östlichen Gebirgsländer Asiens, den Nan-ling, Peling und die Meridiankette von Korea haben wir bereits bei Beschreibung des Ostrandes von Hochasien aufgeführt, und die am Nordrande auftretenden oder getrennt aufsteigenden Gebirgszüge, — nämlich die ostsibirischen Ketten und Kamtschatkas Gebirge, an der NO.-Ecke des Hochlandes; der Kaukasus, auf dem Isthmus zwischen dem Schwarzen Meere und dem Caspischen See, welcher durch untergeordnete Bergzüge und hohe Steppenplateaux sich an den Nordrand des vorderasiatischen Hochlandes lehnt; das Meridiangebirge des Ural, welcher von allen anderen Gebirgen des alten Continents durch weite Tiefebenen geschieden wird und als letzte Ausläufer niedrige Hügelzüge von seinem Südfuße zum Truchmenen-Isthmus, zwischen dem Aral- und dem Caspischen See, entsendet, — sind bereits früher in allgemeinen Umrissen beschrieben worden. Wir wenden uns deshalb gegenwärtig, um das orographische Bild des Erdtheils zu vollenden, zu den

Tiefebenen Asiens, wobei wir zugleich die Hauptströme nach ihren wichtigsten Verhältnissen darstellen werden. Die Tiefländer, welche neben und zwischen den genannten Hoch- und Gebirgsländern des Erdtheils sich ausbreiten, nehmen über ein Drittel seiner räumlichen Ausdehnung ein; aber sie bilden nicht, wie Afrikas Tiefebenen, eine einzige zusammenhängende ungeheure Fläche zur Seite des Hochlandes, sondern dringen vielfach in die Gebirgsländer ein und umgeben den eigentlichen Kern, die großen Anschwellungen des Bodens zu Plateauflächen und Gebirgsmassen, auf allen Seiten, während sie in Amerika nur auf eine Seite der großen Gebirgserhebung dieses Erdtheils beschränkt sind.

Das große nordische oder sibirische Tiefland, welches über 180,000 □M. ($^2/_9$ der ganzen Oberfläche des Erdtheils) einnimmt, also größer als ganz Europa ist und das ausgedehnteste auf der ganzen Erdoberfläche bildet, dehnt sich, nach O. hin an Breite zunehmend, 600 Meilen weit von W. nach O., vom Ural bis zum Aldanischen Gebirge und Stanowoi-Chrebet, aus und wird gegen N. vom Eismeere bespült. Sein Niveau ist mit Ausnahme seines südlichen Randes höchst einförmig: der Irtysch liegt bei Buchtarminsk 930′, bei Tobolsk nur 110′, der Obi bei Barnaul 360′, die Lena bei Kirensk 730′, bei Jakutsk nur 290′ über dem Spiegel des arktischen Oceans. Die großen wasserreichen Ströme: Ob oder Obi, der größte Asiens, dessen Stromgebiet bei einer Länge von

480 M. 64,000 □M. umfaßt, Jenisei und Lena und ihre bedeutendsten Nebenflüsse entspringen am Nordrande des Hochlandes; die beiden ersten im Altai. Sie fließen im unteren Laufe zuerst durch Wälder, nördlicher durch weite Steppen und Morastflächen; der Jenisei, an welchem erst die eigentliche asiatische Pflanzenwelt zu beginnen scheint, durchbricht die sajanische Kette in einer höchst malerischen Spalte (Bom). Aber ihr Wasserreichthum vermag unter den Einflüssen des Klimas wenig zur Productivität des Bodens beizutragen und ihre Benutzung ist sehr beschränkt, da sie dem unwirthbaren Norden, dem unzugänglichen Eismeere zuströmen. Zwischen den Quellen des Tobol und Ischim hängt das sibirische Tiefland im SW. mit der großen Tiefebene von Turan, 50,000 □M., zusammen, welches sich vom ostasiatischen Hochlande bis zum Caspischen Meere und nördlich davon noch zum Ural nach Europa hinein erstreckt und welches wegen der kesselförmigen Bodeneinsenkung um den Caspischen See so merkwürdig ist. Kein Gebirgszug zwischen dem Altai und Ural scheidet diese beiden größten Tiefländer des Erdtheils von einander; nur einzelne, nicht zusammenhängende und ganz niedrige Höhenzüge (meist kaum 600′ absolut hoch) treten in den Steppen auf. Die weite tiefe Einsenkung des Bodens des turanischen Beckens — der Spiegel des Caspischen Sees (Hyrkanisches Meer der Alten) liegt 78′ unter dem Mittelländischen Meere, der Aral (das Blaue Meer bei den Russen) nur 25′ darüber, — welche noch ostwärts sich über die turkestanischen Wüsten zu erstrecken scheint, hat durch die Gestalt wie durch die Beschaffenheit des Bodens, den Salzgehalt jener beiden großen Steppenseen und vieler kleineren Seen und Lachen zu der Vermuthung geführt, daß in uralten Zeiten und wahrscheinlich in der langen Furche, welche, von kleinen Steppenseen erfüllt, sich vom Aral, der noch Seehunde nährt und dessen Ufer sich zurückziehen, nordostwärts bis zu den Steppenlachen der Barabinzensteppe hinzieht, bei einem einst höheren Stande der Gewässer, das mit Wasser bedeckte Tiefland des Caspischen und Aralischen Beckens mit dem Arktischen Ocean in Verbindung gestanden, so daß derselbe einen Busen dieses Meeres gebildet, dessen Ostufer im Norden der kleine Altai gewesen. Später mag der Aral mit dem Caspischen See im S. des Ust-urt zusammengehangen haben, wohin man auch den Arm des Oxus legt, der noch in der historischen Zeit das Caspische Meer erreicht haben soll. Oertliche Hebungen und Senkungen des Bodens, die in langen Perioden unregelmäßig am Caspischen Meere ein Fallen und Sinken seines Spiegels unterstützten, mögen bei den hier stattgehabten Veränderungen auch im Spiel gewesen sein. Die Ausdehnung des continentalen (untermeerischen) Gebiets, welches in dem turanischen Tieflande unter dem Spiegel des Meeres liegt oder von einer Linie begrenzt wird, deren Höhe 0′ über dem Meere ist (dieselbe schneidet die Wolga zwischen Saratow mit + 6, und Zaryzin mit — 5 Toisen Höhe, auch der Eltonsee liegt sogar 5 Toisen oder 30′ und Kalmykowa am Uralfluß schon 12 Toisen tiefer als das Schwarze Meer), läßt sich zwar noch nicht genau bestimmen, dürfte aber mit Einschluß des Caspischen Sees selbst mindestens 10,100 □M. betragen, d. h. 500 mehr als ganz Frankreich. — Gegen das turanische Tiefland hin dachen sich die unteren Stufenländer des Gihon, Sir, Ural und der Wolga ganz sanft ab, denn am Fuße des turkestanischen Alpen-

landes besitzt die südöstliche Ebene von Turkestan etwa 1850′, Balkh nur 1700′, Bokhara 1100′, Orskaja am Ural 570′, Orenburg 250′, Uralsk 34′′ absolute Höhe über dem Spiegel des Schwarzen Meeres. Das Tiefland, dessen Einförmigkeit durch verkrüppelte Fichten, niedrige Felsklippenzüge oder einzelne Emporhebungen, wie die Balkhanberge am Ostufer des Caspischen Sees, den großen Bogdo (600′) in der inneren Kirgisensteppe, und durch die niedrige plateauartige Erhebung des Ust-urt von 600′ Höhe auf dem Truchmenen-Isthmus unterbrochen wird, und daher weit geringer ist als die Einförmigkeit der Ebenen (Llanos) der neuen Welt, besteht jetzt größtentheils aus Steppen und Wüsten. Die ausgedehnteste Wüste, die turkomanische (Descht-Kowar), welche sich 90 M. weit von W. nach O. am Nordrande von Iran hinzieht, begräbt die Gewässer, welche von diesem herabfließen, in ihrem Flugsande, und dieser hat auch wahrscheinlich den Arm des Gihon, der einst ins Caspische Meer gemündet zu haben scheint, verschüttet. Der Truchmenen-Isthmus besteht fast ganz aus wüsten Sandflächen und auch östlich vom Aralsee ziehen sich große, hier und da von Steppen unterbrochene Sandwüsten bis nahe an den Westrand des großen centralen Hochlandes. Die quellenreichen Oasen innerhalb dieser Wüste weichen immer mehr der Herrschaft des Flugsandes, der selbst das Delta des Jaxartes beträchtlich eingeengt hat, und größeren Flächen mit fruchtbarem, angebautem Boden begegnet man nur in den Thälern des Oxus und am mittleren Jaxartes. Nördlich von den beiden großen Seebecken herrscht, wie im südöstlichen Sibirien, dürrer, fast überall baumloser Steppenboden vor; es sind dies die Kirgisensteppen, welche gegen N. bis zum Obschtschei-Syrt und zum Uralgebirge reichen und in die höher gelegene Ischinsche Steppe übergehen. Diese ungeheuren Steppen dehnen sich 70,000 □M. aus. Ihr Boden besteht meist aus Thon, Kies und Flugsand, mit Natron und Bittersalz gemischt, ist daher meist unangebaut und macht den ermüdenden, lähmenden, man kann sagen: schrecklichen Eindruck aller Steppen. Die Quellen fehlen fast gänzlich und enthalten meist bitteres Wasser, das den Thieren (Pferden ꝛc.) noch schädlicher ist als den Menschen. Einzelne Theile dieser Steppe liegen 2—300′ tiefer als die Oberfläche des Meeres. — Die rauchblätterigen Pflanzen saugen mit ihren Haaren und Stacheln die Feuchtigkeit aus der Luft. Von Thieren findet man Schaaren von Nagethieren, Mäusen, Ratten, Murmelthieren, Mardern, Wieseln und wilden Schweinen, die sich meist von Mäusen nähren; von Vögeln: Krähen, Raubvögel und Hühnerarten, die mit Hülfe der Flügel fortlaufen, gleichsam rudern. — Der Beschaffenheit des Bodens ist es zuzuschreiben, daß fast alle Gewässer Turans zu Steppenflüssen werden, indem sie größtentheils im dürren Sande versiegen oder in seichten Lachen enden. Nur die gewaltigen Wassermassen des Sihon oder Sir-darja (Jaxartes oder Oxyartes der Alten), welcher einst die äußerste Grenze der alten persischen Monarchie gegen die unwirthbaren Scythenregionen bildete, und des Gihon oder Amu-darja (Oxus), überwinden auf ihrem über 200 M. langen Laufe die Dürre und den lockeren Sandboden, welcher das meiste Wasser verschluckt, und ergießen sich in den Aral, nächst dem Caspischen See der größte Steppensee auf der Erde. Obwohl sie nach einem kurzen oberen Laufe im unteren Stufenlande keinen einzigen

großen Nebenfluß aufnehmen, so bilden sie doch noch an ihrer flachen Mündung weite Deltalandschaften, welche mit Sumpf und Rohrdickicht bedeckt sind oder worin, wie beim Jaxartes, Sand vorherrscht. Im Oxusdelta werden die Theilungen des Stroms und Canäle zur Befruchtung der angebauten Uferlandschaften benutzt. Auch der Jaïk oder Uralfluß, welcher wegen seines gekrümmten Laufs merkwürdig ist, fließt in seiner unteren Stufe von Uralsk an durch niedrige Steppen mit Salzboden; seine Ufer sind theils morastig, theils bewaldet, und an seiner Mündung bildet er ein kleines sumpfiges Delta. Sein Wasserreichthum und klippenloses Bett würden seine Schiffbarkeit nicht wenig erhöhen, beschränkte nicht eben die Steppe seine Benutzung.

Südlich von Hochasien bringen die Tiefebenen von Mesopotamien, Hindustan und Hinterindien in das Hochland ein. Das mesopotamische Tiefland oder das untere Stufenland des Euphrat und Tigris stößt, nebst der syrisch-arabischen Wüste im Westen des unteren Euphrat, an die Plateaux von Syrien und Arabien und an das vorderasiatische Hochland. Der Euphrat (Euphrätes, im oberen Laufe Arsanias oder Teleboas) ist 300 M. lang und hat ein Gebiet von über 11,000 □M. Er entspringt im armenischen Hochlande aus zwei Bächen, wovon der südliche Murad heißt, durchbricht den Taurus und tritt dann mit SO.-Richtung in sein unteres Stufenland, wo er links den Chabur (Chaboras oder Aborrhas der Alten) aufnimmt, während auf dem rechten Ufer bedeutende Nebenflüsse fehlen. Sein größter linker Nebenfluß, der Tigris (Tigris), dessen Quellen denen des Hauptstromes benachbart liegen, durchströmt Kurdistan und gelangt dann, südöstlich fließend, in die mesopotamische Ebene; er empfängt von O. her den großen Zab (Lycus und Zabatus), den kleinen Zab (Caprus), die Diala (Delas) 2c. Der obere Theil der Ebene am Euphrat mag noch gegen 1000′ über dem Meere liegen; zu beiden Seiten des mit Waldung bedeckten Thales tritt eine dürre Steppenplatte mit niedrigen Felsrücken und etwa unter dem 38. Breitengrade von W. her die syrisch-arabische Wüste an den Fluß. Bei Babylon, wo der Strom 200 Schritt breit und bis 40′ tief ist, fängt das ganz ebene und waldlose Niederungsland an, einst von zahlreichen, jetzt zerstörten Canälen und Stromarmen benetzt und wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesen. 21 M. von der Mündung in den Persischen Meerbusen vereinigen sich die beiden großen Ströme, der träge, klare Euphrat und der reißende, trübe Tigris, dessen Schiffbarkeit zahlreiche Stromschnellen beschränken, und führen nun den Namen Schat-el-Arab, dessen westlicher Arm allein mit größeren Fahrzeugen befahren werden kann. Das Deltaland ist ein Insellabyrinth mit seichten Canälen und verwandelt sich vom März bis Juni und oft nochmals im Herbst durch die austretenden Gewässer in eine einzige Wasserfläche. Jetzt ist das Land hier, nachdem die Canäle längst verfallen sind, meist Steppenboden, Weideland oder Sumpf. Auch der Persische Meerbusen ist in seinem innersten Winkel durch den Strom verschlämmt.

Hindustan oder die unteren Stufenländer des Indus und Ganges, auch Sind- und Hindebene genannt, welche durch keine hervortretende Wasserscheide von einander getrennt werden, wird von dem asiatischen Hochlande im W. und N., dagegen im S. vom Plateau von Dekan begrenzt

und nimmt etwa 24,000 □M. Oberfläche ein. Der **Sind** oder Indus der Alten, welcher wie der Dsangbo-tsiu, den man für den Quellenfluß des Brahmaputra oder Burremputer hält, am Nordabhange des Himalaya entspringt, ist 340 M. lang und sein Gebiet hat 19,000 □M.; er durchbricht nach einem langen NW.-Laufe in einem Längenthale, wie jener Strom, das Hochgebirge, um in der Ebene rechts den Kabul und links die schon vereinigten Gewässer der Tschunab und Sedledsch, welche durch das fruchtbare Land **Pendschab** (d. i. Fünfstromland) fließen, worin Lahore 850′ Höhe besitzt, aufzunehmen. Die 5 Ströme, welche zuletzt vereinigt der **Punjund** genannt werden, sind: der **Jelum**, **Djylum** oder **Behut** (Hydaspes der Alten); der **Tschunab** (Acesīnes); nach deren Vereinigung nehmen sie den **Rawi** (Hydraotes) und dann den ansehnlichen **Sedledsch** oder **Sutledsch** (Hyphäsis) oder **Gharra** auf, der sich vorher mit dem **Beja** vereinigt. Wie beim Nil fehlen weiter abwärts alle größeren Nebenflüsse; der Indus fließt träge nach S. dahin, spaltet sich schon 60 M. oberhalb seiner Mündung, bildet ein 30 M. breites, aber wenig fruchtbares, baumloses, meist sandiges oder sumpfiges und ungesundes Delta, und von seinen 11 Mündungsarmen ist der östlichste gegenwärtig, in Folge eines Erdbebens, in einen See verwandelt. Daran stößt die Niederung das **Runn**, eine salzige, baumlose Sandwüste, die zur Zeit der Ueberschwemmungen, welche besonders im August eintreten und wo der Strom oft um 20—30′ anschwillt, zu einer morastigen Lagune wird. Am rechten Ufer des Indus erhebt sich der hohe Ostrand des iranischen Plateaus; am linken Ufer und am Sedledsch breitet sich eine 20—40 M. breite, öde, niedrige Sandwüste, das **Thurr**, mit salzhaltigem Boden und vielen Oasen, gegen 100 M. weit nach N. hin aus. — Der **Ganges** (indisch Gangâ), welcher in einer Vorkette des Himalaya entspringt und aus 2 Bächen entsteht, wovon der westliche, **Baghiratha-Ganga**, aus ungeheuren Schneefeldern 12,800′ hoch hervorbricht, und der östliche **Alaknanda-Ganga** genannt wird, erhält seinen Namen erst nach deren Vereinigung (1400′ hoch). Er durchbricht nur die vorderen Parallelketten des Himalayasystems in reißendem Laufe, tritt bei Hurdwar, etwa 1000′ hoch, in die ungemein fruchtbare und reich angebaute indische Ebene und nimmt im Tieflande auf seinem Laufe zum Bengalischen Meerbusen noch 11 wasserreiche, große Ströme, darunter die **Djumna**, den **Gogra** (Agoranis) und **Dewah**, auf. Er ist 290 M. lang, hat bei Allahabad nur noch 325′ Höhe (Delhi an der Djumna hat 800′), überwindet leicht die durch Vorberge des Plateaus von Malwa entstehenden letzten Stromschnellen und tritt dann in die eigentliche Niederung von Bengalen. Seine Spaltung in Arme beginnt 45 M. oberhalb der Mündung und dieselben durchnetzen sich mit denen des **Brahmaputra** zu einem dichten Gewebe von Wasseradern, die ein ungeheures, gegen 50 M. breites Delta mit zahlreichen Zwischenarmen, 17 Haupt- und vielen Nebenmündungen bilden. Unter diesen Mündungsarmen ist jedoch nur der westlichste, der **Hugly**, künstlich vor Verschlämmung gesichert und 50 M. weit aufwärts für Seeschiffe fahrbar. Dies Delta,*)

*) Dieser Name ist von dem griechischen Buchstaben D, welcher Delta heißt und diese Gestalt Δ hat, entlehnt.

über doppelt so groß als das berühmte des Nils, ist in beständiger Veränderung begriffen (daher ist auch die Schifffahrt in diesem Labyrinth von Canälen höchst gefährlich) und rückt schnell vor. Die beiden großen Ströme, deren Stromgebiet zusammen auf 25,000 □M. angeschlagen wird, setzen diese Niederung auf weite Strecken unter Wasser; aber nur die Sunderbunds, ein 10—15 M. breiter Strich an der Küste, voll zahlloser Lachen und mit Schilf und undurchdringlichen Wäldern bedeckt, welche den wilden Thieren zum Aufenhalt dienen und die rechte Heimath der Tiger, Elephanten, Nashörner, Schlangen ꝛc. sind, sind ein eigentliches Sumpfland, dessen verpestete Luft den Menschen zurückscheucht, während das Delta weiter landeinwärts, mit Hülfe künstlicher Anlagen, schnell trocken gelegt wird und höchst fruchtbare angebaute Landschaften bildet. Sehr verschieden hiervon ist die Landschaft am Indus: statt der reichen Culturflächen des Ganges-Tieflandes oder der Hindebene zeigt sich dort ein weit magerer Boden, minder reich an Bewässerung.

Ganz anders sind die Tiefebenen Hinterindiens vertheilt. Nicht ein einziges großes Tiefland breitet sich hier aus, sondern getrennte Küstenebenen und schmale Niederungen an den Mündungen der großen Ströme, die uns fast nur hier bekannt sind, ziehen sich zwischen den Gebirgsketten ins Innere. Sie bilden die meist noch ganz unbekannten Landschaften: Arrakan, welches mit Hindustan zusammenhängt, längs der Küste des Bengalischen Busens; Pegu und Birma oder Awa, am Irawaddy und Salüen oder Lu-kiang; Siam, am Menam, der in den Busen von Siam mündet; Cambodscha und Anam (Cochinchina und Tonkin) am May-kaung oder Cambodscha und längs der Küste der südchinesischen See.

Endlich breiten sich noch östlich vom hinterasiatischen Hochlande die etwa 10,000 □M. einnehmenden chinesischen Tiefebenen an den unteren Läufen des Hoang-ho und Jan-tse-kiang aus, welche im S. vom Nan-ling-Gebirge begrenzt und durch den Peling in das Tiefland des blauen und des gelben Stroms getheilt werden. Sie sind die fruchtbarsten und angebautesten Gegenden der Erde, so benutzt, daß selbst die Menschen ihre Wohnungen zum Theil auf den Gewässern aufgeschlagen haben, und werden von zahllosen Armen, Canälen und Gräben durchschnitten. Diese Ströme setzen oft große Strecken der Niederung unter Wasser, und stellenweise wird daher der Fruchtboden in Sumpf- oder Wiesenland verwandelt. Diese beiden Riesenströme entspringen im unwirthbaren Innern des Hochlandes, durchbrechen mit vielen Wasserfällen das chinesische Alpenland und bilden in ihrem verbundenen Deltalande große Seen und stehende Lachen, wie der Nil. Der Jan-tse-kiang wird die letzten hundert Meilen seines Laufs so breit, daß man von einem Ufer das andere nicht erblicken kann; er steht mit großen Landseen in Verbindung und hat vor seiner Mündung die 20 M. lange Insel Tsong-ming gebildet. Aus dem blauen Strome oder dem Jan-tse-kiang*) (d. i. Sohn des Meeres), dem längsten Flusse Asiens (720 M.), geht der große Kaisercanal (Jün-ho)

*) Ströme zweiter Größe heißen in China nicht kiang, sondern ho.

mit vielen Nebenzweigen, 120 M. lang und 100—150 Schritt breit, zum Hoang-ho oder gelben Strome, von seinem trüben Wasser also genannt, welcher 550 M. lang ist, und weiter nordwärts bis zum Busen von Petschili. Jener großartige Canal ist die besuchteste Handelsstraße des Landes, besonders auch, weil Sandbänke, namentlich in dem überall seichten gelben Meere (Hoang-hai) und Klippen längs der Meeresküste die Seeschifffahrt hier nicht wenig gefährlich machen.

Außer im Westen des Continents, wo die größten Steppenflüsse liegen, die das Weltmeer nicht erreichen, entspricht die Wichtigkeit der Ströme des Erdtheils der Entwickelung seiner Küsten gegen N., S. und O. Merkwürdig ist dabei, daß Asien mehrere Zwillingsströme besitzt, d. h. solche, welche paarweise Quellgegend und Mündungsland gemein haben und sich zuweilen sogar noch, ehe sie das Weltmeer erreichen, mit einander verbinden. Dergleichen Strompaare sind der Gihon und Sir, der Euphrat und Tigris, der Ganges und Brahmaputra, der Jan-tse-kiang und Hoang-ho. Andere Ströme Asiens bilden ein System mit paralleler Richtung ihrer Läufe, wie Sibiriens und Hinterindiens Ströme; die nordischen sind wie die amerikanischen, welche dem arktischen Ocean zufließen, durch die Bildung von Limanen an ihren Mündungen ausgezeichnet; die hinterindischen theilen den Charakter der großen Ströme Südasiens, welche dem Indischen Ocean ihre Wassermassen zusenden, indem sie mehr oder weniger ausgebreitete, vielarmige Deltalandschaften bilden. Nur der Amur (Saghalin-ula, d. i. schwarzer Fluß), dessen Stromgebiet an 37,000 □M. umfaßt, und der Indus stehen vereinzelt in ihren hydrographischen Verhältnissen da.

Es bleiben uns nun noch, um die allgemeine Ueberficht von der Oberflächengestalt des Erdtheils zu vollenden, die Inseln zu betrachten. Asiens Inseln, welche fast ausschließlich an der Ost- und SO.-Seite des Erdtheils lagern, gehören im Allgemeinen den hohen, auf plutonischem Wege gebildeten an. Als Fortsetzung der Vulcanreihe Kamtschatkas zieht sich ein langer Vulcangürtel auf der großen Inselkette längs der Ostküste südwärts, von den Kurilen bis zu den Molukken, wo diese Vulcanreihe, die ostasiatische, welche sich auf Nipon selbst bis in die ewige Schneeregion (über 12,000′ hoch) erhebt, mit der australischen auf Neu-Guinea zusammentrifft. Westlich von dieser Insel zieht die südasiatische Vulcanreihe von O. nach W. auf der nur durch schmale Canäle getrennten Kette der Sundainseln. Auf den Gebirgsketten dieser Inseln bilden die zum Theil erloschenen Vulcankegel meist die höchsten Gipfel, und vorzüglich reich an hohen Feuerbergen ist Java, welches, außer an der ebenen, flachen Nordküste, von parallelen Ketten durchzogen wird und 40—50 solcher Berge besitzt, unter denen der Gede, Tegal, Semiru, Arjuna rc. zu 9—10,000′ ansteigen. Noch höher, wenn auch minder zahlreich, erheben sich die kolossalen Vulcane (16) Sumatras auf den Ketten und Plateauflächen, denn der Gunong-Dempo hat über 11,000, der Berg von Benkulen 9500′, der Pik von Indrapura 11,500′, der Merapi und der Gunong-Ophir 9000′, der Kosumba 14,000′ (?) Höhe. Als die letzten Glieder dieser sumatraschen Vulkanreihe sind einige kleine Inseln im Bengalischen Golf, östlich von der Insel Groß-Andaman und an der S.-W.-Ecke von Arrakan anzusehen. Auch Borneo und Celebes, mit sehr merkwürdiger Gestalt,

welche jedoch nur wenig bekannt sind, gehören zu der Classe der hohen Inseln. Nur die Lakka- und Male-diven, im W. und SW. von der Küste Malabar gelegen, und die kleinen Koralleneilande, welche vielen der oben genannten hohen Inseln vorliegen, sind zur Classe der niedrigen zu rechnen. — Noch müssen wir der Erscheinung noch thätiger Vulcane im tiefen Innern des Continents Erwähnung thun, welche dadurch vorzüglich merkwürdig wird, daß solche bei dem jetzigen Zustande der Erdoberfläche im Allgemeinen sonst nur auf Inseln oder doch in der Nähe der Küsten des Oceans auftreten. Am nördlichen Abhange der Kette des Thianschan, also in der mittleren der 4 großen WO.-Ketten Asiens, giebt es nämlich wahre Vulcane mit Feuerausbrüchen, Lavaströmen rc.: es ist der Pe-schan (d. i. weißer Berg) oder Ho-schan (Feuerberg), welcher nicht weniger als 380 M. vom Eismeere und vom Indischen Ocean und 340 M. vom Caspischen See entfernt liegt, und in dessen Nähe nordwestlich heiße Quellen und andere vulcanische Anzeichen vorkommen; westlicher erhebt sich noch der Vulcan von Ho-tschëu in Turfan und die Solfatara von Urumptsi, welche eine große Menge von Salmiak oder tatarischem Salz liefert. Der Berg Aral-tube, welcher sich südlich von der Kette des Tarbagatai im See Alakul erhebt, ist keinesweges, wie man bisher angenommen hat, ein (erloschener) Vulcan. — In China sind keine eigentlichen Vulcane bekannt; aber doch mangelt es hier nicht, so wenig als im W. und im Innern des Continents, an Aeußerungen der vulcanischen Thätigkeit des Erdinnern gegen die Erdkruste, wie namentlich Erdbeben; man gewahrt dort auch die eigenthümliche Erscheinung von Feuerbrunnen (Ho-tsing) und Feuerbergen (Ho-schan), wo brennbares Gas aus der Erde strömt und zum Theil von den Bewohnern der Nachbarschaft benutzt wird.

Wenn die klimatischen Verhältnisse auch nur in flüchtigen Umrissen hier zur Sprache gebracht werden können, so lassen sich doch durch eine allgemeine Zusammenstellung der Hauptelemente am leichtesten die gewaltigen Gegensätze erkennen, welche verschiedene Regionen des großen Continents in dieser Beziehung darbieten; Gegensätze, welche in keinem anderen Erdtheile so groß sind und auch ihren lebendigen Ausdruck in den Formen der organischen Natur finden. Wenn auch die Zahlenelemente, welche wir für das weite Gebiet Asiens besitzen, im Verhältniß zu seiner Größe noch höchst sparsam genannt werden müssen und uns für viele Gegenden gänzlich fehlen, so werden die weiterhin mitgetheilten doch manchen Anhaltpunkt zur Vergleichung der verschiedenen Klimate unter einander und mit den entsprechenden Breiten anderer Erdtheile liefern. Um diese zu erleichtern, unterwerfen wir den Erdtheil erst einer Betrachtung seiner Verhältnisse hinsichtlich seiner Weltstellung und der dadurch bedingten Ursachen des Klimas.

Asien erstreckt sich durch alle Zonen, und schon deshalb müssen seine klimatischen Verhältnisse sich zu einer hohen Mannigfaltigkeit entwickeln,

obwohl dieselben auf weiten Räumen einen gleichförmigen Charakter besitzen. Seine lange Nordküste stößt überall an die Wintergrenze des Polareises; die kalten Nordwinde werden auf weiten Strecken durch keinen Gebirgszug gehemmt, sie wehen über Schnee- und Eisflächen, über gefrorenen Steppen- und Sumpfboden, aus Regionen, welche das eine Maximum der Kälte (den östlichen Kältepol) auf der nördlichen Halbkugel umgeben. Obgleich etwa ein ebenso großer Theil des Continents der heißen Zone als der kalten angehört ($^1/_8$), so durchschneidet doch der Aequator, außer den Inseln, kein festes Land zwischen den Meridianen seiner Ost- und Westgrenze*), und daher muß die mächtige Wirkung der Sonne auf große Länderräume innerhalb der Tropen, wie sie uns in Afrika namentlich entgegentritt, beträchtlich vermindert werden, so daß in Folge dessen auch der continentale Theil Asiens, der in dem gemäßigten Erdgürtel gelegen, weit weniger die wohlthätige Wirkung des aufsteigenden heißen Luftstroms der Tropen genießt, welche z. B. Afrikas Stellung für Europa so wohlthätig macht. Dazu treten noch manche andere abkühlende Ursachen, wie seine horizontale Gestalt, seine Höhenverhältnisse und die Beschaffenheit des Bodens, seine zusammenhängende und nach O. breiter werdende Masse festen Landes, ohne tiefe Meerbusen und bedeutende Halbinseln nördlich vom 30. Breitengrade; die großen von W. nach O. streichenden Gebirgssysteme, deren höchste Ketten gerade zunächst der heißen Zone emporsteigen und die sich dem freien Fortschreiten der warmen Winde des Südens zu den kühleren Erdregionen mehr oder weniger hemmend entgegenstellen; die hohen Plateaux, welche sich in gewaltiger Ausdehnung von Kaschmir in nordöstlicher Richtung bis zum arktischen Tieflande, größtentheils in der gemäßigten Zone gelegen, erstrecken und auf denen sich, wie auf den Gebirgen, die Schneemassen aufhäufen, welche sich bis tief in den Sommer hinein erhalten und die Temperatur der Umgebungen erniedrigen. Selbst die im nördlichen Theile vorherrschenden westlichen Winde, welche durch den Einfluß der Meereslüfte noch Europas Klima gleichförmiger machen, gewinnen hier, fern vom Ocean, wegen der bedeutenden Zunahme des alten Continents an Breite nach O. hin, einen völlig continentalen Charakter, so daß sie namentlich östlich von der niedrigen Gebirgsmauer des Ural als Landwinde wirken. Auf der anderen Seite steigern der vorherrschend continentale Charakter, die Plateauform und die pflanzenarmen, wasserlosen Steppen und Wüsten die Sommerwärme nicht unbeträchtlich. So entwickeln sich durch diese Umstände bedeutende Gegensätze zwischen Europas und Asiens Klima, und aus ihnen erklärt sich die so verschiedene Vertheilung der Wärme unter die verschiedenen Jahreszeiten, die nach dem Aequator gerichtete Krümmung der Isothermenlinien und das nirgend auf der Erdoberfläche so stark ausgeprägte continentale Klima, welches zwar schon im östlichen Europa sich zu zeigen beginnt, in Asien aber doch noch in bedeutendem Grade excessiver wird; sehr heiße Sommer folgen hier in der gemäßigten Zone auf ungemein strenge Winter, und der Uebergang zwischen beiden Jahreszeiten ist bei weitem schneller als in Europa.

---

*) Von allem festen Lande, welches der tropischen Zone angehört, besitzt Asien nur $^1/_9$, Australien $^1/_8$, Amerika $^3/_{10}$ und Afrika allein $^{46}/_{100}$ oder beinahe die Hälfte.

Breite und Länge, wie die Erhebung ꝛc. lassen, besonders wenn man zugleich auf die Formen der organischen Welt Rücksicht nimmt, den Erdtheil in mehrere große Bezirke theilen, in denen sich eine gewisse Gleichförmigkeit der klimatischen Verhältnisse kundgiebt. Nordasien trägt ganz den Charakter der Polarländer der Erde; lange, trockene, strenge Winter mit heftigen Winden, auf welche im schnellsten Uebergange kurze, regenarme, heiße Sommer folgen; ein beständig gefrorner Boden, der nur an der Oberfläche aufthaut; große Wälder kommen schon nördlich vom 55. Breitengrade selten vor (siehe unten über die Baumgrenze), nördlicher gedeihen noch die europäischen Getreidearten; im südlichen Sibirien gedeihen noch manche Obstarten. Im nördlichen Theile breiten sich die gefrornen Moos- und Flechtensteppen (die Tundra) aus. Das so schwach bevölkerte hinterasiatische Hochland, welches weniger durch seine Kälte als wegen seiner außerordentlichen Trockenheit merkwürdig ist, trägt nur auf seinen Hochgebirgen ewigen Schnee. Die heftigsten Stürme, welche besonders im Winter ausbrechen und hier Sand und Schnee aufthürmen, machen dann das Land ganz unzugänglich; aber der Schnee schwindet schnell im Frühling und an feuchten Stellen entwickelt sich nun in kurzer Zeit ein schöner Pflanzenteppich auf den Bergsteppen, welche dann von Karavanen und Heerden besucht werden. Aber die heiße Sonne, welche bei dem heiteren Himmel die spärliche Feuchtigkeit dem Boden bald wieder entzieht, verwandelt die Oberfläche schnell in einen dürren Anger, und heiße Winde vermehren die Gefahren einer Wanderung durch die Wüste. Wo dagegen, wie an den Abfällen des Hochlandes, die Bewässerung einigermaßen reichlich vorhanden ist, treten statt der Steppen- und Salzpflanzen Wälder, Rasen und eine reiche Vegetation auf, und bei der hohen Sommerwärme gedeihen z. B. selbst im Thale des Tarim noch Wein, Baumwolle und Seidenzucht; ja auf dem weit höheren Plateau Tübets, wo 5—8 Monate lang in den strengen Wintern Schnee fällt und ein Regenfall im Sommer zu den Seltenheiten gehört, reift dieser mit seiner Hitze doch in den Thälern noch Wein, sogar in 8000′, Aepfel, Aprikosen und Nüsse bei 8800′, Weizen bis über 11,000′, Roggen noch etwas höher und Gerste selbst bis zu 13,800′ Höhe, obgleich das Getreide hier erst im December, oft unter Schneegestöber, geerntet werden kann. Nirgend zeigen sich auf der Erde unter dieser Breite (30—32°), bei gleicher Höhe ähnliche Vegetationsverhältnisse; und auch auf die Thierwelt hat ein so eigenthümliches Klima einen entschiedenen Einfluß ausgeübt, denn wir begegnen hier ganz eigenthümlichen, dem Klima entsprechend von der Natur ausgerüsteten Geschöpfen. Der Einfluß der warmen Südwinde auf der einen Seite der Himalayaketten, die hohe Sommertemperatur der trockenen Atmosphäre über den dürren Steppen und Wüsten der Hochfläche auf der anderen bewirken in den Grenzen der Vegetation und des ewigen Schnees auf beiden Abhängen des Himalaya eine merkwürdige Abweichung von der Regel, welchen Einfluß im Allgemeinen die geographische Breite auf diese Grenzlinien ausübt. Am Nordabhange beginnt nämlich der ewige Schnee erst bei 15,000—15,600′, am Südabhange, trotz seiner größeren Nähe am Aequator, schon bei 12,000′ absoluter Höhe (s. u.). Aehnliche Anomalien zeigen die oberen Grenzen der Pflanzen: während Fichtenarten am indischen Abhange des

Gebirges bis 11,100′, die Zwergbirke bis 12,200′ aufsteigt, endigt die Waldregion (Birken) auf der tübetanischen Seite erst in 13,200′ Höhe, und Gesträuche trifft man sogar noch bis zu 15,900′, also weit über der Gipfelhöhe des Montblanc, an. — Den größten Gegensatz zu dem Klima Hochasiens bildet die schwüle Hitze der feuchten, in starken Regengüssen sich regelmäßig entladenden Atmosphäre über dem reich bewässerten bengalischen Tieflande, mit Palmenwäldern, baumartigen Farrnkräutern und Gräsern (Bambus), vielen Gewürzpflanzen und der großartigen tropischen Vegetation, deren Fülle und Mannigfaltigkeit nicht hinter denen des tropischen Amerika zurücksteht. Nicht minder großartig und in den mannigfaltigsten Formen hat sich die Thierwelt hier, am Südabhange des Himalaya, entwickelt. Mit zunehmender Höhe wird auf der vorderindischen Halbinsel die Luft trockner, kühler; Palmen steigen wenig über 3000′ auf, dichte Wälder von immergrünen Bäumen und eine höchst reiche Vegetation treten an ihre Stelle; das Hochland von Dekan erfreut sich eines ewigen Frühlings, welcher die edlen Früchte zeitigt. Das südliche und südöstliche Asien besitzt einen nirgend auf der Erde in der Ausdehnung und Regelmäßigkeit wiederkehrenden eigenthümlichen Wechsel der Jahreszeiten, welche durch den periodischen Wechsel der Moussons (d. h. Winde der Jahreszeiten) bedingt werden. Mit dem SW.-Mousson treten an der Westküste von Vorderindien Nebel und heftige Regengüsse oder der Winter der Tropen ein; die Mauer der Ghats bildet hier eine Wetterscheide, welche die Wolkenmassen langsam übersteigen, um dem Plateau einzelne Regengüsse zu bringen, während Coromandel noch immer heiteren Himmel und trockne Zeit hat. Erst um die Zeit, wenn der NO.-Mousson an dieser Küste eintritt, bricht hier die Regenzeit an, während derselbe Mousson der Küste von Malabar Sommer bringt. So herrscht an der Westküste und im Innern Hindustans die etwa 3—5 Monate anhaltende nasse Zeit zwischen Mai und September (je weiter nach N., desto später beginnt sie), während die Niederschläge an der Ostküste vom October bis Januar niederfallen. Was das Umsetzen des einen Moussons in den entgegengesetzten betrifft — eine Zeit, worin Windstillen und veränderliche Winde an die Stelle der regelmäßigen Luftströmungen treten —, so ist es natürlich nicht an einen bestimmten Tag geknüpft; so beginnt der NO.-Mousson zu Madras zwischen Ende September und Anfang November; der SW.-Mousson zu Anjarakandy (Malabar) zwischen Mitte Mai und Mitte Juni. Aehnlich, jedoch mannigfaltig modificirt nach Eintrittszeit und Dauer, ist der Wechsel der beiden Jahreszeiten auf den benachbarten Halbinseln, dem Indischen Ocean und im Archipel Südost-Asiens. Je weiter nördlich, desto später beginnt der SW.-Mousson, dessen Einsetzen deutlich von der Zeit abhängig ist, wann die Sonne durch den Scheitelpunkt des Ortes geht; so beginnt der Mousson an der Nordküste von Ceylon 2—3 Wochen früher als auf der Küste von Coromandel. Hiervon hängt also auch der Anfang und die Dauer der nassen Jahreszeit ab.

Fassen wir die Regenverhältnisse hier noch etwas näher ins Auge, so finden wir, daß zu Calcutta, wo der jährliche Niederschlag 77 englische Zoll erreicht, der wenigste Regen im December und Januar, am meisten (18″) im Juni fällt; zu Benares fallen 44″, am meisten (20″ allein)

im Juli; zu Bombay 81″; auf dem benachbarten Plateau von Punah dagegen nur 23½″, am meisten (6″) im Juni; zu Madras 49″, am meisten im November (14″); zu Anjarakandy 124″, und davon fallen im regenreichsten Monat, dem Juli, nicht weniger als 39″ herab; zu Utacamund 45″, wobei die Regenzeit 2 Maxima im Jahre zeigt (im Mai und Juni, und im September und October); zu Kandy 82″; zu Macao 69″, am meisten im Mai (12″). Dabei ist die Mächtigkeit einzelner Regengüsse oft ganz gewaltig, denn man hat zu Calcutta in 24 Stunden 12 Zoll (über die halbjährige Regenmenge Norddeutschlands), zu Bombay 8⅔″ Regen beobachtet. Wir finden im Allgemeinen die mächtigsten Niederschläge mit dem SW.-Mousson an der Westseite der Ghats; auf der Hochfläche Dekans nimmt die Regenmenge ab; das Maximum an der Westküste fällt auf den Sommer, das der Ostküste, beim NO.-Mousson, auf den Herbst. Von der herabstürzenden Wassermenge wird die Temperatur mehr oder weniger herabgedrückt, wie dies die Monate mit der höchsten und niedrigsten mittleren Wärme (s. u.) unmittelbar zu erkennen geben.

Abweichend gestaltet sich das Klima der chinesischen Ebenen. Die Lage im östlichen Theile Asiens, zwischen den schneeigen Hochgebirgen im W. und dem Ocean im O. haben ihm in anderer Weise ein gleichfalls eigenthümliches Gepräge verliehen: ausgezeichnet durch verhältnißmäßig kalte Winter, dabei aber gemilderte Sommerhitze. Zwar herrscht in Südchina noch indische Luft und Vegetation, aber im N. ist Schnee gar keine Seltenheit mehr. Furchtbar heftige Orkane (Teifuns) brechen hier, wie südlicher auf den benachbarten Meeren und an den Gestaden mit einer gewissen Regelmäßigkeit aus. Die Vegetation zeigt, mit Ausnahme vieler europäischen Culturgewächse, viel Eigenthümliches; hier gedeiht u. a. in den Voralpen im W., welche zwei trockene und zwei nasse Jahreszeiten besitzen, der für China so charakteristische Theestrauch und auf der Scheitelfläche des Plateaus der Rhabarber.

Wenden wir uns endlich zum westlichen Asien, so finden wir hier größtentheils ein vorherrschend continentales und sehr trockenes Klima, besonders im Innern der Plateauflächen, welche durch ihre Randgebirge und Terrassen gegen S. dem Einfluß des Oceans mehr oder weniger entzogen werden. So steigt man aus der dürren Hitze der persischen Küste durch das glückliche Klima der Terrassenthäler, worin eine Fülle der prächtigsten Vegetation herrscht, wo Weizen bis 4000′, Orangen bis 3000′ gedeihen, wo europäische Obsthaine mit Myrten, Wein, Rosen und edlen Fruchtbäumen wechseln, auf die kältere, waldlose Scheitelfläche von Iran, mit trockener, fast stets heiterer Atmosphäre, wo kalte Nächte und kühle Winter, in denen selbst Schnee fällt, auf heiße Tage und glühend heiße Sommer folgen. Diese Beschaffenheit des Klimas, in Verbindung mit der dürren Natur des Bodens, welcher ohne künstliche Bewässerung keinen Anbau des Bodens gestattet, verleiht dem Plateau den Charakter der Steppe oder Wüste; aber überall, wo reichlicher Niederschlag an den Abhängen fällt, wie in Ghilan und Masenderan, erreicht die Pflanzenwelt eine merkwürdige und auffallende Fülle und Ueppigkeit; so gedeihen am Südufer des Caspischen Sees Wein, Maulbeeren, edle Früchte, Reis und Zuckerrohr, und dichte Waldung bekleidet die Abfälle des Gebirges hier.

Aehnlich ist das Klima, der Boden und die Vegetation des turanischen Tieflandes beschaffen; nur sind die Gegensätze der Jahreszeiten in diesem extremen Steppenklima weit schroffer als in Persien, die Pflanzenwelt noch ärmer. Man hat hier zwischen dem Nordufer des Caspischen und Aralsees Winter von — 12 und — 16° R. mittlerer Temperatur beobachtet, ja im Winter von 1839 auf 1840, unter 47½° Br., das Quecksilber gefrieren sehen, während im August selbst noch nördlicher (50° Br.) die Hitze 37° R. erreicht. Schreckliche Schneestürme bringen nicht selten im Winter den Heerden der Kirgisen Verderben, und die beispiellose Trockenheit der Luft in der warmen Jahreszeit trägt vorzugsweise zu dem schnellen Austrocknen der dortigen Gewässer bei. Erst am Kaukasus, in Armenien und Kleinasien, mit ihrem Gebirgs- und Plateauklima, beginnt europäische Vegetation, Cultur, Weiden und Hochwaldung; hier macht sich der Einfluß des oceanischen Klimas noch durch die Meeresumgebungen geltend, und Kleinasien erscheint als der Uebergang aus der continentalen Natur des Orients zu dem unter dem Einflusse des Oceans stehenden Occident der alten Welt auf der nördlichen Halbkugel. Dahingegen schließt sich Syrien und vorzüglich Arabien in ihrer Flora und Fauna an Afrika an. Syrien liegt jedoch, wie Mesopotamien, schon ganz außerhalb der tropischen Zone. Hier regnet es vorzugsweise in der kälteren Jahreszeit. Wo es nicht an Bewässerung fehlt, da erscheinen Wälder und Wiesen; Wein, edle Früchte, Baumwolle ꝛc. gedeihen trefflich; aber wo jene mangelt, tritt auch Pflanzenarmuth hervor. Arabien gehört zwar seiner Hauptmasse nach den Tropen an; seine große Dürre und geringe Bewässerung jedoch ist die Ursache der sparsamen Vegetation, denn die Regenzeit, welche mit den Moussons des Indischen Oceans am Rothen Meere in den Sommermonaten eintritt, bringt keinen ansehnlichen Niederschlag, ja in manchen Gegenden regnet es oft das ganze Jahr über nur ein einziges Mal. Der Thau ist in diesen warmen Klimaten auf die Küstenstriche beschränkt und fehlt im Innern der wasserlosen Ebenen fast gänzlich. Die Dattelpalme ist der wichtigste Baum an der Küste wie auf dem syrisch-arabischen Plateau, und nur in den Gebirgslandschaften des Libanon und auf den Terrassen des glücklichen Arabien ist die gesteigerte Bewässerung einer höheren Entwickelung der Vegetation günstig; es gedeihen Palmen, der Kaffeebaum, Sorgho, Gewürzpflanzen ꝛc.; aber Waldungen fehlen, und eine trockene Steppenvegetation, das Weideland edler Pferde, ersetzt die Wiesen. Auch die Hausthiere und wilden Thiere, die schnell von Oase zu Oase gelangen können, hat Arabien mit den benachbarten Regionen Afrikas gemein.

Zum Schluß dieser Betrachtung des Klimas wollen wir noch einige Zahlen über Wärme- und Regenvertheilung in Asien anführen, und da die Seltenheit der Beobachtungspunkte nicht gestattet, dies behufs einer vergleichenden Uebersicht, bei jeder einzelnen oben geschilderten Klimaregion des Erdtheils zu thun, so begnügen wir uns damit, die Temperaturangaben nur für den so verschiedenen Norden und Süden des Continents zu trennen, ohne daß wir dies jedoch für eine ganz naturgemäße Eintheilung ausgeben können. Indem wir zunächst auf die Zahlenelemente der vergleichenden Klimatologie, welche wir bereits früher für das gesammte russische Reich mitgetheilt haben, verweisen, stellen wir in der folgenden Tafel einige An-

gaben für das nördliche und mittlere Asien zusammen, welche das, was früher über den Lauf der Isothermen und über die Vertheilung der Wärme unter die verschiedenen Jahreszeiten gesagt worden, näher darlegen.

Ort.	Nördliche Breite.	Oestliche Länge v. Ferro.	Höhe. Par. Fuß.	Mittlere Wärme des			Unterschied der Sommer- und Winterwärme.
				Jahres.	Winters.	Sommers.	
				Grad.	Grad.	Grad.	Grad R.
Nowaja Semlja	74°	52° 30′		— 6	— 11,5	3,5	15
Ustjansk......	71	153 15		— 13	— 30,2	6,5	36,5
Beresow	63 56′	82 44		— 3	—	—	—
Jakutsk......	62	147 24	280	— 8,6	— 30,1	11,7	41,8
Iluluk	53 45	188 45		+ 3,5	0	7,5	7,5
Barnaul	53 20	101 29	360	— 0,1	— 14,8	14,4	29,2
Petropawlowsk (Kamtschatka)	53	176 15	46	+ 2,3	— 5,2	10,4	15,6
Irkutsk......	52 15	122	1194	— 0,5	— 14,8	13,0	27,8
Nertschinsk ...	51 58	134 15	1750	— 3,3	— 21,6	13,0	33,6
Orenburg	51 45	72 46	250	+ 2,7	— 11,0	16,4	27,4
Astrachan ...	46 21	65 42	70	7,6	— 3,9	19,4	23,3
Tiflis	41 42	62 28	1407	10,3	1,6	18,6	17
Trebisond	41	57 45		12	+ 7	18	11

Vom 40. Breitengrade an etwa besitzen wir unter anderen folgende Temperaturbestimmungen:

Ort.	Nördliche Breite.	Oestliche Länge von Greenwich.	Höhe. Par. Fuß.	Mittlere Wärme des			Unterschied des Winters und Sommers.
				Jahres.	Winters.	Sommers.	
Peking	39° 54′	116° 26′		10,7	— 1,43	20,48	21,91
Smyrna	38 26	27 7		13,14	7,39	20,58	13,19
Mossul..........	36 19	43 10		15,78	6,51	26,05	19,54
Beirut	33 50	35 26		16,57	10,80	21,25	10,45
Nagasaki	32 45	129 52		12,91	5,31	20,15	14,84
Jerusalem	31 47	35 14	2350	13,61	7,83	18,61	10,98
Mussooro od. Mussuri	30 27	78 2	6100	10,99	3,33	15,99	12,66
Abuscher.........	28 15	50 54		20,03	13,23	26,67	13,44
Kathmahelu	27 42	87 40	4650	13,73	7,39	19,07	11,68
Nasirabad	26 18	74 45	1487	19,60	12,46	24,07	13,61
Canton...........	23 8	113 16		16,83	10,17	22,22	12,05
Hongkong.........	22 20	114	140	18,19	11,39	22,73	11,34

Auf der vorderindischen Halbinsel wie in den südasiatischen Ländern und auf den Inseln im SO. überhaupt, wo der Wechsel der Jahreszeiten nach dem Eintreten der Moussons bestimmt wird, welche den Einfluß der Sonne auf die Veränderung der Wärme im Laufe des Jahres mehr oder

weniger abändern, hat die Eintheilung des Jahres in Jahreszeiten, wie sie in höheren Breiten gilt, ihre Bedeutung verloren. Wir geben daher hier, zum Theil, um zugleich auch die mehr oder weniger sichtbare Gleichmäßigkeit der Temperatur in den verschiedenen Monaten nachzuweisen, die Wärme und den Namen des kältesten und wärmsten an.

Ort.	Nördliche Breite.	Oestliche Länge von Greenwich.	Höhe. Par. Fuß.	Mittlere Wärme des			Unterschied des kältesten und wärmsten Monats.	Anzahl der Beobachtungsjahre.
				Jahres.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.		
				Grad R.	Grad	Grad.	Grad R.	
Ferozepore	30° 57′	74° 42′		23,52	10,62 Jan.	29,11 Juni	18,62	
Delhi	28 31	77 14		18,41	9,78 "	26,38 "	16,60	3
Darjiling	27 3	88 19	7500	9,69	4,06 "	13,85 Aug.	9,79	2
"				10,22	4,20 "	14,20 Juli	10	4
Benares	25 18	82 56	300	21,45	13,85 "	27,71 Mai	13,86	2¾
Calcutta	22 38	88 20	78	21,82	17,50 Dec.	24,62 "	7,12	10
Nagpoor	21 8	79 11		22,04	17,49 Jan.	28,56 "	11,07	3
Bombay	18 56	72 54		21,59	18,38 "	23,43 "	5,05	4
Mahabuleshwur ..	17 59	73 30	4500	15,38	13,86 Dec.	18,88 Apr.	5,05	14
Madras	13			23,07	20,53 Jan.	25,62 Mai	5,09	22
Seringapatam ..	12 45	76 51	2412	19,07	16,44 "	22,89 "	2,45	3
Anjarakandy	11 40	75 40		21,81	21,22 "	23,82 Apr.	2,60	10
Ootacamund (Utacamund ..	11 25	76 45	7361	11,40	9,11 Dec.	13,64 "	4,53	2⅓
Trincomalee	8 34	81 22		21,67	19,78 Febr.	23,29 Juli	3,51	2
Trevandrum	8 31	77 0		21,00	20,29 Nov.	22,53 Apr.	2,24	9
Kandy	7 17	80 49	1680	18,12	17,16 Jan.	18,92 Mai	1,76	3
Singapore	1 17	103 50		21,63	20,65 "	22,30 Juli	1,65	6
	südl. Br.							
Buitenzorg, Java	6 37	106 49		19,92	19,50 Febr.	20,34 Oct.	0,84	12

Anmerkung. Nach Dove's klimatologischen Beiträgen. Die Stationsnamen sind hier geschrieben wie im Dove'schen Verzeichniß.

Wir können endlich bei Gelegenheit der Betrachtung des Klimas noch des verwickelten Phänomens der Schneelinie an Asiens Gebirgen erwähnen. Zwar hat man viel von ewigem Schnee in Nordsibirien gesprochen und geglaubt, daß hier seine Grenze schon nahe im Niveau des Meeres angetroffen würde; aber nach den Berichten der Reisenden in den polaren Küstenstrichen hält sich hier nirgend eine auf weiten Räumen zusammenhängende Schneedecke den ganzen Sommer über. (Einzelne Schneeflecke bleiben bekanntlich auch an geschützten Stellen auf Gebirgen liegen, die gar nicht die Schneelinie berühren und selbst weit darunter zurückbleiben.) Ueberall findet man noch Keime des organischen Lebens. Die Baum- und Strauchgrenze, welche nach der Behringsstraße zu, im Lande der Tschuktschen, nicht höher als 67° Br. geht, steigt allmälig nach W. hin gegen den Pol, und zwar bis zum 71. Breitengrade an. Jenseit dieser Grenze erblicken wir die Tundra, mit ihrer Filzdecke von Laubmoosen, dürren Flechten rc., auf einem seit Jahrtausenden gefrornen Boden, und diese reicht mit ihrer traurigen Einförmigkeit überall bis an die Küsten des Eismeeres.

— Die mannigfachen Umstände, welche den Einfluß der Breite auf die Senkung der Schneelinie vom Aequator nach den Polen hin modificiren, machen sich auch an Asiens Gebirgen sehr auffallend geltend und erzeugen sogar die oben schon erwähnte Ausnahme von der allgemeinen Regel am Himalaya, an dessen südlichem oder indischem Abhange der ewige Schnee tiefer herabreicht, als an dem nördlichen oder tübetanischen*). Die wichtigsten Höhenangaben stellen wir in folgender Tafel, nach der Breite geordnet übersichtlich zusammen. (Man vergleiche damit die Angaben bei den Hochgebirgsketten Europas in entsprechenden Breiten.)

Gebirgsketten.	Nördliche Breite.	Untere Grenze des ewigen Schnees.
Albanisches Gebirge	61°	4200 par. F.
Kamtschatka	56¾	4900
Unalaschka	53¾	3350
Altai	50	6600
Kaukasus	43	10200
Ararat	39¾	13300
Argaeus (Taurus)	38½	10050
Bolor	37½	15950
Hindu-kho	34½	12200
Himalaya, Nordabhang	30¾—31	15000
— Südabhang		12000

Allgemeines.

Asien ist nächst Europa für uns unstreitig der interessanteste Erdtheil, sowohl in Hinsicht auf die Natur, als auf die Geschichte. Asien ist durch die ungeheure Ausdehnung seiner Tiefebenen und durch die Beständigkeit in der Richtung seiner Gebirgsketten fast noch merkwürdiger als durch die Höhe seiner Berge; trotz dieser und der gewaltigen Bodenanschwellung im Innern von Hochebenen wird jedoch seine mittlere Höhe über dem Meere, obwohl die größte unter den Erdtheilen, nur auf kaum 1080′ geschätzt, was wenig mehr als Südamerikas (1060′) ist. Fast fünfmal so groß als Europa, reicht Asien mit seinen nördlichsten Gegenden in die erstarrten, mit ewigem Eise bedeckten Polarregionen, während sein südlicher Fuß sich in die heißen und fruchtbaren Gegenden der Tropenländer taucht, und es umfaßt in seinem weiten Umfange mehr als eine wahrhaft paradiesische Gegend, dergleichen die übrigen Welttheile an Milde des Klimas und an üppiger Fruchtbarkeit kaum Aehnliches aufzuweisen haben. An Reichthum der Producte kann sich kein anderer Erdtheil mit Asien messen. Zwar hat es nicht die ungeheure Vegetation von Amerika, sein größter innerer Raum ist selbst

*) Wie in Hinsicht auf die Schneegrenze, so zeigt der Himalaya auch bei den Vegetationsgrenzen entsprechende Abweichungen, deren oben bereits kurz Erwähnung geschehen ist.

dem Baumwuchs entschieden ungünstig; dagegen aber bringt es viele ihm allein eigenthümliche Producte hervor, welche bis jetzt jedem Versuche der Verpflanzung mehr oder weniger getrotzt haben; es ist das eigenthümliche Vaterland des Thees, der edelsten Gewürze und wohlriechenden Pflanzen, der vorzüglichsten Farbstoffe, und ihm verdankt das ärmere Europa Alles, was es jetzt an edlen Pflanzen und Obstsorten besitzt (vergl. die Einleitung zu Europa). Höchst bedeutend ist ebenfalls Asiens im Alterthum vielleicht, wenigstens bei manchen Gebirgen, mehr bekannter und benutzter Reichthum an Mineralien und vorzüglich an edlen Metallen und Edelsteinen, welche alle, die in anderen Erdtheilen hin und wieder vorkommen, weit hinter sich zurücklassen. Noch wichtiger muß uns Asien erscheinen, wenn wir bedenken, daß es das älteste bewohnte Land auf Erden, die Wiege des Menschengeschlechtes und der ältesten Cultur gewesen, indem die Geschichte aller gebildeten Völker auf Asien zurückweist, und in den nur lange noch nicht hineinreichend erforschten Sagen der ältesten gebildeten Völker jenes Erdtheils wahrscheinlich ein höchst bedeutender Schatz alter Naturkunde und Wissenschaft überhaupt verborgen liegt. Wir ersparen indeß die Betrachtung aller dieser Gegenstände auf die Beschreibung der einzelnen Länder, welche uns die natürlichste Veranlassung bieten werden, von den Producten, den verschiedenen Menschenracen, der Religion, der Sprache und den Sitten der verschiedenen Völker dieses Erdtheils zu reden.

Eintheilung.

Die Natur hat Asien in ein das ganze Innere einnehmendes Hochland und eine nach allen Weltgegenden mannigfaltig abfallende Abdachung getheilt. Glücklicher Weise fällt hier die natürliche Begrenzung meistens ziemlich genau mit der politischen zusammen, welche wir hier, wie im Bisherigen, zur Führerin nehmen müssen. Indem wir nun von Europa nach Asien übergehen, hat uns die Beschreibung des russischen Reiches schon zur Betrachtung des nördlichen Asiens geführt. Das türkische Reich dagegen haben wir erst so weit kennen gelernt, als es europäische Länder umfaßt; wir schreiten daher hier abermals nach Asien über.

I. Das türkische Asien oder die asiatische Türkei.

Lage. Grenzen. Größe.

Die Besitzungen der Türken in Asien umfassen die Länder zwischen dem 44. und 66. Grade östl. Lg. und dem 30. bis 42. Grade nördl. Br., und machen also einen bedeutenden Theil des westlichen oder Vorderasiens aus. Sie werden begrenzt nördlich von den Meerengen, welche das Aegäische mit dem Schwarzen Meere verbinden, von diesem letzteren und von den russischen Provinzen am Kaukasus; östlich von Persien; südlich vom Persischen Meerbusen, von Arabien, dessen Wüsten sich weit gegen N. (bis zum 36. Grade) zwischen die türkischen Provinzen hineindrängen, und endlich südlich und westlich vom Mittelländischen Meere. Das Ganze mag etwa 22,360 □M. enthalten, mit, wie man jedoch bloß muthmaßlich annimmt, 12—16 Millionen Einwohnern.

Eintheilung.

Die asiatische Türkei wird in (17) Statthalterschaften, Ejalets oder Paschaliks, und diese wieder in Sandschake getheilt. Da aber diese Eintheilung, bei dem unruhigen Zustande des osmanischen Reiches, einem häufigen Wechsel ihrer Grenzen, je nachdem ein oder der andere Pascha sein Gebiet durch Gewalt der Waffen oder andere Mittel zu erweitern vermag, unterworfen ist, und die barbarischen Namen dieser Provinzen auf keinen Fall dem geschichtlichen Interesse der alten Eintheilung jener Länder zu vergleichen sind, so werden wir das ganze osmanische Asien in folgende 4 schon in der ältesten Geschichte begründete Provinzen theilen, nämlich: Klein-Asien, Armenien, Mesopotamien und Syrien.

1. Klein-Asien (Asia minor).

Wir verstehen darunter die ganze, vom Schwarzen, Aegäischen und Mittelländischen Meere umflossene Halbinsel, welche östlich von dem hohen

Gebirgslande Armeniens und vom Euphrat begrenzt wird. Sie hat bei den Türken keinen gemeinschaftlichen Namen, denn Anadoli, — aus Natolien, dem europäischen Namen jener Gegenden, entstanden — umfaßt nur den bedeutendsten westlichen und nördlichen Theil der Halbinsel. Natolien oder Anatolien selbst bedeutet „östliches Land", von ἀνατολή der Sonnenaufgang, weil diese Länder östlich vom eigentlichen Griechenland liegen, sowie sie auch wohl im Handel vorzugsweise die Levante (le levant), d. h. die Gegend des Sonnenaufganges genannt werden, obgleich dieser Name auch im weiteren Sinne von Constantinopel, Syrien, ja selbst Aegypten gebraucht wird. Klein-Asien hat etwa zwischen 10 und 11 Mill. Einwohner auf 9930 □Meilen.

Aeltere Geschichte.

Klein-Asien scheint schon im höchsten Alterthume von mehreren sehr verschiedenartigen Völkern bewohnt gewesen zu sein. Außer den an der westlichen Küste des Landes angesiedelten Griechen, Aeoliern, Joniern und Doriern, wovon im II. Theile gehandelt worden, kennt hier die Geschichte vorzüglich folgende Völkerschaften. Die Phrygier, im nordwestlichen Theile der Halbinsel, ein bedeutendes Volk, dessen Geschichte uns indeß nur aus fabelhaften Sagen bekannt ist. Sie zeichneten sich durch den abergläubischen und enthusiastischen Dienst der Cybële (der Mutter der Götter) aus, deren Priester, die Korybanten oder Kureten, sich häufig entmannten und bei ihren wahnsinnigen Tänzen zur Ehre der Gottheit zerfetzten. Später galten die Phrygier für weibisch und dumm. Die Trojaner, von denen ebenfalls bei Griechenland geredet worden, scheinen theils mit den Phrygiern, theils mit den Griechen verwandt gewesen zu sein. Südlich von diesen wohnten die Mysier, eine wenig bekannte Völkerschaft, welche ebenfalls mit den Phrygiern verwandt gewesen zu sein scheint. Die Karier, welche die südwestliche Ecke der Halbinsel bewohnten, waren als kühne Seeräuber berüchtigt. Die Lycier, östlich von den vorigen an der Küste, werden für Abkömmlinge der Kreter gehalten; sie waren ein tapferes, zur See mächtiges Volk, welches sich erst nach blutigen Kämpfen den Persern unterwarf. Nördlich, an der Küste des Schwarzen Meeres, zwischen den Flüssen Parthenius und Halys, wohnten die Paphlagonier, welche ihre Unabhängigkeit selbst gegen die Perser beinahe immer behaupteten. Westlich von ihnen, zwischen dem Parthenius und dem Rhyndakus, wohnten die Bithynier. Alle diese Völker wurden im 6. Jahrh. v. Chr. von den Lydiern unterjocht. Die Lydier wohnten ursprünglich im Innern des Landes, zwischen den Phrygiern und dem Gebiete der griechischen Colonien. Ihre ältere Geschichte ist unbekannt und fabelhaft. Man nennt drei Königsgeschlechter, welche hier geherrscht haben sollen: die Atyaden, die Herakliden, deren letzter, Kandaules, von seinem Diener und Freunde Gyges ermordet wurde, wodurch das Geschlecht der Mermnaden auf den Thron kam. Unter diesen ist der merkwürdigste Crösus, im 6. Jahrh. v. Chr., wegen seiner Reichthümer sprichwörtlich berühmt, welcher die meisten benachbarten Völker unterjochte und das lydische Reich bis an den Halys ausdehnte. Er ward

von den Persern unter Cyrus überwunden, gefangen und verschont; nach ihm wurden die bis dahin tapferen Lydier von den Persern absichtlich verweichlicht, weshalb sie von Griechen und Römern verachtet wurden. Ihre Kenntnisse in der Musik werden gerühmt. — Außer diesen einst von den Lydiern, dann von den Persern unterjochten Völkern wohnten in Kleinasien noch folgende Völkerschaften: die Pamphylier, Pisidier und Isaurier, theils an der Küste östlich von Lycien, theils in den höheren Gebirgsgegenden; sie wurden selbst von den Persern nie völlig besiegt. Oestlich von ihnen an der Küste bis an die Grenzen Syriens wohnten die Cilicier, ein tapferes Volk, theils Hirten und Ackerbauer, theils gefürchtete Seeräuber, welche erst durch die ganze Macht Roms unter Pompejus gebändigt werden konnten. — Alle diese Völker trugen lange Zeit das Joch der Perser, und nachdem das persische Reich von Alexander war zerstört worden, entstanden in der Halbinsel folgende neue Reiche: Bithynien, worin sich ein persischer Satrap, Bias, sowohl gegen Alexander als gegen seine Nachfolger behauptete und ein eigenes Reich gründete, unter dessen Königen Prusias der bekannteste ist, welcher den Hannibal eine Zeit lang aufnahm; doch mußte später der Held sich den Tod geben, um nicht den Römern ausgeliefert zu werden. Der letzte König Nikomēdes vermachte sein Reich 75 v. Chr. den Römern. Kappadocien, welches die östlichen inneren Theile der Halbinsel umfaßte, erhielt nach dem Tode Alexanders eigene Könige, welche sich mit Mühe gegen die benachbarten griechischen Könige von Syrien und gegen Mithradates vertheidigten; lange Zeit Freunde und Bundesgenossen der Römer, wurden sie von diesen zuletzt, 17 Jahre v. Chr., unterjocht. Pontus, welches sich am Schwarzen Meere vom Halys bis an den Kaukasus ausbreitete. Diese Gegenden hatten schon unter den Persern erbliche Satrapen vom Geschlechte der persischen Könige, welche nach der vorübergehenden Unterjochung durch Alexander sich wieder unabhängig machten. Unter den Königen von Pontus ist keiner mit Mithradates dem Großen zu vergleichen, dem furchtbarsten Feinde der Römer, welcher nicht allein beinahe ganz Kleinasien eroberte, sondern selbst bis nach Griechenland vordrang. Von Sulla 89 v. Chr. geschlagen, muß er zwar allen seinen Eroberungen entsagen, erhebt sich aber bald wieder; abermals von Lucullus und später von Pompejus besiegt und seiner Erbstaaten beraubt, flieht er in die nördlichen Gegenden des Kaukasus und sinnt auf den ungeheuren Plan, den Krieg nach Italien zu spielen, als die Verrätherei seines eigenen Sohnes Pharnăces ihn zwingt, sich 64 v. Chr. den Tod zu geben. Seine Nachkommen erhielten noch eine Zeit lang einen Theil des ursprünglichen Reiches, bis auch sie 93 n. Chr. den Römern weichen mußten. — Mitten unter den Unruhen, welche auf den Tod Alexanders folgten, erhoben sich die Statthalter der bis dahin wenig bekannten Stadt Pergămum oder Pergamus in Mysien, unweit des Flusses Caïkus, zu unabhängigen Königen. Der Freundschaft der Römer verdankten sie lange Zeit ihre Erhaltung, bis der letzte von ihnen, Attălus III., 133 v. Chr., seine Schätze den Römern vermachte, welche nun auch das Reich an sich rissen. Dieser kleine Staat ist berühmt durch die Erfindung des Pergaments unter Eumĕnes II., welcher auch eine bedeutende Bibliothek zusammenbrachte, die später von Antonius nach Aegypten gebracht wurde. —

Endlich müssen wir noch eines Volkes erwähnen, welches aus dem entferntesten Westen sich Wohnsitze in Klein-Asien erwarb. Die Gallier, von den Griechen Galatier genannt, ursprünglich wohl aus Asien nach Europa gewandert, zogen im 4. und 3. Jahrh. v. Chr. unter verschiedenen Anführern, meist Brennus genannt, also wohl der Name einer Würde, nach Italien, die Donau entlang nach Illyrien, Macedonien, Griechenland und Thracien; ihrer ist daher sowohl in der römischen als in der griechischen Geschichte erwähnt worden. Einer dieser Haufen, aus 3 Stämmen bestehend, kam ums Jahr 278 v. Chr., von den dortigen kleinen Fürsten als Hülfsvölker gerufen, über den Bosporus und verbreitete sich bald über ganz Klein-Asien. Attalus I. von Pergamus besiegte sie und beschränkte sie 238 auf den Besitz des Landes zwischen dem Halys und Sangarius, Bithynien und Phrygien, welches nun von ihnen den Namen Galatien erhielt. Sie lebten in 3 Stämme getheilt unabhängig, immer bereit, fremden Fürsten gegen Sold zu dienen; wurden zwar von Mithradates unterworfen, von den Römern aber wieder befreit und geschützt, bis auch sie endlich 25 v. Chr. die römische Herrschaft anerkennen mußten.

Jetzige Beschaffenheit und Bewohner.

Klein-Asien gehört unstreitig zu den herrlichsten Ländern der Welt und ist selbst noch in seinem jetzigen traurigen Zustande die reichste und bevölkertste Provinz des osmanischen Reiches. Größtentheils gebirgig, enthält sie dennoch weite fruchtbare Ebenen, unzählige schöne Thäler, treffliche Häfen und in vielen Gegenden einen vorzüglichen Boden. Der Argaeus (Ardschisch), westlich von der Kette des Antitaurus, welcher sich als Scheitelpunkt des Landes auf einer gegen 4000′ hohen Grundebene erhebt, ist ganz vulcanisch, hat zwei Krater und Lavaströme, und das ganze innere Plateau zeigt deutliche Spuren großer vulcanischer Revolutionen. Auf der Plateaufläche von Karamanien finden sich die größten, salzhaltigen Seen der Halbinsel, z. B. der Tus Tschölli. Das Klima, verschieden nach der Erhebung über das Meer, ist meist gesund und schön, besonders aber an der Küste des Aegäischen Meeres (das alte Jonien) von unbeschreiblicher Milde; der Winter besteht in den niederen Gegenden meist nur in einer etwas rauhen Regenzeit. Die Gebirge sind zum Theil herrlich bewaldet; aber bei der unsinnigen Nachlässigkeit der Türken verwildern und verfaulen hier ganze Wälder des trefflichsten Nutzholzes unbeachtet, an anderen Orten ist schon gänzlicher Holzmangel eingetreten. Verschiedene Eichenarten liefern die zum Färben unentbehrlichen Galläpfel oder Knoppern. Die höheren Ebenen im Innern eignen sich vorzüglich zur Viehzucht und werden auch meist nur dazu benutzt. Alle Obstarten, wovon mehrere von hier aus erst nach Europa gekommen, gedeihen hier in höchster Vollkommenheit. Der Wein ist trefflich, wird aber nur von den Griechen benutzt; die Osmanen genießen nur die Trauben oder kochen daraus einen Syrup. Hauptproducte sind außer dem Getreide, welches jedoch kaum in hinreichender Menge gebaut wird, Taback, der beste im türkischen Reiche; Oliven, Baumwolle, Mohn, woraus das den Türken so wichtige Opium bereitet wird, indem

man die Mohnköpfe, gleich nachdem die Blüthenblätter abgefallen sind, leicht ritzt und den herausfließenden, sich sogleich verhärtenden Saft sammelt; Safran, mehrere Farbenstoffe u. s. w. Das Thierreich liefert treffliches Rindvieh, gute Pferde, Schafe mit Fettschwänzen; merkwürdig sind die mit einem seidenartigen Haar versehenen Ziegen, welche sich nur in der Gegend von Angora finden; an Wild sind vorzüglich nur Hasen, Rebhühner, Wachteln und andere Zugvögel in Menge vorhanden; unter den Raubthieren findet man hier schon den Schakal, ein dem Wolf und Hund verwandtes, höchst gefräßiges Raubthier, von der Größe eines Fuchses und mit graugelbem Haar, welches sich in zahlreichen Haufen in der Nähe der Dörfer und Städte zeigt und für den Stammvater des gemeinen Hundes gehalten wird. Fische liefert die See in Menge. Auch die Seidencultur, sowie die Verarbeitung derselben, ist bedeutend. Der Mineralreichthum wird, wie überall von den Türken, so auch hier, wenig benutzt; doch wird viel Meerschaum zu Pfeifenköpfen in der Gegend von Brussa gegraben. — Die Einwohner, deren Zahl, auf 10 Millionen geschätzt, sich durchaus nicht sicher angeben läßt, bestehen vorzüglich aus folgenden 4 Hauptvölkern. Die Türken, hier die zahlreichsten (sie mögen wohl $^2/_5$ der ganzen Bevölkerung ausmachen), sind wo möglich noch roher, stolzer, unduldsamer als die europäischen. Die Turkmanen, ein den Türken stammverwandtes Volk, aus den Gegenden zwischen dem Caspischen und dem Aralsee, ziehen, in verschiedene Stämme unter ihren eigenen Beys oder Oberhäuptern getheilt, in der ganzen Halbinsel umher; sie führen mit ihren Kameelen, Büffeln, Schafen u. s. w., unter Zelten von Schaffellen wohnend, ein wanderndes Hirtenleben; stets bewaffnet, gastfrei und räuberisch, durchziehen sie die weidereichen Ebenen, ein Schrecken der Dorfbewohner, der Reisenden und selbst der zahlreichen Karavanen. Sie sind nur dem Namen nach den Türken unterworfen, in der That aber ganz unabhängig, und nicht selten widersetzen sie sich mit den Waffen in der Hand den Befehlen der Pforte und der Paschas, deren Gebiete sie berühren. Sie mögen leicht $^1/_5$ der ganzen Bevölkerung ausmachen und bekennen sich, wie die Türken, zum muhammedanischen Glauben. Ebenso zahlreich als die Türken sind die Griechen. Ihr Schicksal, sowie das aller ärmeren Bewohner der Halbinsel, hängt ganz von der Laune oder der Klugheit des Paschas ab. Hat dieser sich, wie häufig, so gut als unabhängig von der Pforte gemacht, so schont er natürlich seine Unterthanen, um sie zu gewinnen und sich zu bereichern; gehorcht er der Pforte, so denkt er nur an Erpressungen, um die kurze Zeit seiner Herrschaft für sich bestens zu benutzen. In diesem Falle wandern viele Unterthanen aus in das Gebiet eines klügeren oder milderen Tyrannen. Die Griechen sind auch hier die gewerbfleißigsten Einwohner. Die Armenier, wovon weiter unten, nicht so zahlreich als die Griechen, leben meist nur vom Handel in den Städten und sind wohlhabender und weniger gedrückt als die Griechen, weil der Osmane den keckeren Sinn dieser fürchtet, die Armenier aber als feige verachtet. — Unter dem eisernen, alle Thätigkeit hemmenden und zerstörenden Joche der Osmanen ist diese Halbinsel, einst der Sitz blühender Reiche und mit prachtvollen und wohlhabenden Städten bedeckt, jetzt in beinahe gänzliche Verwilderung hinabgesunken. Die herrlichsten, fruchtbarsten Ebenen sind den wilden Turkmanen überlassen;

kaum das Nothwendigste wird dem überreichen Schooße der Erde durch kümmerlichen Anbau abgewonnen, und die Unsicherheit alles Eigenthums treibt auch hier die unglücklichen Bewohner immer mehr aus den Dörfern in die Städte. Selbst diese, wenngleich stark bevölkert, bieten überall den trostlosen Anblick des Verfalls und der Verarmung dar. Ueberall erblickt man nur enge, ungepflasterte, unebene und schmutzige Gassen, elende Lehmhütten, und selbst die wenigen besseren Gebäude zeigen noch die Barbarei ihrer Bewohner, indem man zu ihrer Aufführung ohne Unterschied das elendeste Material, vermischt mit den Trümmern der edelsten Werke der Kunst aus alter Zeit, angewendet hat. Ganz gewöhnlich findet man Bruchstücke von Statuen, Basreliefs, Säulen, Steine mit Inschriften in die Wände der Festungen, Moscheen u. s. w. vermauert. Ganz Klein-Asien ist mit Trümmern ehemaliger Städte übersäet; aber bei dem häufigen Wechsel der Ansiedelung der unglücklichen Bewohner ist meist auch die Erinnerung an das, was diese Ruinen gewesen, gänzlich verloren gegangen. Selbst die Flüsse haben ihren Lauf hin und wieder verändert, ganze Gegenden in Moräste verwandelt, die herrlichsten Häfen des Alterthums sind versandet und in Wiese und Sumpf umgewandelt.

Merkwürdige Oerter.

Die Beschreibung der meisten Städte der asiatischen Türkei, mit Ausnahme der wenigen, worin sich noch bedeutende Ueberreste des Alterthums befinden, würde eine unausstehliche Einförmigkeit herbeiführen, weil sie beinahe alle so beschaffen sind, wie soeben erwähnt worden. Wir begnügen uns daher, nur kurz diejenigen Oerter anzudeuten, welche entweder noch jetzt durch Volksmenge und Handel sich einigermaßen auszeichnen oder sonst geschichtlich merkwürdig sind.

a) An der westlichen Küste oder am Aegäischen Meere liegen:

Ismir, im Alterthume und bei den Europäern Smyrna, im Hintergrunde eines tiefen Meerbusens, am linken Ufer des einst berühmten Meles, welcher aber jetzt im Sommer ganz verschwindet und überdies den alten Hafen ganz mit Sand ausgefüllt hat. Die alte Stadt lag nördlicher, auf dem rechten Ufer. Smyrna erhebt sich angenehm an einem Berge, dessen Gipfel von einem verfallenen Castelle gekrönt ist; sie ist zwar nicht viel besser gebaut, als die meisten übrigen türkischen Städte, ist aber im Besitz des wichtigsten Handels mit den Morgen- und Abendländern, daher auch die meisten europäischen Nationen hier Consuln, d. h. Handelsagenten haben. Die Zahl der Einwohner wird auf 160,000 angegeben; aber die Pest, welche hier sehr oft wüthet, bringt die größte Unzuverlässigkeit in solche Zahlen. Die Türken mögen etwa die Hälfte, die Griechen $1/4$ der Bevölkerung ausmachen; letztere haben hier in der neuesten Zeit schöne und vielversprechende Bildungsanstalten errichtet; außerdem giebt es Juden, Armenier und etwa 4000 Europäer, welche ein abgesondertes Quartier am Meeresufer bewohnen. Von den Trümmern der alten Stadt ist so gut als nichts mehr vorhanden. Smyrna zählt 19 große Moscheen, 5 griechische, 1 armenische, 2 katholische und selbst 2 protestantische Kirchen.

Weiter südlich liegt, Samos gegenüber, die tief herabgesunkene, verödete Stadt Scala nuova oder Kuh-Adasi, mit einem Hafen. — Von den vielen herrlichen griechischen Städten, welche südlich von Smyrna einst die Küste zierten, sieht man jetzt kaum noch ungewisse Spuren; ein Paar armselige Hütten beim Dorfe Ajasaluk, südlich von Smyrna, bezeichnen den Ort, wo einst Ephĕsus mit seinem prächtigen Dianentempel stand. Von Milētus, noch weiter südlich, am Mäander, erkennt man nur noch unter Sand und Schutthaufen die Spuren eines großen Theaters. Selbst eine neuere osmanische Stadt, welche einst hier gestanden und wovon noch einige Moscheen stehen, ist wieder verödet; doch heißt der Ort noch Palat, oder die Paläste. — Der Insel Chios gegenüber liegt der kleine Ort Tschesme, das alte Kyssos, wo einst die Römer die Flotte des Antiochus schlugen und wo 1770 die Russen die türkische Flotte vernichteten.

b) An der nördlichen Küste und am Marmara-Meere liegen:

Iskimid, das alte Nicomēdia, einst die Hauptstadt Bithyniens, dann von Diocletian bis auf Constantin Residenz der römischen Kaiser, jetzt ein unbedeutender Ort, im Hintergrunde eines Busens des Marmara-Meeres gelegen. Eine einzige Kirche scheint noch aus der älteren Zeit herzurühren. An demselben Meerbusen westlicher liegt der Ort Gebsa, ehemals Libyssa, bei welchem man einen Grabhügel für den des Hannibal ausgiebt. Von Eskiudar oder Skutari haben wir schon gesprochen.

Von den im Alterthum bekannten Städten am Schwarzen Meere findet man noch, aber im traurigsten Verfalle: Sinop oder Sinub, ehemals Sinōpe, das Vaterland des Diogenes, mit 8000 Einw., welche starken Handel mit Schiffbauholz treiben. Keresun, das alte Cerăsus, woher die Kirschen ihren Namen haben, die Lucullus nach Rom brachte, mit höchstens 700 verfallenen Häusern, aber noch immer bedeutendem Obstbau. Tarabosan, Trebisond oder Trapezunt, das alte Trapĕzus, einst die Hauptstadt eines eigenen kleinen griechischen Kaiserthums, welches sich nach der Einnahme Constantinopels durch die Kreuzfahrer gebildet hatte und selbst den Fall des eigentlichen Reichs noch eine Zeit lang überlebte; jetzt der lebhafteste Handelsort an dieser Küste, nicht mehr als 35,000 Einw. Einige Kirchen, zum Theil in Moscheen verwandelt, einige Thore und anderes Mauerwerk sind noch aus älterer Zeit vorhanden; von dem Palaste der Komnenen aber findet sich keine Spur mehr. — Oestlich von hier liegt das gebirgige, waldige Land des wilden und räuberischen Volksstammes der Lasen (50,000 Seelen).

c) An der südlichen Küste oder am Mittelmeere liegen:

Die Meerbusen von Makri und von Adalia mit trefflichen Häfen, wobei sich aber nichts als elende Hütten befinden. Tersus oder Tarsus, am rechten Ufer oder vielmehr an einigen Canälen, die aus dem Cydnus (jetzt Karasu) abgeleitet sind, in einer sehr schönen und fruchtbaren ebenen Gegend, die Vaterstadt des Apostels Paulus; sie soll im Winter an 30,000 meist türkische Einwohner zählen, welche aber im Sommer der Hitze wegen großentheils in die Gebirge ziehen. Eine allerdings sehr alte Kirche wird als das Werk des Apostels betrachtet; sonst hat die Stadt keine Ueberreste ihrer ehemaligen Größe. Sie ist der Haupthandelsort für die reichen Kupferbergwerke in der Nähe (zu Maden). Westlicher liegen die Ruinen

des einst so blühenden Seleucia, jetzt ein elendes Dorf, Seleffieh, wo man aber noch ein altes Theater, mehrere Sarkophage (steinerne Särge) und andere Ueberreste gefunden hat. — Adana, am Seihun, treibt viel Obst- und Weinbau und hat 30,000 Einw.

d) Im Innern des Landes liegen mehrere zum Theil durch Volksmenge allerdings sehr bedeutende, sonst aber durch nichts als durch geschichtliche Erinnerungen ausgezeichnete Städte. Solche sind:

Isnik, das alte Nicaea, einst die Hauptstadt Bithyniens, berühmt durch die hier 325 gehaltene erste allgemeine Kirchenversammlung. Weit ausgedehnte treffliche Mauern, mehrere schöne Thore und Ueberreste von Palästen und Amphitheatern zeugen für ihre alte Größe; die heutige Stadt zählt kaum 1000 Hütten; der übrige Raum wird von Gärten eingenommen. Sie liegt am östlichen Ende eines von schönen Bergen eingeschlossenen Sees. — In geringer Entfernung südwestlich davon liegt Brussa, am Fuße des Olympus, welcher Constantinopel mit Eis versorgt, das alte Prusa, einst Residenz bithynischer Könige, zuletzt der osmanischen Sultane, ehe sie nach Europa übergingen. Jetzt ist sie eine der besten Städte des Reichs, mit 365 (nach Anderen nur 125) Moscheen, worunter einige sehr prächtige, einem festen Schlosse auf einem Felsen in der Mitte der Stadt, vielen Springbrunnen, berühmten und gut eingerichteten heißen Bädern, ansehnlichen Fabriken in Gold, Seide, Leder, und über 100,000 Einw., und 1855 durch ein Erdbeben hart beschädigt. In der Nähe beim Dorfe Kiltschik wird der beste Meerschaum gegraben. — Südöstlich von Brussa die Stadt Eskischehr, das alte Dorylaeum, wo Gottfried von Bouillon 1097 die seldschuckischen Türken schlug; sie hat berühmte heiße Bäder. Nahe dem Aegäischen Meere Manissa (Magnesia) in einem schönen Thale, mit 70,000 Einw., welche Safranbau, Baumwollenweberei und blühenden Handel treiben. Guselhissar, am Menderes, mit 15,000 Einw., Baumwollenindustrie und ansehnlichem Handel. Weiter östlich liegt Karahissar, welches Waffen und Teppiche verfertigt, mit 5000 Einw. In der Umgegend wird viel Opium gewonnen. — Angora, einst Ancyra, besser gebaut als die meisten türkischen Landstädte, mit etwa 50,000 Einw. Sie ist berühmt wegen der seidenhaarigen Ziegen, die sich nur in dieser Gegend finden, ihres trefflichen Obstbaues und einiger Alterthümer, worunter ein wohlerhaltener römischer Versammlungssaal aus dem Zeitalter Augusts. — Kutahije, mit 50 Moscheen und 50,000 Einw. — Bei Kastamuni, nahe dem Schwarzen Meere, mit 48,000 Einw. und Kattundruckereien, finden sich wichtige Kupfergruben. — Nach Süden, der Küste näher, liegt Konia, ehemals Iconium, lange Zeit die Residenz mächtiger seldschuckischer Sultane zur Zeit der Kreuzzüge; sie hat daher noch gute Mauern und schöne Thore, worin viele herrliche Basreliefs, Statuen und Inschriften vermauert sind, 12 große und prächtige Moscheen und an 100 kleinere, aber viele sind verlassen. Die ganze Stadt ist im Verfall und zählt vielleicht nur noch 15,000 meist türkische Einwohner. Hier verloren die Türken 1832, wie östlicher bei Nisib am Euphrat 1839, eine Schlacht gegen die Aegypter. — Kaisarieh (Caesarea), am Nordfuße des Arbschisch, zählt 35,000 Einw. und ist der Mittelpunkt des Binnenhandels auf der Halbinsel. — Im nordöstlichen Theile des Landes liegt die ehemals

bedeutende Handelsstadt Tokat, ziemlich gut gebaut, auf der fruchtbaren Hochfläche, mit 45,000 Einw. Es werden hier Leinwand, seidene Zeuge, Saffian und Kupferwaaren gemacht, zu denen die benachbarten wichtigen Kupfergruben das Material liefern. — Siwas, am Kisil-Irmak, in getreidereicher Ebene, treibt starken Handel und zählt 6200 Familien. — Amasia, die Vaterstadt Strabos, deren Häuser zum Theil in Felsen gehauen sind, zählt über 25,000 Einw. — Zu Klein-Asien gehört noch die Insel Kibris oder Cypern (vergl. Thl. II.).

Cypern (Cyprus) liegt zwischen dem 50. und $52\frac{1}{4}^0$ ö. Lg. und $34\frac{1}{2}$—$35\frac{1}{2}^0$ n. Br. und mag etwa 240 □M. umfassen, worauf jetzt nur 120,000 Einw. leben sollen, während sich in alten Zeiten über 1 Million darauf befanden; über die Hälfte besteht aus Griechen. Diese einst so blühende Insel, wegen ihres Klimas, des Ueberflusses an edlen Producten, an Blumen und Früchten, für das Vaterland der Venus gehalten, ist jetzt unglaublich verödet und verwildert von Jahr zu Jahr mehr. Von den Metallen, Gold, Silber, vorzüglich Kupfer, von Edelsteinen, welche man sonst hier grub, wird nichts mehr gefunden, weil Niemand es wagt, danach zu suchen. Der Anbau der Olive, der Baumwolle, der Seide ist unglaublich gering; das Zuckerrohr, welches die Venetianer hier anpflanzten, ist verschwunden; kaum daß noch etwas Getreide und trefflicher Wein gewonnen wird. Selbst die Natur scheint der Insel jetzt weniger günstig, die Erdbeben haben in neuerer Zeit viel Verwüstungen angerichtet, Heuschreckenschwärme sich häufiger gezeigt und viele Quellen und Bäche sind versiegt. Die ganze Insel wird von einem in der Richtung von O. nach W. ziehenden Gebirgszuge, dessen höchster Punkt der Olympus, jetzt Monte Sta. Croce oder Troodos, im nordwestlichen Theile liegt, in eine nördliche und eine südliche Hälfte getheilt. Die nördliche ist wilder, bewaldet und kühler, die südliche außerordentlich heiß, dürr und stellenweise ungesund. — Cypern gehörte in der vorchristlichen Zeit zu Aegypten, kam dann an die Römer und bildete zu den Zeiten der Kreuzzüge, von 1191 an, ein eigenes christliches Königreich, welches der Familie Lusignan gehörte. Nach dem Aussterben dieses Hauses erlangten die Venetianer 1473 den Besitz der Insel, welche sie 1571 an die Türken verloren. — Die einzige, einigermaßen bedeutende Stadt der Insel ist Nikosia oder Leffosia (Leucosia), im östlichen Theile, ziemlich regelmäßig befestigt, in einer fruchtbaren Ebene, mit etwa 15,000 Einw. Sie ist ziemlich gut gebaut und hat noch mehrere schöne Kirchen aus der Zeit der Kreuzzüge, wovon aber die besten jetzt Moscheen sind. Der Palast des türkischen Statthalters steht in den Ruinen des Palastes der ehemaligen Könige aus dem Hause Lusignan. Auch der erzbischöfliche Palast ist ein sehr ansehnliches Gebäude. — Die einst blühenden Häfen der Insel sind jetzt im traurigsten Verfall; so: Famagusta, jetzt Ammochostos (Fama Augusta), an der Südostküste, wo nur wenige Hütten mitten unter den Ruinen ehemaliger Paläste und Kirchen stehen. Larnaka, einst Citium, an einer trefflichen Bucht, doch ohne eigentlichen Hafen, mit etwa 5000 Einw., die etwas Handel treiben; es wird hier viel Seesalz bereitet, wodurch aber die Luft ungesund wird. Baffa, einst Paphos, an der Südwestküste, ein elender Hafen mit wenigen Häusern mitten unter ausgedehnten Ruinen. Limasol, richtiger Limessos, an

der südlichen Küste, mit einem Hafen und Salzlagunen; hier wächst der beste Wein der Insel. In dieser Gegend muß das alte Amäthus, berühmt durch den Dienst der Venus, gelegen haben.

2. Armenien (Armenia),

oder im weiteren Sinne das Gebirgsland zwischen dem 56. und 61. Grade ö. Lg. und dem 36. und 42. Gr. n. Br. Die allgemeine Gestalt und Beschaffenheit dieses Landes haben wir schon oben berührt. Es besteht seiner Hauptmasse nach aus einer hohen Bergebene, auf welcher sich viele bedeutende Berge und unter ihnen am höchsten der Ararat erheben. Die Höhe des Ganzen ist so ansehnlich, daß die Hochebene ein zwar gesundes, aber sehr strenges Klima hat; über 6 Monate lang liegt der Schnee, der zuweilen noch im Juni fällt, und auf mehreren Bergen liegt er Jahr aus Jahr ein. Die Hochebene Armeniens ist grasreich, aber baumlos, mehr zur Viehweide als zum Ackerbau tauglich; Wein und südliche Früchte gedeihen nur in den geschützteren und tiefer herabsteigenden Bergthälern. Wahrscheinlich sind die Gebirge sehr metallreich, denn schon im höchsten Alterthume kannten hier die Chalyber (ein griechischer Volksname) die Bearbeitung des Eisens.

Die ältere Geschichte des Landes ist uns so gut als gänzlich unbekannt; die heutigen Armenier, welche sich Haiks und ihr Land Haicha nennen, halten sich für die Abkömmlinge Noahs. Nachdem Armenien lange unter persischer Herrschaft gestanden, machte es nach Alexander dem Großen, der das Land selbst nicht berührte, einen Theil der großen syrischen Monarchie unter den Seleuciden aus; bald aber machten sich die Statthalter aus alten eingeborenen Geschlechtern unabhängig und es entstand ein Königreich Armenien, dessen Fürsten indeß bald von den Römern, bald von den Parthern abhängig waren. Etwa um das Jahr 325 verbreitete sich das Christenthum in Armenien. Im 7. Jahrh., 650, ward Armenien von den Arabern erobert. Auch von dieser Zeit an wechselte es häufig seine Beherrscher, bis es 1552 von den Türken erobert ward; doch gehört noch jetzt der östliche Theil des Landes den Persern. — Die heutigen Armenier sind ein stilles, ernstes, mäßiges Volk; die im Lande ansässigen treiben Ackerbau und Viehzucht; ihre Wohnungen sind sehr einfach, namentlich auf den kalten Hochebenen, wo man sich oft der Höhlenwohnungen bedient. Unzählige Armenier aber sind über ganz Asien und einen Theil von Europa als Kaufleute verbreitet und zeichnen sich durch Fleiß, Sparsamkeit, strenge Sitten, aber auch durch die Neigung Schacher zu treiben aus. Die Armenier bilden eine eigene christliche Partei; doch stimmen ihre Gebräuche, ihre kirchliche Verfassung und zum Theil selbst ihre Lehre mit denen der griechischen Kirche am meisten überein. Ihre Geistlichen stehen ungefähr auf der nämlichen Stufe der Bildung und das Volk ist höchst abergläubisch. Das Haupt ihrer Kirche, der Katholikos (allgemeine Bischof), wohnt in einem prächtigen Kloster, Etschmiadsin, jetzt im russischen Armenien, unweit des Ararat. — Der südöstlichste Theil des Landes, vorzüglich südlich vom Ararat und vom Tigris bis jenseit des Sees Urmia, wird

zwar auch von Armeniern, noch mehr aber von einem eigenthümlichen, größtentheils nomadischen Volke, den Kurden, bewohnt, daher man diese Gegenden auch wohl **Kurdistan** nennt, obwohl dieser Name vorzüglich nur dem Theile des Landes der Kurden gegeben wird, der unter persischer Botmäßigkeit steht. Die **Kurden** sind ein Volk von ungewisser Abstammung (sie selbst halten sich für Abkömmlinge der usbekischen Tataren), zwar größtentheils Muhammedaner und theils den Türken, theils den Persern dem Namen nach unterworfen; in der That aber gehorchen sie nur ihren eigenthümlichen Beys oder Oberhäuptern, welche ohne regelmäßige Erbfolge, doch immer aus denselben Familien ernannt werden oder sich durch Tapferkeit emporschwingen; die Pforte, der die Ernennung angezeigt wird, ist dann genöthigt, den Bey zu bestätigen. Die Kurden, in viele Stämme getheilt, welche sich zum Theil zum Christenthum bekennen, hassen die ansässige Lebensweise und treiben nur wenig Ackerbau, dagegen desto mehr die Vieh-, vorzüglich die Schaf- und Ziegenzucht; außerdem sind sie die verwegensten Räuber, die nicht selten den größten Karavanen gefährlich werden. Die im persischen Gebiete leben, werden jetzt etwas besser in Ordnung gehalten. Sie haben ihre eigenthümliche Sprache und Kleidung beibehalten und leben meist unter Zelten von schwarzem, aus Ziegenhaaren bereitetem Tuche oder Filze. Ihre Weiber werden weniger streng bewacht, als es sonst im Orient Sitte ist, und dürfen ohne Schleier umhergehen. Wahrscheinlich nur ein Stamm der Kurden, und diesen in Sprache und Sitten verwandt, aber noch ungleich räuberischer und wilder als sie sind die **Jeziden**, welche im südlichen Theile von Kurdistan, vorzüglich am Tigris und Chabur, umherschweifen. Viele von ihnen sollen sich seit 1829 auf russischem Gebiete niedergelassen haben. Sie unterscheiden sich, vielleicht von allen Völkern der Welt, durch den sonderbaren Glauben, daß der Mensch der göttlichen Gnade ohnehin gewiß sei, dagegen sich um die Gunst des Bösen bewerben müsse, den sie hoch verehren und dessen Namen sie nicht einmal auszusprechen wagen. Eine genauere Bekanntschaft mit diesem kleinen, nur äußerst wenig bekannten Volke würde wahrscheinlich eine weniger auffallende Darstellung ihres Glaubens herbeiführen.

Die wenigen, einigermaßen bedeutenden Oerter dieser Gegenden sind: **Erzerum** oder **Arserum** (Arces), Hauptstadt eines bedeutenden Paschaliks, nicht weit von den Quellen des Euphrats, unter 40° Br., in einer schönen und fruchtbaren, aber hohen Ebene. Sie ist die ansehnlichste Stadt dieses Landes, mit einer ziemlich festen Citadelle, und soll jetzt nur noch 20,000 Einwohner haben. Hier werden treffliche Waffen und Gewebe verfertigt. Der Handel nach allen Theilen der Türkei durch Karavanen ist sehr bedeutend. — Volkreicher ist **Diarbekr** am Tigris, mit einer guten Brücke über den Strom und ziemlich wohlgebauten Häusern. Die Einwohner (34,000) sind gewerbfleißig und verfertigen vorzüglich schönen rothen Saffian und Zeuge. — Nördlicher, bei **Maden**, am Euphrat, werden die außerordentlich reichen Kupfergruben des Mehrab-dagh bearbeitet. Südlicher liegt **Mardin**, eine nach türkischer Art befestigte Stadt mit einer Citadelle, auf einem Berge, mit mehreren schönen Moscheen, im Ganzen gut gebauten Häusern und etwa 15,000 Einw. Die Gegend ist so außerordentlich fruchtbar, daß der Ertrag vier- bis fünfhundertfältig sein soll,

wird aber auch durch die räuberischen Kurden höchst unsicher gemacht. — Im östlicheren Theile des Landes liegen: Wan, mit Baumwollenweberei und 26,000 Einw., am Ostufer des gleichnamigen Sees, dessen Wasser salzig ist; die Stadt ist stark befestigt und der Hügel, welcher die Citadelle trägt, enthält ungeheure Höhlen und Gewölbe mit Trümmern alter Denkmäler, Bildwerke und Inschriften. Bajesid, im Süden des Ararat, unweit der persischen Grenze, mit einer auf einem steilen Felsen gelegenen Citadelle und 5000 Einw. Kars, an einem Nebenfluß des Aras, jetzt Grenzfestung gegen Rußland, mit 15,000 Einw. Bitlis, im W. vom Wan-See, mit 12,000 Einw. — Südlich vom Wan-See liegt das bedeutendste Fürstenthum der Kurden, das Land der Hakari oder Dschulamerk.

3. Mesopotamien (Mesopotamia),

oder das Land zwischen den armenischen Gebirgen und dem persischen Meerbusen, sowie zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris und östlich darüber hinaus, bis an die persische Grenze. Der älteste Name dieser Gegenden ist Aram Naharaim oder das Land der beiden Flüsse; Mesopotamien, welches dasselbe bedeutet, ist die griechische Bezeichnung. Jetzt wird der nördliche Theil Al Dschesirah (Assyria) oder die Insel genannt, der untere, südliche Theil aber Irak Arabi oder das Land der Araber (Babylonia, Chaldaea). Der nördliche Theil, welcher noch den milderen Südabfall des armenischen Hochlandes mit umfaßt, enthält selbst noch das Sindschargebirge, und ist ein zwar wenig angebautes, aber höchst reizendes und fruchtbares Land. Der mittlere Theil, von Mossul bis Bagdad, ist seit Jahrtausenden eine durchaus ebene, baumlose, dürre Steppe, doch keineswegs unfruchtbar, wie die der Bewässerung fähigen Ufer der beiden Flüsse beweisen. In dieser von Europäern wenig besuchten Wüste, wo jetzt nur Gazellen, Strauße, Raubthiere und diebische Araber umherziehen, sollen indeß noch bedeutende Trümmer ehemals bewohnter Orte sich befinden. Der untere Theil dieses Landes, von Bagdad bis zur Vereinigung der beiden Ströme bei Korna, ist jenes durch unglaubliche Fruchtbarkeit ausgezeichnete alte Babylonien, von tausend Bewässerungscanälen durchschnitten, die selbst den Euphrat seicht machen, und wo noch jetzt zahlreiche Dörfer, herrliche Palmenhaine und ein trefflicher Anbau sich finden. Von Korna bis an den Meerbusen, wo nun beide vereinigte Flüsse den Namen Schat el Arab führen, herrscht zwar die nämliche Fruchtbarkeit; aber die Furcht vor den Arabern der nahen Wüste hindert den Anbau, und das Land bietet nur den Anblick schilfreicher Canäle, welche zahllose Inseln umschließen, und weitläufiger Lagunen und Moräste dar. Bis Korna können selbst kleinere Kriegsschiffe den Fluß befahren. Oberhalb werden der Euphrat und der Tigris von den Gebirgen bis Bagdad nur mit Flößen, welche auf aufgeblasenen Schläuchen ruhen, stromabwärts beschifft; ein Versuch der Engländer, ihn mit Dampfschiffen zu befahren und sich so vom Mittelländischen Meere aus, durch die syrische Wüste, einen kürzeren Weg nach Ostindien zu bahnen, ist nicht nach Wunsch abgelaufen.

In der ältesten Weltgeschichte haben diese Gegenden einst eine höchst wichtige Rolle gespielt. Hier entstanden die ältesten Reiche, welche die Geschichte kennt, das babylonische im südlichen, und das assyrische im nördlichen Theile, welches unter kräftigen Regenten, wie Ninus und seine Gemahlin und Nachfolgerin Semiramis, Babylon und viele benachbarte Reiche unterwarf, aber unter dem schwelgerischen Sardanapal, etwa 800 v. Chr., wieder in viele kleinere Reiche zerfiel. Aus diesen bildeten sich ein neu-assyrisches und ein neu-babylonisches Reich, welche später den Medern und Chaldäern unterlagen, bis diese Gegenden von dem Gründer der persischen Macht, Cyrus, etwa 550 v. Chr., erobert wurden. Von den Persern kamen sie nach Alexander an die griechischen Könige von Syrien. Später ward Mesopotamien eine Beute der Parther und der streitige Schauplatz der Kriege zwischen diesen und den Römern. Den Neu-Persern ward es 651 von den Arabern entrissen, welche hier eine Zeit lang den Mittelpunkt ihrer Macht, das Chalifat von Bagdad, gründeten. Später hat es seine Beherrscher sehr oft gewechselt, bis es endlich 1637 den Persern von den Türken entrissen ward. Jetzt steht es größtentheils unter der Herrschaft des von der Pforte sehr wenig abhängigen mächtigen Paschas von Bagdad. — In diesem Lande der ältesten Reiche und der einst mächtigsten Städte können wir jetzt nur folgende Oerter auszeichnen. Im nördlichen Theile:

Orfa, das alte Ur oder Edessa, einst eine mächtige Grenzfestung der Römer gegen die Parther und zur Zeit der Kreuzzüge die Hauptstadt eines eigenen kleinen christlichen Staates, liegt am Abhange zweier Berge, ist schlecht befestigt und mag über 9000 Einw. haben, welche bedeutenden Handel treiben und baumwollene Zeuge und schönen gelben Saffian bereiten. Weiter südöstlich muß das Carrae gelegen haben, wo das Heer des Crassus von den Parthern vernichtet ward. — Am Tigris liegt Mossul, eine ziemlich feste, übel gebaute, aber volkreiche und betriebsame Stadt, 1 M. im Umfange; sie soll über 70,000 Einw. haben, in der That mag sie aber nur 20,000 Einw. zählen, welche vorzüglich schöne baumwollene Zeuge (Musselin) verfertigen und bedeutenden Handel treiben. Die Einwohner sind ein Gemisch von Türken, Armeniern, Kurden, Juden und Christen. In der Nähe von Mossul hat man in der neuesten Zeit bedeutende Ueberreste, Sculpturen und Inschriften, von Palästen und Tempeln des alten Ninive entdeckt. Nördlich davon liegt El-Kosch, mit einem Kloster, woselbst der chaldäisch-katholische Patriarch wohnt. Oestlich von Mossul muß das Schlachtfeld gesucht werden, wo bei Arbēla Alexander den Darius schlug; der Name eines Orts, Erbil, deutet entschieden darauf.

Von Mossul bis Bagdad ist jetzt Alles wüst; aber zahlreiche Trümmer von Städten und Moscheen zeigen noch deutlich, wie blühend die Ufer des Tigris zur Zeit der Chalifen gewesen. Da, wo beide Flüsse sich einander nähern, unter 33°, haben in verschiedenen Zeiten die mächtigsten, jetzt fast spurlos verschwundenen Städte in geringer Entfernung von einander geblüht. Hier lag einst, etwas südlicher als Bagdad, auf beiden Ufern des Euphrat, die alte ungeheure Stadt Babel oder Babylon; Cyrus, Darius und Xerxes arbeiteten an ihrer Zerstörung. Von ihren Ruinen ist der berühmte pyramidalische Thurm, noch jetzt die Burg Nimrods genannt, die

gewaltigste; ihr Umfang am Fuß beträgt etwa 2300′ und die Höhe trotz des Verfalls 200′. Unter der griechischen Herrschaft entstand nicht weit davon, nordöstlich, unfern des rechten Tigrisufers die prächtige Seleucia; und nach deren Zerstörung erbauten die Parther, in geringer Entfernung östlich am linken Ufer des Tigris, das ebenso bedeutende Ktesiphon. Dieses ward wiederum von den arabischen Chalifen zerstört, welche nur wenig nördlicher, ebenfalls am linken Tigrisufer, das mächtige Bagdad erbauten. Von allen diesen und manchen anderen bedeutenden Städten, welche einst die Ufer der beiden Flüsse und der sie verbindenden Canäle bedeckten, ist beinahe nichts als Schutthaufen mehr vorhanden. Der Hauptgrund dieser gänzlichen Zerstörung liegt in dem schlechten Material, womit man in dieser von jeher baum- und felslosen Gegend zu bauen genöthigt war. Alles wurde von Backsteinen oder an der Sonne getrockneten Ziegeln aufgeführt; als Mörtel diente das Erdpech oder Bitumen, welches noch jetzt in dieser Gegend häufig gefunden und benutzt wird, vorzüglich bei Hit, 8 Tagereisen nördlich von Bagdad am Euphrat, in der Gegend von Mossul am Tigris und Arbela und am Fuß der ganzen Gebirgskette Persiens, vorzüglich am Todten Meere. Das heutige Bagdad, unter 33¼°, obgleich noch immer die zweite Stadt im türkischen Reiche, zeigt kaum noch den Schatten seiner ehemaligen Herrlichkeit. Durch den Chalifen Mansur 762 gegründet, war sie bis 1258 der Sitz der Chalifen und vorzüglich im 8. und 9. Jahrh. unstreitig die glänzendste Stadt der Welt, worin eine ungeheure Bevölkerung zusammengedrängt lebte und Künste und Wissenschaften blühten. Mit dem Reiche der Chalifen verfiel auch sie, und in den Kämpfen mit den Mongolen, Tataren, Persern und Türken hat sie den größten Theil ihres Glanzes eingebüßt. Jetzt soll sie nur noch 36,000 Einw. zählen, welche einen höchst bedeutenden Handel mit den Waaren Indiens und des inneren Asiens nach Europa treiben. Die Stadt hat ein persisches Ansehen, ist mit einer starken Mauer umgeben, hat tiefe Gräben und eine alte Citadelle. Eine Schiffbrücke führt über den Tigris; die Straßen sind überaus eng, ungepflastert und schmutzig. Die Basars oder gewölbten Kaufhallen sind die besten Gebäude der Stadt. Das Klima ist, obgleich im Sommer entsetzlich heiß und im Winter ziemlich kalt, im Ganzen gesund. — Westlich von Bagdad am Euphrat, unweit des alten Babylon, muß der Ort Cunaxa gelegen haben, wo der junge Cyrus Schlacht und Leben gegen seinen Bruder Artaxerxes verlor und von wo Xenophon mit den 10,000 Griechen, die dem Cyrus gedient hatten, den kühnen und glücklich ausgeführten Rückzug in nördlicher Richtung über die Gebirge Armeniens bis ans Schwarze Meer antrat. — Die ansehnliche Stadt Hilleh (bei Babylon) ist wie Bagdad, welches früher 80,000 Einw. zählte, durch die Pest 1831 fast ihrer ganzen Bevölkerung beraubt worden. — Die Gegend unterhalb Bagdads am Tigris ist jetzt, obgleich höchst fruchtbar, ganz verödet, weil hier (in Irak-Arabi) der mächtige Stamm der Montefik-Araber umherschwärmt, der seine Plünderungen oft bis an die Thore von Bagdad ausdehnt. — Am Schat el Arab, 7 M. von seinem Einfluß in den Persischen Meerbusen, liegt unter 30½° Br. eine der bedeutendsten Handelsstädte des Orients, Basra oder Bassora. Schon 656 legten die Araber in dieser Gegend, gelockt von der günstigen Lage zum Handel und den herrlichen Palmenwäldern, einen Ort Basra an,

welcher bald sich mächtig erhob, aber von den Persern wieder zerstört wurde; man vermuthet, daß derselbe an der Stelle des heutigen Zobeir, weiter südwestlich, an einem jetzt versandeten Arme des Flusses gelegen. Das heutige Basra ist ein elend gebauter, schlecht befestigter, ungesunder Ort, von vielen Canälen durchschnitten und schönen Palmen umgrünt, und nur ¼ seines Umfanges ist mit Häusern bedeckt; aber die vielen stehenden Wasser in der Gegend und die unerträgliche Hitze machen die Luft ungesund. In neuester Zeit will man hier eine sehr bedeutende Zunahme des Wassers bemerkt haben, welches Bassora mit einem baldigen Untergange bedrohe. Der Handel mit Perlen, Kaffee, indischen Waaren, Pferden u. s. w. ist höchst bedeutend und ganz in den Händen der Engländer und Araber; letztere machen auch den größten Theil der 50,000 (nach Anderen 5000 Einw.) aus. Mit der Fluth können selbst Fregatten bis nach Basra kommen, welches man den Hafen von Bagdad nennen kann. Von den Palmen, welche hier in größter Fülle wachsen, zählt man über 40 Sorten, welche meistens ein Alter von 60—100 Jahren erreichen, aber auch erst im 9. oder 10. Jahre Früchte tragen. Diese Frucht, die Dattel, von der Größe einer großen Pflaume, enthält einen sehr harten Kern und macht ein Hauptnahrungsmittel jener heißen Länder aus; man ißt sie frisch, getrocknet, eingemacht und bereitet aus ihnen auch einen Syrup. Außer der Frucht werden noch die Blüthen und das Mark der Zweige genossen. Der Stamm, der stets gerade emporsteigt, ohne sich zu theilen, liefert ein leichtes Bauholz; erst vom äußersten Gipfel verbreiten sich die Zweige und bilden mit ihren fächerartigen Blättern eine schöne Krone; die Blüthen und Früchte entstehen an der Wurzel dieser Zweige, dicht am Stamme.

4. Syrien oder Soristan (Syria),

ein ziemlich schmaler Küstenstrich vom 31. bis 37. Grade n. Br. zwischen dem Mittelländischen Meere und der syrischen Wüste, sowie zwischen dem Amänus, einer Vorkette des Taurus, im N. und der arabischen Wüste im S.; das Ganze mag etwa 2300 □M. groß sein. Ueber die Zahl der Einwohner läßt sich, wie überall im türkischen Reiche, nichts Genaues bestimmen; doch beträgt sie wohl kaum 2 Millionen. Der im Lande selbst gewöhnliche Name des Ganzen ist Bar el scham, d. h. das Land zur Linken, nämlich von Arabien aus. Wegen der Beschaffenheit der Gebirge und Gewässer verweisen wir auf S. 18. Das Klima in den Gebirgen ist gemäßigt und gesund, an der Küste außerordentlich heiß und daher zum Theil gefährlich; der Boden in den Thälern ist meist höchst fruchtbar, und trotz des jetzigen beinahe ganz verödeten Zustandes ist das Land noch immer reich an mannigfaltigen Producten. Landplagen sind die häufigen und oft furchtbaren Erdbeben, Dürre, welche Hungersnoth zur Folge hat, und die Heuschrecken, welche sich oft aus der arabischen Wüste in unabsehbaren Schwärmen über große Gegenden verbreiten, alles Grün in wenigen Stunden vernichten und nicht selten durch ihre Verwesung pestartige Krankheiten hervorrufen. Außer den auch bei uns gewöhnlichen Getreidearten bringt Syrien noch Mais oder türkischen Weizen, Reis in sumpfigen Gegenden,

und die den heißen Ländern eigenthümlichen Gewächse, den Sesam und die Durrha, hervor. Der Sesam ist eine Pflanze, aus deren zahlreichen Körnern ein sehr gutes Oel gepreßt wird. Die Durrha ist ein 6—7′ hohes Rohr, welches den Linsen ähnliche Körner trägt, die ein nahrhaftes Mehl geben; es ist in Syrien und in Afrika eine der gewöhnlichsten Speisen. Baumwolle und Wein gerathen überall vorzüglich, ebenso der Maulbeerbaum, welcher ein Hauptproduct Syriens, die Seide, bedingt. Auch der Taback wird sehr allgemein gebaut; seltener das Zuckerrohr, welches aber hier trefflich gedeiht. Die Gebirge haben alle unsere Obstarten, und die heißeren Thäler und Küsten alle Südfrüchte, selbst Datteln in höchster Vollkommenheit. Aus dem Thierreiche hat Syrien nur die in Vorderasien überall vorkommenden Thiere, als Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen u. s. w. Das einzige Metall, welches aufgesucht wird und sich häufig findet, ist das Eisen.

Aeltere Geschichte.

Dieses jetzt unter der türkischen Herrschaft tief von seinem ehemaligen Wohlstande herabgesunkene Land ist unstreitig, wäre es auch nur als die Heimath des Stifters der christlichen Religion, ein für uns sehr bedeutsames Land auf Erden. Drei ehemals dort mächtig gewesene Völker ziehen vorzüglich unsere Aufmerksamkeit auf sich. 1) Die Syrer, im nördlichen Theile des Landes. Von diesem Volke wissen wir wenig mehr, als daß es ursprünglich in mehrere kleine Staaten getheilt war, unter welchen Damascus frühe hervorragt; später, und zwar nach den Zeiten Salomos, ein bedeutendes Reich gebildet, welches durch Handel und Eroberungen wichtig geworden, bis es von den Neuassyrern überwunden, zum Theil nach Oberasien an den Kur verpflanzt wurde und dann bis auf Alexander die Schicksale des persischen Reiches theilte. Die neue mächtige syrisch-griechische Monarchie verdankt ihren Namen mehr dem Lande, als dem Volke der Syrer. 2) Wichtiger in jeder Hinsicht sind die Phönicier, welche einen kleinen Küstenstrich am Fuße des Libanon bewohnten und zu den interessantesten Völkern der Welt gehören. Wahrscheinlich wurden sie in sehr früher Zeit als ein schon Handel und Fischerei treibendes Volk von den Ufern des Arabischen oder Persischen Meerbusens nach ihren späteren Wohnsitzen durch feindliche Gewalt oder andere uns unbekannte Ursachen gedrängt. Hier entstanden auf einem kleinen, kaum 25 M. langen und 3—4 M. breiten Küstenstriche, am Fuße rauher, waldreicher Gebirge, die zahlreichen phönicischen Ansiedelungen, welche auf diesem kleinen Raume wenigstens 6 bis 8 unabhängige Staaten bildeten, die nur lose durch das Band gemeinsamer Abstammung zusammenhielten. Die Regierungsform scheint ein Gemisch von Monarchie und Republik gewesen zu sein, indem sowohl von Königen als von Suffeten (Schofetim, Richter, zu vergleichen mit den Consuln der Römern) die Rede ist. Unter allen ragte früher Sidon, die älteste Niederlassung, später Tyrus als das Haupt der übrigen hervor. Der Mangel an Bodenraum nöthigte die Phönicier, frühzeitig sich auf Künste und Gewerbe zu legen; zur Zeit Homers und früher schon ver-

standen sie die Kunst, die Wolle zu verarbeiten, sie kunstreich, besonders in Purpur, mit dem Safte einer Seeschnecke, sagt man, zu färben durch Stickerei die Schönheit des Gewebes zu erhöhen; künstliche Metallarbeiten zu verfertigen und bedeutende Werke der Baukunst aufzuführen. Die Kunst, Glas zu machen, hatten sie erfunden, und von den Alten wurde ihnen auch die Erfindung der Buchstabenschrift beigelegt. Eben jene Beschränkung des Raumes, verbunden mit einer günstigen Lage an der See und den Gebirgen, welche das Material zum Schiffbau lieferten, veranlaßte die Phönicier frühzeitig, erst nach der Sitte des höchsten Alterthums Seehandel mit Seeräuberei zu verbinden, in der Folge einen friedlicheren Verkehr zu betreiben und zahlreiche Niederlassungen an allen Küsten des Mittelmeeres zu gründen. In sehr alter Zeit finden wir die Phönicier auf mehreren Inseln des Aegäischen Meeres, an den südlichen und selbst nördlichen Küsten Kleinasiens; und als sie durch die Griechen von hier verdrängt worden, breiteten sich ihre Schifffahrt und ihre Ansiedelungen bis ans äußerste westliche Ende der damals bekannten Welt aus. Sie hatten Factoreien auf der ganzen Nordküste von Afrika, woraus zum Theil mächtige und unabhängige Staaten, wie Karthago, erwuchsen; auf Sicilien, Sardinien, den Balearen und vorzüglich auf den südlichen Küsten des damals silberreichen Spaniens, wo sie Tartessus und Gades (Cadiz) gründeten. Ja ihre kühnen Seefahrer wagten sich selbst über die Westgrenze Europas hinaus und gelangten ohne Compaß, auf kleinen, gebrechlichen Fahrzeugen in Vergleich mit den unsrigen, bis nach England, von wo sie Zinn, nach Einigen sogar bis in die Ostsee, von wo sie den Bernstein holten. Ihre bedeutendste Unternehmung, deren Glaubwürdigkeit indeß vielfältig angefochten wird, ist die unter dem Pharao Necho von Aegypten, etwa 600 J. v. Chr., vom Arabischen Meerbusen aus unternommene und in drei Jahren glücklich ausgeführte Umschiffung Afrikas. Blühend und reich erhielten die phönicischen Städte lange Zeit ihre Unabhängigkeit, bis, nachdem sich früher schon die übrigen den Assyrern unterworfen, endlich auch das auf einer Insel gelegene Tyrus, nach einer 13jährigen Belagerung, von Nebucadnezar, König von Babylon, erobert ward. Ein neues Tyrus, glänzender als das vorige, erhob sich nun zwar wieder, welches später die Oberherrschaft der Perser anerkannte, aber doch mehrmals seine Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen versuchte, und wohl nie das persische Joch in dem Maße, wie die Städte des festen Landes, scheint getragen zu haben. Als Alexander auf seinen Siegeszügen in diese Gegenden kam, verweigerten ihm die Tyrier den Eintritt in ihre Stadt, und es erfolgte eine 7monatliche blutige Belagerung; die Einnahme der Stadt gelang endlich nur dadurch, daß Alexander mit übermenschlicher Anstrengung einen Damm in die See werfen und die Stadt zur Halbinsel machen ließ. Zweitausend der edelsten Tyrier starben den Kreuzestod und über 30,000 wurden als Sclaven verkauft. Tyrus bevölkerte sich zwar wieder, konnte sich aber nie wieder erheben, da indeß Alexandrien als übermächtige Nebenbuhlerin aufgetreten war. 3) Der südliche Theil des Landes mag wohl in den ältesten Zeiten von den Philistern, einem wahrscheinlich ägyptischen Stamme, bevölkert gewesen sein; daher der Name Palästina für jene Gegenden. Später wurden die Philister von cananäischen, mit den Phöniciern verwandten Stämmen, als Amoriter, Pheresiter, Chittäer, Jebusiter u. a. nach

der Seeküste verdrängt, und nach ihnen wird das Land auch häufig in der Bibel Canaan genannt. Die Cananäer wurden wiederum, etwa 145 v. Chr., von den Hebräern, später Israeliten, jetzt Juden genannt, unter Moses und Josuas Anführung, theils ausgerottet, theils vertrieben, theils unterjocht, und von diesen wurde das Land das gelobte, d. h. das ihnen von Gott verheißene, nach ihrem späteren Namen aber Judäa genannt. In christlicher Beziehung wird es auch das heilige Land genannt. Die Geschichte der Israeliten aber muß hier, zur Ersparung des Raumes und weil sie ohnehin, in der Bibel enthalten, als bekannt vorausgesetzt werden darf, übergangen werden.

Nach dem Sturze des persischen Reiches geriethen auch diese Länder in die Gewalt der Griechen, und als nach dem Tode Alexanders seine Feldherren in langer Fehde über sein Erbe stritten, bildete einer von ihnen, Seleukus Nikator, etwa 20 Jahre nach des großen Königs Tode, ein Reich Syrien, welches beinahe alle asiatischen Provinzen des ehemaligen persischen Reiches umfaßte. Unter seinen Nachfolgern ging manche Provinz wieder verloren; besonders entriß Arsaces, der Gründer der parthischen Monarchie, den Griechen die meisten östlichen Gegenden ihres Reiches. Noch einmal zwar, unter Antiochus dem Großen, 224—187 v. Chr., wurde Kleinasien und der Osten bis gegen Indien wieder erobert; als aber Antiochus, vom Hannibal, dem er Schutz verliehen, gereizt, an den griechischen Händeln Theil genommen, ward er von den Römern 190 bei Magnesia geschlagen und mußte ihnen ganz Kleinasien abtreten. Von nun an sank das syrische Reich durch äußere Kriege und innere Unruhen immer mehr, und in den Kampf der Römer mit Mithradates und mit Tigranes, König von Armenien, verwickelt, ward das ganze Reich zertrümmert und zur römischen Provinz, 64 v. Chr.

Von den neueren Schicksalen Syriens und Palästinas insbesondere begnügen wir uns, folgenden kurzen Abriß zu geben. Bis ins 7. Jahrh. machte Syrien einen Bestandtheil des oströmischen Reiches aus und war berühmt durch den Reichthum, aber auch durch die Weichlichkeit und Sittenlosigkeit seiner Bewohner. Als die Araber, von religiöser Begeisterung getrieben, aus ihrem Lande vordrangen, eroberten sie mit leichter Mühe Syrien, 636, und es blieb unter einigen inneren Unruhen bis 968 in ihrem Besitz, wo es ihnen von den fatimitischen Chalifen aus Aegypten entrissen ward. Diese besaßen es bis 1078, wo die seldschuckischen Türken es eroberten, denen die Fatimiten es kurz vor der Ankunft der Kreuzfahrer wieder entrissen. Das rohe Betragen der Türken gegen die vielen Pilgrime, welche Jerusalem besuchten, und gegen die im Lande ansässigen Christen war die nächste Veranlassung der Kreuzzüge, von denen wir schon früher im Allgemeinen geredet haben. Gottfried von Bouillon eroberte Jerusalem am 15. Juli 1099 und ward zum König von Jerusalem erwählt. So lange der erste Eifer der Kreuzfahrer anhielt, verbreitete sich die christliche Herrschaft über einen bedeutenden Theil Syriens; als aber dieser Eifer bald nachzulassen anfing, die Muselmänner sich von ihrem ersten Schrecken erholten, die Hülfe aus Europa immer spärlicher erfolgte, die Ungewohnheit des Klimas Viele dahinraffte und vorzüglich Zwietracht unter den Christen selbst immer mehr überhand nahm, wurden ihnen nach und nach alle ihre Be-

sitzungen wieder entrissen, bis Selaheddin oder Saladdin, von dem Geschlecht der Ejubiden aus Aegypten, durch Kühnheit, Großmuth und Liebe zu den Wissenschaften ausgezeichnet, am 3. October 1187 Jerusalem selbst eroberte. Noch blieben den Christen mehrere feste Plätze an der Küste, und Kaiser Friedrich II. errang selbst auf 15 Jahre, von 1229—1244, den friedlichen Besitz von Jerusalem wieder; als aber in Aegypten sich der kriegerische Stamm der Mamlucken erhob, gingen von 1262 bis 1291 auch alle noch übrigen christlichen Besitzungen an sie über. Endlich 1517 ward ganz Syrien von den Türken erobert, in deren Besitz es sich noch jetzt befindet, obwohl es seit 1833 auf einige Jahre dem mächtigen Pascha von Aegypten abgetreten worden.

Gegenwärtiger Zustand.

Von den älteren Bewohnern des Landes ist keine Spur mehr vorhanden. Die griechische Herrschaft hatte während ihrer langen Dauer so tiefe Wurzeln geschlagen, daß alle Einwohner zur Zeit der arabischen Eroberung als Griechen zu betrachten waren, daher auch jetzt die überwiegende Mehrzahl aus Griechen und Arabern besteht. Die arabische Sprache ist die allgemeine Landessprache; das alte Syrisch ist bis auf die letzte Spur aus dem Munde des Volkes verschwunden, und das Türkische wird nur von wenigen Eingeborenen verstanden. Außer den Griechen und Arabern, welche die Hauptmasse in Dörfern und Städten ausmachen, leben noch theils in einzelnen Districten, theils als Nomaden umherziehend, folgende Völkerschaften in Syrien. Zu den Ansässigen gehören: 1) Die Ansariés oder Nosairen, ein räthselhaftes Völkchen, welche den nördlichen Theil des Libanon zwischen dem Orontes und Tarablus an der Seeseite bewohnen. Einige halten sie für Ueberreste der alten heidnischen Bewohner, und in der That gehören sie weder zu den Christen, noch zu den Muhammedanern; sie sollen die Sonne anbeten und an die Seelenwanderung glauben. Sie sind ein sanftes, harmloses Völkchen, in mehrere Stämme getheilt, und von den Muhammedanern verachtet und gedrückt; ihre Zahl beträgt 25,000 (nach Anderen 60,000) Seelen. Ihre südlichen Grenznachbarn sind 2) die Maroniten. Schon im 6. Jahrh., im Zeitalter der heftigsten religiösen Streitigkeiten im oströmischen Reiche, wurde der Libanon die Zuflucht der wegen politischer oder religiöser Meinungen Verfolgten, welche hier in unzugänglichen Gebirgsgegenden ihre Freiheit behaupteten; ein heilig geachteter Mönch, Marun, soll jenen Flüchtlingen den Namen Maroniten gegeben haben. Ihre Lage setzte sie in den Stand, sowohl den Kaisern als den andringenden Arabern zu trotzen; letzteren unterwarfen sie sich nur insofern, daß sie ihnen einen mäßigen Tribut zahlten, wie jetzt den Türken; übrigens leben sie vollkommen frei, nach ihren eigenen Gesetzen. Sie sind nicht allein Christen, sondern haben auch selbst seit 1215 die Herrschaft des Papstes anerkannt. Ihre Priester sind, wie die griechischen, verheirathet, und das Abendmahl wird unter beiden Gestalten ausgetheilt. Die Messe wird in altsyrischer Sprache gefeiert, die Niemand versteht, das Evangelium aber

arabisch gelesen. Sie haben eine große Menge Bischöfe, die zwar großes Ansehen, aber wenig Einkünfte besitzen; auch giebt es bei ihnen zahlreiche Klöster, die der strengen Regel des heiligen Antonius folgen. Das ganze Volk zerfällt in Scheikhs oder Edle, und Bauern, welche aber in der Lebensweise sich wenig von einander unterscheiden und völlig gleiche Rechte genießen. Alle bauen das Land; Seide, Baumwolle, Taback und Wein sind die Haupterzeugnisse. Alle gehen stets bewaffnet und sind zur Vertheidigung ihres Eigenthums bereit; dabei aber sind sie gastfrei und es herrscht bei ihnen eine in den übrigen türkischen Provinzen unbekannte Sicherheit des Eigenthums. Ihre ganze Volksmenge mag etwa 100,000 betragen. 3) Noch südlicher, auf demselben Abhange des Libanon, lebt das ungefähr ebenso zahlreiche Volk der Drusen. Den Maroniten an Verfassung und Sitten ähnlich, unterscheiden sie sich von ihnen einzig durch die Religion; doch ist man von dieser wenig unterrichtet. Das ganze Volk theilt sich in Eingeweihte und Unwissende. Jene, die kleinere Zahl, halten ihre Meinungen, die wahrscheinlich ein Gemisch heidnischer, christlicher und muhammedanischer Lehren sind, sehr geheim; sie verwerfen die Beschneidung, die Fasten; sie trinken Wein, essen Schweinefleisch, und halten die Ehen zwischen Geschwistern für erlaubt. Das gemeine Volk hält sich unter Muhammedanern zu diesen, unter Christen ahmen sie deren Gebräuche nach. Ihre Lehren sind wahrscheinlich im 10. Jahrhundert entstanden, und sie selbst haben, von den Muhammedanern als Ketzer verfolgt, eine Zuflucht in diesen Gebirgen gefunden. Trotz des Unterschiedes der Religion haben sie zur Erhaltung ihrer Freiheit gewöhnlich mit den Maroniten gemeinschaftliche Sache gemacht. Wie diese, theilen sie sich in Scheikhs und Volk, und ein Emir, der immer aus der nämlichen Familie genommen wird und den die Pforte blos bestätigt, steht an der Spitze des Ganzen. Einer von diesen, Fakr-ed-din, durch Talente und Tapferkeit ausgezeichnet, hat im Anfange des 17. Jahrhunderts durch Erweiterung seines Gebiets und glückliche Kämpfe mit den Türken die Drusen in Europa bekannter gemacht; seitdem sind sie wieder auf ihre alten Wohnplätze beschränkt worden, wo sie, den Tribut abgerechnet, vollkommen frei leben. — Außer diesen ansässigen Völkern treiben sich in den vielen unangebauten, obwohl zum Theil fruchtbaren Gegenden Syriens folgende Nomaden umher: 1) Die Turkmanen, von denen schon oben gesprochen worden; sie zeigen sich blos in den nördlichsten Gegenden Syriens und verlassen sie meist im Sommer, um im höher liegenden Armenien bessere Weide zu finden. Sie mögen in Syrien etwa 30,000 Seelen betragen. 2) Die Kurden, deren schon früher gedacht worden; auch sie besuchen nur die nördlichen und östlichen Gegenden Syriens, wo sie leicht an 20,000 Zelte, d. h. Familien, stark sein mögen. 3) Die Beduinen. Das ganze Volk der Araber zerfällt in solche, welche Ackerbau treiben (Fellas), und diese machen die Mehrzahl der Einwohner Syriens und Aegyptens aus, und in solche, die, treu ihren uralten Gewohnheiten, mit ihren Heerden in der Wüste vom Euphrat durch Arabien und Afrika bis ans Weltmeer umherziehen; letztere, und zwar vorzugsweise diejenigen, welche die syrisch-arabische Wüste bewohnen, werden Beduinen, d. h. Männer der Wüste genannt. Sie haben sich seit den urältesten Zeiten beinahe ganz unverändert erhalten und sind mit Recht stolz auf die

Reinheit ihres Blutes und daß sie nie unterjocht worden; ja sie haben nicht einmal zu den Eroberungen der Araber im 7. und den folgenden Jahrhunderten beigetragen, und die Lehren des Islam haben wenig in ihren Sitten verändert. Alle sind sehr laue Bekenner dieses Glaubens und diejenigen, welche das Innere der Wüste bewohnen, kennen kaum den Namen Muhammeds. Sie sind in viele Stämme getheilt, die jeder von einem Emir geführt werden, die Familien haben einen Scheikh an ihrer Spitze; Gewohnheiten und Sitten, nicht Gesetze, sind ihre Richtschnur. Wie vor Jahrtausenden, so sind sie noch jetzt räuberisch und gastfrei, großmüthig und die Blutrache unerbittlich verfolgend, freiheitliebend und über alle Begriffe mäßig. Meistens sind sie von kleiner Statur und sehr mager, eine Folge von wenigen Lebensmitteln, die sie genießen. Ihre Kameele, ihre Pferde von der edelsten Race, und ihr köstlichstes Besitzthum, ihr Vieh, machen ihren ganzen Reichthum aus; Milch, Kaffee, Datteln und ein Paar Körner Reis oder Durrha sind ihre gewöhnliche Speise; Fleisch genießen nur die Reichsten und selten. Mit den Türken leben sie in ewiger Feindschaft und erkennen ihre Herrschaft nicht an; sie verachten diejenigen Araber, welche als Fellas oder Bauern angesiedelt und unterjocht sind. Die Beduinen durchstreifen den ganzen südlichen und östlichen Theil von Syrien; ihre Zahl läßt sich unmöglich bestimmen, soll jedoch mehrere Hunderttausende betragen.

Soristan wird von den Türken in 5 Paschaliks, das von Haleb, das von Tarablus, das von Akka, das von Damask und das von Jerusalem getheilt. Wir betrachten es, ohne Rücksicht auf diese Eintheilung, in 3 Abschnitten. — Im nördlichen Theile oder zwischen der nördlichen Grenze und der höchsten Region des Libanon bemerken wir:

Antakiëh, das alte Antiochia, am südlichen Ufer des Orontes oder Asi und am Fuß eines steilen Berges. Die Stadt ward von Seleukus Nikator angelegt und nach seinem Vater benannt; sie war die Residenz der syrischen Könige und auch noch unter den Römern die prächtigste Stadt des Morgenlandes, berühmt durch ihre reizende Lage in einer höchst fruchtbaren Ebene, ihre gesunde Luft, die entzückenden Haine und Quellen in ihrer Nähe, wo bei der Vorstadt Daphne ein Tempel des Apollo stand, sowie durch die große Zahl ihrer Bewohner und ihre Liebe zu den Wissenschaften. Unter den christlichen Kaisern war sie der Sitz eines der 4 Patriarchen des oströmischen Reichs. Unter Justin ward sie durch ein Erdbeben fast ganz zerstört, prächtiger wieder aufgebaut, aber in den folgenden Jahrhunderten mehrere Male von den Persern verwüstet. Von 1097 bis 1268 war sie der Sitz eines eigenen, durch die Kreuzfahrer gegründeten Reiches, welches die Sultane von Aegypten zerstörten. Von ihrem ehemaligen Umfange zeugen noch die alten, ziemlich wohl erhaltenen, mit schönen Thürmen versehenen Mauern; die heutige Stadt aber nimmt kaum den sechsten Theil des inneren Raumes ein, das Uebrige sind Trümmer und Gärten; Alterthümer sucht man hier vergebens. Die Stadt ist für eine türkische noch freundlich genug und treibt Saffiangerberei und bedeutenden Handel mit Seide. Der Einwohner mögen etwa 15,000 sein. In der Stadt befinden sich 7 heiße Quellen. — Nördlich von Antakieh, an dem gleichnamigen Meerbusen, liegt der ehemals berühmte, jetzt ganz elende und wegen seiner verpesteten Luft

entvölkerte Ort Skanderun, von den Schiffern Alexandrette genannt. Bedeutender ist noch südlich von Antakieh der Hafenort Latakia, ehemals Laodicēa, welcher noch manche Spuren seiner alten Pracht, unter anderen einen schönen römischen Triumphbogen zeigt. Der ehemals blühende Handel, vorzüglich mit Taback, ist durch die immer größer werdende Unsicherheit im Lande sehr herabgekommen, und die Zahl der Einwohner auf circa 10,000 zusammengeschmolzen. — Oestlich vom Orontes, in einer schönen und überaus fruchtbaren Thalebene, die sich gegen S. und O. in die Wüste verliert, liegt an dem schönen Bache Kaweik, der die weit berühmten Gärten in der Umgebung bewässert und einige Meilen weiter südlich einen Sumpf ohne Abfluß bildet, die Hauptstadt dieses Theils von Syrien, Haleb oder Aleppo, im Alterthum Beroea. Sie ist jetzt eine der angenehmsten und bedeutendsten Städte des Orients, der Mittelpunkt eines nach allen Gegenden des inneren Asiens ausgebreiteten Karavanenhandels und besitzt bedeutende Färbereien und Fabriken in seidenen, baumwollenen und wollenen Zeugen u. s. w. Die Luft ist rein und gemäßigt, die Gegend ein blühender Garten, alle Lebensmittel finden sich hier im Ueberfluß, und selbst die Sitten der Einwohner sollen hier milder sein, als irgendwo in diesen Gegenden. Die Zahl der Einwohner wird auf 70,000 angegeben, worunter etwa $1/5$ Christen von allen Parteien. Die Stadt zählt 100 Moscheen, hat 3 St. im Umfange und nur unbedeutende Mauern; in ihrer Mitte erhebt sich auf einem Hügel die ganz verfallene Citadelle; sonst ist die Stadt besser gebaut und reinlicher, als die meisten türkischen Städte. Am 13. August 1822 ereignete sich hier ein furchtbares Erdbeben, wobei über 20,000 Menschen umgekommen sein sollen. — Südlicher, am Orontes und von Gärten reizend umgeben, liegt Hamah (Epiphania), eine bedeutende Handelsstadt und Karavanenstation, mit 30,000 Einw. Nicht damit zu verwechseln ist das 6 M. südlicher, ebenfalls am Orontes liegende Hems oder Höms, Emesa, mit 23,000 Einw. Mitten in der Wüste, südöstlich von Haleb und nur 3 Tagereisen vom Euphrat, liegen die prachtvollen Ruinen des im Alterthum berühmten Palmyra oder Tadmor (beides bedeutet Palmenstadt). Dieser Punkt, wo einige zwar schweflige, aber doch genießbare Quellen und ein den Palmen günstiger Boden den Anbau erlaubte, war schon in so alter Zeit wegen des Handels nach dem Euphrat und dem Persischen Meerbusen bewohnt, daß Salomo sich desselben bemächtigte. Seine Größe und Pracht verdankt Palmyra den ersten Jahrhunderten n. Chr., wo sie in die Gewalt der Römer kam. Unter Odenat und seiner Gemahlin Zenobia ward es auf kurze Zeit die Hauptstadt eines unabhängigen Reiches, welches Aurelian, sowie die Stadt selbst, 275 zerstörte; sie erholte sich zwar wieder, ward aber 744 von den Sarazenen so gänzlich verwüstet, daß man bis 1691 nur dunkle Sagen von ihren Trümmern hatte. Diese Ruinen, welche aus unzähligen, theils noch aufrecht stehenden, theils niedergestürzten herrlichen, meist ionischen und korinthischen Marmorsäulen bestehen, bedecken eine unabsehbare Fläche, und unter den vielen Tempeln, Triumphbogen, Hallen, Gräbern u. s. w. zeichnen sich vorzüglich der große und herrliche Sonnentempel aus. Was die Größe des Anblicks noch vermehrt, ist, daß sich von gewöhnlichen Gebäuden der alten Stadt keine Spur mehr findet, und man unter diesem Labyrinth von Säulen nur

noch einige elende Lehmhütten armseliger Araber, die hier etwas Getreide und Oliven ziehen, erblickt; Palmen findet man aber jetzt hier nicht mehr. — In diesem nördlichen Theile Syriens, und zwar in den unzugänglichsten Gegenden des Libanon, hauste zur Zeit der Kreuzzüge ein Volk, welches man die Assassinen nannte, ihrem Anführer, der Alte vom Berge genannt, blindlings ergeben und von ihm zu unzähligen Mordthaten ausgesendet, die sie mit unglaublicher Schlauheit und Unerschrockenheit ausführten; daher auch der französische Assassin für einen Meuchelmörder. Neuere Untersuchungen haben gelehrt, daß dies Volk eine ketzerische Secte von Muhammedanern gewesen, welche von einem ihrer ältesten Oberhäupter eigentlich den Namen Ismaëliten führte und sich vom 8. bis ins 12. Jahrh. in Syrien und Persien mächtig verbreitete. Der Name Assassinen kommt wahrscheinlich von Haschischi (d. h. ein durch den Genuß von einem Aufguß auf Hanfblätter Berauschter) her, weil, wie man sagt, ihr Oberhaupt sich Jünglinge dadurch zu unbedingtem Gehorsam verpflichtete, daß er sie durch jenes Getränk berauschte und sie überredete, die wonnevollen Genüsse, wovon sie in diesem Zustande geträumt, seien ein Vorschmack der Seligkeit, die ihrer als Lohn ihres Gehorsams nach dem Tode wartete. Sie machten sich damals den Kreuzfahrern furchtbar. Noch jetzt soll es einige Ueberreste dieser einst mächtigen Secte im Libanon geben.

Im mittleren Theile Syriens bemerken wir folgende Küstenstädte: Beirut (Berytus), auf einer Anhöhe, mit massiven Häusern, einem Hafen und 12,000 Einw.; sie ward bei der Belagerung 1840 in dem Kriege gegen den Pascha von Aegypten sehr zerstört. Weiter südlich: Saida (das alte Sidon), jetzt eine elende kleine Stadt, mit gänzlich versandetem Hafen, 2 halb verfallenen Schlössern und etwa 6000 Einw., die doch noch etwas Handel treiben. Ein wenig südlicher liegt auf einer Halbinsel Sur, im Alterthume Tyrus, jetzt ohne irgend ein Denkmal des Alterthumes, als einige Cisternen, mit nahe an 4000 Einw. In der Nähe vom (vielleicht höchsten) nördlichen Gipfel des Libanon findet man noch ein kleines Cedernwäldchen, als schwacher, aber jetzt heilig gehaltener und geschonter Ueberrest der mächtigen Waldungen dieser Art, welche einst das Gebirge bedeckten und auch noch an anderen minder bekannten Stellen angetroffen werden. Die wenigen alten Stämme, mehrere Hundert an der Zahl, haben zwar einen ungeheuren Umfang, aber nur eine geringe Höhe. Ganze Cedernwaldungen findet man jetzt nur noch auf dem Taurus, am oberen Euphrat. — Im Innern des Landes liegen: Baalbeck, das alte Heliopolis, in einem reizenden Thale zwischen dem Libanon und Antilibanon. Hier sieht man noch die durch ihre ungeheure Größe sowohl, als durch die Vortrefflichkeit der Arbeit ausgezeichneten Ruinen eines Sonnentempels und zweier anderer Tempel, welche wahrscheinlich unter den Antoninen erbaut wurden. Die Ruinen bestehen aus wenigen noch aufrecht stehenden, sehr hohen Marmorsäulen und gewaltigen Substructionen, zu welchen Marmorblöcke von 30 bis 60′ Länge und verhältnißmäßiger Stärke gebraucht worden sind. Erdbeben und Zerstörungssucht der Türken, welche die Steine zu anderen Bauten verwendet, haben diese Wunder der Kunst verwüstet. Der Ort ist seit dem Erdbeben von 1759 nur ein Haufen Trümmer und sonst ganz unbedeutend. — Deir el Kamar, der Sitz des Groß-Emirs

der Drusen, mit 5000 Einw. und starker Seidenweberei. — Damask (Damascus), in einer höchst fruchtbaren Ebene, am Fuße eines Berges, am Bache Baradi, welcher unzählige Baumgärten bewässert und sich später in einen Landsee (wie der Bach von Haleb und im Grunde wie der Jordan) verliert. Die ganze Gegend, von Quellen und Bächen bewässert, gehört zu den schönsten in Syrien. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut, die Straßen zum Theil breit und gepflastert, die Häuser innerlich prächtig; unter den 200 Moscheen trägt die größte, einst eine christliche Kirche, eine Kuppel und 7 Thürme; ferner sind hier prächtige Basars, ein Castell und die Zahl der Einwohner mag an 120,000 betragen, worunter $\frac{1}{10}$ Christen. Die Degenklingen von Damask, daher Damascener genannt, ehemals hochberühmt, werden zwar noch hier gemacht, aber nicht mehr so gut als sonst; auch Baumwollen- und Seidenzeuge, daher der Name Damast, werden hier von vorzüglicher Güte gefertigt. Damask treibt einen sehr bedeutenden Handel theils mit diesen Fabrikaten, theils mit seinen trefflichen getrockneten und eingemachten Früchten. Der Handel wird vorzüglich belebt durch die große Karavane nach Mekka, welche sich alle Jahre hier aus allen Theilen des Reiches sammelt und oft 30—50,000 Seelen stark unter dem Schutze und Geleite des Paschas von Damask, welcher in dieser Beziehung Emir Hadji heißt, zu dem Orte ihrer Bestimmung zieht.

Im südlichen Theile des Landes, dem alten Palästina, liegen:

Jerusălem, im Morgenlande selbst El-Kuds (die Heilige) genannt, unter 31° 46¾′ n. Br. und 52° 53′ ö. Lg. und etwa 2500′ über dem Meere. Sie ist wie eine der ältesten, so unstreitig eine der merkwürdigsten Städte der Erde. Als die Israeliten unter Josua das gelobte Land eroberten, war die Stadt im Besitze der Jebusiter, welche sich auch in dem höchsten und festesten Theile derselben, dem Berge Sion, behaupteten; erst David eroberte sie gänzlich und legte seine Burg und Residenz auf dem südlichen, höchsten Hügel Sion an, und seitdem blieb sie der geheiligte Mittelpunkt des jüdischen Reiches. Sie hieß jetzt Jerusalem (Wohnung des Friedens), welches die Griechen durch Hierosolyma (die heilige Solyma) ausdrückten, daher bei neueren Dichtern auch zuweilen blos Solyma. Salomo erbaute den prachtvollen Tempel auf dem nordöstlich vom Sion gelegenen, etwas niedrigeren Hügel Moriah, wo der Sage nach Abraham seinen Sohn hatte opfern wollen. Nachdem Jerusalem unter den jüdischen Königen mehrere Male erobert und geplündert worden, ward sie endlich unter Zedekias durch Nebukadnezar von Babylon gänzlich zerstört und die Einwohner gefangen weggeführt (586 v. Chr.). 70 Jahre später erhielten die Juden von Cyrus die Erlaubniß, in ihr Land zurückzukehren und Jerusalem wieder aufzubauen. Auch der Tempel ward an der alten Stelle, aber minder prächtig, wieder erbaut, von Herodes I. indeß nach und nach in allen seinen Theilen erneuert und verschönert. Zur Zeit Christi war die Stadt mit herrlichen Gebäuden angefüllt, hatte einen Umfang von beinahe einer deutschen Meile und war mit einer an manchen Stellen dreifachen, sehr starken Mauer umgeben. Alle diese Herrlichkeit ward 40 Jahre nach dem Tode Christi gänzlich zerstört, als Titus, der Sohn des Kaisers Vespasian, das empörte Jerusalem nach einer furchtbar blutigen Belagerung eroberte

und Alles bis auf wenige allzu feste Thürme der Stadtmauer dem Erdboden gleich machen ließ. Unter Hadrian 126 ward hier eine neue Stadt Aelia Capitolina erbaut, in welcher ein Jupiterstempel auf der Stelle des alten Tempels stand; dies veranlaßte 133 eine neue furchtbare Empörung der Juden unter dem falschen Messias Barchochebas, welche eine gänzliche Verwüstung und Verödung des Landes zur Folge hatte; kein Jude durfte fortan in der neuen Stadt wohnen. Constantin und seine Mutter Helena ließen die heidnischen Tempel zerstören und erbauten mehrere der noch jetzt vorhandenen Kirchen; seitdem erhielt auch Jerusalem seinen alten Namen wieder. So blieb Jerusalem bis ins 7. Jahrh., wo sie 615 von dem Perserkönig Kosroes erobert ward; 629 erhielt sie der Kaiser Heraklius wieder, bis sie endlich 636 von dem arabischen Chalifen Omar den Christen entrissen ward. Nach manchem Wechsel der Herrschaft fiel sie am 15. Juli 1099 den Kreuzfahrern in die Hände, in deren Gewalt sie bis 1187 blieb. Im Ganzen ist Jerusalem 17 Mal von Feinden eingenommen und mehr oder minder verwüstet worden. Hierin liegt der ganz natürliche Grund, weshalb es so schwer ist, die Lage älterer merkwürdiger Oerter und Gebäude anzugeben, obgleich die freche Unwissenheit der dortigen Mönche nicht allein mit Hintenansetzung aller Geschichte und aller Wahrscheinlichkeit jeden durch das Leben des Heilands geweihten Platz, sondern selbst die Wohnung solcher Personen, wie z. B. des Reichen und des armen Lazarus, anzugeben weiß, die nur in den Gleichnissen des Herrn vorkommen. Das heutige Jerusalem hat 1 Stunde im Umfange und liegt auf einer unebenen Bergfläche, 2450′ hoch, welche nach drei Seiten, gegen O., W. und S., von sehr schroffen Thälern begrenzt wird: im O. trennt das Thal Josaphat, in welchem der Bach Kidron, jedoch nur einen Theil des Jahres, fließt, die Stadt von dem höheren Oelberge, 2550′ hoch; im westlichen Thale fließt der Bach Gihon, welcher auch die Südseite der Stadt umgiebt und sich in den Kidron ergießt; im S. zieht sich das ebenfalls tiefe Thal Ben Hinnom von NW. nach SO. und vereinigt sich mit dem Thale Josaphat; im Thale Hinnom entspringt die Quelle Siloa in einer kleinen Seitenschlucht, die einzige Quelle der Stadt. Südlich von diesem Thale erhebt sich ein Hügel, höher als die Stadt, welcher an seinem Fuße, in der ganzen Länge des Thales, unzählige, zum Theil prächtige, in den Kalkfelsen gehauene Grabhöhlen, auf seinem Abhange die Trümmer vieler Gebäude und auf seinem Gipfel die Spuren einer alten Umfassungsmauer enthält. Diese Gräber werden von Einigen für die alten Königsgräber gehalten, welche Andere dagegen in einer ziemlichen Entfernung nördlicher von der Stadt suchen, wo sich ebenfalls bedeutende Trümmer von Mauerwerk finden, welche schon die Meinung veranlaßt haben, die alte Stadt habe sich einst soviel weiter nördlich erstreckt. Wahrscheinlicher ist es vielmehr, daß das alte Jerusalem sich weiter südlich bis zum äußersten Rande des Berges Sion erstreckte und daher nicht bedeutend viel größer als die heutige Stadt war. Das alte Jerusalem bestand aus 3 Haupttheilen, im S. der Berg Sion (Zion) oder die obere Stadt; nördlich ihr gegenüber Akra oder die untere Stadt, und östlich von beiden, aber durch ein Thal davon getrennt, der Hügel Moriah, worauf der Tempel lag; später kam noch ein nördlicher Theil Bezetha oder die neue Stadt hinzu. Der

Hügel Golgatha lag, aller Wahrscheinlichkeit nach, nordwestlich außerhalb der Mauern.

Die heutige Stadt wird von starken und hohen, mit Thürmen besetzten Mauern umgeben, welche ein Werk des Sultans Soliman 1542 sind; sie sind ziemlich wie die 4 Thore der Stadt, nach den 4 Weltgegenden gerichtet, so daß die Stadt ein nur etwas unregelmäßiges Viereck bildet. In der westlichen Mauer ist die ganz verfallene Citadelle, auch der Thurm der Pisaner genannt, der Hippicus der Alten, zum Theil noch aus römischer Zeit. Die Stadt selbst ist ziemlich fest gebaut, viele Häuser sind von Quadern, die meisten aber nur aus Lehm, mit flachen Dächern und ohne Fenster nach den Straßen; diese sind, mit Ausnahme dreier, eng und krumm, voll Schutt und Unrath und schlecht gepflastert. Die Stadt hat nicht einen einzigen öffentlichen Platz. Unter den christlichen Gebäuden sind zu bemerken: das Franciscanerkloster St. Salvator oder des Erlösers, im nordwestlichen Theile der Stadt. Es ist ein weitläufiges, unregelmäßiges, festes Gebäude mit einer eigenen Kirche, einer reichen Apotheke, worin vorzüglich Balsam bereitet wird, und vielen Wohnungen für Pilger. Es war ehemals sehr reich und bezog ansehnliche Einkünfte aus den katholischen Ländern Europas; in der neuesten Zeit, wo beinahe gar kein Pilger mehr aus Europa gekommen und selbst Spanien aufgehört hat, Beiträge zu senden, ist es in Armuth gesunken, und das Oberhaupt der wenigen noch vorhandenen Mönche hat seinen bisher bedeutenden Einfluß bei den Türken gänzlich verloren. Nur ein paar Hundert Schritt südöstlich davon, also mehr nach der Mitte der Stadt, liegt die einst so berühmte Kirche zum heiligen Grabe. Constantin der Große erbaute hier zuerst eine Kirche, welche aber schon im 7. und 11. Jahrh. zweimal zerstört wurde; sie wurde 1048 wieder erbaut, die Kreuzfahrer setzten den Bau bis zu seiner jetzigen Größe fort. Sie bildet ein unregelmäßiges Ganze von 120 Schritt Länge und 70 Schritt Breite und besteht eigentlich aus 3 verschiedenen Räumen unter einem Dache; westlich liegt die Kirche des heiligen Grabes, der älteste Theil des Ganzen, in der Mitte die des Calvarienberges und östlich die der Kreuzerfindung. Nur ein von den Türken bewachter Eingang an der Südseite führt in das Ganze. Unter der offenen Kuppel der westlichen Kirche befindet sich das sogenannte heilige Grab; dies ist eine kleine, von Marmor erbaute Capelle, 45′ lang und 20′ breit, in welcher man aus einer kleinen Vorhalle in das eigentliche Grab tritt, ein kleines mit Marmor bekleidetes Gemach von 8′ Länge, 7′ Breite und 7′ Höhe, welches von ewig brennenden Lampen erleuchtet wird und worin man unter einem Altare einen Sarkophag von Marmor zeigt, in welchem der Leichnam des Herrn gelegen haben soll. Ehemals ruhte die Kuppel der Kirche, über der Grabcapelle, auf schönen marmornen Säulen; bei dem Brande aber, welcher 1808 die Kuppel vernichtete, wurden auch die Säulen beschädigt. Der ganze Bau ist in neuester Zeit durch Frankreich und Rußland wieder hergestellt worden. Das Innere der Kirche ist von den Mönchen dreier verschiedenen christlichen Parteien besetzt und bewohnt, nämlich den Katholiken, den Griechen und den Armeniern, welche sich jetzt in den Besitz so getheilt haben, daß die Armenier die sogenannte Hellenencapelle, die Griechen die mittlere Kirche und die Lateiner die Grabescapelle inne haben. Die Türken erheben einen

sehr bedeutenden Zoll für jeden Besuch von den Fremden, welche die Kirchen besehen wollen; daher manche Reisende mehrere Tage im Innern verweilt haben und von den darin wohnenden Mönchen sich haben beköstigen lassen, welchen übrigens selbst die Lebensmittel nur durch Löcher in den verschlossenen Thüren gereicht werden. Aus dieser Kirche steigt man einige Stufen zu einer zweiten empor, welche angeblich auf dem Calvarienberge liegt, und wo die Löcher, in welchen die drei Kreuze gestanden haben sollen, gezeigt werden; noch weiter östlich befindet sich eine dritte Kirche in dem Hügel selbst, wo man zur Zeit, als die Kaiserin Helena in Jerusalem war, im Anfange des 4. Jahrh., das wahre Kreuz will gefunden haben. Schon diese kurze Darstellung reicht hin, die Aechtheit aller dieser heilig gehaltenen Oerter sehr verdächtig zu machen, die doch wohl unmöglich nur so wenige Schritte von einander dürften gesucht werden und auf jeden Fall im Mittelpunkte der alten Stadt müßten gelegen haben, während alle Berichte der Evangelisten deutlich angeben, daß der Ort der Kreuzigung und das Grab außerhalb der Stadt gelegen. Neuere Reisende haben nur mit dem tiefsten Unwillen die frevelhaften Gaukeleien, womit die Unwissenden am heiligen Grabe getäuscht werden (wenn z. B. im Osterfeste alle Lampen am Grabe gelöscht werden und die Priester vorgeben, daß ein wunderbares Feuer vom Himmel sie wieder anzünde), und die ärgerlichen alle Vorstellung übersteigenden Zänkereien, ja Balgereien der verschiedenen Parteien am Grabe selbst betrachten können; dies Alles, verbunden mit den dabei mit Peitschen die Ordnung nothdürftig erhaltenden Türken zeigt den unendlich tiefen Verfall des Christenthums im Orient und ist wohl mehr geeignet, Ekel, als Andacht einzuflößen. Die Zahl der Pilger, welche das heilige Grab besuchen, ist in neueren Zeiten gesunken, auch sind die Abgaben, welche vom Eintritt in das gelobte Land und bei den vielen Punkten der frommen Wallfahrt an die Türken bezahlt werden müssen, sowie die sogenannten freiwilligen Geschenke an die Mönche, so bedeutend, daß nur Wohlhabende einen solchen Aufwand bestreiten können. Reicher und bedeutender, als die der Katholiken, sind die Kirchen, Klöster und Hospicien der Griechen und Armenier; das Kloster der Letzteren auf dem Berge Zion besonders soll an 1000 Zimmer enthalten und ihre Kirche die schönste in der Stadt sein. Von den übrigen sogenannten Heiligthümern, welche die Pilger vorschriftsmäßig besuchen, als das Haus des Pilatus, die Wohnung des Herodes, die verschiedenen Punkte, welche die Leidensgeschichte des Herrn bezeichnen sollen, welche alle nur Trümmerhaufen von unbezweifelter Unächtheit sind, enthalten wir uns billig zu reden. — Unter den muhammedanischen Gebäuden ist nur eins von Wichtigkeit, die prächtige Moschee, welche der Chalif Abdu'-l-mâlik 686 erbauen ließ und welche von seinen Nachfolgern noch bedeutend vergrößert ward. Auf einem 550′ langen und 450′ breiten mit schönen Cypressen und anderen Bäumen besetzten Platze, Haram el Scherif genannt, stehen zwei Hauptgebäude, die prächtige Salomons-Moschee oder Kubbet es Sakarah; sie bildet ein regelmäßiges Achteck, im Innern stehen nicht weit von den Wänden 24 Säulen, und mehr nach der Mitte zu 16 andere, durch ein eisernes Gitter verbundene, die Kuppel tragende Säulen, welche einen runden Raum einschließen, in dessen Mitte, gerade unter dem Thürmchen, welches die Kuppel krönt und durch welches Licht in das Gebäude fällt,

ein weißer Stein von unregelmäßiger Gestalt liegt, auf welchem man eine Fußspur Muhammeds sehen will. In geringer Entfernung auf demselben Platze steht ein Bethaus, El-Aksa genannt, ebenfalls mit einer Kuppel, welche auf vielen Marmorsäulen ruht. Kein Jude und kein Christ darf bei Todesstrafe diesen heiligen Bezirk betreten. Das Ganze liegt im südöstlichen Theile der Stadt, am Rande der Abgründe, auf dem nämlichen Platze, welchen einst der Tempel einnahm, und wird eben deshalb von den Muhammedanern (nächst Mekka und Medina) für den dritten ihrer heiligen Oerter gehalten. Der Padischah in Constantinopel hat dem jetzigen Kaiser der Franzosen die St. Annakirche zum Geschenk gemacht. Nach der Tradition wohnte an ihrer Stelle die heilige Anna, die Mutter der Maria. — Außerhalb der Stadt bemerken wir im südlichen Thale die Quelle Siloah, welche dem Kidron zufließt; sie erhält ihr Wasser durch einen unterirdischen Canal aus der etwas nördlicher gelegenen sogenannten Marienquelle. Im östlichen Thale, welches einen Theil des Jahres hindurch vom Kidron bewässert wird, befinden sich auch viele Gräber aus verschiedenen Zeiten, unter anderen ganz nördlich eins, welches für das der Jungfrau Maria, jedoch ohne allen Grund, ausgegeben wird. Noch jetzt begraben hier die Juden aus der Stadt ihre Todten; hier will man auch noch die Stelle des Gartens von Gethsemane finden: einige sehr alte Oelbäume in einer Befriedigung sollen den Platz bezeichnen. Der Oelberg, welcher dieses Thal östlich begrenzt, ist jetzt fast ganz ohne Anbau; doch sieht man noch einige Obstbäume darauf; dieser Berg ist der höchste in der nächsten Umgegend und von ihm überschaut man die ganze Stadt; auf seinem Gipfel, an der Stelle, von wo man meinte, daß der Herr gen Himmel gefahren, sieht man die Ruinen einer von der Kaiserin Helena erbauten Kirche und eine kleine Moschee. Nördlich, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, befinden sich ebenfalls mehrere schöne Gräber, wie alle übrigen in Felsen gehauen und zum Theil noch mit steinernen Thüren versehen; man giebt sie fälschlich für die Gräber der Könige aus. — Die Bevölkerung von Jerusalem beträgt etwa 25,000 Seelen; darunter 9000 Christen und 4000 Juden; sie nährten sich bisher großentheils von Anfertigung von Rosenkränzen, Crucifixen, Reliquienkästen und anderen dergleichen von den Pilgern gesuchten Dingen. Die Juden, in einige schmutzige Straßen im südlichen Theile der Stadt zwischen dem Moriah und dem Sion eingeschlossen, sind hier überaus elend und arm. Seit 1841 ist hier von England und Preußen ein evangelisches Bisthum errichtet worden. — Die ganze Umgegend von Jerusalem ist der Unsicherheit wegen verlassen und öde und eine eigentliche Felsenwüste geworden.

2 St. südöstlich von Jerusalem liegt in einer fruchtbaren und lieblichen Gegend, zwischen Bergen und Thälern, der kleine Ort Bethlehem, 2450′ hoch, mit 3000 Einw. In der sehr schönen, aber sehr verfallenen Marienkirche, welche die Kaiserin Helena erbaut, zeigt man eine enge Höhle, in welcher angeblich der Heiland geboren sein soll. Um die Kirche liegen drei Klöster, der Katholiken, Griechen und Armenier, welche sich hier wie in Jerusalem um den Besitz der Kirche und des Heiligthums streiten. In der Nähe befindet sich ein anderes Kloster mit einer Johannes dem Täufer geweihten Kirche, welche angeblich an der Stelle steht, wo er geboren. —

Jericho, jetzt Riha, 3 M. nordöstlich von Jerusalem, in einer von Bergen eingeschlossenen sehr heißen Ebene, 630′ unter dem Niveau des Mittelländischen Meeres, wo ehemals die Balsampflanze gebaut wurde, ist jetzt nur noch ein elendes Dorf, von Arabern bewohnt. 1½ St. östlicher fließt der Jordan, hier in einem öden und unfruchtbaren Thale, und erreicht dann bald das Todte Meer, welches 10 M. lang, über 2 M. breit ist und 1235′ unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres liegt. Alles verkündigt hier die furchtbare Naturerscheinung, der dieser See seinen Ursprung verdanken soll; die nackten und kahlen Felsen, welche den tiefen Kessel von allen Seiten einschließen, zeigen deutliche Spuren vulcanischer Thätigkeit, und das Erdpech, welches häufig auf der Oberfläche des Wassers schwimmt und stellenweise die Felsen durchdringt, läßt wohl vermuthen, daß die einst blühende Gegend, welche jetzt der See einnimmt, durch unterirdisches Feuer zu Grunde gegangen und versunken sei. Das Wasser ist äußerst salzig und bitter, daher auch sehr schwer; ob es Fische enthalte ist bis jetzt noch nicht ausgemacht. Am südlichen Ende des Sees ist er so seicht, daß man ihn durchwaten kann. Keine Spur von Vegetation zeigt sich an seinen Ufern. — Südlich von Jerusalem liegt Hebron, jetzt El-Khulil; mit 15,000 Einw. und einer herrlichen Moschee, wobei die angeblichen Gräber Abrahams, Isaaks und Jacobs. Nördlich, in einem fruchtbaren Thale, zwischen den Bergen Garazim im S. und Ebal im N., liegt Nábulus (Neapolis, Naplusa), das alte Sichem, welches noch immer an 15,000 Einw. hat und starken Handel treibt, wo 1856 in Folge der Gleichstellung der Muhammedaner und Christen fanatische Ausbrüche jener gegen diese und mancherlei Gräuelscenen vorfielen. In der nördlichsten Provinz des alten Palästina, in Galiläa liegt en-Nâsirah, das alte Nazareth, 1030′ hoch, zwischen Kreidehügeln, in einem schönen Thale, ein kleiner offener Ort mit 4000 Einw., worunter etwa ⅔ Christen. Die Kirche des Franciskanerklosters, eine der schönsten des Landes, soll angeblich an der Stelle liegen, wo einst das Haus der Maria stand. In der Nähe östlich liegt der Berg Tabor in der wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmten Ebene Esdrelon. Am See von Genezareth oder Tiberias (Bahr Tubariyeh) lag Tiberias, jetzt Tabarijeh, ein höchst armseliger Ort mit 2000 Einw., worunter die Hälfte Juden, zum Theil aus Spanien und Polen. Etwas nördlicher liegt die vierte der heiligen Städte der Juden (die anderen sind Jerusalem, Tiberias und Hebron), Safed, mit vielen Juden. Hier waren einst berühmte jüdische Schulen und Druckereien. Nordöstlich davon liegt der See El-Hûleh in einer sumpfigen Gegend, welcher die Quellströme des Jordan aufnimmt. — Die hohe Gebirgsebene östlich vom Jordan, welche sich allmälig nach der großen Wüste zu senkt, das Peräa oder jenseitige Land der Alten, jetzt Hauran, ist, obwohl schlecht bewässert, doch keineswegs unfruchtbar und war zur Zeit der Römer mit bedeutenden Städten bedeckt, deren zum Theil herrliche Ruinen erst die neueren Reisenden wieder aufgefunden haben. So entdeckte z. B. Seetzen 1816 bei dem heutigen Dscherasch die Ruinen des alten Gerasa, welche aus mehreren Tempeln, Amphitheatern und besonders 2 herrlichen korinthischen Säulengängen bestehen, die sich in einem Halbkreis von 60 ionischen Säulen endigen; sie übertreffen noch die Ruinen von Palmyra an Pracht und Größe.

An und in der Nähe der Küste liegen:

Gaza oder Ghazze (die Araber sprechen es wie Razze aus), die südlichste Stadt dieser Gegend, 1 St. vom Meere und in einer sehr fruchtbaren Ebene, welche sich die ganze Seeküste entlang zieht. Obgleich äußerst verfallen und voller Trümmer, hat Gaza doch wieder zugenommen und ist jetzt ein bedeutender Ort, wegen der Karavanen zwischen Syrien und Aegypten, welche sich hier versammeln, mit Proviant versehen und erholen. Sie mag an 30,000 Einw. zählen. Kein Denkmal, keine Ruine früherer Zeiten ist mehr vorhanden. Weiter nördlich liegt auf einer felsigen Landspitze die feste Stadt Jáfa, das alte Joppe, mit 12,000 Einw., in einer gut bewässerten, reizenden Gegend. Obgleich Jafa nur einen unbedeutenden und gefährlichen Hafen hat, so ist es doch der Ort, wo alle Pilger nach Jerusalem landen und wo überhaupt der wenige Handel dieser Hauptstadt getrieben wird. Von hier geht die durch die Araber höchst unsicher gemachte und an sich schon sehr beschwerliche 12 bis 15 St. lange Straße über Ramleh, welches in einer reizenden Ebene zwischen Obstbäumen und Weingärten liegt, mit etwa 11,000 Einw., nach Jerusalem. — Noch weiter nördlich an der Küste liegen die jetzt gänzlich verlassenen Ruinen der einst prachtvollen Stadt Cäsarea, welche Herodes dem August zu Ehren anlegte und welche nach der Zerstörung Jerusalems die Hauptstadt von Palästina war; nur wilde Thiere bewohnen sie jetzt, und ein großer Theil ihrer herrlichen Säulen ist von den Türken nach Akre geschafft worden. Nur wenig weiter gegen N. liegt die stark befestigte, in der neuen Kriegsgeschichte wieder bekannt gewordene Stadt Akka, gewöhnlich Akre oder St. Jean d'Acre genannt, das alte Ptolemaïs, vor welcher 1799 Bonaparte's Kriegsglück scheiterte; 1832 eroberte sie Ibrahim Pascha, und 1840 fiel sie nach einem zweitägigen Bombardement in die Hände der Engländer, worauf der Pascha von Aegypten seinen Ansprüchen auf Syrien ꝛc. entsagen mußte. Von den Kreuzfahrern ward der Ort 1104 erobert, ging 1187 wieder verloren, ward von Richard Löwenherz 1191 wieder erobert und Sitz der Johanniterritter; 1291 endlich ward er den Christen, als ihr letzter Besitz in Palästina entrissen. Die Stadt liegt auf dem nördlichen Ufer eines kleinen Meerbusens, dessen südliche Ecke durch das Vorgebirge des Berges Carmel gebildet wird. Der Hafen ist jetzt zwar versandet, aber noch der beste an dieser ganzen Küste. Der durch seine Grausamkeit wie durch seinen Muth berühmte Djezzar Pascha hatte mehrere schöne Gebäude aufgeführt, u. a. eine prächtige Moschee und einen schönen Brunnen; allein bei den letzten Eroberungen der Stadt ist sie fast ganz in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Die Stadt hat 10,000 Einw., welche starken Handel mit Baumwolle treiben.

II. Arabien (Arabia).

Die große Halbinsel, welche sich in südöstlicher Richtung zwischen dem Persischen Meerbusen und dem Arabischen oder Rothen Meere vom 50. bis 70. Grade ö. Lg. erstreckt und südlich vom Indischen Ocean begrenzt wird, hat im N. nur unbestimmte Grenzen. Sieht man auf die Natur des Landes und der Bewohner, so muß man die große syrisch-arabische Wüste zwischen Syrien und dem rechten Euphratufer noch zu Arabien rechnen, und das Ganze mag dann über 48,000 □M. mit einer Bevölkerung von 9—12 Millionen enthalten und erstreckt sich von 12½ bis beinahe 31° n. Br.

Allgemeine Beschaffenheit.

Aus der schon oben gegebenen Beschreibung der arabischen Halbinsel sehen wir, daß die Natur dieses Land in drei sehr verschiedenartige Regionen getheilt hat. Die uns in neuester Zeit durch Palgrave erschlossene Hochebene oder Nedsched (Arabia deserta), welche den inneren größten Theil des Landes ausmacht; der Gebirgsrand Dschebel (Berg), welcher sie im W., S. und O. umgiebt, und vorzüglich im südwestlichen Theile oder Jemen nicht als eine Gebirgsreihe, sondern als ein sehr ausgedehntes und breites Gebirgsland zur Küste hinabsteigt; endlich die flache, ebene Seeküste Tehama (Arabia felix), welche im O. am schmalsten, im W. zwar breiter, aber doch immer höchstens 1 bis 1½ Tagereise breit ist. In der weitesten Bedeutung des Namens rechnet man wohl noch zu Arabien die große syrische Wüste bis zum Euphrat und das Arabia petraea der Alten, welches die Halbinsel des Sinaï, zwischen den beiden nördlichsten Meerbusen des Rothen Meeres und die nördlich davon bis zum Mittelmeere sich erstreckende Wüste El-Tih umfaßt. Diese wird von der großen syrischen Wüste durch einen Gebirgszug getrennt, welcher vom Ostufer des Todten Meeres bis zum Ailanitischen Meerbusen sich hinzieht und welcher die lange, jetzt ganz versandete Thalspalte El-Ghor, südlicher Wadi el-Aràbah genannt, begrenzt, vor Alters eine bedeutende Handelsstraße nach dem Rothen Meere hin. Die Beschaffenheit des Bodens, des Klimas und der Producte dieser Theile ist höchst verschieden. Große Ströme fehlen gänzlich; selbst Steppenflüsse sind sparsam vorhanden, und nur kurze Küsten-

flüsse und die Wadis, welche sich meist nur zu Zeiten mit Regenwasser füllen, bilden die Bewässerung. Das durchaus sandige und öde Tehama, von keinem einzigen Flusse bleibend bewässert, leidet an einer oft fürchterlichen Hitze und Dürre; oft vergeht ein Jahr, ohne daß ein Tropfen Regen fällt. Beim Graben findet man hier zwar Wasser, aber es ist salzig und schwefelig; erst in einer Tiefe von mehr als 150′ findet sich genießbares Wasser. Die gebirgige Region ist dagegen unendlich begünstigter; hier fällt in der Regenzeit von der Mitte Juni bis Ende September beinahe unaufhörlicher Regen; Quellen und Bäche sind hier zahlreich, aber nur äußerst wenige erreichen selbst in der Regenzeit das Meer; nicht immer, aber doch oft, regnet es auch im Frühling, wo denn alle Producte dieses glücklichen Bodens um so reichlicher gedeihen. Das Nedscheb ist weder durchaus eben, noch durchaus wüste; im östlichen Theile läuft der Djebl Tueik. Es ist ziemlich stark von umherziehenden Stämmen bewohnt, und enthält viele fruchtbare und wenigstens einen Theil des Jahres hindurch bewässerte Oasen; auch bietet es eine große Abwechselung von Bergen und Thälern dar; der größte Theil jedoch, vorzüglich südöstlich, besteht aus völlig unwirthbaren Sandwüsten, und überall ist die Vegetation hier kümmerlich. Die Höhe des Ganzen kann nicht unbedeutend sein, da es hier einen Theil des Jahres empfindlich kalt ist und zuweilen selbst bei Nacht Eis entsteht. Der Nachtthau ist in ganz Arabien sehr stark und ersetzt einigermaßen den in vielen Gegenden so seltenen Regen. Im Ganzen ist das Klima von Arabien sehr gesund, und wenige Völker der Welt leiden so wenig an Krankheiten, als die Araber, was aber auch vorzüglich ihrer großen Mäßigkeit zuzuschreiben ist. Der Aussatz, jene, wenn sie den höchsten Grad erreicht, fürchterliche Hautkrankheit, ist zwar in Arabien einheimisch, doch keineswegs häufig. — Zu den ausgezeichneten Producten Arabiens gehören die Pferde, nicht sowohl an Schönheit, als an Schnelligkeit, Ausdauer und Gelehrigkeit die ersten der Welt. Dem Beduinen ist seine Stute (die man allgemein dem Hengste vorzieht und nach welchen die Geschlechtsregister dieser Thiere geführt werden) das köstlichste Besitzthum. Indeß sind die eigentlich edlen und geschätzten Pferde auch hier sehr selten und theuer. Für die edelsten werden die gehalten, welche angeblich von den fünf Stuten Muhammeds abstammen; dann solche, deren Geschlecht man seit mehreren Jahrhunderten kennt und mit der höchsten Sorgfalt vor Vermischuug mit unedlen Racen bewahrt hat. Das Nedscheb ist das rechte Vaterland dieser Pferde. Die Kameele sind die unentbehrlichsten Begleiter der Wüstenbewohner, und auch der Esel, hier schöner und stärker als bei uns, keineswegs verachtet. An wilden Thieren finden sich Löwen, Hyänen, Schakals, Gazellen, Strauße und besonders in Jemen sehr viele Affen. Heuschrecken sind oft eine Landplage; die meisten Arten derselben werden zum Theil selbst als Leckerbissen verzehrt. Ein übrigens auch in anderen heißen Ländern der alten Welt vorkommender Wurm, Hautwurm (Filaria medinensis) genannt, erzeugt sich (wie man sagt, nach dem Genusse unreinen Wassers) unter der Haut und muß, einem oft mehrere Fuß langen Faden gleich, vorsichtig und sehr langsam (einige Wochen werden dazu erfordert) herausgewunden werden. Endlich liefert das Meer Perlmuscheln. — Die Vegetation ist in einem großen Theile von Arabien äußerst dürftig; doch wird

selbst im Tehama und Nedsched an einzelnen Punkten Getreide, vorzüglich Durrha und Gartengewächse, besonders Melonen, gebaut. Die Dattelpalme, der einzige Baum in den Oasen der dürren Sandwüsten, und der Cocosbaum sind ein Hauptsegen des Landes, und die Dattel ist ein Hauptnahrungsmittel der Einwohner. Eigentliche Wälder giebt es nirgend, der größte Theil der Halbinsel ist völlig baumlos. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo sind zwar vorhanden, werden aber wenig benutzt; Reis gedeiht in dem zu trocknen Lande nicht. Das edelste Erzeugniß Arabiens und der Hauptgegenstand seines Handels ist der Kaffeebaum, dessen Bohne Bun, der daraus bereitete Trank aber Kahwe heißt; er wächst vorzüglich nur in den Gebirgen von Jemen und fordert ein mildes, nicht allzu heißes Klima und gute Bewässerung; die Araber selbst glauben, daß er aus Abyssinien zu ihnen gekommen sei. Sie rösten die Bohnen zum jedesmaligen Gebrauch in einer offenen Pfanne, zerstoßen sie dann, lassen sie kochen und genießen das Getränk stets ohne Milch und ohne Zucker; weil es aber für zu erhitzend gilt, so genießt man in den heißen Monaten lieber ein anderes Getränk, welches man Kaschri nennt und wie das vorige, aber aus den Schalen der Kaffeebohnen, bereitet; es soll dem Thee ähnlich sein. Andere Gewächse der Halbinsel sind: der Weihrauch, welcher vorzüglich in den südöstlichen Gegenden wächst, hier aber schlecht ist; der bessere kommt aus Abyssinien und von den indischen Inseln. Der Balsambaum wächst in Jemen, vorzüglich aber in der Gegend von Medina; der edelste Balsam ist der, welcher von selbst aus den Zweigen schwitzt, der schlechtere wird durch Ritzen der Zweige gewonnen; endlich findet sich Aloe und die Sennesstaude häufig, deren Blätter bekanntlich in der Medicin gebraucht werden. Von Mineralien wird blos etwas Eisen, Kupfer, Blei, Stein- und Seesalz gewonnen.

Einwohner. Religion. Verfassung.

Die Araber gehören zu dem großen Völkerstamm, welchen man, von dem vermeinten Stammvater Sem, den semitischen nennt und zu welchem man außer ihnen noch die Hebräer, die Aramäer (Chaldäer und Syrer), die Phönicier und die Aethiopier rechnet. So lange die Geschichte sie kennt, haben sie, wie jetzt, sich in Nomaden (Beduinen) und Ansässige (Haderi) getheilt, wie die Natur ihres Landes es mit sich bringt. Schon in den ältesten Zeiten finden sich Spuren, daß die nomadischen Stämme, von der Noth oder von Beute- und Ruhmsucht getrieben, häufig über die Grenzen ihrer Wüste hinausgeschwärmt und dann in anderen Ländern ansässig geworden, wo sie eine viel höhere Cultur angenommen, als sie in ihrem Vaterlande jemals errungen. Von jeher waren sie in viele Stämme unter eigenen Oberhäuptern getheilt; nie war Arabien ein Staat, nicht einmal zur Zeit der mächtigsten Chalifen, und jetzt mögen wohl mehrere hundert unabhängige Stämme und kleine Staaten, wenn man sie so nennen will, neben einander bestehen. Die insularische Lage ihres Vaterlandes hat von jeher fremde Eroberer abgehalten; die Macht der Perser war sehr gering unter ihnen; Alexander wurde durch einen zu frühen Tod abgehalten, ihre

Unterjochung zu versuchen, und selbst die Macht der Römer scheiterte an den Wüsten Arabiens. Das südliche Arabien vorzüglich (Jemen) und das Innere der Hochebene sind von jeher der Sitz freier Völker gewesen, und aus dem Nedsched sind jene begeisterten und kriegerischen Horden ausgegangen, welche unter den ersten Chalifen einen so großen Theil der Welt in unglaublich kurzer Zeit eroberten. Jeder Stamm hat sein Oberhaupt, hier gewöhnlich Scherif, auch zuweilen Sultan genannt; viele derselben behaupten, von Muhammed abzustammen; alle sind stolz auf das hohe Alter ihrer Familien. Geringere Oberhäupter heißen Schech oder Scheich, auch Emir. Nirgend herrscht in Arabien der eigentliche orientalische Despotismus; der Koran und mehr noch Sitte und Herkommen mildern die Macht der Fürsten; am freiesten lebt der Beduine und verachtet den ansässigen Araber. So verächtlich die in den türkischen Staaten zerstreut lebenden Araber sind, so edel und achtungswürdig werden uns die Araber der Halbinsel geschildert, wo Tapferkeit, Edelmuth, Gastfreiheit und reine Sitten, vorzüglich in den entlegeneren und vom Verkehr mit Fremden getrennten Gegenden, herrschen. Die Araber sind ungleich milder und duldsamer gegen andere Glaubensgenossen, als die Türken. Der größte Theil von ihnen gehört zu den Sunniten oder solchen Muhammedanern, welche außer dem Koran noch die Sunna, d. h. die Sammlungen von mündlichen Ueberlieferungen Muhammeds und seiner ersten Schüler verehren, an der Ostküste giebt es viele Schiiten, d. h. solche, welche die Sunna verwerfen und sich lediglich an den Koran halten. Die Scheidung der Sunniten und Schiiten hat eine geistige Bedeutung. Jene bekennen sich zum Dogma der Vorherbestimmung (Fatalismus) und sprechen demnach dem Menschen die Freiheit des Willens ab. Deshalb sind sie auch Fanatiker. Die Schiiten dagegen leugnen die Vorherbestimmung als streitend mit der Gerechtigkeit Gottes und sind der Ueberzeugung, daß der Mensch, da er jenseits zur Rechenschaft gezogen werde, auch freien Willen haben müsse. Um aber das Vorherwissen Gottes nicht zu leugnen, nehmen sie an, daß die Handlungen der Menschen in das „Buch der Geschichte" eingetragen, also Gott bekannt seien. Man hat sie als die Protestanten und Nationalisten des Islam bezeichnet. Natürlich hassen und verfolgen sich diese beiden Secten als Ketzer. Die Sunni, deren Hauptsitz die Türkei und Aegypten sind, haben ihren Gegnern, deren Hauptsitz in Persien ist, den Schimpfnamen Schii, d. i. Abtrünnige, gegeben, der aber von ihnen als Ehrenname adoptirt wurde. — Von den Wechabiten oder Wahabis werden wir im folgenden Abschnitt reden. — Außer den Arabern leben noch viele Juden zerstreut in den Handelsstädten, wo sie aber sehr verachtet werden; in einigen Gegenden von Hedschas soll es mehrere unabhängige Judenstämme unter eigenen Scheichs geben. In den Handelsstädten leben außerdem noch viele Banianen oder heidnische Indier, welche die vornehmsten Handelsleute sind, aber, obgleich betriebsam und zuweilen reich, sehr gering geschätzt werden.

Geschichte. Literatur. Sprache.

Die ältere Geschichte Arabiens vor Muhammed ist wenig bekannt; erst mit diesem außerordentlichen Manne treten die Araber für einige Zeit aus der Dunkelheit hervor. Muhammed ward am 21. April 571 zu Mekka, aus dem edlen Geschlechte Haschem und dem in dieser Gegend mächtigen Stamme Koreisch, geboren. Erst seit 609, also in seinem 40. Jahre, trat er als Prophet auf. Bis dahin hatte er nach der Sitte seines Landes mehrere Reisen, vorzüglich nach Syrien, in Handelsgeschäften gemacht, und bei dieser Gelegenheit war er mit Juden sowohl, als mit Christen und ihren heiligen Schriften bekannter geworden. Früh schon hatte sich sein Gemüth zur Einsamkeit und zum religiösen Nachdenken gewendet, und als der Gedanke in ihm aufstieg, der Reformator seines Volkes zu werden, darf man wohl annehmen, daß wahre Begeisterung seine ersten Schritte geleitet, wenn er auch später, von der Gewalt der Umstände hingerissen, nicht von absichtlicher und bewußter Täuschung frei zu sprechen sein dürfte. Die Araber waren damals, wie noch jetzt, in viele Stämme getheilt, wovon mehrere die mosaische Lehre, andere die christliche bekannten, bei Weitem die meisten aber und namentlich die Koreischiten Anbeter der Gestirne oder Heiden waren. Anfänglich gelang es ihm nur schwer, in einer Stadt, welche seit uralter Zeit der Mittelpunkt des heidnischen Gottesdienstes und das Heiligthum, zu welchem unzählige Pilger wallfahrteten, gewesen war, einige wenige Anhänger zu finden, und Widerspruch und Verfolgung nöthigten ihn, sich in der Gegend an andere Stämme, an die fremden Pilger und vorzüglich an die Einwohner von Medina zu wenden, wo seine Bekehrungsversuche besseren Eingang fanden. Die Worte: „Einer ist Gott und Muhammed ist sein Prophet" enthielten den kurzen Inbegriff seiner Lehre und wurden der Wahlspruch seiner Anhänger. Mit der Zahl seiner Freunde wuchs der Widerstand der Heiden, und Muhammed sah sich endlich genöthigt, um sein Leben zu retten, nach Medina zu fliehen. Das Jahr dieser Flucht, Hedschra, 622, ist der Anfangspunkt der muhammedanischen Zeitrechnung geworden. Von nun an war offene Fehde zwischen den Anhängern Muhammeds und den ihm abgeneigten Stämmen, vorzüglich den Koreischiten, und erst nach 8 Jahren eines blutigen, nicht immer glücklichen Kampfes gelang es ihm, siegreich in Mekka einzuziehen und die Koreischiten zu bekehren. Viele andere Stämme, namentlich die jüdischen, wurden ebenfalls besiegt und theils ausgerottet, theils bekehrt; selbst Syrien ward schon jetzt, jedoch ohne bedeutenden Erfolg, angegriffen. Im 11. Jahre der Hedschra, 632, starb Muhammed und ward zu Medina begraben*). Seine

*) Durch Muhammed erhob sich die Nation der Araber. Carlyle (in seinem schönen Buche: „Die Menschen als Helden") beschreibt dieses so: „Für die arabische Nation war Muhammeds Auftreten wie eine Geburt aus der Finsterniß zum Licht. Arabien wurde erst mit Hülfe desselben lebendig. Ein armes Hirtenvolk, unbemerkt seit der Schöpfung der Welt in seinen Wüsten umherschweifend; da ward ihnen ein Heldenprophet niedergesandt mit einem Worte, das sie glauben konnten, und siehe da: das Unbemerkte ward weltbekannt, das Kleine ist weltgroß geworden. Innerhalb

Lehren hatte er theils mündlich, theils durch einzelne, in halb dichterischer Sprache abgefaßte kleine Abhandlungen, Suren genannt, verbreitet, worin er, wie irgend eine äußere Veranlassung ihn aufforderte, Vorschriften gab über Reinigungen, Gebete, Fasten, über die Ehe, Entscheidungen über einzelne gesetzliche Fragen ertheilte oder die Andersglaubenden bekämpfte. Diese zu verschiedenen Zeiten und bei ganz verschiedenen Veranlassungen erschienenen Aufsätze und Vorschriften wurden damals nur auf Palmblätter, Leder, Schulterknochen von Thieren u. dgl. geschrieben (ob Muhammed selbst hat schreiben können, ist ungewiß), aber erst nach seinem Tode gesammelt, und bilden nun das Gesetzbuch der Muhammedaner oder den Koran. Später wurden noch viele Sentenzen, Belehrungen, Entscheidungen Muhammeds, Züge aus seinem Leben u. s. w. gesammelt, und diese bilden die muhammedanische Tradition oder Sunna, deren Inhalt von den Sunniten dem Koran beinahe gleich geachtet, von europäischen Gelehrten aber jenem Buche an geistigem Inhalt selbst vorgezogen wird. Muhammed hinterließ von seinen zahlreichen Weibern nur eine Tochter am Leben, Fatima, die Gemahlin Alis; doch nicht dieser, sondern Abubekr, der Vater Ajeschas, der Wittwe Muhammeds, ward zum Chalifen, Nachfolger oder Stellvertreter des Propheten, erwählt. Er herrschte nur ein Jahr, doch ward unter ihm schon die Eroberung Syriens angefangen. Sein Nachfolger war Omar, ein anderer Schwiegervater des Propheten, welcher bis 640 nicht allein ganz Syrien mit Jerusalem, sondern auch noch Aegypten eroberte; er nahm den Titel Emir al Mumenin, d. h. Fürst der Gläubigen, an, und ward 643 von einem Sclaven ermordet. Unter seinem Nachfolger Osman, einem Schwiegersohne des Propheten, ward Persien und die ganze nordafrikanische Küste bis Ceuta erobert; Osman aber kam 654 in einem Aufstande um. Nun endlich ward der geliebtere Schwiegersohn Muhammeds, Ali, zum Chalifen erwählt; aber schon war die Eintracht unter den Arabern verschwunden, und Ali hatte während seiner kurzen Regierung mit vielen empörten Statthaltern zu kämpfen, bis er 660 ermordet ward. Er ist es, den die Schiiten für den ersten und einzig rechtmäßigen Chalifen erkennen. Sein Nachfolger ward der bisherige Statthalter von Damask, Moawijah I., aus dem Geschlechte der Omajjaden; er verlegte den Sitz des Reichs, wofür bisher Medina gegolten, nach Damask und versuchte schon 660, Constantinopel, wiewohl vergeblich, durch eine Flotte anzugreifen. Nach seinem Tode entstanden blutige Unruhen und Spaltungen über die Wahl eines Chalifen; Alis Sohn, Husein, ward zwar von einer Partei erwählt, aber bald verrätherisch ermordet; andererseits kamen auch alle Omajjaden, mit Ausnahme zweier, in diesen Kriegen um. Der eine, Abdurrahmân, floh nach Spanien und gründete dort das lange blühende Chalifat der Omajjaden zu Cordova; der andere zog sich nach Arabien zurück, wo sein Geschlecht sich bis ins 16. Jahrhundert erhalten haben soll. Schon

---

eines Jahrhunderts darauf reicht Arabien mit einer Hand nach Granada, mit der anderen nach Delhi. Strahlend in Tapferkeit, Herrlichkeit und hellleuchtendem Genius glänzt Arabien lange Jahrhunderte über einen großen Theil der Welt. Glaube ist groß, beseligend. Der große Mensch ist immer wie ein Blitz vom Himmel; die übrigen Menschen warten auf ihn gleich Brennstoff, und dann flammen sie auf."

hatten sich die Statthalter entlegener Provinzen ganz oder zum Theil unabhängig gemacht; aber noch einige ausgezeichnete Männer aus dem Geschlechte der Abbasiden, deren Residenz das von ihnen erbaute Bagdad war, hielten das ungeheure Reich kräftig zusammen. Unter ihnen glänzen vorzüglich durch Tapferkeit und Liebe zu den Wissenschaften Harun al Raschid (der Gerechte) 786—808 und Al Mamun 813—833. Ihren Nachfolgern fehlte die Kraft, das unaufhaltbar sinkende Reich zu stützen; in Weichlichkeit versunken, nahmen sie zu ihrem Schutze eine Leibwache aus dem wilden Stamme der seldschukischen Türken, welche aber bald alle Gewalt an sich rissen und den Chalifen nur einen leeren Titel übrig ließen; ihr Oberhaupt, Emir al Omrâ oder höchster Befehlshaber genannt, war der wahre Herr des Reichs. In allen Provinzen erhoben sich unter diesen Umständen schon im 9., noch mehr im 10. Jahrhundert mächtige Familien, welche, wie die Fatimiten, und im 13. die Ajjubiden in Aegypten, die Buiden in Persien, unabhängige Reiche gründeten. Togrul Bek, ein Sultan der Seldschuken, entriß 1055 den Chalifen auch den letzten Schatten der Macht, bis endlich die Mongolen unter Dschingischan 1220 Bagdad und das dortige Chalifat gänzlich zerstörten. Der 56. und letzte Chalife, Motasem, ward 1258 ermordet; einer seiner Neffen floh nach Aegypten, wo bis zur Eroberung dieses Landes durch die Türken 1517 seinem Geschlechte erlaubt ward, den ohnmächtigen Titel fortzuführen, welchen jetzt der Padischah sich anmaßt. — Das eigentliche Arabien hatte mit Ausnahme der Glaubensveränderung wenig Antheil an diesen Welthändeln genommen, nur aus dem Nedsched waren vorzüglich die weltstürmenden Horden hervorgebrochen; von den ansässigen Arabern mögen nur wenige mit ausgezogen sein, und das Ganze kehrte bald zu seiner alten Unabhängigkeit und seinen Stammfürsten zurück. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts haben sich Begebenheiten in Arabien zugetragen, welche die Aufmerksamkeit Europas wieder auf dies lange nicht beachtete Land gelenkt haben. Abd el Wahhab unternahm es ums Jahr 1770, eine neue Reformation in Arabien zu begründen, und fand bald mächtigen Anhang unter den Nomaden im Nedsched, deren Stämme er zu einer mächtigen Conföderation zu vereinigen wußte. Er eiferte gegen die abgöttische Verehrung Muhammeds, gegen die Weichlichkeit und den Prunk der Moslemin und die Pracht ihrer Moscheen, und verbot selbst den Gebrauch des Kaffees und des Tabacks. Seine Lehre war rationalistischer Deismus; er forderte vernunftmäßige Erklärung des Koran. Seine Anhänger, Wahhabiten genannt, breiteten sich über das ganze Nedsched aus, beunruhigten in vielen Raubzügen, die sie mit unglaublicher Schnelligkeit vollbrachten, Syrien, die Gegend von Bagdad, und bemächtigten sich selbst 1802 und 1804 der heiligen Städte Mekka und Medina, wo sie Vieles zerstreuten und unermeßliche Reichthümer mit fortschleppten. Die Pforte machte nur ohnmächtige Versuche, sie zu bändigen. Dem mächtigen und einsichtsvollen Pascha von Aegypten Mehemed Ali und seinem Sohne Ibrahim gelang es endlich, von 1811—1818, die Wechabiten mehrmals zu schlagen, ihnen die heiligen Städte wieder zu entreißen, ja sie im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen und ihre Hauptstadt Drehjeh zu erobern und zu zerstören; ihr letztes Oberhaupt Abdallah ward gefangen, nach Constantinopel gebracht und dort enthauptet. Selbst das

beinahe nie bezwungene Jemen mußte eine Zeit lang die Oberherrschaft der Pforte oder vielmehr des Paschas von Aegypten, anerkennen, dessen Macht in diesen Gegenden aber in den letzten Jahren durch manche erlittene Niederlagen sehr gesunken ist. Die Wechabiten sind zwar zerstreut und äußerst geschwächt, doch schwerlich als vertilgt zu betrachten.

Sowie die Geschichte, so beginnt die arabische Literatur ebenfalls erst einige Menschenalter vor Muhammed. Die Sage erzählt zwar von viel älteren poetischen Werken; aber theils sind sie wegen Mangel an Schreibkunde verloren gegangen, theils sind die Ansprüche einiger dieser Gedichte auf ein hohes Alterthum aus sprachlichen Gründen zu verwerfen. Die Zeit unmittelbar vor Muhammed war ohne Zweifel der eigentliche Blüthepunkt der arabischen Poesie. Kriegszüge und Heldenthaten, Gefahren und Abenteuer, Liebe und Klagen sind der gewöhnliche Inhalt dieser zahlreichen, oft wohl aus dem Stegreif gesungenen Dichtungen. Sie bestehen stets aus gereimten Doppelversen oder Beits, Distichen, deren 20—30 die gewöhnliche Länge eines Gedichts ausmachen; größere, welche bis 100 Beits zählen, heißen Kasida. Unzählige Dichter müssen damals in Arabien geblüht haben, und Mekka war schon damals der Ort, wo auch die Dichter beim Zusammenfluß der Pilger und auf den Handelsmärkten sich einfanden, um im poetischen Wettstreit zu glänzen. Vergleicht man den ebenfalls dichterisch und in gereimten, doch nicht metrischen Versen abgefaßten Koran mit den Werken jener goldenen Zeit der arabischen Poesie, so findet man, daß er, wenige ausgezeichnete, eines Propheten würdige Stellen abgerechnet, sehr dagegen zurücksteht; und nur dem politischen und religiösen Uebergewichte dieses Buches ist es beizumessen, wenn es die früheren Werke verdrängte und die bessere Zeit der arabischen Poesie beschloß. Die unmittelbar auf Muhammed folgende Zeit war zu stürmisch und wirkte eher vernichtend als befördernd auf die Poesie und die wissenschaftliche Bildung überhaupt; erst im 8. und im Anfang des 9. Jahrhunderts unter den Abbasiden Harun al Raschid und Al Mamun blühte zu Bagdad mit allen Wissenschaften auch die Poesie, wenngleich nicht in der alten Herrlichkeit wieder auf. Es entstanden nun ganze Gedichtsammlungen, Divans genannt, und größere Werke in der erzählenden Gattung, die auch unter uns zum Theil bekannt sind. So z. B. die berühmte Fabelsammlung des Bidpai, welche indischen Ursprungs und erst aus dem Persischen ins Arabische übertragen worden ist. Auch der große Roman „die Tausend und Eine Nacht" war zu Harun al Raschids Zeit wenigstens zum Theil schon vorhanden; aus derselben Zeit scheint auch der bändereiche Roman „Antar" zu sein. Ueberhaupt aber ist zu bemerken, daß die arabische Poesie sich hauptsächlich in der lyrischen Gattung bewegt und patriotische, panegyrische, erotische, elegische und satirische Stoffe behandelt; daran schließen sich Gnomen und Sentenzen, Fabeln und Romane; die epische und dramatische Poesie ist dieser Literatur ganz fremd geblieben. — Fast nur in der Poesie, Geographie und Geschichtschreibung hat die arabische Literatur eigenthümliche Producte aufzuweisen; in anderen Wissenschaften, welche ebenfalls unter den Abbasiden in Bagdad und unter den Omajjaden zu Cordova und in ganz Spanien mit großem Eifer betrieben wurden, blieben die Araber stets Schüler der Griechen. Sie übersetzten fleißig die Werke des

Aristoteles und der Neu-Platoniker; doch fand dies Studium, bei dem im Ganzen durch die Vorschriften des Koran gebundenen und zum blinden Glauben geneigten Sinn der größeren Menge, eher Abneigung, als Beifall. Die mathematischen Wissenschaften wurden mehr begünstigt, doch so, daß die Astronomie stets im Dienste der Astrologie blieb und die Physik gern in geheime, magische Wissenschaften ausartete. Indeß haben die Araber selbst nicht unbedeutende astronomische Beobachtungen gemacht, und diese, wie die Verbreitung der aus Indien stammenden Zahlzeichen, die durch sie etwa seit 1003 in Europa bekannt wurden, u. v. A. sind rühmliche Beweise ihres wissenschaftlichen Eifers. — Die Zahl ihrer Geschichtschreiber, von den ältesten Zeiten bis ins 17. Jahrhundert, ist groß; es sollen an 1300 sein, wovon aber nur äußerst wenig bis jetzt gedruckt ist und worunter keiner an Kunst und Darstellung mit den Werken der Griechen zu vergleichen ist. Um die Geographie haben sich die Araber mehr durch die Beschreibung großer Reisen als durch wissenschaftliche Werke dieses Faches verdient gemacht. Unter ihren geographisch-historischen Schriftstellern sind die berühmtesten: El-Istachri (Abu-Ishak-al-Fârisi), Ibn-Haukal (um 915), Edrisi (1150), Ibn-Batuta (im 13. Jahrhundert), Ibn-al-Wardi und Abulfeda (1273—1331). — Mit dem Verfall des Chalifats zu Bagdad und dem des Reiches der Omajjaden in Spanien ging für die Araber die Zeit der Wissenschaften und Künste gänzlich zu Grunde, so daß der ganze Zeitraum, wo sie in dieser Hinsicht Erwähnung verdienen, sich auf den vom 6. bis etwa zum 14. Jahrhundert beschränkt.

Das Arabische wurde vor den Zeiten Muhammeds in zwei verschiedenen Dialekten, einem südlicheren und einem nördlicheren, gesprochen; der letztere, der koreischitische, wurde durch Muhammed und den Koran die herrschende Sprache. Später erlitt auch diese viele Veränderungen, so daß man jetzt die ältere, edlere Büchersprache von der gemeinen, abgekürzten und ärmeren Volkssprache unterscheiden muß, welche sich zu einander etwa wie das Griechisch des Thucydides zu dem der letzten Byzantiner verhalten. Sie ist in lexikalischer sowohl als in grammatischer Hinsicht eine der reichsten und gebildetsten Sprachen der Welt und verbindet die Vorzüge des Rhythmischen und des Reims. — Die ältesten arabischen oder himyaritischen, bis jetzt noch wenig bekannten Schriftzüge sollen die Quelle der äthiopischen und nur im südlichen Arabien bekannt gewesen sein. Erst kurz vor Muhammend entstanden im nördlichen Arabien aus dem altsyrischen Alphabet die sogenannten kufischen Schriftzüge, welche man anfänglich ganz ohne Vocale schrieb. Die jetzt übliche arabische Cursivschrift ist aus jener entstanden und wird noch gewöhnlich ohne Vocalzeichen geschrieben; auch an dieser hat man viel gekünstelt, und es sind theils dadurch, theils durch flüchtiges Schreiben mehrere verschiedene Arten derselben entstanden.

Eintheilung und Topographie.

Die alte Eintheilung in ein glückliches Arabien (wie man Jemen übersetzte, eigentlich Südland), welches den südwestlichen Theil, ein wüstes, welches den unendlich größten Theil des Ganzen, und ein peträisches oder

steiniges Arabien, welches den nordwestlichen Theil umfassen sollte, ist im Lande selbst niemals üblich gewesen und beruht noch obenein zum Theil auf dem Mißverständnisse, daß man den Namen „peträisch“ von petra, Felsen, abgeleitet glaubte, da er doch von einer Stadt Petra, zwischen dem Rothen und Todten Meere, freilich einer wahren Felsenstadt, hergenommen war. Streng genommen müßte man Arabien in so viele verschiedene Provinzen theilen, als es kleine unabhängige Staaten oder Stämme darin giebt, wozu aber unsere Kenntniß des Landes bei weitem nicht zureicht. Wir werden daher einer Eintheilung folgen, welche theils in der Natur des Landes begründet ist, theils auf einer im Lande selbst, ohne Rücksicht auf die vielen darunter begriffenen kleineren Staaten, üblichen Eintheilung beruht; und so betrachten wir zuerst:

1. Die Landschaft Hedschas
(Arabia petraea),

mit der sogenannten Wüste des Berges Sinaï oder dem nördlichen Theil der Westküste, am Rothen Meere. Dies von Pilgerkaravanen häufig durchzogene und auf mehreren Seiten von Bergen umschlossene Land, daher auch der Name Hedschas, d. h. eingeschlossenes Land, gehört eben deshalb zu den früher weniger bekannten Theilen Arabiens, weil es keinem Nicht-Muhammedaner erlaubt ist, sich den beiden heiligen Städten und ihrem Gebiete auch nur zu nähern*). Hedschas besteht aus dem ganz sandigen und höchst dürren Tehama oder Ufer und dem auch nicht sehr angebauten Gebirgsstrich (Dschebl), welcher sich in geringerer oder größerer Entfernung vom Meere der Küste ziemlich parallel hinzieht. In der Wüste des „steinigen“ Arabiens vertrocknet der Samiel (Samum) in wenigen Stunden die Pflanzen. „Wenn der Wind darüber geht, so sieht man sie nicht mehr,“ sagt daher mit Recht das A. T. — Das Land ist in Hinsicht auf Lebensmittel ganz von Aegypten abhängig. Die Küste ist hier wie bis zum südlichsten Vorgebirge Bab el Mandeb sandig und mit Korallenfelsen bedeckt, welche die Schifffahrt in der Nähe der Ufer höchst gefährlich machen; deutliche Spuren zeigen, daß das Meer hier in einer beständigen Abnahme begriffen ist. Als Herr des Landes gilt der Scherif von Mekka, dem Namen nach von der Pforte abhängig, dessen Macht aber durch viele umherziehende Beduinenstämme beinahe auf das Gebiet der beiden heiligen Städte beschränkt ist. — Mit Uebergehung mancher unbedeutenden Küstenörter bemerken wir nur:

Dschidda, eine kleine, mit einer schlechten Mauer und Thürmen umgebene Seestadt, deren Hafen durch Seichtigkeit und Korallenbänke höchst unsicher gemacht ist. Die Stadt ist hübsch gebaut, aber ungesund, die Gegend umher völlige Wüste. Die Zahl der Einwohner wird selbst von den

*) In neuester Zeit haben mehrere Reisende das Land besucht, unter Anderen Richard Burton.

neuesten Reisenden so verschieden angegeben, daß sie nach einigen nur 4000, nach anderen 10,000 betragen soll. Juden werden hier gar nicht geduldet und den Christen nur ein kurzer Aufenthalt gestattet. Man hat kein anderes Wasser als Regenwasser, welches in Cisternen gesammelt oder aus den Bergen durch Kameele zur Stadt gebracht wird. Dennoch ist Dschidda, welches als der Hafen Mekkas zu betrachten ist, ein wichtiger Handelsplatz, wohin jährlich Schiffe aus Indien und Aegypten kommen; auch die jährlichen großen Pilgerkaravanen beleben den Handel sehr.

Mekka (Macoraba?), unter 21° 28′ n. Br., liegt etwa 5 M. östlich von Dschidda, in einem von öden Bergen eingeschlossenen Thale; die nächste Umgegend ist durchaus unfruchtbar und die Hitze hier oft ganz unerträglich. Sie hat als berühmter Wallfahrts- und zugleich Handelsort viele nach morgenländischer Art schöne steinerne Häuser, mit über 30,000 Einw. Sie ist ganz offen, hat aber am südöstlichen Ende eine gute Citadelle. Als Geburtsort Muhammeds wird sie jährlich von zahlreichen Pilgerkaravanen aus der Türkei, aus Aegypten und ganz Nordafrika, Persien, Hindostan und Arabien selbst besucht, weil der Islam den Muhammedanern diese Pilgerfahrt zur Pflicht macht; doch lassen viele Wohlhabende diese Reise durch Aermere auf ihre Kosten, oft erst nach ihrem Tode, verrichten; wer diese Pflicht erfüllt, erhält den Ehrentitel Hadschi, jedoch nur dann, wenn er im Monat Sulhadsch, unmittelbar nach den großen Fasten oder Ramadan, in Mekka eingetroffen ist. Die Zahl der Pilger, welche jetzt sehr abgenommen hat, läßt sich natürlich nicht genau angeben, mag aber wohl zuweilen noch 100,000 übersteigen; doch haben die meisten mehr den Handel als die Pilgrimschaft zur Absicht, denn zur Zeit der Wallfahrten ist hier die größte Messe. Der Hauptgegenstand der Verehrung ist das heilige Gebiet oder Mesdsched el Haram oder Beit Allah (Haus Gottes), ein viereckiger, von Mauern eingeschlossener großer Platz. Die inneren Seiten der Mauern enthalten überwölbte Bogengänge, wo die Pilger gegen die Sonne Schutz finden. An den 4 Ecken und in der Mitte der südlichen Mauer erheben sich schlanke Minarets, und noch 2 andere an der östlichen, so daß in Allem ihrer 7 sind. 19 Thüren führen in den inneren Raum. In der Mitte dieses Platzes steht das eigentliche Heiligthum, die Kaaba, ein ganz einfaches, thurmartiges, viereckiges Gebäude, von etwa 35′ Höhe; die Seiten sind ungleich, die kleinste hat nur 29′, die größte 38′ Länge, so daß das Ganze würfelförmig erscheint. Der Grund ihrer Verehrung ist, weil man glaubt, daß Abraham dies Gebäude um seine Andacht darin zu verrichten, erbaut habe. Die Thür liegt an der Südseite und so hoch von der Erde, daß man nur mittelst einer hölzernen beweglichen Treppe hinaufsteigen kann; doch gelangen nur Wenige zu diesem Glück, da die Kaaba nur zweimal im Jahre geöffnet wird; die Menge der Pilger begnügt sich hineinzuschauen und sie unter Gebeten siebenmal zu umgehen, wobei ein an der östlichen Ecke eingemauerter schwarzer Stein (Hadschar el Aswad), ein Meteorstein, von dem man wähnt, daß die Engel ihn hierher gebracht, andächtig geküßt wird. In der westlichen Mauer liegt ein anderer Stein, welchem die Pilger Ehrfurcht bezeigen; er heißt El Mustaschab, Stein des Gebetes; die Gläubigen dürfen ihn nicht küssen, sondern nur anrühren. An der östlichen Mauer, nördlich von der

Thür, ist der Boden etwas eingedrückt, und diese Stelle hat man mit einer Marmoreinfassung versehen, auf welcher drei Menschen Platz nehmen können. Das ist die Stätte der Vermischung, el Maaschan, weil dort Abraham und sein Sohn Ismael den Lehm und Thon vermischten, dessen sie beim Bau bedurften. Die Stelle wird auch Makam Dahibraïl, der Ort Gabriels, genannt, weil der Erzengel dem Propheten Muhammed dort den Befehl überbrachte, die fünf täglichen Gebete des Islam anzuordnen; auch soll der Engel an dieser Stelle mit dem Propheten Andacht verrichtet haben*). Auf zwei Drittel ihrer Höhe ist die Kaaba von außen mit einem schwarzseidenen Tuche umhangen, auf welchem mit großen, aus Golddraht gewirkten Buchstaben Sprüche aus dem Koran geschrieben sind; inwendig aber sind die Wände mit einem rothen seidenen Stoff bekleidet, welcher alle Jahr von Constantinopel geschickt wird, sowie der äußere Behang aus Kahira kommt. Rund um die Kaaba geht eine kreisförmige Einfassung von ehernen Säulen, welche durch Ketten, an welchen silberne Lampen hängen, verbunden werden. Außerhalb dieser Säulen stehen nach den vier Weltgegenden vier Bethäuser für die vier Hauptsecten der rechtgläubigen Muhammedaner. An der südwestlichen Seite des Platzes liegt unter einem kleinen Gebäude der Brunnen Semsem, dessen Wasser zwar brakig, aber doch trinkbar und für besonders heilig und für ein Mittel gegen alle Krankheiten gehalten wird, weil die Quelle durch ein Wunder bei dem Kinde Ismael entstanden sein soll, als seine Mutter Hagar verzweiflungsvoll in der Wüste nach Wasser suchte. In der Nähe des Brunnens stehen noch zwei kleine Gebäude zur Aufbewahrung des Silbergeräths, des Oels u. s. w. Das ist Alles, was auf diesem heiligen Gebiete zu sehen ist. Außer diesem Heiligthum giebt es keine andere Moschee in Mekka. 3 M. östlich von Mekka liegt der etwa 200′ hohe Berg Arafat, zu welchem die Mekka-Pilger an einem bestimmten Tage wandern und daselbst einige Gebete, Opfer u. a. verrichten müssen. — Nächst Mekka ist die berühmteste Stadt dieser Gegend:

Medîna, etwa 40 M. nördlich von Mekka und 20 vom Meere, am Rande der Hochebene und zum Theil auf derselben, in einer ziemlich fruchtbaren Gegend und an einem Bache, der aber meistentheils trocken ist. Sie ist viel kleiner als Mekka, etwas befestigt und mag an 18,000 Einw. haben. Auch sie darf, wie Mekka, kein Christ oder Jude betreten. Der Gegenstand der Verehrung ist hier das Grab Muhammeds. Ein von Hallen eingeschlossener Platz, wie der von Mekka, nur mit 5 Minarets geschmückt, ist hier durch eine Mauer in 2 Theile getheilt: in dem südlichen steht an der Ostseite die eigentliche Moschee, worin das Grab des Propheten; dieses ist mit einem kastenähnlichen Gebäude bedeckt und von einem eisernen Gitter umgeben; außerdem enthält die Moschee noch die ähnlichen Gräber der beiden ersten Chalifen. Die Schätze, welche ehemals hier aufbewahrt wurden,

*) Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß mit den sogenannten heiligen Stätten bei Christen, Muhammedanern, Juden und Andersgläubigen immer derselbe Schwindel getrieben wird. Man sucht die beschränkten Gemüther durch die Unwahrheit und Täuschung zu beherrschen. Man untersagt das selbstständige Denken und empfiehlt nur zu glauben, um mit besserem Erfolge täuschen zu können.

haben die Wechabiten geraubt. Um das Grabgebäude hängt ein kostbares, grünes, mit goldenen Inschriften geziertes Tuch, welches in der Regel alle 7 Jahre erneuert wird. Nur die Pilger die von Damaskus kommen, pflegen auch Medina zu besuchen; den übrigen liegt es zu weit außer dem Wege. Als Hafen von Medina und der beste an dieser Küste ist Jambo zu betrachten, mit 5000 Einw.

Zur Provinz Hedschas rechnen wir noch die peträische Halbinsel, zwischen den beiden nördlichsten Spitzen des Rothen Meeres. Die gebirgigen Theile in der südlichen Hälfte dieser Halbinsel enthalten schöne und fruchtbare Thäler, von Quellen bewässert, die indeß nicht stark genug sind, um als Bäche das Meer zu erreichen; nördlich verliert sich das Plateau in die Wüste El-Tih, die sich bis ans Mittelländische Meer erstreckt. Daß diese jetzt nur von wenigen Beduinenstämmen durchzogene Gegend und namentlich die Ostseite des Wadi Araba einst ungleich bevölkerter gewesen, davon geben Zeugniß die prächtigen Ruinen der alten Stadt Petra, die der Halbinsel ihren Namen gegeben, im engen Wadi Musa (Thal Mosis), einem östlichen Nebenthale des Ghor, und zahlreiche wohl erhaltene, mit ägyptischen Hieroglyphen bedeckte Leichensteine, welche Niebuhr auf einem Berge auf dem Wege von Suez nach dem Berge Sinaï fand. Der ganze Gebirgszug im Süden der Halbinsel heißt jetzt Dschebl Musa (Mosis Berg); zu seinen höchsten Gipfeln gehören der Sinaï und der Horeb*). In einem fruchtbaren Thale am Fuße des Horeb liegt das alte Catharinenkloster, von Justinian erbaut, und dabei ein schöner Garten. Das Kloster ist sehr fest, der Eingang jedoch aus Furcht vor den Arabern vermauert; Lebensbedürfnisse und selbst Personen werden daher in einem Korbe hineingewunden. Es steht unter einem Erzbischof, der zu Kahira wohnt. Den Gipfel des Sinaï, der an dieser Seite sehr steil ist, ersteigt man auf Stufen, und oben befinden sich die Ruinen einer christlichen Kirche und eine ärmliche Moschee. Die einzigen, nicht einmal auf der Halbinsel selbst gelegenen Oerter, die wir zu bemerken haben, sind: Suêz**), am westlichen, also eigentlich afrikanischen Ufer des Meerbusens; wir erwähnen ihrer aber hier wegen ihrer geschichtlichen Beziehung zur Halbinsel. Die Stadt ist klein und elend und wird nur durch den Handel und die Pilgerfahrten von hier nach Dschidda etwas belebt. Sie liegt in einer so öden Gegend, daß sie alle Lebensmittel viele Tagereisen weit aus Aegypten oder vom Sinaï erhält; selbst der einzige Brunnen bei der Stadt hat kaum genießbares Wasser. Das Meer ist hier nur etwa 3450′ breit, noch von einigen Inseln, welche die Araber die Inseln der Juden (Dschesiret el Jahud) nennen, unterbrochen und so seicht, daß man es bei der Ebbe leicht durchwaten kann. Hierher verlegt die Legende die Stelle, wo durch ein Wunder Gottes die Juden dem sie auf ihrer Flucht aus Aegypten verfolgenden Heer des Pharao entkamen, indem das Heer in den Fluthen umkam. Suez gegenüber, am Ufer der Halbinsel, zeigt man 5 Brunnen mit

---

*) Siehe Skizze des Sinaigebirgsstocks. Von Henry Lange, Tafel V. in Henry Lange's Bibelatlas zu Bunsen's Bibelwerk. Leipzig, F. A. Brockhaus.

**) Bei Afrika, wohin Suêz gehört, werden wir den Ort noch einmal berühren.

schlechtem Wasser, welche die Araber Ajun Musa (Mosis-Brunnen) nennen. — Der andere noch zu erwähnende Ort ist Akaba, an der nördlichsten Spitze des östlichen Meerbusens des Rothen Meeres; nicht weit davon die Ruinen eines alten Ortes Ailah, das Elath der Bibel, in dessen Nähe auch Eziongeber lag, von wo Salomons Flotten nach Ophir segelten.

2. Die Landschaft Jemen

(ein Theil von Arabia felix)

oder der südliche Theil der Westküste. In seiner weitesten Ausdehnung, wo es viele unabhängige Gebiete umfaßt, versteht man unter Jemen die ganze Küste von Hedschas bis an das den Eingang zum Rothen Meere bildende Vorgebirge Bab-el-Mandeb (Thor der Thränen), welches durch einen ziemlich unbedeutenden, in einer Ebene isolirt liegenden Berg gebildet wird; dann wird Jemen nördlich durch Hedschas und östlich durch die unbekannte und wüste Hochebene begrenzt. Im engeren Sinne umfaßt es nur einen kleinen Theil dieser Küste, das Gebiet des Imam von Sana. Jemen, wie alle Küsten Arabiens, zerfällt in ein flaches sandiges Ufer, Tehama, welches nur an einigen Stellen, wo es Bewässerung aus den Bergen erhält, fruchtbar ist und vorzüglich Durrha und Palmen hervorbringt, und einen Gebirgsstrich, Dschebl. Auf der Höhe ist eine angeblich 6—7000′ hohe Hochebene, welche herrliches Obst, Trauben und Getreide im Ueberfluß hervorbringt; das Klima ist hier wie etwa im südlichen Europa. Der tiefere Gebirgsabhang ist heißer, ziemlich gut bewässert, und dies ist das auf ziemlich enge Grenzen beschränkte Vaterland des edelsten Kaffees, welcher den einzigen Reichthum des Landes ausmacht. Eigentliche Flüsse giebt es auch hier nicht, doch aber viele Wadis, die zum Theil das ganze Jahr hindurch Wasser haben. An Holz fehlt es dem Gebirge fast durchgängig. Der mächtigste Fürst dieses Landes ist der Imam von Sana, und in seinem Gebiete fand Niebuhr, und nach ihm in neuerer Zeit Seetzen, eine Sicherheit, wie man sie sonst nur in europäischen Ländern kennt; in dieser Hinsicht verdiente diese Gegend wohl den alten Namen des glücklichen Arabiens. In den Gebirgen aber auf der Grenze von Hedschas soll ein wildes, nicht muhammedanisches Räubervolk hausen. Jemen ward zwar im 16. Jahrhundert von den Türken unterjocht, erlangte aber schon im 17. seine Unabhängigkeit wieder. An Städten sind hier bekannt:

a) An der Küste Mokha oder Mochha, etwas nördlich von der Straße Bab-el-Mandeb, eine für Arabien wohl gebaute Stadt, mit einer starken Mauer, einem guten Hafen und 6000 Einw. Sie ist der Haupthandelsplatz Arabiens und wird von den Schiffen mehrerer europäischen Nationen besucht, welche hier vorzüglich Kaffee, Gummi und Weihrauch holen; die beiden letzteren Waaren aber kommen aus Afrika. Die Stadt ist erst vor etwa 400 Jahren entstanden. Die Umgegend ist dürr und äußerst öde; doch befinden sich in der Nähe schöne Palmenhaine und Gärten. Nördlicher liegen Beit-el-Fakih, in einer unerträglich heißen

Sandwüste, einige Meilen vom Meere, mit 8000 Einw.; es ist die Hauptniederlage des Kaffees aus dem Innern, wo vorzüglich die Türken und Perser ihren Kaffee einkaufen. Hodeida und Loheia, ebenfalls in einer Sandwüste mit schlechten Häfen, aus welchen jedoch ebenfalls viel Kaffee ausgeführt wird. Auf der Inselgruppe Farsan wird Perlenfischerei getrieben. — Aden, an der Südküste von Jemen, mit gutem Hafen, einst vor den Entdeckungen der Portugiesen die blühendste Handelsstadt dieser Gegend, ersteht erst jetzt wieder aus einem Trümmerhaufen, seitdem es 1839 von den Engländern gekauft und als eine wichtige Station, besonders für die Dampfschifffahrt, zwischen Indien und Aegypten stark befestigt worden ist. Die Gesammtbevölkerung dieser englischen Colonie beträgt bereits über 40,000 Seelen. In der Straße Bab-el-Mandeb liegt die nackte Felseninsel Perim, $^1/_3$ □M., 1857 von den Briten in Besitz genommen und mit Festungswerken versehen, mit gutem Hafen und Telegraphenstation; ein wichtiger Punkt zur Beherrschung des Rothen Meeres.

b) Im Innern des Landes. Sana, die schönste und volkreichste Stadt in Arabien, mit 40,000 Einw., darunter $^1/_3$ Juden, und Residenz des Imam. Sie enthält eine Citadelle, mehrere Paläste und viele prächtige Moscheen. Obgleich am Fuße eines dürren Berges und gegen 4000′ hoch gelegen, hat sie doch schöne Gärten und Ueberfluß an trefflichem Obste. Das Wasser erhält die Stadt theils aus einem nur in der Regenzeit fließenden Bache, theils durch Wasserleitungen aus den benachbarten Bergen. — Etwa 5 Tagereisen östlich davon liegt, jetzt in einer endlosen Wüstenei, das Dorf Mareb, Mariaba oder das alte Saba, mit merkwürdigen Ruinen der berühmten Residenz der Sabäer Könige, und reich an himyaritischen Inschriften.

3. Die Landschaft Hadramaut,

östlich von Jemen und von Einigen noch dazu gerechnet, umfaßt die nur längs des Meeres etwas bekannte, einförmige und von Gebirgszügen begleitete Südküste Arabiens. Der Abhang der Hochebene soll fruchtbar sein und vorzüglich Myrrhen, Gummi, Kaffee und den sogenannten Balsam von Mekka hervorbringen. Der Haupthandelsplatz an der Küste des Arabischen Meeres ist Makalla, mit etwa 5000 Einw. Der Ort treibt Handel mit Gummi, Häuten, Sclaven rc., zu nennen sind noch Schechr und Saihut.

4. Die Landschaft Omán,

oder der südöstliche Theil der arabischen Küste. Dieser unterscheidet sich von den übrigen Küsten dadurch, daß hier die Berge bis an das Meer reichen und kein Tehama bilden, daher auch mehrere kleine Flüsse hier das Meer erreichen. Das ganze Land, dessen Grenzen nach N. und W. uns

gänzlich unbekannt sind, ist gebirgig und sehr ergiebig an Getreide aller Art, schönem Obste, Trauben und Datteln. Das Meer ist hier außerordentlich fischreich. Die Einwohner sind die genügsamsten unter allen Arabern; sie verwerfen selbst den Gebrauch des Tabacks und des Kaffees. Sie sind die besten Seeleute dieser Gegenden und wagen sich in ihren schwachen Schiffen, mit zusammengenähten Planken, bis nach Hindostan.

In diesem wenig bekannten Lande kennen wir nur einige Küstenstädte und unweit der Küste gelegene Orte. Die Hauptstadt des Landes ist Maskât, das mit dem ihm nahe liegenden Ort Matrah 60000 Einw. haben mag. Hier residirt der Imam von Maskât, der seine Gewalt auch über einen schmalen Küstenstrich an der Nordseite der Straße von Ormuz, ferner über einen Theil an der Ostküste, namentlich über die Perleninseln Bahrein, sowie auch früher über die Insel Sokotora ausgedehnt hat. Die Stadt ist ummauert, durch mehrere Castelle auf das Thal umgebenden Felsen geschützt und hat einen sehr guten Hafen; sie ist jetzt der Mittelpunkt des von Banianen betriebenen Handels zwischen Ostindien, dem Persischen und Arabischen Meerbusen. Die Hitze in dieser von steilen Felsen umgebenen Stadt ist zu Zeiten unerträglich. In der Nähe befinden sich reiche Bleigruben. Von 1507—1648 befand sie sich in der Gewalt der Portugiesen. — Die Insel Sokotora, eigentlich zu Afrika gehörig, liegt zwischen dem 11. und 12. Grade n. Br., unweit des Vorgebirges Guardafui und ist 20 M. lang, 8 M. breit, gebirgig und wenig fruchtbar, aber reich an Drachenblutbäumen und Aloe; dennoch kauften sie die Engländer 1835, doch gaben sie diese Besitzung später wieder auf.

5. Die Landschaft El-Ahsa oder Hadschar.

Sie umfaßt die ganze Ostküste Arabiens vom Schat-el-Arab bis an die Grenzen von Oman; die Breite ist verschieden, beträgt aber nur 1—2 Tagereisen. Das Ganze ist ein überaus heißes, sandiges, wenig bewässertes Tehama. Merkwürdig ist, daß hier die Jahreszeiten denen der Westküste ganz entgegengesetzt sind und also hier Regenzeit, wenn dort Dürre herrscht, und umgekehrt. Das Land bringt nur an wenigen Stellen etwas Getreide und Palmen hervor; die Esel dieser Küste sind berühmt. Bei der Seltenheit des Wassers in diesen Gegenden fällt es auf, daß Quellen süßen Wassers hier häufig im Meere an flachen Stellen emporsprudeln und benutzt werden. Die ganze Küste ist seicht und mit Sandbänken angefüllt, und auf diesen wird seit Jahrtausenden die einträgliche Perlenfischerei getrieben. Die Einwohner dieser äußerst wenig bekannten Gegenden sind meist freie Araber unter ihren eigenen Stammeshäuptern; die Bewohner der Städte sind meist Schiiten, die zahlreich umherziehenden Beduinen aber Sunniten. Ein Theil dieser letzteren, der Stamm Al-Dschoasem, hatte sich in neuerer Zeit durch Seeräubereien so furchtbar gemacht, daß endlich 1808 (und 1819) eine bedeutende englische Flotte gegen sie ausgesandt werden mußte, welche nicht allein mehrere hundert Raubschiffe zerstörte, sondern auch die Hauptsitze der Piraten, Lutf auf der persischen Insel

Kischmi und Ras-el-Khima (25³/₄° Br.) auf der arabischen Küste eroberte und besetzte. Die wenigen, kaum bekannten Oerter sind: Die Hauptstadt Al-Hufhuf, mit 15,000 Einw., der Sitz eines mächtigen Scheiks. — El-Katif, der vornehmste Handelsplatz der Küste, in einer ungesunden Gegend, mit 4000 Einw.

Die Gruppe der Bahrein-Inseln liegt zwischen dem 26. und 27. Grade in geringer Entfernung von der Küste: die größte dieser Inseln ist Bahrein. Ehemals soll diese Insel, welche besonders fruchtbar an Datteln ist, sehr stark bevölkert gewesen sein; jetzt enthält sie außer einer Stadt Menaina, mit einem guten Hafen und 5000 Einw., nur noch 15 elende Dörfer. Einst besaßen die Portugiesen diese Inseln; nach dem Verfall ihrer Macht stritten sich die Perser und verschiedene arabische Oberhäupter um ihren Besitz; im Anfange dieses Jahrhunderts nahmen sie die Wechabiten ein, doch haben sie ihre Freiheit wieder erlangt und erkennen die Oberhoheit des Sultans an. Bei diesen Inseln vorzüglich, sonst aber auch auf einer weit westlich sich erstreckenden Sandbank, werden die edelsten Perlen gefischt. In den beiden heißesten Monaten versammeln sich zu diesem Fange mehrere tausend Boote. Die Taucher, die von Jugend auf zu diesem gefährlichen Gewerbe gewöhnt sind, lassen sich, mit einem Steine beschwert, in eine Tiefe von 20—50′ ins Meer hinab, nachdem sie sich die Ohren mit Wachs verstopft und die Nasenlöcher zusammengeklebt haben, und sammeln die an Felsen und Sandbänken sitzenden Perlmuscheln in ein Netz. Ist dieses voll oder kann der Taucher es nicht länger unter dem Wasser aushalten, so giebt er ein Zeichen und wird schnell heraufgezogen. Er sammelt nur die größten Muscheln, und in diesen, doch bei weitem nicht in allen, befinden sich die Perlen, die größten und schönsten im Leibe des Thieres, die kleineren und schlechteren an der inneren Seite der Schalen. Sie werden nun nach Größe, Gestalt und Farbe sortirt und zu sehr verschiedenen Preisen verkauft. Am geschätztesten sind natürlich die sehr seltenen größten, wenn sie zugleich eine regelmäßige, runde, eirunde oder birnförmige Gestalt und eine schöne, weißliche oder gelbliche Farbe haben; die minder großen werden als Zahlperlen, die kleineren als Lothperlen, die ganz kleinen als Staubperlen verkauft. Die Europäer schätzen die weißen, die Morgenländer die gelblichen am höchsten. Auch die Schalen kommen unter dem Namen Perlmutter in den Handel. Der ganze Ertrag dieser Fischerei im Persischen Golf beläuft sich jährlich auf mindestens 2—3 Millionen preuß. Thaler. Nächst den Perlen dieser Gegend sind die von Ceylon und anderen ostindischen Inseln die schönsten.

6. Die Landschaft Nedsched.

War uns bis zur Reise des Herrn Palgrave ein ganz unbekanntes Land. Der genannte Reisende hat uns das Land durch seine Reisen vom Jahre 1862—1863 erschlossen und ihm folgen wir in den Daten, welche wir hier in gedrängter Kürze angeben dürfen.

Das Reich der Wahabiten oder Nedsched umfaßt das eigentliche

Centralarabien von dem Persischen Golf bis an die Grenzen von Mekka und Jemen.

Die Regierung ist eine absolut monarchische, und zwar eine überaus centralisirte. Die ursprünglichen Häuptlinge der Provinzen sind alle unterjocht, getödtet oder vertrieben worden und werden jetzt ganz nach der Weise des alten römischen Reichs durch Präfecten ersetzt. Diese Präfecten aber sind nicht selten Sclaven des Palastes.

In innigem Zusammenhange mit diesem politischen steht der religiöse Absolutismus. Die Wahabiten sind strenge Koranisten.

Die gesammte Bevölkerung beläuft sich nach den von Palgrave eingesehenen Musterrollen des Palastes auf 1,700,000 Seelen. Das Heer ist ungefähr 60,000 Mann stark. Die Einwohner des ganzen Reiches ihrer Religion und Politik nach sind kaum zur Hälfte Wahabiten; die Anderen nur gezwungener Weise.

Das eigentliche Wahabitenland ist das sich 1500 bis 3000′ über das Meer erhebende Hochland. Der Boden ist fast durchgängig fruchtbar und theils Weide, theils Ackerland. Am fruchtbarsten sind die vielen Thäler, die das Plateau überall durchschneiden, und außerdem der südliche Abhang des Gebirges mit den Provinzen 'Aared und Yémamah. Das Klima ist gesund und kühl im Winter und nicht zu heiß im Sommer, Regen fällt nur selten und in Gewitterschauern, Schnee niemals.

Die bedeutendsten Städte sind die Hauptstadt Riad od Rijad mit 25,000 Einw. in blühendem Gartenlande gelegen. Bereidah mit 23,000 Einw. Shakra u. a., über welche uns genaue Daten fehlen, weil sie nicht von Palgrave berührt wurden. Nedscheb ist das rechte Vaterland jener weltstürmenden Horden gewesen, welche unter den ersten Chalifen sich über so viele Länder verbreiteten, und noch jetzt sind die Bewohner dieser Gegenden ihren Nachbarn gefährlich und die Geißel der zahlreichen, ihr Gebiet durchziehenden Karavanen von Kaufleuten oder Pilgern, welche ihren Schutz erkaufen oder ihre Waffen fürchten müssen.

III. Persien.

(Ein Theil des Regnum Persarum.)

Dieser Name ist nur bei den Europäern üblich; die Einwohner selbst nennen ihr Land Iran. In seinen heutigen, gegen die früheren sehr beschränkten Grenzen erstreckt sich Persien vom 27 bis 40° n. Br. und vom 62° bis 79½° ö. Lg., und stößt nördlich an Georgien, das Caspische Meer und die Staaten von Buchara und Chiwa; südlich an den Persischen Meerbusen und das Indische Meer; westlich an die asiatische Türkei, und östlich an Afghanistan und Beludschistan. Der Flächeninhalt mag etwa 26,400 □M. betragen mit 10—13 Millionen Einwohnern.

Allgemeine Beschaffenheit.

Schon in der Einleitung zu Asien ist bemerkt, daß der größte Theil von Iran eine Hochebene bildet, welche nördlich durch den Elburs und die niedere östliche Fortsetzung desselben, bis zum Paropamisus, westlich durch das gebirgige Armenien und das Zagrosgebirge, südlich durch Gebirgszüge, welche unter verschiedenen Namen an der Küste des Persischen Meerbusens entlang sich hinziehen, begrenzt wird; gegen O. trennt kein Gebirge das heutige Persien von den Nachbarländern, welche physisch nur eine Fortsetzung Irans sind und sich erst in der neueren Zeit politisch von demselben losgerissen haben, nachdem sie Jahrhunderte lang dazu gehört. Alle diese Gebirge, mit Ausnahme einiger Theile von Armenien, sind völlig kahl und baumlos, daher auch kein einziger Fluß von einiger Bedeutung ihnen entfließt. Die Hochebene ist ein meist flaches, nur schwach hügeliges Land. Der Hauptcharakter dieser Gegend ist die beinahe ununterbrochene Klarheit des Himmels und eine ans Unglaubliche grenzende Trockenheit der Luft und des Bodens. Höchst regelmäßig folgen hier die Jahreszeiten auf einander: der großen Hitze des Sommers folgt eine sehr empfindliche Winterkälte; die Tage sind heiß, die Nächte kühl, aber nie feucht; Nebel, selbst Thau sind hier unbekannt. Daher ist vielleicht kein Volk so gesund, als die Perser; selbst die Pest ist hier selten und wenig bedeutend. Ein beträchtlicher Theil dieser Ebenen besteht aus Wüsten, deren Boden thonig oder sandig, vom December bis zum April von Regengüssen überschwemmt, im Sommer voll-

kommen ausgedörrt ist und sich dann mit einer Salzrinde überzieht. Die große Salzwüste Naubendan, an welche sich südöstlich die von Kerman anschließt, hat an manchen Stellen eine Breite von mehr als 40 Meilen. Auch der übrige Theil des Bodens, obgleich keineswegs unfruchtbar, ist nur insofern des Anbaues fähig, als er bewässert werden kann, wie namentlich in den Terrassenthälern und Abfällen des Plateaus. Dies geschieht theils durch Canäle, welche das Wasser der wenigen Flüsse verbreiten, theils durch unterirdische Wasserleitungen, Kerisés, Wasserstollen, welche viele, oft 150′ tiefe Brunnen mit einander verbinden. In der heißen Jahreszeit steigt man in diese kühlen Räume hinab, um einen Theil des Tages darin zuzubringen. Ein eigener Beamter, der Mirah, führt die Aufsicht über die Bewässerungsanstalten einer Gegend. Viele dieser Kerisés sind aber in den Unruhen der neueren Zeit eingegangen, und man kann rechnen, daß jetzt kaum noch der zwanzigste Theil des Bodens des Anbaues fähig ist. Dies Alles gilt nur von dem größten Theile des Landes, der Hochebene; der nördliche Abhang dagegen, nach dem Caspischen Meere zu, ist der Vegetation unendlich günstiger; er ist feucht und von Seewinden gekühlt. Der südliche Abhang, das Ufer des Persischen Meerbusens, kaum 4—6 M. breit, hat ein arabisches Gluthklima, erstickend heiß und feucht, daher die Perser es fliehen und diese Gegenden von jeher den Arabern überlassen haben. Von den Gebirgsgegenden Armeniens gilt, was schon früher vom türkischen Armenien gesagt worden.

Bei der Beschaffenheit des Landes ist begreiflich, daß Persien auch nicht einen schiffbaren Fluß hat. Außer dem Aras, welcher aber nur noch Grenzfluß gegen Rußland ist und sich in den Kur ergießt, giebt es nur kurze Küstenflüsse, wie der Kisil-Osen, der ins Caspische Meer mündet, oder Bäche, welche meist im Sommer ganz versiegen oder nach kurzem Lauf, durch die vielen Abzugsgräben geschwächt, sich im Sande verlieren; daher haben auch die meisten dieser Steppenflüsse keine Fische. Man zählt nur 2 bedeutende Seen: 1) den Urmia (Spauta), unweit der türkischen Grenze in Armenien; er hat sechs Tagereisen im Umkreise und ein bittersalziges Wasser. An seinem östlichen Ufer befinden sich höchst merkwürdige Teiche oder Sümpfe, deren Wasser sich unaufhörlich verdickt und endlich sich in einen schönen durchsichtigen Stein, Kalksinter, verwandelt, welcher unter dem Namen Marmor von Tebris in Persien als Hauptzierrath der Gebäude verwendet wird. 2) Der Baktegan, im O. von Schiras, kaum 1/6 so groß als der vorige, aber so salzreich, daß das Salz, welches an seinen Ufern krystallisirt, die ganze Provinz reichlich versieht. Alle übrigen stehenden Gewässer Persiens sind nur Sümpfe von Regenwasser, welche im Sommer ganz austrocknen und meist eine Salzrinde zurücklassen. Bei diesem Mangel an schiffbaren Flüssen kann aller Handel Persiens nur Land- und Karavanenhandel sein, sowie auch die Baumlosigkeit des Landes Ursache ist, daß Persien nie eine Seemacht gewesen und nicht einmal Handelsschiffe auf dem Persischen Meerbusen hat. Nur Europäer und Araber besuchen die dortigen Häfen, und nur die Russen haben eine Flotte auf dem Caspischen Meere.

Erzeugnisse.

Das persische Pferd kommt an Schönheit dem arabischen gleich; zu den gewöhnlichen Hausthieren gehören ferner auch Kameele, Büffel, Schafe mit Fettschwänzen und feinhaarige Ziegen. Größeres Wild ist aus Mangel an Wäldern selten. An Raubthieren sind Löwen, Tigerkatzen und Füchse vorhanden. Affen finden sich nur am Persischen Meerbusen. Dieser und das Caspische Meer sind die einzigen fischreichen Gewässer Persiens. Die Perlen des Persischen Meerbusens, vorzüglich bei den Bahrein-Inseln, gelten für die schönsten des Orients. Heuschrecken, weiße Ameisen, welche unglaubliche Zerstörungen in sehr kurzer Zeit anrichten, Tarantelspinnen und giftige Skorpione gehören zu den Landplagen. — Außer in den nordwestlichen Gebirgen sieht man keine Wälder; auf der Hochebene giebt es keine anderen als von Menschenhand gepflanzte Bäume, und sie gedeihen nur, wo sie bewässert werden. Dennoch bringt das glückliche Klima bei einiger Pflege eine unendliche Menge und Mannigfaltigkeit der edelsten Obst- und Fruchtarten hervor. Außer den gewöhnlichen Getreidearten des Orients wird hier viel Mohn gebaut, aus dessen Saft das Opium bereitet wird; Palmen gedeihen nur am Persischen Meerbusen. Die Rosen sind die duftreichsten von der Welt und geben hier vorzüglich das köstliche Rosenöl. Blumen aller Art sind im Ueberfluß vorhanden. Zu den wildwachsenden Pflanzen gehören: Henna (Lausonia inermis), eine Farbepflanze, mit deren Saft die Frauen sich Hände und Füße gelb färben; Haschischa, eine Art Hanf, aus dessen Blättern ein berauschendes Getränk bereitet wird; der Rhabarber, Krähenaugen oder Nux vomica (die Samen einer Strychnos-Art), der Stinkasant oder die Asa foetida, ein stinkendes Gummiharz, welches aus dem Milchsaft einer Doldenpflanze (Ferula) gewonnen, bei uns in der Medicin, hier aber als Gewürz an den Speisen gebraucht wird; Süßholz, mehrere Arten Weihrauch und ein feines Rohr am Persischen Meerbusen, dessen man sich zum Schreiben bedient. Der Sesam, eine Oelpflanze, ersetzt die fehlende Olive; Taback, Safran, Färberröthe, Baumwolle und Zuckerrohr gedeihen vortrefflich; doch werden die beiden letzteren nur in geringer Menge angebaut. Der Weinstock wächst überall und würde hin und wieder das edelste Getränk liefern, wenn das Gesetz den Genuß desselben erlaubte; es wird nur wenig Wein bereitet, aber viel Traubenmus und Rosinen. — Die Schätze des Landes an Mineralien sind wenig bekannt und benutzt. Als eigenthümliche Producte Persiens in dieser Art kann man nennen: sehr schöne Lasursteine, Türkise, Turmaline, Naphtha, und vorzüglich ein sehr seltenes und als allgemeines Heilmittel gegen Wunden hochgeschätztes Bergharz, Bergbalsam, auch Mumie genannt, welches in sehr geringer Menge in einer oder zwei Höhlen der nördlichen Gebirge jährlich nur einmal und einzig für den König gesammelt wird. An Kochsalz und anderen Salzen hat Persien einen unendlichen Ueberfluß. — Die wichtigsten Gegenstände der Industrie sind Gold- und Silberstoffe, seidene und wollene Waaren, Leder, irdene und kupferne Waaren.

Einwohner nach Zahl, Abstammung, Sprache, Religion, Sitten, Charakter.

Die Zahl der Einwohner läßt sich hier, wie in allen Ländern Asiens, unmöglich genau bestimmen; 10—13 Millionen möchte die wahrscheinlichste Annahme sein. Sie zerfallen in ansässige und nomadische Bewohner; letztere mögen etwa $1/9$ des Ganzen betragen; sie sind jetzt das herrschende Volk. Die größere Zahl wohnt in Städten und Dörfern, die Aermeren in elenden Lehmhütten, die Wohlhabenderen in Häusern von Backsteinen, die Reicheren in Palästen, welche meist von Gärten umgeben und deren Zimmer oft durch Springbrunnen geziert und abgekühlt werden. Die Persische Bauart ist bei weitem zierlicher und gefälliger, als die der Türken; aber auch hier ist das Innere der Häuser weit einfacher, als bei uns: ein schöner Teppich und einige Polster zum Sitzen vertreten die Stelle aller Mobilien; die große Trockenheit des Landes erlaubt, den Teppich unmittelbar auf den Erdboden zu legen. Die heutigen Bewohner Persiens sind die Abkömmlinge vieler Völkerschaften, welche nach einander dies Land besaßen. Die Hauptmasse des Volks bilden die Tadschiks oder Neuperser. Sie sind ein wohlgebildetes, kräftiges Volk. Sie, wie die unendliche Mehrzahl der Einwohner Persiens, bekennen sich zur Lehre Muhammeds; doch gehören sie zur Secte der Schiiten, welche allein den Koran, nicht die Sunna, wovon ihre Gegner, die Sunniten, den Namen führen, als Glaubensregel und Ali für den einzigen rechtmäßigen Nachfolger des Propheten anerkennen. Sie haben übrigens dieselben religiösen Gebräuche und Feste wie die Türken, von welchen sie der bitterste Religionshaß trennt. Darin stimmen die Berichte aller Reisenden überein, daß die Perser ein ungleich feineres, gewandteres und bildsameres Volk sind als die Türken. Man hat sie die „Franzosen des Orients“ genannt. Verstand und Geist, große Anlage zur Poesie, Tapferkeit, ein milder Sinn gegen Andersdenkende sind ihnen nicht abzusprechen; dafür aber sind auch Falschheit, Verstellung, Geiz und Eifersucht ihre entschiedenen Fehler. Kein noch so feierlicher Eid vermag etwas über ihre Habsucht oder ihren Ehrgeiz, und ihre Eifersucht übertrifft noch die der Türken; das Verhältniß des weiblichen Geschlechts ist bei beiden Völkern ungefähr das nämliche. Der Perser liebt die Kleiderpracht und wendet besonders viel auf den Schmuck seiner Waffen und seines Pferdes. Die Kleidung hat sich seit etwa hundert Jahren sehr verändert; im Wesentlichen besteht sie aus langen, weiten Beinkleidern, einem seidenen Hemde, einer engen Weste, worüber noch eine längere getragen wird nach Art eines Ueberrocks, aus einem Gürtel, woran der Chandschar oder Dolch hängt, und einer hohen Mütze von schwarzem Schaffell, die noch mit einem Shawl umwunden wird. Ueber die gewöhnlichen Kleider wird noch ein reiches, mit Pelz besetztes Staatskleid gezogen. Der Kopf ist mit Ausnahme zweier Locken hinter den Ohren geschoren, der Bart wird nicht so lang getragen, als bei den Türken. Die Frauen erscheinen nie ohne einen oder mehrere die ganze Gestalt umhüllende Schleier, welche nur zwei Oeffnungen für die Augen lassen. Im Umgange ist der Perser äußerst höflich und förmlich;

mäßig im Essen und Trinken, genießt er meist nur gegen Abend eine ordentliche Mahlzeit, wovon der Pillau, Reis mit Geflügel oder anderem Fleisch auf sehr mannigfaltige Weise zubereitet, das Hauptgericht ausmacht; außerdem werden viel Backwerk, Mehlspeisen und Eingemachtes genossen. Die Scherbets, das gewöhnliche Tischgetränk, werden aus mancherlei Obstsäften bereitet; doch liebt der Perser auch, heimlich Wein und Branntwein zu genießen. Der Taback wird vermittelst des Kaliun, in welchem der Rauch durch Wasser geleitet wird, geraucht. Tänzer und Tänzerinnen, auch wohl Fechter und Ringer, dürfen bei großen Gastmählern nicht fehlen; auch am Märchenerzählen und Vorlesen von Gedichten finden die Perser großes Vergnügen.

Die Parsen, auch Gebern oder Gauern, d. h. Ungläubige genannt, wahrscheinlich Ueberreste der ältesten Bewohner dieser Länder, welche auch noch die alte Religion ihrer Väter, die Gottheit unter dem Symbol des Feuers anzubeten, beibehalten haben. Bei dem Vordringen der Araber wurden sie größtentheils ausgerottet oder vertrieben; viele flüchteten in die nördlichen oder südlichen Gebirgsgegenden, wo man sie noch heute antrifft, viele nach Indien, wo sie durch Handel reich geworden. In Persien sind sie ein geringes, durch Redlichkeit und reine Sitten, großen Fleiß im Ackerbau und in der Baumzucht, Geschicklichkeit in Anlegung von Bewässerungsanstalten u. s. w. ausgezeichnetes, friedliches Völkchen von etwa 60,000 Seelen. Ihr Gesetzbuch, das Zend-Avesta, welches wir aber nur in Bruchstücken besitzen, stammt von Zoroaster oder Zerduscht (Saratustro), der seine religiösen Ansichten wahrscheinlich nicht lange vor Cyrus verbreitete. Durch dieses interessante Werk haben sich die alten Zend- und Pehlewi-Sprachen erhalten; die erstere ist dem ältesten Sanskrit nahe verwandt, die andere ist mit semitischen Wörtern gemischt. Die heutigen Gebern sprechen einen mit arabischen und neupersischen Worten gemischten Dialekt. — Von den Armeniern, deren etwa noch 60,000 unter persischer Herrschaft stehen, ist schon früher gesprochen. Die Juden, etwa 25,000, leben wie in Europa meist in den Städten vom Kleinhandel und sind arm; sie müssen hier irgend ein Abzeichen an der Kleidung tragen.

Seit einer Reihe von Jahren ist eine neue Religionssecte aufgetreten, die bereits zu bedeutenden Bewegungen Veranlassung gegeben hat, die Secte der Babis (Babi heißt Thor, Pforte), gestiftet von dem Kaufmann Syed Ali Mohammed, eine Art Pantheismus, Vergötterung der Naturkräfte, ohne Annahme der Existenz einer persönlichen Gottheit. Die fanatischen Muhammedaner verfolgen sie auf das Aeußerste und verhängen über sie, besonders seit der Zeit, da einige Anhänger der neuen Lehre einen Angriff auf das Leben des Schah, Nassar-udin, versuchten, in der Weise der furchtbaren persischen Justiz die grausamsten Strafen: in Einschnitten ihres Leibes werden Lichter angezündet; man gräbt sie, mit dem Kopf nach oben oder nach unten, bis zur Hälfte des Leibes in den Erdboden; man bindet sie vor die Mündung der Kanonen und schießt sie in tausend Stücke u. s. w. Der Stifter der Secte selbst wurde 1850 erschossen. Wie alle Religionsverfolgungen haben diese Grausamkeiten keine andere Wirkung hervorgebracht, als die: die Anhänger der neuen Lehre mit Heroismus zu erfüllen und ihre Zahl zu mehren.

Unter den nomadischen Völkern Persiens, welche unter dem allgemeinen Namen Ihlat begriffen werden, nehmen die von türkischer Zunge den ersten Rang ein; sie mögen etwa ½ Million stark sein, und die Familie des jetzigen Herrschers gehört zu einem ihrer Stämme, dem Stamme Kadschar. Als ein tapferes und kräftiges Volk machen sie die Hauptstärke des Heeres aus. Sie sind gastfrei und friedlich; die Frauen dürfen unverschleiert gehen. Sie haben sich über die nördlichen und nordwestlichen Provinzen verbreitet. Die Nomaden von lurischer Zunge bewohnen die mittleren und südlichen Gegenden und können etwa 150,000 Krieger stellen. Ein Theil der Kurden, wovon auch schon früher die Rede gewesen, etwa 100,000 Männer, gehören zum persischen Reiche. Nomaden von arabischer Zunge bewohnen den Südrand Persiens, vorzüglich die Ufer des Persischen Meerbusens, und behaupten sich dort als geborne Seeräuber fast ganz unabhängig; andere Stämme, welche mehr im Innern wohnen und ein Hirtenleben führen, haben viel von ihrer Volkseigenthümlichkeit und sogar von ihrer Sprache aufgegeben.

Die allgemeinste Landessprache ist das Neupersische*), welches in einen Hof- und mehrere Volksdialekte zerfällt; es wird mit arabischen Buchstaben geschrieben. Diese äußerst wohlklingende, für die Poesie wie für den feineren Umgang höchst geeignete Sprache ist mit mehr Recht im Orient ebenso verbreitet, wie die französische in Europa. In der nördlichen Provinz Khorasan soll angeblich noch das Altpersisch oder Pehlewi gesprochen werden. Jeder Mann von Bildung muß außer dem Neupersischen noch das Arabische und das Türkische verstehen.

In Persien giebt es keine erblichen Standesverschiedenheiten, nur einen Herrn, den Schah oder König; alle Unterthanen sind seine Sclaven. Doch giebt es Familien, in welchen der Titel Mirsa erblich ist; steht er vor dem Namen, so bedeutet er nur Herr, hinter dem Namen aber bezeichnet er die Prinzen vom Geblüt. Khan ist nur ein Amtstitel und wird besonders den Militärbefehlshabern beigelegt; Sardar werden die Generäle genannt.

Geschichte.

Von der älteren Geschichte Persiens haben wir das Wichtigste schon in Verbindung mit der griechischen kennen gelernt. Nach dem Tode Alexanders gehörte der größte Theil des von ihm zerstörten persischen Reiches zu den Provinzen des syrischen Königreichs, bis etwa 250 v. Chr. Um diese Zeit erhob sich in den nördlichen Provinzen, dem heutigen Khorasan, Arschak, von den Griechen Arsaces genannt, welcher, die Schwäche der Seleuciden benutzend, das Reich der Parther gründete. Unter 29 Königen, Nachfolgern des Arsaces, daher Arsaciden genannt, dehnten die Parther ihre Eroberungen bis an den Indus aus, führten ewige Kriege mit den

*) Sie ist aus dem Altpersischen hervorgegangen, welches vom Zend und Pehlewi bedeutend abweicht und wovon die sogenannten Keilinschriften die einzigen Ueberreste sind.

Römern, bald um den Besitz Armeniens, bald um den von Mesopotamien, ja mehr als einmal drangen sie verwüstend bis in Syrien ein und vernichteten durch Tapferkeit und Kriegslist (ihre verstellte Flucht war den Römern oft verderblich) mehr als ein römisches Heer. Ihre Herrschaft, von vielen inneren Unruhen gestört, währte nahe an 500 Jahre, bis etwa 250 n. Chr. Die Nachfolger der Arsaciden waren die Sassaniden. Der Stifter dieser Dynastie, Ardeschir Babekan, von den Griechen Artaxerxes genannt, war ein Enkel Sassans, woher der Name dieses Geschlechtes. Er behauptete, von den alten persischen Königen abzustammen, und bemühte sich, die alte Ordnung der Dinge und den alten Gottesdienst, Feuerdienst, wieder herzustellen. Seine Nachfolger setzten die Kriege mit den Römern mit wechselndem Erfolge fort, ja Khosru II. (531—579) drang sogar wieder auf kurze Zeit bis nach Syrien und Aegypten vor; im Ganzen aber bietet das Reich der Sassaniden nur das traurige Bild ewiger innerer Unruhen. Sie herrschten von 225 bis etwa 632, wo Persien unter dem Chalifen Omar von den Arabern erobert ward. Von dieser Zeit an bis 1501 oder 1502, also während eines Zeitraumes von 850 Jahren, blieb Persien mehr dem Namen als der That nach eine Provinz des großen Reiches der Chalifen; denn als die Macht derselben zu sinken anfing, bis auf die Wiederherstellung des persischen Reiches im Anfang des 16. Jahrh., war das unglückliche Land theilweise eine Beute sich einander verdrängender Familien und Völker. So herrschte von 934—1029 das Geschlecht der Buiden, von 1035—1097 die seldschukischen Türken, bis 1230 die Kharismier, von da an die Mongolen unter Dschingiskhan und mehrere Dynastien, die nach seinem Tode entstanden. Diese wurden 1387 von Timurleng (Tamerlan) vernichtet. Im 15. Jahrh. endlich herrschten die Turkmanen. — Schah Ismael — ein Nachkomme eines im 14. Jahrh. berühmten Heiligen, Ssofi, daher sein Geschlecht das der Ssofis genannt wird —, geboren 1487, trat schon in seinem 15. Jahre im Norden Persiens als Eroberer auf und unterwarf sich bis zu seinem Tode, 1524, fast ganz Persien. Mehrere seiner Söhne folgten ihm, aber ohne seiner würdig zu sein; erst sein Enkel, Abbas I., auch der Große genannt, befestigte diese Dynastie durch seine Tapferkeit und seine Talente. Er herrschte von 1581 bis 1628, führte beständig Kriege mit den Usbeken im Norden und mit den Türken, denen er ganz Armenien und die Gegenden am Tigris, selbst Bagdad entriß; er nahm den Portugiesen Ormuz im Persischen Meerbusen und verlegte seine Residenz nach Ispahan. Unter seinen nur durch Ausschweifungen und Grausamkeiten ausgezeichneten Nachfolgern verfiel die Macht des neuen Reiches immer mehr. Die Afghanen, die Bewohner des östlichen Persiens, empörten sich nicht allein 1713, sondern bald mußte auch der letzte Beherrscher Persiens, Ssofi Husein, ihnen 1722 den Thron abtreten; doch behielt noch sein Sohn Thamas einige Macht in den nordwestlichen Provinzen. Während der unruhigen, übel befestigten Herrschaft der Afghanen ging viel an die Russen und Türken verloren. Ein kühner Abenteurer und Anführer einer Räuberbande in Khorasan, Nadir, geb. 1688, unternahm es, unter dem Schein, den ohnmächtigen Thamas auf den Thron seiner Väter zu erheben, die oberste Gewalt an sich zu reißen. Er kämpfte glücklich gegen die Türken, schlug die Afghanen, entriß ihnen 1728 Ispa-

han und nahm nun den Titel Thamas Kuli Khan, d. h. Diener des Thamas, an; diesen Schattenkönig entsetzte er jedoch 1731 und ernannte ein Kind an dessen Stelle, welches jedoch 1736 starb. Nun bestieg er selbst den Thron und ward unter dem Namen Nadir Schah gekrönt. Bald darauf, 1738, unternahm er einen Beutezug nach Indien, eroberte und verwüstete Delhi mit ungeheurem Blutvergießen und unterwarf die aufrührerischen Afghanen. Seine Grausamkeit kannte keine Grenzen; daher ward er, eben als er mit der Niedermetzelung vieler seiner Offiziere umging, von eben diesen in seinem Zelte, in seinem 60. Jahre, 1747, ermordet. Sein Tod führte neue Unruhen herbei. Die Afghanen unter Achmet Khan rissen sich los und bildeten seitdem ein eigenes Reich; blutige Kriege wütheten im Innern. Endlich gelang es Kerym, einem alten Krieger Nadirs, die Ruhe herzustellen; er herrschte 30 Jahre trefflich unter dem Titel Wakil oder Regent, und starb 1779, 80 Jahre alt. Ein wüthender Kampf entspann sich nun zwischen dem Eunuchen Aga Muhammed, der sich in den nördlichen Provinzen erhoben, und Lutf Ali Khan, der in den südlichen Anhang fand, bis letzterer endlich nach unzähligen Kämpfen und Niederlagen, von welchen er sich stets unermüdet wieder erhob, 1794 gefangen und hingerichtet wurde. Aga Muhammed wurde bald darauf 1797 von einem Sklaven ermordet, und sein Neffe Feth Ali Schah bestieg ohne Widerrede den Thron. Dieser starb 1834 und sein Enkel Mehemed, Sohn des früher zum Thronerben bestimmten talentvollen und mit europäischer Bildung nicht unbekannten Abbas Mirsa, hat sich nach kurzem Kampfe mit einigen seiner Oheime in demselben Jahre auf den Thron geschwungen. Rußlands Einfluß ist gegenwärtig hier überwiegend, und das Land kommt hier unter der schwachen Regierung des Schahs immer tiefer herab (vgl. unter Afghanistan).

Die zwischen Persien und England entstandenen Zwistigkeiten führten 1856 zu einem kurzen Kriege, der aber sofort die Ueberlegenheit der von Ostindien aus in dem Persischen Meerbusen gelandeten englischen Truppen nachwies. In dem alsbald darauf abgeschlossenen Frieden mußte Persien die Unabhängigkeit Herats und Afghanistans anerkennen, im Fall von Streitigkeiten zwischen Persien und Afghanistan Englands Vermittelung zulassen, England in Betreff des Handels den begünstigtsten Nationen gleichstellen und dem Bevollmächtigten Englands eine ehrenvolle Aufnahme in Teheran versprechen.

Der persische Orden ist der Sonnen- und Löwenorden.

Münzen. Maß. Gewicht.

Man rechnet gewöhnlich nach Tomans, einer Goldmünze, deren Werth sehr verschieden, früher 12 Thaler, jetzt aber nur etwa 3½ Thaler preuß. ist. Unter den Silbermünzen sind die Abassis (50 Ab. oder 100 Mamudis = 1 Toman) die gewöhnlichsten. Die persische Elle (Guerze oder Gus) ist = 436 franz. Linien. Die persische Meile oder Farsange ist kleiner als die deutsche geogr. Meile, 22½ gehen auf einen Grad des Aequators. Getreide und Flüssigkeiten werden nach dem Gewicht verkauft.

Gewicht. Die Einheit ist der Miskal = 0,28 Loth Zollgewicht; 1000 Miskal = 1 Batman (Mahnd) von Täbris; 1 Schiras-Mahnd = 1280 Miskal.

Topographie.

Persien wird jetzt in 11 Provinzen getheilt. Wir beginnen mit der nordwestlichsten:

1. Aserbeidschan oder Aderbidjan (Atropatene, ein Theil von Media), durch den Aras von den russischen Provinzen getrennt, ist ein gebirgiges, aber gut bewässertes und fruchtbares Land. Das Klima ist etwas milder als in dem benachbarten Armenien, und diese Provinz gehört überhaupt zu den schönsten Persiens. Weißer Marmor und Eisen gehören zu den wichtigsten Schätzen des Landes. Die Einwohner, etwa 2 Mill., bestehen zum größten Theile aus Tadschiks, zum kleineren aus Armeniern, Turkmanen u. s. w. Die Hauptstadt ist:

Tabris oder Tebris, bei den Europäern gewöhnlich Tauris genannt; sie liegt an einem Bache, der in den See Urmia fließt, ist mit einer starken Mauer umgeben und besitzt eine Citadelle. Sie hat viel von Erdbeben und Kriegen gelitten. Die Einwohnerzahl mag mindestens 80,000 betragen. In neuerer Zeit ist hier eine Kanonengießerei, eine Gewehrfabrik und eine Pulvermühle angelegt worden; auch wird hier viel in Chagrin, Seide und Baumwolle gearbeitet. Harun al-Raschid wird als der Erbauer genannt. — Eine zweite bedeutende Stadt ist Ardebil, östlich von Tebris, mit Mineralquellen, einem schönen Mausoleum Scheichs Ssofi, des Gründers der Dynastie der Ssofi, und einer ausgezeichneten Bibliothek. — Khoi, im NW. von Tebris in einer schönen Ebene, wo baumwollene Zeuge und gute Säbelklingen verfertigt werden. Sie ist in neuerer Zeit auf europäische Weise befestigt worden. — Urmia, am Westufer des gleichnamigen Sees, soll der Geburtsort Zoroasters sein (s. u.).

2. Ghilan (ein Theil von Media), ein schmaler Küstenstrich zwischen dem Caspischen Meere und Aserbeidschan. Der Boden ist überaus fruchtbar, jedoch sehr feucht und sumpfig, daher das Klima hier zwar gemäßigt, aber ungesund; Reis und Seide sind Hauptproducte. Diese von Europäern selten besuchte Provinz hat nur einen einigermaßen bedeutenden Ort, Rescht, etwa eine Meile vom Caspischen Meere, ohne Mauern, aber mit vielen Seidenarbeitern und 23,000 Einwohnern; der Hafen ist Enseli.

3. Masenderan und Dahistan; das alte Hyrcania, am südlichen Ufer des Caspischen Meeres, östlich von Ghilan, ist, wie die vorige Provinz, ein südlich von hohen Bergen, der Elburs-Kette, begrenztes, nach dem Meere zu flaches Marschland von großer Fruchtbarkeit, aber ungesundem Klima. Die Berge, unter welchen sich der mit ewigem Schnee bedeckte vulcanische Pik Demawend auszeichnet, sind schön bewaldet und senden daher unzählige Bäche in den See. Alle Südfrüchte, selbst das Zuckerrohr gedeihen in diesem feuchten und heißen Lande vortrefflich; aber die Einwohner sind ohne Betriebsamkeit. Es ist das Land der alten Par-

ther, deren Sprache hier noch herrschen soll, die Wiege der älteren Geschichte und Sagen Persiens und das Stammland der jetzigen Beherrscher. Die beiden Hauptörter sind:

Asterabâd, der Hauptsitz der Kadscharen, in einer schönen und fruchtbaren Gegend; aber sie ist voller Ruinen und hat wenig Handel. Bei weitem größer und jetzt die blühendste Stadt in Persien ist das durch den Handel emporgekommene Balfrusch, welchem neuere Reisende an 100,000 Einw. und selbst mehr geben. Das ehemals prächtige Fahrabad dagegen, einst voll herrlicher Gebäude, ist jetzt ein elendes Dorf unweit der Küste. Sari, mit 30,000 Einw., und Amol, mit 40,000 Einw.

4. Taberistan und Kumis (Parthia), ein schmales Bergland südlich von Masenderan. Die Berge sind meist kahl und die Bewässerung gering, so daß hier mehr Viehzucht als Ackerbau gedeiht. Als Hauptörter werden Demawend, am Fuße des gleichnamigen Berges, ein unbedeutender Flecken, und Damghan, genannt.

5. Khorasan (Parthia), die nördlichste Provinz Persiens, mit sehr unbestimmten Grenzen gegen N. und O. Sie liegt an beiden Abhängen der hier schon niedrigen und waldlosen östlichen Fortsetzung des Elburs-Gebirges. In der Nähe des Gebirges ist das Land trefflich, weiter nördlich verliert es sich in die völlig unwirthbaren turkmanischen Steppen und Wüsten. Der eigentliche Hauptfluß ist der Tedschen oder Ochus der Alten; er entspringt in Afghanistan und ergoß sich ehemals ins Caspische Meer; jetzt verliert er sich im Sande; ferner der Attrek, welcher in dasselbe Meer mündet; außerdem giebt es noch viele Steppenflüsse. Das Klima ist feucht und milde. Die Einwohner gehören zu den fleißigsten. Diese Provinz ist ihrer Entlegenheit wegen oft vom persischen Reiche abgerissen gewesen und erst seit einigen Jahren wieder damit wenigstens zum Theil vereinigt, denn selbst die ehemalige Hauptstadt Herat gehört jetzt den Afghanen. Die Hauptörter sind:

Nischapur, in einem reizenden Thale; ist unmauert, hat 10,000 Einw. und eine Citadelle, ist aber höchst unreinlich. In der Nähe werden schöne Türkise gefunden. Sie ist mehrere Male von Erdbeben verwüstet und 1147 von Dschingiskhan gänzlich zerstört worden. — Größer und bedeutender, aber nicht so alt, ist Mesched, östlich von der vorigen, mit etwa 50,000 Einw., berühmt durch ihre Sammetwebereien, Türkisschleiferei und vortrefflichen Säbelklingen. Der Handel ist bedeutend; vorzüglich aber zieht das reiche und prächtige Grabmal des Imam Riza und des Chalifen Harun al-Raschid, welches aus mehreren schönen Gebäuden besteht, viele persische Pilger hierher. Auch giebt es hier mehrere berühmte Medresses oder Schulen. 3 M. nördlich davon liegen die Trümmer von Tus, mit dem kleinen Grabmal des Dichters Firdusi, († 1030 n. Chr.).

6. Kuhistan (Parthia), südlich von Khorasan, nimmt einen Theil des Innern der Hochebene Persiens ein, hat weite Ebenen und Wüsten und gehört zu den unbekanntesten Provinzen des Reichs. Sie war einst im Osten ein Hauptsitz der Assassinen, wie Syrien im Westen. Man weiß nur, daß ein großer Theil der Einwohner Nomaden ist; die Hauptstadt heißt Scheheristan.

7. Kerman (Caramania), die südöstlichste Provinz von Persien,

zwischen Kuhistan und dem Persischen Meerbusen. Der nördliche Theil derselben ist theils gebirgig, aber kahl, theils verläuft er sich in die große Wüste, welche einen bedeutenden Theil der Hochebene Irans überhaupt einnimmt. Die niedrigen Küstengegenden, Moghistan oder Palmenland genannt, sind ebenfalls dürr, mit wenigen Küstenflüssen und sandigem Boden, in welchem nur die Palme gut gedeiht. In diesem Theile des Landes herrscht die fürchterlichste Gluth, während auf den Gebirgen der Schnee einen großen Theil des Jahres liegen bleibt. Kerman gehört nebst den Umgebungen des Persischen Meerbusens, welcher rings von Wüstenstrichen umgeben ist, die dem Winde die Eigenschaften eines Sirocco mittheilen, zu den ödesten und ungesundesten Gegenden Persiens; auch hat sie in den letzten Bürgerkriegen unendlich gelitten; viele Canäle und Wasserleitungen sind verschüttet, und die nördliche Wüste scheint immer weiter nach S. vorzudringen. Der Hauptort Kerman, im nördlichen Theile der Provinz, dicht am Gebirge, soll etwa 30,000 Einw. und bedeutende Manufacturen von Shawls, Teppichen und Gewehren haben; er war ehemals viel bedeutender, wurde aber 1794 ganz verwüstet. Der größte Theil der Küste ist in der Gewalt des Imams von Maskat und zahlt nur Tribut an Persien. Der ehemals höchst bedeutende Hafen von Bender-Abassi oder Gamrun ist zum Theil auch deshalb fast ganz verlassen, weil die Hitze in den Sommermonaten hier unerträglich und gefährlich ist. Auch die dem Orte gegenüberliegenden Inseln Ormus und Kischmi sind im Besitz der Araber. Ormus, ein dürres Felseneiland, einst der Sitz des blühendsten Handels unter den Portugiesen, ist jetzt fast ganz verödet.

8. Fars (Persis) oder Farsistan mit Laristan, westlich und nordwestlich von Kerman; es breitet sich zwischen der Hochebene und dem Persischen Meerbusen aus und ist die größte und eine der wichtigsten Provinzen des Reichs. Fars ist das Stammland der alten Perser des Cyrus. Der nördliche Theil dieser Provinz wird Serdsir, das kalte, der Küstenstrich aber Germsir, das warme, genannt. Der erstere gehört zur persischen Hochebene, ist voller Gebirge und Thäler; das Küstenland, ein wahres arabisches Tehama, ist flach und sandig. Nur Bäche fallen dem Meere zu, und in den höher liegenden Gegenden werden die wenigen Flüsse durch Bewässerungsgräben so geschwächt, daß sie sich meist im Sande verlieren oder höchstens kleine Seen ohne Abfluß erreichen. Noch jetzt, obgleich der Anbau gegen ehemals außerordentlich gesunken und ganze Gegenden sich in Steppen verwandelt haben, ist diese Provinz eine der reichsten und fruchtbarsten des Reichs und der Hauptsitz der persischen Betriebsamkeit. Zu den vielen merkwürdigen Oertern dieser Provinz gehören vorzüglich:

Schirás, in einem reizenden Thale an einem unbedeutenden Bache. Sie ist mit einer Mauer umgeben und hat eine Citadelle; allein nur ein kleiner Theil ihres Flächenraums ist jetzt mit engen, krummen, ungepflasterten Gassen bedeckt; die Angaben der Einwohnerzahl schwanken zwischen 30,000 und 50,000; erstere scheint der Wahrheit am nächsten zu kommen. Die zahlreichen Fabriken liefern seidene und baumwollene Waaren, Leder, sehr geschätzte Waffen, Rosenwasser und andere Essenzen. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören die in ihrer Nähe befindlichen, aber ganz vernachlässigten und verfallenen Grabmäler zweier Dichter, des Hafis aus

dem 14. Jahrh., und des Saadi aus dem 13. Nördlich von der Stadt liegt ein Lusthaus, welches der letzte Schah gebaut; im Innern der Stadt ein Palast von Kerim erbaut. Ein fürchterliches Erdbeben hat 1824 den größten Theil der Stadt in Schutt verwandelt. Die Schönheit der Gärten, die Pracht der Blumen, vorzüglich der Rosen, und die Trefflichkeit des Weins in und um Schiras sind in ganz Persien berühmt. — 7 M. nordöstlich von Schiras, im Thale des Bend-Emir oder Kur, sieht man zahlreiche Ueberbleibsel alter Prachtgebäude und Grabmäler. Das Wichtigste sind die über eine weite Ebene zerstreuten Ruinen von Persepŏlis; der Ort wird jetzt Tschehel-minar, d. h. vierzig Säulen (es stehen aber nur noch 16) genannt; es scheinen die Ruinen eines prächtigen Tempels oder Palastes zu sein. Das Mauerwerk ist von vollendeter Schönheit, mit Sculpturen und Inschriften bedeckt. Eine Meile nördlicher, an den Felsenwänden des Berges Duta, befinden sich vier mit Sculpturen bedeckte, in den Felsen selbst gehauene Königsgrabmäler; das eine soll das des Darius Hystaspis sein. Diese mit vielen Sculpturen bedeckten Gräber werden jetzt Nakschi Rustam genannt. Chardin im 17. Jahrh., Morier u. a., haben zum Theil Abbildungen dieser und anderer interessanten Alterthümer in dieser Gegend geliefert. In der Nähe liegt jetzt nur ein kleines Dorf Mardescht, und die Ruine eines Schlosses, Istachr. Aehnliche Sculpturen, aber aus den Zeiten Sapors des Sassaniden im 3. Jahrh., finden sich südwestlich von Schiras in den Trümmern der ehemals berühmten Stadt Schapur, woselbst sich auch der berühmte Feuertempel Kairisch (des Stiers) befand. Die Ruinen eines anderen Feuertempels liegen bei der heutigen Stadt Firusabad (Cyropolis), welche das beste Rosenwasser liefert; in ihrer Nähe steht noch eine herrliche Säule, 150′ hoch und 20′ im Umfange. — Nördlich von Schiras, auf der Straße nach Ispahan, an der Grenze der großen Wüste, liegt der bedeutende Handelsort Jesd, mit etwa 50,000 Einw., worunter einige tausend Gebern. Hier werden schöne Seidenzeuge, Shawls und treffliche Waffen verfertigt. Auch wird hier großartige Kameelzucht getrieben. — Das zur Zeit der ersten persischen Monarchie berühmte Pasargădae lag wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Derabdscherd, in dem östlichsten Theile dieser Provinz. In der Nähe wird die beste Mumie und schönes Steinsalz gefunden. ½ M. von der Stadt finden sich herrliche alte Sculpturen, deren Dasein man erst vor kurzem erfahren hat. — In dem heißen und ungesunden Küstenstriche am Persischen Meerbusen liegen:

Abuschehr oder Buschir, auf einer Halbinsel, jetzt der wichtigste Hafen Persiens, daher auch die Engländer hier eine Factorei halten. Die Stadt soll 11,000 Einw. haben, worunter viele reiche Armenier. Man hat kein anderes Wasser, als aus Cisternen. Gegen die Hitze schützen sich die Einwohner theils durch Auswanderung in den heißesten Monaten, theils durch eine Vorrichtung, die man Windschornsteine nennen kann, und unterirdische Gemächer. Der Weg von hier nach Schiras führt durch 3 bis 4 der fürchterlichsten Bergpässe, ohne Spur einer gebahnten Straße, deren es überhaupt in Persien nicht giebt. — Lar, die Hauptstadt von Laristan, in einer palmenreichen Ebene am Fuße von Hügeln. Einst war sie bedeutend und galt für die stärkste Festung in Persien; jetzt ist sie bis auf

einen schönen Basar ganz verfallen und zählt höchstens 12,000 Einw. Auch hier ist das Wasser schlecht und die Hitze unerträglich.

9. Chusistan (Susiana), am Persischen Meerbusen und Tigris entlang bis Kurdistan. Der nordöstliche Theil der Provinz ist gebirgig, aber die Berge fast ohne alle Vegetation und etwa 3—4000′ über die Hochebene aufsteigend. Ihnen entströmen ziemlich bedeutende Flüsse, welche dem Tigris und dem Schat el Arab zufallen: der Kerkah, der aus Kurdistan kommt; der Karun, der Euläos oder Choaspes der Alten, berühmt wegen seines trefflichen Wassers, welches den persischen Königen überall nachgeführt wurde; der Dscherahi; der Tab, an der Grenze mit Farsistan, ist ein Küstenfluß mit salzigem Wasser. Die Luft ist hier erstickend heiß und höchst ungesund. Die Provinz zerfällt in drei Districte: das nordöstliche Luristan, das Elymaïs der Alten, das eigentliche Chusistan, Susis der Alten und das südliche Ahwas, ehemals Uxiana. Die wenig betriebsamen Einwohner vernachlässigen den Ackerbau fast gänzlich und leben von der Viehzucht, größtentheils als Nomaden; doch wird Reis und Zuckerrohr gebaut. Die Küste und der Fischfang sind in den Händen der Araber. Die bedeutendste Stadt des Landes ist:

Schuster, nach den gründlichsten Untersuchungen der Neueren in der Nähe des alten Susa, die Hauptstadt der alten persischen Könige, am Karun, über welchen hier eine 80′ hohe Brücke führt. Oberhalb derselben ist ein 400′ langer Damm, von Sapor erbaut, um das Wasser in mehrere Bewässerungscanäle zu verbreiten. Auf der Westseite, der Stadt gegenüber, sieht man höchst merkwürdige Ruinen eines Schlosses, auf einem Hügel, der ganz mit Kühlgrotten und Wasserleitungen durchlöchert ist. Die Stadt hat vielleicht kaum noch 20,000 Einw., theils Araber, theils Perser. — Unweit der fast ebenso großen, westlich gelegenen Stadt Disful, die eine schöne, 450 Schritte lange, von Sapor erbaute Brücke hat, finden sich sehr ausgedehnte, aber übrigens unbedeutende Ruinen einer großen Stadt, wahrscheinlich das alte Elymaïs oder Susan. — In den nördlichen Gebirgsgegenden der Provinz hauset in den schön bewässerten Thälern von Luristan das rohe und fast unabhängige Nomadenvolk der Luren. Im südlichen Theile ist nur die Hauptstadt Ahwas oder Hawisa, unweit des Karun, in einer höchst ungesunden Gegend, zu bemerken.

10. Kurdistan (Margiana), nördlich von Chusistan, die westliche Grenzprovinz gegen die Türken. Das Grenzgebirge Zagros bedeckt in vielen Aesten das ganze Land, welches viele schöne Thäler und Hochebenen umfaßt. Das Klima ist im Winter strenge, im Sommer heiß und trocken; die Einwohner sind die uns schon bekannten Kurden, von welchen der größte Theil unter türkischer Hoheit steht. Unter den Bergen verdient der 3 Tagereisen östlich vom Zagros isolirt liegende Bisutun Erwähnung; er ist auf der einen Seite ganz senkrecht behauen und es sind dort zwei Höhlen in den Felsen gearbeitet, mit Sculpturen und Inschriften, wahrscheinlich aus sehr verschiedener Zeit, bedeckt. Die Sage nennt bald Semiramis, bald Cyrus, bald Sapor als den Unternehmer des Riesenwerkes. Der Berg selbst, sowie auch diese Kunstwerke, werden von Einigen Tacht Rustam, der Thron Rustans, des alten Fabelhelden der Perser, von Anderen

Takti Bostan, Gewölbe des Gartens, genannt. In der Nähe liegt die Hauptstadt.

Kermanschah, in einem fruchtbaren Thale; früher nur ein Dorf, ist sie in der neuesten Zeit befestigt worden und jetzt eine bedeutende Stadt mit etwa 40,000 Einw., einem Palast des Statthalters, einer Stückgießerei und Pulverfabrik und mancherlei Fabriken. — Bei Konkowar im NO. von Kermanschah haben neuere Reisende die noch wenig bekannten Ruinen eines 250 Schritte langen und 36′ breiten Dianentempels entdeckt.

11. Irak (Media), auch Irak-Adschem, d. h. das persische Irak, im Gegensatz des Irak-Arabi oder arabischen, welches die westlich vom Tigris belegenen Gegenden begreift. Sie ist eine der größten und wichtigsten Provinzen des Reichs. Sie nimmt den größten Theil der Hochebene Persiens ein, wird zwar von Gebirgen begrenzt und durchzogen, aber diese Berge sind fast ohne Ausnahme baumlos, meist sogar von aller Vegetation entblößt, daher auch hier kein einziger bedeutender Fluß, welcher das Meer erreichte; die wenigen, nur im Frühjahr bedeutenden Steppenflüsse werden durch Bewässerungscanäle vertheilt und verlieren sich im Sande, haben auch meistens im Sommer wenig oder gar kein Wasser. Das Klima ist äußerst trocken; nur vom Januar bis April fällt Regen, die Nächte aber sind selbst im glühend heißen Sommer kühl. Das Land ist im Ganzen gut angebaut und fruchtbar, aber nur da, wo Bewässerung möglich ist; alles Uebrige wird zur Wüste. Diese Provinz enthält die größten, auch für die Geschichte des Landes merkwürdigsten Städte. Die wichtigsten sind:

Hamadan, das ehemalige Ecbatäna, die Sommerresidenz der alten persischen Könige, unweit des Gebirges Elwend. Von der alten Pracht sind keine Spuren mehr übrig, und die heutige Stadt bietet nur einen Haufen Trümmer dar; kaum ein Sechstel des alten Umfangs ist jetzt noch bewohnt. An Gebäuden hat sie einige schöne Moscheen; auch zeigt man hier das Grab Avicennas und das angebliche Grabmal Esthers und Mardochais. Die Mauern der Stadt und die ehemalige Festung sind geschleift. Die Zahl der Einwohner soll 40- bis 50,000 betragen; sie verfertigen gutes Leder und die in ganz Persien gebräuchlichen Filzteppiche, Nummuds genannt. — Kasbin, in einer herrlichen Ebene im nördlichen Theile der Provinz, eine der größten Städte Persiens, mit 25,000 Einw. Sie hat verschiedene Paläste, wovon einer aus den Zeiten der Ssofis. Die Einwohner verfertigen seidene und baumwollene Zeuge, Teppiche, Waffen und vorzüglich schöne Säbelklingen. Die Trauben und Melonen der Umgegend sind die berühmtesten des Landes. — Der jetzt unbedeutende Ort Schir, in der nämlichen Gegend, wo Gold, Silber, Arsenik und Quecksilber gefunden wird, soll der Geburtsort Zoroasters sein. — Sultania, im nordwestlichen Winkel der Provinz. Hier stand einst eine bedeutende, ganz zerstörte Stadt; merkwürdig sind jetzt nur noch die Trümmer einer berühmten Moschee mit ungeheurer Kuppel. Der letzte Beherrscher von Persien hat hier zwischen nackten Bergen sich ein Lustschloß erbaut, welches er der kühlen hier herrschenden Winde wegen im Sommer bewohnte; daneben ist eine neue Stadt Sultanabad, mit einer Citadelle, angelegt worden. — Kum oder Kom (Choana), einst bedeutend, jetzt größtentheils verwüstet; es ist berühmt als vielbesuchter Wallfahrtsort durch ein prächtiges, mit

einer vergoldeten Kuppel prangendes und durch viele Opfergaben geschmücktes Grabmal der Fatime, einer Tochter Muhammeds; in der dazu gehörigen Moschee sind viele Königsgräber aus der Dynastie der Ssofis. Ueber 40 andere Moscheen liegen jetzt in Trümmern.

Teheran, die heutige schöne Hauptstadt des Landes, im nördlichen Theile der Provinz, am Fuße des 17,400′ hohen Vulcans Demawend; in der Nähe befinden sich die weitläufigen Ruinen einer ehemals bedeutenden Stadt Rei (Rhages), worin Harun al-Raschid geboren ward. Teheran ist mit einer Mauer umgeben, enthält den ebenfalls mit einer starken Lehmmauer umgebenen Palast des Schah, mehrere schöne Moscheen, 150 Bäder und im Winter ca. 100,000 Einw., wovon aber ³/₄ mit dem Hofe den Ort im Sommer wegen der Hitze und ungesunden Luft verlassen. ½ M. von der Stadt liegt das königliche Lustschloß Tacht Katschar, und ein anderes Nigaristan oder Bildergallerie, welches Abbas Mirza sich erbaut hatte.

Isfahan, bei den Europäern gewöhnlich Ispahan genannt, im südöstlichen Theile der Provinz, in einer weiten, vom Sendrud bewässerten Ebene. Noch jetzt ist sie an Umfang die größte Stadt Persiens, obgleich sie von ihrem ehemaligen Glanze, als Residenz der Herrscher aus dem Geschlechte Ssofi, unglaublich verloren hat. Von den 600,000 Einw., welche sie zu Chardins Zeiten (Ende des 17. Jahrh.) hatte, mögen jetzt höchstens 100,000 vorhanden sein; ganze Vorstädte sind verschwunden oder liegen in Ruinen, wie die Vorstadt Dschulfa, welche Schah Abbas der Große mit 12,000 armenischen Familien besetzt hatte, wovon jetzt kaum noch ein paar tausend Seelen übrig sind. Die Stadt selbst liegt größtentheils in Trümmern; Erdbeben und bürgerliche Kriege haben sie verheert. Von den 137 Palästen des Königs und der Großen, welche Chardin sah, stehen nur noch drei, die prächtig und wohl erhalten sind. Noch hat die Stadt einige schöne Moscheen, worunter die von Schah Abbas erbaute Königsmoschee, welche nach dem Urtheil neuerer Reisenden alle Gebäude dieser Art im Orient übertrifft, und einen äußerst weitläufigen Basar (überwölbte Kaufhalle). Ihre schönste Zierde ist der herrliche Platz Meidan, an welchem die wichtigste Universität des Landes, ein königlicher Palast und die eben erwähnte Moschee liegen, und wohin eine 3200 Schritte lange, 110 Schritte breite Platanenallee führt. In der Nähe der Stadt liegt Ferhabad, ein Sommerpalast der ehemaligen Herrscher. Noch immer ist Isfahan die bedeutendste Handelsstadt des Reichs, und hat selbst nicht unbedeutende Fabriken in seidenen und baumwollenen Stoffen, in Glas, irdenen Waaren, Leder und Waffen. Westlich von der Stadt auf einem Hügel stand sonst ein berühmter Feuertempel. — Nördlich von Isfahan liegt der betriebsame Ort Kaschan, von der Gemahlin Harun al-Raschids erbaut, mit 15,000 Einw., welche ausgezeichnet schöne Gold- und Silberstoffe verfertigen und sehr schön in Gold, Silber und Kupfer arbeiten. Ihre Basars und Karavanserais (Herbergen für Reisende, worin aber nur freie Wohnung, sonst nichts gereicht wird) gehören zu den besten in Persien.

IV. Afghanistan.

(Bactria, Arachosia, Drangiana.)

Afghanistan, d. h. das Land der Afghanen oder das Reich Kabul, Kandahar und Herat, nach seinen Hauptstädten, genannt, liegt im Osten Persiens, zu welchem es oft in älteren Zeiten gehörte, weshalb es auch sehr uneigentlich von Einigen Ostpersien genannt wird. Als eigenes Reich besteht es jetzt seit 1747, wo nach dem Tode Schah Nadirs der Afghane Ahmet Khan sich unabhängig machte. Seitdem haben die Afghanen ihre Herrschaft sehr bedeutend erweitert und namentlich mehrere ehemals zu Hindostan gerechnete Provinzen unterjocht. Innere Zwistigkeiten und Thronrevolutionen erschütterten neuerlich die Macht Afghanistans, welches in mehrere Khanate zerfiel. Persien strebte, zugleich angeregt von Rußland, nach der Wiederunterwerfung der ihm von den Afghanen entrissenen Provinzen; aber England hatte ein großes Interesse, Afghanistan als Vormauer seiner indischen Besitzungen gegen Westen zu erhalten, und sandte 1838 ein Heer aus Bengalen über den furchtbaren Bholunpaß auf rauhen Gebirgswegen ins Reich. Kandahar, das für uneinnehmbar gehaltene Ghasni, Kabul und Kelat im Lande der Beludschen fielen in ihre Hände; sie räumten aber 1842 wieder Afghanistan, als sie einsahen, daß sie sich, trotz glänzender Siege, hier nicht dauernd behaupten konnten. — In seinen jetzigen, freilich nicht sehr bestimmten Grenzen erstreckt sich Afghanistan vom 78 bis 90° ö. Lg., und zwischen dem 29 und 37° n. Br., mit einem Flächenraume von etwa 10,000 □M. Gegen N. grenzt es an Buchara und einige kleine Staaten, im S. an Beludschistan, im O. an Hindostan, im W. an Persien. Nördlich macht der Hindu-kho, östlich der Sind und das Solimangebirge, westlich die große persische Wüste die unbestimmte Grenze.

Allgemeine Beschaffenheit.

Das Land bildet eine Fortsetzung der persischen Hochebene, welche jedoch von tiefen und weiten Thälern, und in den östlichen und nördlichen Theilen von vielen Gebirgen durchschnitten wird. Der ganze südwestliche Theil des Landes ist eine Fortsetzung der Wüsten Persiens; im N. erhebt sich der Hindu-kho, der sich in westlicher Richtung fortsetzt (Paropamisus)

und über einen großen Theil des Landes verbreitet; am Ostrande der Hochfläche zieht die Solimankette, welche sich von N. nach S. in mehreren dem Laufe des Sind parallelen Zügen ausbreitet. Oestlich von diesem Gebirge steigt man in die Ebenen des Sind hinab, welche durch Wüsten vom eigentlichen Hindustan getrennt sind. Als eine Fortsetzung des Solimangebirges ist die Brahuikette zu betrachten, welche unweit der Sindmündungen das Meer erreicht. Andere wenig bekannte Gebirgszüge bedecken das Innere des Landes. Die Hauptgebirge sind nicht so holzarm als die persischen, und geben auch größeren Flüssen den Ursprung. Die bedeutendsten von diesen sind: aus dem Hindu-kho der Kabul, welcher in den Indus oder Sind fließt; der Murgab, welcher nach NW. fließt und sich in den Sandsteppen Turkmaniens verliert. Im Innern giebt es nur Steppenflüsse, wovon jedoch der Hirmend oder Hilmend (Erymanthus) sehr bedeutend ist; er entspringt südlich vom Hindu-kho, nimmt mehrere andere Ströme auf, fließt größtentheils in südwestlicher Richtung und verliert sich in den beträchtlichen See Hamun oder Zareh (Aria). Das tiefe Thal dieses Flusses ist als die einzige, seit Jahrtausenden von Völkern, Heeren und Karavanen betretene Straße zwischen Indien und Persien höchst merkwürdig, daher auch eine Menge Ruinen ehemaliger Städte seine Ufer bedecken. Geringere Zuflüsse erhält der Zareh durch die von N. kommenden Flüsse Harud und Furrahrud (Arius). — Das Klima des Landes ist natürlich höchst verschieden, trocken und heiß in den westlichen ebneren Gegenden, höchst reizend und milde in den höheren nordöstlichen Thälern. Die Höhe der Gebirge und die Tiefe mancher Thäler bieten die größten Contraste dar; hier kennt man kaum den Schnee, und wenige Stunden davon sind die Berge mit ewigem Eise bedeckt; die eigentlichen Gebirge des Innern haben nur im Winter Schnee. — Die Producte des Landes sind ungefähr dieselben, wie die von Persien; nur findet man hier mehr Hochwild, in den nördlicheren Thälern fast alle Obstsorten des mittleren Europa, an Mineralien aber Steinsalz, Schwefel und schöne Lasursteine.

Einwohner.

Die Zahl derselben läßt sich durchaus nicht bestimmen, mag aber leicht an 10 Millionen betragen. Drei Hauptvolksstämme bewohnen das Land. 1) Die Afghanen, das herrschende Volk, welche vermuthlich, tatarischen Ursprungs, seit uralten Zeiten diese Gegenden bewohnen. Sie sind ein kräftiges, tapferes, kriegs- und beutelustiges Nomadenvolk, welches auch jetzt nur zum kleinsten Theile sich in den Städten angesiedelt hat. Sie zeichnen sich vor den meisten Asiaten durch ihre Freiheitsliebe aus, und ihre Verfassung ist eher militärisch-aristokratisch als despotisch. Jeder Stamm, und deren giebt es viele, jedes Thal gehorcht einem Oberhaupt, ohne ihm knechtisch unterworfen zu sein. Als tapfere Krieger und gefährliche Räuber sind sie von jeher bekannt; zweimal, vom 13. bis 15. Jahrhundert und dann wieder bis 1525, herrschten sie in Hindustan, erschütterten und eroberten mehr als einmal Persien und sind noch jetzt die gefährlichsten Nachbarn dieses Reichs. Die östlichen Stämme haben sich zum Theil ange-

siedelt; die westlichen, roheren, sind noch ganz Nomaden. Ihre Sprache, **Puschtu** genannt, scheint mit der persischen verwandt. Die Afghanen sowie die große Mehrzahl der übrigen Einwohner des Landes sind Sunniten. — Der Herrscher oder Schah ist weniger unumschränkt als in den übrigen Despotien Asiens. Herkommen, Religion und vorzüglich das Ansehen der vielen Stammesoberhäupter und Aeltesten der Familien beschränken seine Macht. Die Regierung ist im Ganzen milde und für die unterjochten Völker bei weitem nicht so drückend als in Persien. Der Thron ist zwar erblich, aber die Oberhäupter üben die Wahl unter den Söhnen des letzten Herrschers. In der neuesten Zeit haben verschiedene Revolutionen das Reich erschüttert und das Ganze steht nicht mehr unter **einem** Herrscher, sondern es haben sich mehrere unabhängige Khanate gebildet, deren Existenz, bei dem häufigen Wechsel der Dynastien, höchst precär ist und uns hier weiter nicht interessirt. Sie sind dem Namen nach dem Herrscher von Kabulistan unterthänig. 2) Die **Tadschiks**, von gleichem Ursprunge, wie die in Persien; ihre Lage ist aber hier ungleich besser; obgleich sie das unterworfene Volk sind, werden sie mit Schonung behandelt, und machen die Hauptmasse der Einwohner der Städte und Dörfer aus. Sie haben meist die Sprache und Religion ihrer Sieger angenommen. 3) Die **Hindus**, welche wir bei Hindustan näher kennen lernen werden. Sie haben sich des Handels und der Gewerbe wegen im Lande verbreitet, werden aber als unkriegerisch mehr gedrückt und verachtet als die Tadschiks. — Außerdem leben noch **Usbeken**, ein tatarischer Stamm, in den nördlichen Gegenden, **Turkmanen** in den westlichen, und viele **Juden**, welche man für Nachkommen der 10 Stämme des Reiches Israel hält.

Topographie.

Wir theilen das Land der Afghanen in folgende 6 Provinzen, obgleich die in der neuesten Zeit stattgefundenen Zerrüttungen eine abweichende politische Eintheilung begründet haben.

1. **Kabul**, an der Westseite der Solimanskette, ein durchaus gebirgiges Land und jetzt der mächtigste unter den Afghanenstaaten. Die wichtigsten Städte sind:

Kabul, am Flusse gleichen Namens, einer der wichtigsten Handelsplätze Asiens. Die Straßen sind zwar eng, aber reinlich und zum Theil von Canälen durchflossen. Die Zahl der Einwohner betrug sonst 60—80,000; sie treiben einen sehr bedeutenden Handel mit Indien und Persien. Im nordöstlichen Theile liegt auf einem Hügel der Palast des Schah und darüber die von den Engländern zerstörte Citadelle Bala-Hissar. Das Klima der Stadt wird als ein paradiesisches genannt; berühmt sind ihre Früchte und ihr Wein. Auf einem Hügel in der Nähe liegt das Grabmal des Sultans Baber (1483—1530), welcher das Reich der Großmoguls in Hindustan stiftete. — **Bamian**, im nordwestlichen Theile des Landes, mit vielen Höhlenwohnungen, Spuren einer älteren Stadt, in den benachbarten Bergen; besonders berühmt ist es wegen zweier, in Relief im Felsen ausgehauenen, kolossalen Götzenbilder von 120 und 60' Höhe. — **Ghasna**

oder Ghisni, im Süden von Kabul, einst eine der größten und schönsten Städte Asiens und die Hauptstadt der mächtigen Herrscher der Gasnaviden, welche im 10. bis 12. Jahrhundert Persien und Indien beherrschten und verheerten. Das Grabmal des Sultans Mahmud aus diesem Geschlechte, im 11. Jahrhundert, ist jetzt fast die einzige Merkwürdigkeit des sehr herabgekommenen Ortes. Dschellalabad, mit 10,000 Einw., am Kabulfluß ist nach Kabul die zweite Pforte Indiens und in dem englischen Kriege (1841) durch die heldenmüthige Vertheidigung des Generals Sale berühmt geworden.

2. Kandähar, südlich von der vorigen Provinz, bildet jetzt wieder ein von Kabul geschiedenes Reich unter einheimischen Fürsten. Sie wird im Osten von der Solimanskette durchzogen und verliert sich westlich in die große Wüste der inneren Hochebene. Hier liegt: Kandahar in einer weiten Ebene. Sie war beim Entstehen des Reichs im 18. Jahrhundert die Residenz der Herrscher und hat noch mehrere Paläste und Moscheen; sie bildet ein regelmäßiges Viereck und ist überhaupt wohl die schönste und volkreichste Stadt des Landes; man giebt ihr 25,000 Einw., ihr Handel nach Indien und Persien ist sehr blühend. Oestlich davon liegen die Keiberpässe.

3. Herat, ein eigenes afghanisches Fürstenthum, ist fast ganz Steppe. Die Hauptstadt und Residenz des Fürsten ist Herat, in einer schönen, von Bergen umgebenen Thalebene am Steppenfluß Herirud. Sie soll 50,000 Einw. haben, größtentheils Mongolen*), welche starken Handel treiben, vortreffliche Klingen und das beste Rosenwasser bereiten. Sie wird ihres starken Handels mit Indien, dem Norden und Persien wegen auch wohl Bunder, d. i. der Hafen, genannt. Vermöge ihrer Lage war sie von jeher ein blühender Ort und ein Mittelpunkt des Handels, ist aber jetzt sehr verwüstet.

4) Sedjestan oder Seistan, die südwestlichste Provinz, theils Wüste, theils sehr fruchtbare, vom Hilmend und dem See Zareh bewässerte Oase; sie ist gegenwärtig im Besitz unabhängiger räuberischer Nomadenstämme. Man kennt darin nur die Hauptstadt Duschak oder Deschtalt auch Dschellâlabad am Hilmend.

5. Ghorat, eine nördliche, ganz vom Paropamisus erfüllte Bergprovinz, welche wie Herat noch zu Khorasan gerechnet wird und worin die fast ganz unabhängigen Stämme der Aïmaks und der Hesarehs nomadisiren. — Eine Zeit lang gehörte auch Kaschmir zum Staate der Afghanen; jetzt aber ist es vom Staate der Seikhs abhängig und wird daher bei Ostindien erwähnt werden.

---

*) Vámbéry sagt: die Ureinwohner der Stadt Herat sind Perser, und zwar dem Stamme angehörig, der sich von Sistan aus gegen Nordost ausgedehnt hat und die alte Provinz Chorasan bildete, von der Herat bis in die neuere Zeit Hauptstadt war. Später haben die von Dschengis und Timur veranlaßten Einwanderungen die Originalbevölkerung mit türkisch-tatarischem Blut vermischt und es entstand der Collectivname Aïmak oder Tschahr Aïmak für die gesammte Bevölkerung, die man in Hesare, Dschemschidi, Firuskuhi, Teïmeni oder Timuri theilt, Stämme, die ganz verschiedenen Ursprungs sind und nur vom politischen Standpunkt aus als eine Nation betrachtet werden können.

V. Beludschistan.

(Gedrosia.)

Das Land der Beludschen. Es breitet sich zwischen 75 und 87° ö. Lg. und 25 bis 30° n. Br. aus, so daß es im N. an Afghanistan, im O. an den Staat Sind, im W. an Persien, im S. an den Indischen Ocean grenzt und über 6670 □M. umfaßt. Die Hauptmasse des Landes bildet eine Hochebene, die sich vom Sind und vom Meeresufer mit mehreren Bergrücken terrassenförmig erhebt. Im NW. senkt es sich bis zur östlichen Fortsetzung der großen persischen Wüste von Kerman hinab, welche hier aus losem Flugsand besteht. Der östliche Theil des Landes wird von dem Brahui- und Hala-Gebirge begrenzt, greift aber noch zum Theil über dasselbe hinaus in die sich zum Sind senkende Ebene. Die Meeresküste ist ein selten 2—3 M. breites, sandiges, glühend heißes Tehama. Nur wenige Thäler und Ebenen des Plateaus sind des Anbaues fähig, alles Uebrige gewährt nur umherziehenden Hirten eine spärliche Weide oder ist völlig wüst. Nur die Gegenden am Sind (die Provinz Kutsch-Gundawa) sind zum Theil fruchtbar und angebaut. Flüsse hat das Land außer einigen im Sommer verschwindenden Küsten- und Steppenflüssen gar nicht. Das Klima der Hochebene ist rauh mit strengen Wintern und heißen, trocknen Sommern, das am Ufer des Sind heiß und feucht. Die unbedeutenden Producte sind die von Afghanistan und Persien. Die Küstenprovinz Mekran ist wegen ihrer Datteln berühmt. Die Beludschen, ein Volk von ungewisser Abstammung, von Einigen für stammverwandt mit den Afghanen, von Anderen für ursprüngliche Hindus gehalten, sind fast durchgängig ein Nomadenvolk. Sie theilen sich in zwei Hauptstämme: die eigentlichen Beludschen, in den westlichen und nördlichen Gegenden, ein tapferes, gewandtes, aber äußerst räuberisches Volk; und die Brahus, wahrscheinlich mongolischen Ursprungs, im O., ebenfalls ein Hirtenvolk, aber nicht räuberisch. Beide sind Muhammedaner und Sunniten. Die Bewohner der Sind-Gegenden sind Hindus. Die Sprache der Beludschen soll der persischen ähnlich sein. Sie haben sich mit den Afghanen 1747 der persischen Herrschaft und seit 1758 auch der afghanischen Herrschaft fast ganz entzogen. Ihre zahlreichen Stämme gehorchen ihren eigenen Oberhäuptern, Sirdars; diese aber erkennen den Khan von Kelat als ihr gemeinsames Oberhaupt an. — Die Bevölkerung ist schwach und mag etwa 2 Millionen betragen. Da das Land wegen seiner Wüsten, des räuberischen Charakters

der Einwohner und der ewigen Unruhen nur selten von Europäern betreten worden ist und daher zu den unbekanntesten Gegenden der Erde gehört, so begnügen wir uns, mit Uebergehung der Abtheilung in Provinzen, nur die Hauptstädte des Ganzen zu erwähnen.

Kelat, in der Provinz Sarawân, die Residenz des Khan, in einer fruchtbaren Oase der Hochebene, an einem Berge, auf welchem die Citadelle und der Palast des Fürsten liegen. Sie mag an 12,000 Einw. haben, worunter viele Hindus, welche Handel treiben und auch eine Pagode besitzen. Kôta (Schâl), 5500′ hoch, mit circa 2000 Einw., in dem Schal-Thale, einem Längenthale des Soliman Khu an der Straße, die von Kandahar durch den Botan-Paß nach der Tiefebene des Indus führt. Kedsch, 3000 Einw.

VI. Ostindien.

Unter diesem Namen versteht man im weitesten Sinne die beiden südlichsten, in Spitzen auslaufenden Halbinseln Asiens, nebst den südlich und südöstlich von ihnen im Indischen Ocean zerstreuten Inseln. Indien war den Alten, Griechen und Römern, kaum mehr als dem Namen nach bekannt; Alexanders Siegeszug berührte nur eben die westliche Grenze dieses alten, durch seine köstlichen Producte berühmten Landes. Erst durch die Entdeckungen der Portugiesen am Ende des 15. Jahrh. und ihre Eroberungen kam Indien in unmittelbare Berührung mit Europa und trat immer mehr aus seinem fabelhaften Dunkel hervor. Als aber bald darauf auch Amerika entdeckt worden und man die fruchtbaren Inseln des Mexicanischen Meerbusens kennen lernte, erhielten diese den Namen West-Indien, und das asiatische Indien ward seitdem Ost-Indien genannt. Wir werden dies letztere nach seinen 3 Haupttheilen: 1) Hindustan, 2) Hinterindien, 3) die Inseln, betrachten.

1. Hindustan (das Land der Hindus)

(India intra Gangem),

oder die Halbinsel diesseit des Ganges, auch wohl Vorder- oder Ostindien im engeren Sinne, oder blos Indien genannt. Die Engländer nennen es oft blos Bengalen. Dieses Land bildet ein großes, nach Süden gestrecktes Dreieck, welches sich zwischen 85 und 114° ö. Lg. und von 8 bis 35° n. Br. erstreckt. Der Flächeninhalt mag an 66,000 □M. betragen. Von N. nach S. beträgt die größte Länge 400, die größte Breite aber etwa 330 Meilen. Es ist also etwas über ein Drittel so groß als Europa, über fünfmal so groß als die österreichische Monarchie*). Seine jetzigen Grenzen sind im N. die große Kette des Himalaya, welche es von den Besitzungen der Chinesen trennt; im W. Beludschistan und Afghanistan; im O. die Halbinsel jenseit des Ganges; doch macht auch die Mündung dieses Flusses oder vielmehr der Lauf des Bramaputra jetzt nicht mehr die politische Grenze, welche vielmehr sich weiter östlich, wie im W.

*) Mit Venetien und der Lombardei.

noch über den Indus hinaus, erstreckt. Die südlicheren Theile des Dreiecks werden vom Indischen Ocean, westlich vom Arabischen Meere und östlich vom Meerbusen von Bengalen umflossen. Die Natur selbst hat dieses große Land in zwei deutlich gesonderte Theile getrennt, nämlich das eigentliche Hindustan oder die nördlichen Gegenden, vorherrschend Tiefland, und die südlichere, eigentliche Halbinsel von Dekan, ein Tafelland mit Randgebirgen; doch werden wir bei der näheren Beschreibung auf diesen Unterschied weiter keine Rücksicht nehmen können. Von der Beschaffenheit des Erdbodens dieses Landes, von seinen Gebirgen und Flüssen ist schon in der Einleitung zu Asien das Nöthige erwähnt worden; wir wollen daher hier nur mit wenigen Worten ein allgemeines Bild von der physischen Beschaffenheit des Landes aufstellen und dann zur Betrachtung des Klimas, der Producte, der Einwohner u. s. w. übergehen.

Allgemeine Beschaffenheit.

Hindustan ist fast inselartig von dem übrigen Asien abgeschlossen, im N. durch die höchsten Gebirge, im W. durch Wüsten, übrigens vom Meere umflossen. Im N. von Hindustan erhebt sich das höchste Alpensystem der Erde, der Himalaya. Er fällt in vielen parallelen Gebirgszügen, die immer niedriger werden, nach S. ab; ihr Fuß ist mit einem breiten Gürtel der dichtesten Wälder umgeben, bis sie die Tiefebene erreichen, wo der Ganges und seine zahlreichen Nebenflüsse sich, nach O. fließend, in den Bengalischen Meerbusen ergießen. An ihren Ufern herrscht überall die größte Fruchtbarkeit; im W. aber erstreckt sich längs des Sind bis nahe an dessen Deltaland eine völlig unwirthbare, eigentliche Flugsandwüste, das Thurr, welches hügelig und nur in der Regenzeit mit einiger Vegetation bekleidet ist. Im Süden dieser Tiefländer erhebt sich das eigentliche südliche Plateaudreieck, Dekan, welches inselartig vom Meer und jener Niederung umgeben ist. Die ganze Mitte von Dekan wird von einer weniger fruchtbaren Hochebene eingenommen, deren höchster, von N. nach S. sich ziehender Rand, die Ghats, der westlichen Küste in geringer Entfernung (höchstens 14 M.) parallel läuft; ihr westlicher Abhang ist sehr steil und herrlich bewaldet, kann aber nur geringen Flüssen von kurzem Laufe den Ursprung geben, und die Meeresküste ist hier meist sandig. Nach O. fällt die Hochebene ungleich sanfter ab, daher hier auch die meisten größeren Flüsse Dekans münden. Im S. dieser Hochebene durchschneidet ein tiefes, schön bewaldetes, 3 M. breites Thal, Gap genannt, das Land von einem Meere zum anderen. Die äußerste südliche Spitze bis zum Cap Comorin erfüllt das Allgherri-Gebirge; der Nordrand von Dekan wird durch das wilde und fast unzugängliche Gebirge Vindhya u. s. w. gebildet. Die Ostküste von Dekan, Koromandel genannt, ist überall flach und der Schifffahrt sehr gefährlich; die Westküste, Malabar genannt, hingegen hat bessere Häfen.

Klima.

Bei der Ausdehnung und Oberflächengestalt des Landes ist das Klima natürlich verschieden, doch im Ganzen, wie seine Lage größtentheils innerhalb der heißen Zone es mit sich bringt, heiß. Die den Eisgipfeln des Himalaya nahen Thäler haben natürlich Alpenklima; doch sind sie im Sommer schon heiß. Sehr warm ist es dagegen in den großen Niederungen am Fuße dieser Gebirge, am unerträglichsten in den westlichen Gegenden am Sind und an den Mündungen des Ganges. Dabei hält die Hitze mit geringer Veränderung das ganze Jahr lang an, da der Winter nur in einer Regenzeit besteht, während welcher der Himmel beinahe stets bewölkt ist. Doch ist die Luft hier nur in einzelnen Gegenden ungesund, wenn auch erschlaffend; die Europäer haben es meist nur ihrem Eigensinne, nicht von der heimathlichen Kleidung und Lebensweise lassen zu wollen, beizumessen, daß viele von ihnen in Indien ihr Grab finden. Bengalen hat ein heißes und feuchtes Klima. Das Plateau von Dekan genießt einer gemäßigteren, oft durch Regen abgekühlten Temperatur; aber Frost ist hier unbekannt; heißer ist es natürlich wieder an den beiden Küsten. Die Winde haben hier einen großen und regelmäßigen Einfluß auf die Witterung. Täglich wechseln Land- und Seewind mit einander ab. Der Landwind, vom Lande nach der See, herrscht von Mitternacht bis gegen Morgen; der erfrischende Seewind tritt dann mit 9 Uhr ein und hält bis etwa 5 Uhr Abends an; von da bis Mitternacht, wo es gewöhnlich still ist, ist daher die Hitze im Sommer am unerträglichsten. Fast ebenso regelmäßig sind die Passatwinde, Moussons oder Monsoons (d. h. Jahreszeiten), welche die eine Hälfte des Jahres von NO., die andere von SW. her wehen. Der NO.-Mousson ist für die östliche Küste der Regenwind, welcher hier also den Winter bringt; der SW., welcher ihm folgt, bringt heiteres Wetter, und nun beginnt der Sommer, der gewöhnlich im Mai seine stärkste Hitze erreicht. Merkwürdig ist es, daß die Witterung auf der Westküste gerade umgekehrt ist: hier ist Sturm, Regen und Winter, wenn dort der Sommer; überhaupt aber sind Ungewitter und Regen häufiger auf der Westküste. Der in ungeheurer Menge herabströmende Regen verursacht das Uebertreten aller Flüsse, und ganze weite Gegenden in ihrer Nähe werden dann unter Wasser gesetzt. Bleiben diese Regen zuweilen aus, so entsteht, bei der Sorglosigkeit der Einwohner, die nicht auf Vorräthe denken, oft die fürchterlichste Hungersnoth, weil das Hauptnahrungsmittel, der Reis, dann nicht gedeiht. Außer diesen regelmäßigen Winden sind furchtbare Orkane (Typhons, eigentlich Taifung, d. h. chinesisch große Winde) nichts Seltenes.

Producte.

Wenige Länder der Erde möchten sich an Schönheit, Reichthum und Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse mit Hindustan messen können, daher auch dieses vor vielen anderen reiche und gesegnete Land schon oft das Ziel der

Raubzüge und Eroberungen anderer Nationen geworden, die sich dann auch zum Theil dort niedergelassen; selten aber und nur durch politische oder religiöse Verfolgung gezwungen, haben seine ursprünglichen Bewohner sich bewogen gefühlt, andere minder begabte Länder aufzusuchen. Wir können bei dem großen Reichthum an Erzeugnissen nur das Wichtigste oder diesem Lande besonders Eigenthümliche anführen. — An wilden und reißenden Thieren findet man in Hindustan: den Königstieger, oft 10′ lang, den Schwanz ungerechnet, das kühnste und gefährlichste aller Raubthiere; er hält sich vorzüglich in Bengalen in den waldigen und schilfigen Niederungen und Ufern der Flüsse auf; die sehr gefährliche Jagd dieser Thiere ist ein Vergnügen der Fürsten und Großen; gewöhnlich werden dazu abgerichtete Elephanten gebraucht. Der Löwe findet sich nur äußerst selten und nur noch in der Nähe des Indus; Leoparden, auch eine kleinere Art, die man zur Jagd abrichtet, Hyänen, Wölfe, Schakale und Füchse sind häufig. Zibethkatzen und Moschusthiere finden sich nur in den nördlichen Gebirgen. Auch Hirsche und wilde Schweine sind häufig; merkwürdig ist eine äußerst kleine, kaum 1 Fuß lange Art von Hirschen, die nur in den südlichsten Gegenden gefunden werden. Gazellen von verschiedener Art sind häufig; unzählige Affen, besonders die geschwänzten Arten, bevölkern die Wälder. Der Elephant (besonders zahlreich in Assam), obwohl er hier gewissermaßen zu den Hausthieren gehört, findet sich auch wild; er ist wie bekannt leicht zu zähmen, äußerst gelehrig und leistet, wenn auch nicht mehr als Mitkämpfer wie in älteren Zeiten, doch durch seine ungeheure Kraft beim Fortschaffen schwerer Lasten, große Dienste im Kriege; er erreicht ein Alter von 120—150 Jahren. Das Rhinoceros wird zuweilen in den dichtesten Wäldern Bengalens gefunden. An zahmen und Hausthieren finden sich hier zwar auch Pferde und Esel, doch sind sie minder schön und geschätzt als in anderen Ländern; die besseren Pferde werden aus Arabien und Persien bezogen. Der Ochs vertritt hier in vielen Fällen das Pferd; man bedient sich seiner nicht nur zum Ackerbau, sondern auch zum Reiten und Fahren, wie zum Ziehen des Geschützes und zum Tragen des Gepäcks im Kriege. Außer der gewöhnlichen Art giebt es hier sehr hochgeschätzte weiße Buckelochsen (Bos Zebu), von denen die weißen die gemeinen aschgrauen an Schönheit und Stärke weit übertreffen und die vorzüglich als Zugthiere gebraucht werden; manche halten sie für die Stammrace unseres Rindviehs. Das Schaf, wovon es ebenfalls hier mehrere Arten giebt, hat, wie in allen heißen Ländern, eher Haare als Wolle; die feinwolligen Schafe finden sich nur in den nördlichen Gebirgen. Das Kameel wird nur noch in den nordwestlichen Gegenden gefunden; es scheint da aufzuhören, wo die Zucht des Elephanten beginnt. Unter dem wilden Geflügel findet man Fasanen, Pfauen, wilde Tauben und wilde Hühner, wovon unsere Haushühner zu stammen scheinen. Papageien und viele buntgefiederte Vögel bevölkern die Wälder, aber die Singvögel fehlen. Das Meer ist sehr fischreich; man findet Potfische, Haifische, welche ihrer Flossen wegen gefangen werden und in China für Leckerbissen gelten; auch Schildkröten werden sowohl des Fleisches als der Schale wegen gefangen. Aus dem Meere treten manche Fische in die Flüsse; in den meisten größeren Flüssen findet sich aber auch das Krokodil häufig. Unter den Schlangen zeichnen sich manche sehr giftige

aus, darunter die äußerst gefährliche Brillenschlange, welche jedoch gezähmt und zu einer Art von Tanz nach der Musik abgerichtet wird. Von den Insecten findet man, wie in den meisten heißen Ländern, unzählige Schwärme von Fliegen, Moscitos, Bremsen &c., welche Menschen und Thieren höchst lästig werden; ebenso sind die Verheerungen der Heuschrecken hier nichts Seltenes, und eine Art weißer Ameisen, Termiten genannt, zerstört sogar das Holz der Gebäude. Bienen von verschiedener Art sind häufig. Der Seidenwurm lebt hier im Freien und liefert die beste Seide der Welt. Giftige Scorpione und viele Arten von Krebsen finden sich häufig. Unter den Schmetterlingen zeichnen sich mehrere durch Größe und Schönheit aus. Verschiedene Arten von Blattläusen werden gleich der Cochenille als Farbstoff benutzt.

Die Vegetation Hindustans ist unendlich reich an höchst mannigfaltigen, nützlichen und angenehmen Pflanzen. Unzählige künstliche Teiche u. s. w. dienen zur Bewässerung während der langen Trockenheit in diesem Klima. Unter den Getreidearten nimmt der Reis bei weitem den ersten Rang ein; er ist das Hauptnahrungsmittel dieser Länder und giebt hier zwei bis vier Ernten; aus ihm wird bekanntlich der Arrak bereitet. Außerdem gedeihen hier noch Weizen, Gerste, Hirse, Mais, selbst Hafer und viele Hülsenfrüchte und Gartengewächse; Kartoffeln sind erst vor kurzem eingeführt worden. Wahrscheinlich ist hier das Vaterland des Zuckerrohrs, dessen Anbau von Jahr zu Jahr bedeutender wird. Ein anderes Haupterzeugniß ist der Pfeffer (Piper nigrum), eine rankenförmige Staude, welche am liebsten im Schatten anderer Gewächse wächst und deren vor der völligen Reife getrocknete Beeren unseren Pfeffer liefern; er ist über ganz Ostindien verbreitet; für den besten gilt der von der Küste Malabar. Eine andere Art des Pfeffers ist der Betel (Piper Betle), hier Tambuli genannt; man bedient sich nur der brennend gewürzhaften und bitteren Blätter, in welche der Hindu die in Scheiben geschnittene, einer Mußkatnuß ähnliche Nuß der Arekapalme, mit Cardamom, Katechu und etwas Kalk vermischt, einhüllt. Diese Zubereitung wird von allen Hindus unaufhörlich gekaut, wodurch Lippen und Speichel roth gefärbt und, wie man behauptet, der Athem verbessert und das Zahnfleisch erhalten wird. Jeder, der hier ein Stückchen Land besitzt, baut daher Betelpfeffer, und die Einwohner tragen ihn bei sich und bieten ihn an, etwa wie bei uns eine Prise Taback oder Cigarre. Er ersetzt hier das in anderen Ländern übliche Tabacksrauchen; doch wird auch in Ostindien nach persischer Art geraucht. Aus den Blättern des Hanfes wird ein berauschendes Getränk bereitet. Der Mohn wird besonders in Malwah und Bahar gebaut. Vor der völligen Reife macht man Einschnitte in die Kapsel, aus welchen ein milchartiger, sich verhärtender Saft, das Opium, fließt; eine schlechtere Sorte wird durch das Auspressen und Kochen des Kopfes und des Stiels gewonnen. Er ist vorzüglich bei den Muhammedanern, in neuerer Zeit auch bei den Chinesen als berauschendes Mittel beliebt. Der Thee ist mit Erfolg in Oberassam angebaut worden. Der Weinstock gedeiht nur an einigen weniger heißen Stellen; auch wird kein Wein daraus bereitet. Zu den wichtigsten Producten Ostindiens gehört dagegen die Baumwolle, welche überall gedeiht — die vorzüglichste in Bengalen — und welche von den fleißigen Hin-

dus zu den feinsten Geweben verarbeitet wird. Sehr wichtig ist noch der Indigo, jene bekannte, schöne, dauerhafte blaue Farbe; er wird von zwei verschiedenen Pflanzen bereitet. Die gewöhnliche Indigopflanze (Indigofera tinctoria) ist ein kleiner, 2—5′ hoher, perennirender Strauch, dessen Zweige und Blätter vor der Blüthe abgeschnitten, in Wasser geweicht und so zur Gährung gebracht werden; es sondert sich dann ein blauer Bodensatz ab, welches der Farbstoff ist. Der Indigobaum, der etwa 15′ Höhe erreicht und auf dem dürrsten Felsenboden wächst, liefert aus seinen Blättern ebenfalls einen trefflichen Indigo. Diese Farbe wurde zuerst durch die Holländer im 16. Jahrh. nach Europa gebracht. Auch die Nopalpflanze, auf welcher die Cochenille-Schildlaus lebt, wird jetzt häufig angebaut. Außerdem besitzt Ostindien noch eine Menge zum Theil wenig bekannter Farbkräuter. Von unseren Waldbäumen gedeihen nur einige, wie die Fichte, Ahorn, die Pappel, auf den Höhen des Himalaya; dagegen sind die Wälder Dekans und der Fuß des Himalaya reich an den trefflichsten eigenthümlichen Waldbäumen. Der Tik- (Teak-) Baum, welcher die Ghatsgebirge bedeckt, wird zum Schiffbau unserer Eiche weit vorgezogen. Zu feineren Tischlerarbeiten dient das Holz des Ebenbaumes, der Tamarinden und einiger Mimosen. Die Schirmpalme liefert nicht allein gutes Bauholz, sondern ihre zierlich geordneten Blätter geben Sonnenschirme, und aus ihrem Safte wird theils Zucker, theils ein berauschendes Getränk bereitet. Das hier überall verbreitete Bambusrohr erreicht eine solche Höhe und Stärke, daß es ebenfalls zum Häuserbau gebraucht wird. Einer der schönsten und merkwürdigsten Bäume Hindustans ist der von den Hindus heilig gehaltene Banianenbaum (Ficus indica); er erreicht zwar nur eine Höhe von 30′, aber aus seinen langen Zweigen sendet er Ranken zur Erde, welche darin Wurzel schlagen und woraus ein neuer Baum entsteht, so daß in kurzem ein einziger Baum sich in einen kleinen Wald verwandelt, dessen dickes Laub die glühenden Sonnenstrahlen abhält. Der schönste und nützlichste und daher auch von den Hindus heilig gehaltene Baum ist die große Kokospalme (Cocos nucifera). Sie erreicht eine Höhe von 60—80′, aber nur ein Alter von höchstens 100 Jahren. Der völlig zweiglose, gerade Stamm entfaltet etwa ein Dutzend 12—16′ langer, gefiederter Blätter nur an der Krone. Aus der Mitte dieser Blätter, welche zum Bedachen der Häuser dienen, entwickeln sich die Blüthenkolben, deren jede wohl 10—12 traubenartig verbundene kopfgroße Früchte, die Kokosnüsse, hervorbringen. Die die Nuß umgebenden Fasern werden zu Stricken und Tauen verarbeitet, die harte Schale der Nuß giebt schöne Trinkgeschirre. Das Innere der Nuß enthält eine helle Flüssigkeit von höchst erfrischendem Geschmack, die Milch, in welcher der eigentliche Kern oder das Fleisch sich befindet. Bei der völligen Reife verhärtet das Innere; dann wird daraus gutes Brennöl gepreßt. Die markige Substanz der noch zarten Blätter wird unter dem Namen Palmkohl genossen. Aus dem Safte des Baumes wird ein geistiges Getränk, Palmwein, bereitet, auch wohl Arrak daraus gebrannt; das freilich schwammige Holz des Baumes endlich wird selbst zuweilen zu leichten Fahrzeugen benutzt. Der Baum wächst überall, wo er nur Bewässerung findet. Die Dattelpalme findet sich beinahe nur in den Gegenden am Sind. Die Arekapalme, von deren Frucht

schon geredet, erreicht nur eine Höhe von 30′. — Unsere meisten europäischen Obstsorten sind hier schlechter als bei uns oder gedeihen gar nicht mehr; doch giebt es noch Citronen und Pomeranzen. Der Pisang, eine wohlschmeckende, gurkenartige Frucht, und viele andere bei uns wenig bekannte Früchte entschädigen den Hindu reichlich für unsere Obstsorten. Mehrere Gewächse Hindustans liefern geschätzte Arzneimittel, so Cassia, Sassaparille, Jalappwurzel u. s. w. Der feinste Zimmt, welcher aus dem Baste der jüngeren Aeste und Stämme des Zimmtbaumes besteht, wird auf Ceylon gewonnen. Das Holz des Sandelbaumes dient zum Räuchern. Unter den höchst prächtigen und mannigfaltigen Blumen, womit hier die Fluren prangen, zeichnet sich vor allen die Rose aus, welche hier erst ihren herrlichen Duft entfaltet, daher auch Hindustan und zuerst wohl Kaschmir das Vaterland des köstlichen Rosenöls ist, welches indeß in so geringer Menge erzeugt wird, daß 4000 Pfund Rosen kaum ½ Pfund Rosenöl liefern. Die Natur selbst scheidet es aus dem concentrirten Rosenwasser aus freier Luft ab. Eine andere schöne und wohlriechende, von den Hindus heilig gehaltene Blume ist der Lotos (Nymphaea Nelumbo oder Nelumbium speciosum), eine Wasserblume, die als Symbol der erzeugenden Natur verehrt wird.

Von jeher ist Hindustan als das Vaterland der meisten und schönsten Edelsteine berühmt gewesen, und in der That finden sich auch noch jetzt hier die schönsten Bergkrystalle und Amethyste, Chalcedone, Karneole und Achate, Topase, Granaten, Zirkone und Hyazinthe, Saphire, Rubine, Turmaline, vor allen aber die schönsten Diamanten, die man kennt. Sie werden an verschiedenen Orten, vorzüglich aber in der Gegend von Golconda und Raolconda theils in Gängen in einem rothen eisenhaltigen Conglomerat gefunden, theils in der bloßen Dammerde, aus welcher man sie durch Graben und Schlämmen gewinnt, theils aus dem Sande mehrerer Flüsse gewaschen. Sie übertreffen an Reinheit, Feuer und Härte die aller anderen Länder und werden hier schon seit Jahrtausenden aufgesucht, daher der Reichthum indischer Fürsten an Edelsteinen Alles übertrifft, was wir der Art kennen. An anderen nutzbaren Steinen hat Hindustan schönen Granit, welchen die alten Hindus auf eine bewundernswürdige Weise zu bearbeiten wußten (s. unten); ferner mehrere schöne Porphyr- und Marmorarten, Alabaster und Sandstein. Steinsalz findet sich nur in der Gegend des Sind; das meiste Salz, dessen man bedarf, wird aus dem Meerwasser, vorzüglich in Bengalen, gewonnen. Eben diese Provinz erzeugt auch ungemein viel Salpeter, welcher durch Auslaugen der Dammerde gewonnen wird. Große Kohlenlager werden am südlichen Fuße des Himalaya und an anderen Stellen angetroffen. An Metallen ist Hindustan gerade nicht reich zu nennen, wenigstens sind nur erst wenige entdeckt. Gold findet sich nur im Sande einiger Flüsse; einige Silbergruben werden nicht mehr bearbeitet; das wenige Kupfer, das sich findet, ist nicht sonderlich; dagegen ist Eisen und zwar sehr weiches im Ueberfluß vorhanden (im Carnatic); der ostindische Stahl übertrifft jeden europäischen.

Einwohner nach Zahl, Abstammung und Sprache.

Die Gesammtzahl aller Bewohner der östlichen Halbinsel, obwohl sie sich unmöglich einigermaßen genau bestimmen läßt, beträgt nach den neuesten Untersuchungen der Engländer etwa 187 Millionen; davon sind 135½ Millionen unmittelbar den Engländern unterworfen, die übrigen leben in den den Engländern verbündeten oder von ihnen abhängigen Ländern. Die Vertheilung dieser Menschenzahl ist aber sehr ungleich: auf das fruchtbare Gangesthal kommen 5—6000 auf eine □Meile; an den Küsten 3—4000; auf der Hochebene im inneren Dekan etwa 2—3000, in manchen Gebirgsgegenden kaum 5—800; in den unabhängigen Ländern 1000—1300. Wenn die englischen Besitzungen bei weitem am besten bevölkert sind, so liegt das nicht allein an der Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch an der größeren Sicherheit, die hier herrscht. Alle Bewohner Hindustans sind ansässig; wenn auch einige rohere Stämme den Anbau weniger treiben, so giebt es doch hier keine eigentlichen Nomaden. Alle wohnen in Städten und Dörfern. Aber obgleich Hindustan einige Staunen erregende Prachtgebäude aufzuweisen hat, so sind doch die meisten Städte nicht schön nach unseren Begriffen: die Straßen sind äußerst eng und krumm; die Häuser mit kleinen Fenstern und flachen Dächern, finster, meist aber mit einem Hof und Garten versehen; Wohlhabendere umgeben die Häuser mit einem auf Säulen ruhenden Schirmdach, Veranda, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Aermere und Dorfbewohner bauen ihre Hütten von Bambusrohr und Lehm. — Der Abstammung nach theilen sich die Bewohner Vorderindiens in: ursprüngliche Einwohner, die Hindus, welche vorzüglich den nördlichen Theil der Halbinsel bewohnen, aber schon in früher Zeit ihre Religion auf den südlichen Theil oder Dekan ausgebreitet haben, wo in den Wäldern und Schluchten des Hochlandes mehrere halbwilde Jäger- und Hirtenstämme von unbekannter Abstammung ursprünglich wohnten; ferner eingewanderte und eingedrungene Fremde, die Mongolen, Afghanen, Beludschen, Araber und Fremde, die sich meist nur des Handels wegen dort aufhalten oder niedergelassen haben, wie Armenier, Juden, Tübetaner, Birmanen, Chinesen und Europäer. Es lassen sich jetzt zunächst zwei Abtheilungen von Völkern unterscheiden: die, welche Sprachen sprechen, die auf das Sanskrit zurückgeführt werden können, diese bewohnen meist den Norden (sie bedienen sich der Devanagari-Buchstaben, nicht der alten Sanskrita); und die, welche Sprachen sprechen, die mit dem Tamulischen verwandt sind und meist im Süden wohnen. Die ersteren zerfallen in folgende 5 Hauptgruppen: Hindi, Bengali, Gudscherati, Mahratti und Urisa oder Orissa und werden unter dem Namen Gaur oder Bengal zusammengefaßt; die zweiten zerfallen ebenfalls in 5 Hauptgruppen: Telugu oder Telinga, Tamil, Kanara, Malajalam und Tulu, sie werden unter dem Namen Drawida-Sprache zusammengefaßt. — Es giebt jetzt kaum eine Sprache in Hindustan, welche man die allgemeine nennen könnte. Die alte heilige Sprache, das Sanskrit, welches eine merkwürdige Verwandtschaft mit den meisten europäischen Sprachen hat und dessen älteste Denkmäler bis ins 15. Jahrh. v. Chr. hinaufreichen, ist nirgend mehr Volkssprache und wird nur noch von den Gelehrten verstanden; sie ist aber die

Quelle einer Menge neuerer Dialekte; schon in den ältesten Zeiten war das weichere Pâli, worin viele heilige Bücher der Buddhisten und die ältesten bekannten Inschriften in Indien abgefaßt sind, und das ebenfalls weichere Prâkrit, eine gemeinere Mundart, neben dem edleren Sanskrit im Gebrauch. Die Schriftzüge des Sanskrit heißen Devanagari, es sind 49, und werden von der Linken zur Rechten geschrieben; als Schreibmaterial bediente man sich schon in den ältesten Zeiten des Seiden- und Baumwollenpapiers, auch wohl der Blätter der Fächerpalme, worauf die Buchstaben mit dem Griffel eingegraben wurden. Verschiedene vom Devanagari abgeleitete Alphabete dienen den gemeinen Dialekten. Unter den heutigen Tages in Hindustan gesprochenen, vom Sanskrit abgeleiteten Mundarten ist die verdorbenste das Hindi, ursprünglich in der Gegend von Agra und Delhi, und das mit Persisch und Arabisch gemischte Hindustani, welches aus jenem entstanden und in vielen Dialekten in Hindustan oder den oberen Provinzen gesprochen und weit verbreitet ist (etwa 20 Millionen); von der Regierung wird es jetzt statt des früher üblichen Neupersischen gebraucht. Weniger ausgeartet ist das Bengali, welches im eigentlichen Bengalen (von etwa 30 Millionen) gesprochen wird. Im Dekan herrschen mehrere mit dem Sanskrit wenig oder gar nicht verwandte Sprachen, welche vermuthlich von untergegangenen Ureinwohnern herstammen. Dahin gehört das Tamil oder das Tamulische, südlich von Madras auf der Ostküste; das Karnatische im NO. und im Innern Dekans; das Malabarische, zuweilen, aber irrthümlich, Grantham genannt; die Telinga- oder Telugu-Sprache, mit einem eigenen Alphabet, nördlich von Madras bis in die Mitte Dekans (8 Millionen); das Mahrattische im NW. der Halbinsel u. m. a. Die Muhammedaner reden das Hindustanische, ein Gemisch aus Indisch, Arabisch und Persisch, und bedienen sich der persischen Schrift. In manchen Plätzen, wo einst die Portugiesen herrschten, hat sich eine gemeine Volkssprache gebildet, worin viel Portugiesisches. — Wenige Völker der Welt besitzen eine so reiche, so mannigfaltige und so ausgebildete Literatur als die Hindus; allein sie gehört fast ganz einer früheren Zeit an und verliert sich zum Theil in das höchste Alterthum*). Alle Werke derselben sind in Sanskrit geschrieben, doch so, daß in einigen der jüngeren Schriften auch das schon etwas verdorbene Prakrit im Munde der Frauen und Personen geringen Standes vorkommt. Die ältesten und bedeutendsten brahminischen Schriften, deren Alter bis jetzt noch nicht mit Gewißheit zu bestimmen ist, welche aber doch leicht bis ins 15. Jahrh. v. Chr. hinaufreichen mögen und die Grundlage der Religion und der gesammten Literatur bilden, sind die vier Vedas**), heilige Gedichte, welche Hymnen, Gebete und Vorschriften für allerhand Opfer enthalten. An sie schließen sich die

*) Man theilt die brahminische Literatur — außerdem giebt es buddhistische und andere Schriften in Indien — in 4 Abschnitte, nämlich: die alte Brahminenliteratur, in der Sanskritsprache; die der Buddhisten und Dschaïns (s. u.), meist in Pâli; die muhammedanische, in persischer oder hindustanischer Sprache; und die neuere Literatur, in den jetzt noch gebräuchlichen indischen Sprachen. Alle altbrahminischen Werke werden von den gegenwärtigen Hindus als unmittelbar göttlichen Ursprungs oder als Werke göttlicher Eingebung betrachtet.

**) Davon sind 2 nur Auszüge aus den beiden anderen.

vier Upavedas oder Unterveden an, welche von Musik, Medicin, von Krieg und Waffen, von vielen mechanischen Künsten u. s. w. handeln, wozu noch eine Menge von Commentaren, von philosophischen und grammatischen Schriften kommen. Uralt ist auch das Gesetzbuch des sogenannten Manu, des ersten Menschen, womit nur das unbekannte Alterthum des Werks ausgedrückt ist. Den Schluß der eigentlich religiösen Schriften, welche unter dem gemeinsamen Namen Sastra (Richtschnur, Gesetz) begriffen werden, machen die religiösen Epopöen und die Purânas, deren es 18 giebt. Unter den größeren epischen Gedichten sind zwei vorzüglich berühmte: das Ramáyana oder Geschichte des Königs Rama von Oude und seines Siegeszuges nach Ceylon, vor Christi Geburt verfaßt; und das Maha-Bharata, welches einen bürgerlichen Krieg Indiens schildert; das erstere hat 24,000 Doppelverse, das andere mit seinen vielen zum Theil unächten Episoden über 100,000. Die Puranas endlich sind eine Compilation mythologischen und historischen Inhalts von ungeheurem Umfange; sie haben wenigstens 800,000 Doppelverse und sind die Quelle der abenteuerlichsten Mythologie; in einem Purana kommt eine der Sündfluth ähnliche Ueberschwemmung vor. Die Puranas sind wahrscheinlich in ihrer jetzigen Gestalt erst zwischen dem 8. und 16. Jahrh. unserer Zeitrechnung verfaßt, obwohl einzelne Theile aus weit älteren Materialien entstanden sind. Aus derselben Zeit sind viele nicht zu den religiösen Schriften gerechnete, volksthümliche epische Dichtungen von großer Schönheit; ebenso große Fabelsammlungen, welche zum Theil durch Perser und Araber mannigfaltig bearbeitet sehr früh schon nach Europa gekommen sind. Die wahre Blüthe aber der Profanliteratur Indiens bilden die Dramen, voller Pathos und reich an Schönheiten, wovon man einige sechzig kennt und worunter die Sakuntala des Kalidâsa, etwa 100 Jahre v. Chr., das bekannteste und berühmteste ist. Mit dem 5. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung beginnt der Verfall dieser Literatur, welche mit dem Untergange der alten Sprache, im 10. Jahrh., gänzlich erlischt. Nur unendlich wenig von diesen literarischen Schätzen, neben denen sich noch zahlreiche philosophische, mathematische, medicinische, grammatische und Rechtswerke finden, ist bis jetzt gedruckt.

Gehen wir nun die einzelnen Völker durch, welche Hindustan bewohnen, so müssen wir wie billig mit dem Urvolk, den Hindus, den Anfang machen.

Hindus. Seit undenklichen Zeiten bewohnt dies Volk die Halbinsel des Ganges, ohne sie jemals in Kriegen oder der Ansiedelung wegen, jene oben angeführten Fälle ausgenommen, verlassen zu haben. Ihre Religion und alle ihre Sagen deuten darauf hin, daß sie aus dem Norden in die südlichen Gegenden hinabgestiegen und nach und nach sich über die Halbinsel ausgebreitet haben, welche wahrscheinlich vorher von Urbewohnern malayischen oder negerartigen Ursprungs bewohnt war. Die Hindus sind kaukasischen Stammes und machen die so große Mehrheit der Bewohner aus, daß man ihre Zahl auf etwa 114 Millionen annimmt. Der Hindu ist in der Regel von mittlerer Größe, mehr fein und zart als stark gebaut, dabei aber äußerst wohlgebildet; einige der vornehmeren Stämme gehören zu den schönsten Menschen. Ihre Farbe ist bräunlich gelb, lichter in den höheren, dunkler in den niederen Ständen. Die Gesichtszüge sind edel, obgleich die Lippen etwas dicker als beim Europäer, das Haar ist fein und glänzend

schwarz, die Haut überaus zart und weich. Auffallend ist die Kleinheit der Hände und Füße; ihre Säbelgriffe sind daher unseren Soldaten zu klein. Ihr ganzer Körper ist mehr zierlich, biegsam, als stark; dennoch besitzen sie eine große Ausdauer, können weite Märsche lange hinter einander aushalten und laufen schneller als der Europäer. An Geschick übertreffen sie uns weit; ihre Gaukler und Seiltänzer lassen die unserigen weit hinter sich zurück, und fast ohne alle Maschinen, mit den bloßen Händen weben sie Zeuge*) und verrichten Arbeiten, die dem Europäer unerreichbar sind. Auch abgesehen davon, daß ihre Religion einem großen Theil von ihnen den Genuß thierischer Nahrung und geistiger Getränke verbietet, was übrigens keinesweges so allgemein und so streng beobachtet wird, als man gewöhnlich glaubt, sind sie äußerst mäßig; der Aermere lebt beinahe nur von Reis, Früchten und Wasser; kein Hindu berührt beim Trinken das Gefäß mit den Lippen, sondern weiß die Flüssigkeit geschickt in den Mund zu gießen. Ihre Wohnung, ihr Hausgeräth, ihr Handwerkszeug, Alles ist unendlich einfacher als bei uns. Die Kleidung der größeren Menge besteht beinahe nur in einem um die Hüften befestigten Tuche, worüber noch ein Gewand nachlässig geworfen wird; die Beine sind beinahe immer bloß; Vornehmere und Frauen tragen wohl eine leichte Jacke und leichte, weite, bis zu den Knöcheln herabgehende Beinkleider; das Haupt wird mit einem Tuche umwunden. Doch lieben sie den Putz und tragen oft viele Juwelen, Arm-, Fuß- und Halsbänder mit Edelsteinen besetzt, auch wohl Ringe durch den Nasenknorpel. In der Regel erreichen sie ein hohes Alter und wissen wenig von Krankheiten. Sie sind von sanftem, mildem Charakter, mitleidig selbst gegen Thiere und gastfrei. Obgleich das Gesetz die Vielweiberei den höheren Kasten erlaubt, so ist sie doch äußerst selten, und die Ehe wird treu gehalten; nur Fürsten und Große haben einen Harem, hier Zenana genannt, welche Sitte aber durchaus keine ursprünglich indische, sondern erst durch die Muhammedaner eingeführt worden ist. Von dem drückenden Verhältniß der Frauen in muhammedanischen Ländern weiß man hier nichts; die Frau ist in jeder Hinsicht die Gehülfin des Mannes. Der ehelose Stand wird für schimpflich gehalten. Nur bei den Naïren, einer edlen Kriegerkaste auf der Küste Malabar, herrscht die sonst nur selten (z. B. in Tübet und Butan) auf Erden vorkommende Polyandrie, d. h. daß eine Frau mehrere Männer hat. Die Leichen werden theils verbrannt, theils beerdigt, je nachdem die Religionspartei, zu welcher der Verstorbene gehört, das Eine oder das Andere verlangt. Die Schattenseite ihres Charakters ist Geiz und Feigheit, wobei man jedoch anerkennen muß, daß alle Laster, deren man sie beschuldigt, nur da hervortreten, wo sie mit Europäern in Berührung gekommen. Das unglückliche Volk ist seit so vielen Jahrhunderten von zum Theil rohen Fremden beherrscht, daß es allen Sinn für politische Freiheit verloren hat; diese lange Sklaverei hat den Hindu an Geist und Körper entnervt und herabgewürdigt; er haßt den Krieg und jede anstrengende Arbeit, Ruhe geht ihm über Alles; kriechend gegen Mächtige, ist er nicht selten höchst anmaßend und bedrückend gegen Untergebene; Lüge, Falschheit und Hinterlist

*) Seit 1813 ist jedoch die einheimische Weberei durch die Einfuhr britischer Fabrikate fast gänzlich zu Grunde gerichtet.

sind seine Waffen. Unwissenheit und Aberglaube sind ganz allgemein, Sittenlosigkeit wenigstens sehr häufig. So ist das Volk jetzt, während uns alle Berichte aus dem höheren Alterthum und noch aus der Zeit der Ankunft der Portugiesen den Charakter und die Sitten der Hindus als sanft, rein und durchaus liebenswürdig schildern. Da sie nicht allein den Krieg, sondern auch die Jagd und überhaupt jede körperliche Anstrengung hassen, so bestehen ihre Vergnügungen vorzüglich darin, dem Spiele der Gaukler und Seiltänzer und dem Tanze der Bajaderen zuzusehen. Letztere, welche in verschiedene Classen zerfallen, werden zum Theil bei den Tempeln erzogen und gebildet, weil ihr Tanz zu den religiösen Ceremonien wesentlich gehört, theils dienen sie den Reichen bei Festen und Schmäusen; nur diese letzteren gehören zu den verworfensten ihres Geschlechts. Alle Hazardspiele sind den Hindus untersagt; das Schachspiel, für dessen Erfinder sie sogar gelten, lieben sie leidenschaftlich. Das Baden, welches sie täglich üben, gehört ebensowohl zu ihren Vergnügungen, als zu ihren religiösen Gebräuchen. Das Betelkauen ist ein ganz allgemeiner Gebrauch; viele rauchen auch Taback, auch wohl Hanfblätter, welche eine betäubende Wirkung hervorbringen. Ihre Musik klingt uns unharmonisch; sie haben eine Scala von sieben Tönen und viele musikalische Instrumente.

Ein Hauptzug in ihrem Charakter ist die beinahe unüberwindliche Anhänglichkeit an alten Sitten, Herkommen und Gebräuchen, kraft welcher sie ihre Eigenthümlichkeit seit Jahrtausenden unter den ungünstigsten Umständen behauptet und welche leider das größte Hinderniß der allgemeinen Verbreitung des Christenthums bildet. So besteht noch jetzt eine Eintheilung des Volks, deren Ursprung völlig unbekannt ist, welche aber schon vor Jahrtausenden in Kraft war. Das ganze Volk der Hindus zerfällt nämlich in vier Haupt-Kasten*) oder vielmehr Jatayas, d. h. Stände, oder Varnani, d. h. Farben, wie sie im Lande selbst heißen — denn Kaste ist portugiesischen Ursprungs —, wovon jede ihren Mitgliedern von der Geburt an ihren Stand, Rang, Beschäftigung, Sitten und Gebräuche vorschreibt. Wer die Pflichten seiner Kaste gröblich verletzt, wird ausgestoßen und sinkt damit zum Abschaum des Volkes herab. Diese vier Hauptkasten sind die der Brahminen, der Kschatrias, der Visas oder Vaisyas und der Sudras, wovon nach der Mythologie der Indier

*) Eine vollkommen strenge Sonderung der vier Kasten mag einst in uralten Zeiten in Indien geherrscht haben, findet sich indeß daselbst gegenwärtig bestimmt nicht mehr, denn obwohl jede Classe ihre eigene Beschäftigung hat, so steht diese doch jeder anderen auch frei; einzig und allein ist die Kaste der Brahminen noch als eine mehr abgesonderte zu betrachten, obwohl in Indien auch nicht einmal die Priester sämmtlich Brahminen oder alle Brahminen Priester sind. Alle übrigen Kasten sind durchaus vermischt. Nichtsdestoweniger herrscht jedoch noch die Sitte durchgängig, daß der Sohn das Gewerbe des Vaters ergreift, und so kann man gewissermaßen sagen, daß jede eigene Beschäftigung auch eine besondere erbliche Kaste, mit vielen eigenthümlichen Gebräuchen ꝛc., bilde; dann hat man aber mehrere hundert Kasten zu unterscheiden. Diese sondern sich durch Herkommen, Sitten, Rechte von einander noch immer scharf genug ab, obwohl der Einfluß der europäischen Bildung und Erziehung auch hier in der neuesten Zeit sich ausgleichend geltend gemacht hat. Die oben angeführten Unterschiede enthalten demnach nur die Grundzüge einer Eintheilung, welche in der Wirklichkeit keineswegs in so hohem Grade abgeschlossen vorkommt, wie es den Anschein haben könnte.

die ersten aus dem Haupte, die zweiten aus den Schultern und Armen, die dritten aus dem Leibe und den Schenkeln, die vierten aus den Füßen Brahmas entsprungen sind. Jede derselben hat wieder viele Unterabtheilungen, welche ebensowenig überschritten werden dürfen. Außerdem aber und unabhängig von der Kasteneintheilung finden sich abweichende Gebräuche und Sitten bei verschiedenen Stämmen und Secten, welche durch alle Kasten hindurchgehen. So giebt es nur 18 Classen, welche gar keine thierische Nahrung genießen dürfen, aber 70, denen sie mit Einschränkungen erlaubt ist; nur Kuhfleisch wird durchaus nie genossen. Einige verbrennen ihre Todten, andere begraben sie; bei einigen ist es den Wittwen erlaubt, sich wieder zu verheirathen, bei anderen ist es den Wittwen zur Pflicht gemacht, sich mit dem Leichnam des Mannes verbrennen oder begraben zu lassen. Diese gräßliche Sitte, wovon sich in den ältesten Religionsbüchern der Hindus keine Spur findet und welche erst im Laufe der letzten 30 Jahre im Bereich der englischen Besitzungen abgeschafft worden ist, war so allgemein, daß in der Provinz Bengalen allein im Jahre 1818 sich 839 (in 4 Jahren 2366) Frauen auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer verbrannten; der älteste Sohn wurde dazu gewählt, den Scheiterhaufen anzuzünden. Beim Lebendigbegrabenwerden der Wittwen waren es ebenfalls die Kinder und nächsten Verwandten, welche die Erde über dem Haupte der Unglücklichen festtraten.

a) Die Brahminen, richtiger Brahmanas, daher der griechische Name Brachmanen, machen den Priester-, Gelehrten- und Beamtenstand aus; alle Diener der Tempel, alle Lehrer, Richter, vornehmere Staatsdiener können nur aus dieser Kaste genommen werden, die als heilig die größten Vorrechte genießt. Einen Brahminen zu tödten, ist ein beinahe nicht zu sühnendes Verbrechen; auch geschieht es nur äußerst selten, daß ein Brahmine zum Tode verurtheilt wird; im schlimmsten Falle werden dem Verbrecher die Augen ausgestochen oder er wird aus seiner Kaste gestoßen. Selbst Fürsten dürfen ihre Diener, wenn sie Brahminen sind, nicht berühren, noch weniger mit ihnen essen. Dagegen sind sie auch den größten Beschränkungen unterworfen. Sie steigen nur durch lange und strenge Prüfungen der Enthaltsamkeit, des Schweigens und der Studien zu dem höchsten Range ihrer Kaste hinauf, werden dann aber auch als Heilige verehrt. Dabei sind sie jedoch, wenigstens in Bengalen und wo sie sonst mit Europäern zusammenleben, meist die verderbtesten, heuchlerischsten und sittenlosesten aller Hindus. Nach ihren verschiedenen Verrichtungen zerfallen sie in eigentliche Priester und Beamte, und nach dem Grade ihrer überstandenen Prüfungen in 4 Rangordnungen.

b) Die Kschatrias, d. h. vermuthlich Schützen, bilden die Kriegerkaste, und die Fürsten waren fast immer aus derselben. Diese Kaste ist fast ganz verschwunden und man kann nur die kriegerischen Rasbuten und Naïren auf der Küste Malabar, und die Mahratten als ausgeartete Abkömmlinge derselben ansehen.

c) Die Visas oder Vaisyas bestehen aus allen denen, welche das Land bauen, Viehzucht und Handel treiben, bilden überhaupt also die gewerbtreibende Kaste. Ackerbau und Handel standen in Indien von jeher in Ehren, selbst der Brahmine darf sich damit beschäftigen, und die Banya-

nen oder Handelsleute sind noch jetzt hochgeachtet. Das sind die drei edlen Kasten, denen die Kenntniß der alten Religionsbücher erlaubt, ja zur Pflicht gemacht ist. Sie dürfen auch unter einander heirathen.

d) Die Sudras endlich sind diejenigen, welche alle übrigen Gewerbe und Handwerke treiben, das eigentliche Volk; die Zahl ihrer Unterabtheilungen ist daher sehr groß und jede bindet die in ihr Geborenen an den Stand seines Vaters, wie die Kaste selbst den Rang und den Stand eines Jeden bestimmt; so daß der Sohn eines Schmiedes gewöhnlich nichts Anderes als Schmied sein kann. Doch auch diese gesetzliche Bestimmung ist wohl nie in ihrer ganzen Strenge beobachtet worden, weil man sonst nicht die unendliche Mannigfaltigkeit neu entstandener Gewerbe und Berufsarten begreifen könnte. Aus dieser Erblichkeit aller Gewerbe folgt zwar, daß sich gewisse Handgriffe und Geheimnisse seit undenklichen Zeiten unter ihnen erhalten haben; sie hemmt aber auch im Ganzen die Entwickelung des Volks und hält es auf einer und derselben Stufe der Bildung fest. Die Sudras allein sind von der Kenntniß der alten Religionsbücher ausgeschlossen.

Außer diesen vier edlen Kasten giebt es, wenn man will, eine fünfte, die aber nicht als Kaste anerkannt wird und eigentlich den Auswurf aller übrigen enthält. Das sind die zahlreichen*) und unglücklichen Pariahs, Pulias oder Poliars, wie sie auf der Küste Malabar heißen; dennoch existiren auch bei ihnen Unterschiede in der Reinheit, welche ebenso streng beachtet werden als vom reinsten Brahminen. Sie werden kaum als Menschen betrachtet, müssen abgesondert von allen Hindus wohnen, dürfen nie einen Tempel betreten, kaum mit einem Hindu reden, müssen wenigstens dabei die Hand vor den Mund halten, damit ihr Athem jenen nicht verunreinige; jeder, den sie berührten, hätte das Recht sie zu tödten. Sie leben daher in einem fast thierischen Zustande, essen nicht allein ohne Unterschied alle Arten von Speisen, sondern sogar oft aus Noth das Fleisch gestorbener Thiere, und werden höchstens zu den schmutzigsten Arbeiten gebraucht. Schon ihr Aeußeres, ihre fast schwarze Farbe und ihre Unreinlichkeit unterscheiden sie zum großen Theil von den Hindus, und Manche halten sie für Nachkommen einer noch auf den indischen Inseln verbreiteten Negerrace, zu welcher sich die unzählig vielen, welche seit Jahrtausenden wegen irgend eines schweren Verbrechens aus ihren Kasten ausgestoßen worden sind, gesellt hätten. Doch bedienen sich ihrer die Engländer als ganz guter Soldaten. Unsere Zigeuner scheinen von ihnen abzustammen. — In ganz Indien ist seit 1833 durch die britische Regierung die Sklaverei aufgehoben, wo sie aber noch nach dieser Zeit bestand (in Travancore) ist sie dadurch beseitigt, daß 1853 die Kinder der Sklaven für frei erklärt wurden.

Religion.

Ueber diesen allerdings höchst wichtigen, aber von den Europäern noch bei weitem nicht hinreichend ergründeten Gegenstand müssen wir uns be-

*) Nicht weniger als der fünfte Theil der Hindu-Bevölkerung soll aus Pariahs bestehen.

gnügen, das Bekannteste und Allgemeinste zu erwähnen. Aus Allem, was wir von der unendlich verworrenen, mit den sonderbarsten, zum Theil tiefsinnigsten Allegorien überladenen Mythologie der Hindus wissen, geht wenigstens soviel hervor, daß der Glaube des Volks und was die Brahminen für gut finden zu lehren, nur eine unglaubliche Entartung und Entstellung ursprünglich sehr reiner und tiefer religiöser Ideen ist. Selbst aus dem Unsinn, worunter die indische Götterlehre jetzt verschüttet zu sein scheint, schimmert als die edle Grundlage ihres Glaubens: die Erkenntniß eines einzigen höchsten Wesens, die Verpflichtung zu einem rein sittlichen Wandel und die Ueberzeugung einer ewigen Fortdauer des Menschen hervor. Das scheint überhaupt die Geschichte dieses unendlich interessanten Volkes zu sein, daß das heutige Geschlecht nur kümmerliche, mißverstandene Brocken früherer Weisheit, nur dürftige Trümmer früherer Kenntnisse und Wissenschaften besitzt. So sind die Hindus in den tiefsten Aberglauben in Hinsicht auf die Einwirkung der Gestirne, auf die Wahl glücklicher und unglücklicher Tage und Stunden versunken; sie hegen die abenteuerlichsten Vorstellungen von der Einrichtung des Weltgebäudes, und eben dieses Volk besitzt dennoch alte Tabellen und Formeln, wonach ihre Gelehrten noch jetzt mit bewunderungswürdiger Genauigkeit, ohne Papier und Feder, blos mit Hülfe von kleinen Muscheln, als Rechenpfennigen, die schwierigsten astronomischen Aufgaben zu lösen wissen und die Bewegung der Himmelskörper, namentlich die Sonnen- und Mondfinsternisse berechnen, ohne diese Bewegungen selbst zu kennen und zu verstehen. Ebenso sind die Hindus ohne Zweifel die Erfinder unserer gewöhnlich arabisch genannten Zahlen, sowie der Algebra gewesen, und was Chaldäer, Perser und Aegypter von Astronomie verstanden, das verdankten sie den Hindus. Die wahre Blüthe dieser Wissenschaften in Indien ist indeß nicht so alt, als man früher glaubte, sondern fällt wahrscheinlich in das 4. oder 5. Jahrh. v. Chr. Die Wunder ihrer Baukunst, wovon später, sind ein anderer Beweis eines uralten, längst verloren gegangenen, höchst gebildeten Zustandes. — Die Hauptzüge ihrer heutigen Götterlehre*) sind folgende: Das höchste Wesen, welches aber nie bildlich dargestellt oder in Tempeln verehrt wird, ist Brahma oder Parabrahma, das Große oder das Urgroße; von ihm ist Alles ausgegangen, zu ihm kehrt Alles zurück; er ist der Ewige, der Allmächtige, der Allgegenwärtige und Allwissende; sein Geist in sich selbst verschlungen ist frei von aller Lust und Begier, er ist der Alleinselige. Von ihm sind ausgegangen Bhawani oder die Natur und ein zahlloses Heer von Geistern, unter welchen die drei obersten Brahmâ oder Brahman, Wischnu (Vishnus) und Siwa (Sivas) die heilige Trimurtis oder Trinität der Hindus, die hauptsächlichsten Gegenstände ihrer Verehrung sind. Jedoch haben nur die zwei letzteren Tempel; Brahma ist dieses Vorzugs durch Hochmuthsünde fast ganz verlustig gegangen; aber es werden einige Feste ihm zu Ehren gefeiert. Alle Hindus theilen sich daher in Wischnuiten und Siwaiten, wovon letztere die überwiegende Mehrzahl aus-

*) Man rechnet die Zahl der Bekenner des Brahmaismus auf 9/10 der gesammten Bevölkerung.

machen. Brahma wird ferner als der Schöpfer, Wischnu als der Erhalter, Siwa als der Zerstörer betrachtet; sie entsprechen auch den drei Elementen Erde, Wasser, Feuer. Brahma wird gewöhnlich in Menschengestalt mit 4 Köpfen, auf einem Schwane sitzend, der auf dem Wasser schwimmt, dargestellt. Wischnu, der in 10 verschiedenen Verwandlungen (Incarnationen) in verschiedener Menschen- und Thiergestalt auf Erden theils schon erschienen ist, theils noch erscheinen soll und in der achten derselben als Krischna, ein schöner Götterjüngling, erschienen, hat daher auch eine große Menge verschiedener Gestalten, unter denen er abgebildet wird. Siwa wird gewöhnlich von Blitzen umgeben, mit 3 Augen und 8 Armen dargestellt. Jedem derselben wird eine Gattin beigelegt; zuweilen erscheint aber auch Bhawani als die gemeinsame Gemahlin von allen Dreien. Von der unendlichen Zahl aus Brahma hervorgegangener Geister empörte sich eine große Menge, ward daher aus dem Himmel verstoßen und erhielt erst nach langer Zeit auf Bitten der übrigen Geister unter harten Bedingungen Gnade. Brahma nämlich, in Verbindung mit Bhawani (Natur), mußte die Körperwelt erschaffen, welche den gefallenen Geistern zum Aufenthalt und zur Wohnung angewiesen ward, wo sie nun bald dieses oder jenes Thier, Pflanze oder Mensch belebend, aus einem in den anderen übergehend, sich in unendlicher Zeit wieder reinigen sollen. Das ist die Metempsychose oder Seelenwanderungslehre der Hindus, nach welcher Alles, auch Pflanze und Stein, von Geistern beseelt ist. Außer den schon genannten 3 Obergöttern verehren die Hindus eine Unzahl (Einige geben 333 Millionen an) von Wesen geringerer Art, welche den Elementen, den Naturphänomenen, den Tugenden, den Lastern, den Künsten, den Wissenschaften vorstehen, und außerdem giebt es noch ein Heer von guten und bösen Dämonen oder Schutzgeistern. Auch daran noch nicht genug habend, weiht der Hindu göttliche Verehrung 7 Flüssen, vor allen dem Ganges, in welchem zu baden für eine religiöse Reinigung gilt und dessen Wasser als Handelsartikel weithin versendet wird; auch werden häufige und höchst beschwerliche Wallfahrten nach seinen Fällen und seinen Quellen im höchsten Himalaya unternommen. Ferner werden als heilig geachtet unter den Thieren vor allen die Kuh und der Ochs, der Elephant, der Affe, der Schwan, einige Schlangen, ja selbst Pflanzen, wie der Lotus, der Banianenbaum u. s. w. Unter den vorhin erwähnten Verkörperungen des Wischnu ist die neunte, wo er in Gestalt des Buddha erschien, die merkwürdigste. Buddha, dessen historische Existenz häufig ins 6. oder 10. Jahrh. v. Chr. gelegt wird, ist als Reformator des Brahmaismus und als Stifter einer noch jetzt unglaublich verbreiteten Religionspartei höchst merkwürdig*).

---

*) Nach neueren Untersuchungen sollen buddhistische Fürsten schon zur Zeit von Alexanders Eroberungszügen in Indien regiert haben; erst im 12. oder 14. Jahrh. soll diese Religion hier durch den Brahmaismus verdrängt, und dieser neueren Ursprungs sein; wahrscheinlich hat er sich von Norden her über Indien verbreitet. — Dem Buddhaismus nahe verwandt ist die Religion der Dschaïns im mittleren und westlichen Indien; beide Secten wetteifern mit den Brahminen in ihren Ansprüchen auf ein hohes Alterthum, obgleich es, wenigstens in Indien, anerkannt ist, daß die brahminische Religion älter als die buddhistische ist. Ob diese oder die obige Ansicht die richtige sei, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden.

Unter verschiedenen Namen, wie Gautamas, Sakyamuni, bei den Mongolen Schigemuni, bei den Chinesen Fo u. s. w., wird er und seine Lehre auf Ceylon und fast allen ostindischen Inseln, in Hinterindien, in China und Japan, vorzüglich aber in Tübet, bei den Kalmücken und selbst im russischen Reiche von einigen Völkerschaften verehrt. Diese Lehre verwirft alle Kasteneintheilung, nimmt die Seelenwanderung und damit die Heiligkeit aller Thiere an, wodurch alle blutigen Opfer verboten sind, verwirft alle Götterbilder und hat nur Lieder und Gebete bei dem übrigens höchst glänzenden Cultus. Es ist ein reiner Theismus, welcher eine einfache, milde Moral predigt. Ueberraschend ist die Aehnlichkeit des Buddhaismus in der äußeren Erscheinung mit vielen Einrichtungen des Katholicismus; vorzüglich da der Buddhaismus Ehelosigkeit von den Geistlichen fordert und eine den Klöstern ganz ähnliche Einrichtung daraus hervorgegangen ist. Man findet bei ihnen die Hierarchie, das Papstthum des Dalai Lama, den Rosenkranz, Gebrauch des Weihrauchs, das häufige Glockengeläute, die Verehrung der Reliquien, Beichte und Absolution, weshalb die Missionare der Katholiken, als sie diesen Cultus kennen lernten, erklärten, der Teufel hätte den Heiden diese Geheimnisse offenbart. Seine höchste Ausbildung hat er in Tübet erreicht, wo auf den ersten Blick die Aehnlichkeit mit manchen Instituten und Gebräuchen der katholischen Kirche im ganzen Mittelalter die wunderliche Sage veranlaßte, daß irgendwo in Asien ein christliches Volk lebe, welches von einem mächtigen Fürsten, dem Priester Johannes, beherrscht werde. Die von den Lehren der Brahminen in vielen wesentlichen Punkten so ganz abweichenden Ansichten der Buddhisten veranlaßten blutige Verfolgungen, in deren Folge der Buddhaismus aus Vorderindien fast ganz verdrängt worden ist, dagegen aber von seinen vertriebenen Anhängern über viele Länder Asiens verbreitet wurde. Man will nahe an 300 Millionen Bekenner dieser Religion in Asien finden, fast das Doppelte aller Christen, Muhammedaner und Brahmaiten dieses Welttheils. Neuere Forschungen haben die Aehnlichkeit des Buddhaismus mit dem Christenthum noch mehr ins Licht gestellt. Die Seligkeit seiner Bekenner hängt einzig von ihrer Sittlichkeit ab, der böse Mensch wird jenseits wieder geboren mit einem verfluchten Leibe, der tugendhafte mit einem verklärten Leibe. Zur höchsten Befreiung führen Einsicht, praktische Tugenden und der Glaube an die Heiligkeit und Wissensvollkommenheit des Buddha, der, von einer Jungfrau geboren, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft klar durchschaut. Seine Religion verbietet nicht nur die Tödtung des geringsten Thieres, sondern auch alle Tücken des Herzens: Unfreundlichkeit, Zorn, Unwahrhaftigkeit, Heuchelei, Habsucht, Verrath von Geheimnissen, Verläumdung u. s. w., gebietet dagegen Verzeihung erlittenen Unrechts, Menschenliebe, Ehrfurcht vor den Eltern, Sorge für die eigene Familie und die Armen, Erhebung über das Unglück, Mäßigung im Glück, kurz eine Summe von Tugenden, die man vorzugsweise christliche nennt. Das Baseler Missionsmagazin nennt daher die Buddha-Religion, „die beste, welche Menschen erfunden haben." — Der Cultus oder Gottesdienst der Hindus ist sehr mannigfaltig: er wird hauptsächlich verrichtet von den Brahminen, welche Priester sind, in den Pagoden oder Tempeln, eigentlich Bhagavati, heiliges Haus, genannt. Ihrer sind sehr viele auf allen

Punkten des Landes, die vorzüglichsten aber auf der Küste Koromandel. Sie übertreffen an Größe, Dauerhaftigkeit und Vollkommenheit der Ausführung Alles, was uns auf Erden von Werken der Baukunst bekannt ist. Das Material ist auf der Küste Malabar meist Marmor und Porphyr, auf Koromandel aber größtentheils Granit, bekanntlich eine der härtesten Steinarten. Gewöhnlich bildet das Ganze ein längliches Viereck, genau nach den Weltgegenden gerichtet, von einer sehr starken Umfassungsmauer umgeben; bei der von Jagannatha beträgt die Länge des Ganzen 1122′, die Breite 696′. In der Mitte jeder der 4 Mauern erhebt sich ein pyramidalisches Gebäude oder Thurm von 8 bis 11 Stockwerken, 300 bis 400′ hoch: diese Thürme sind auswendig ganz mit sauber in halb erhabener Arbeit ausgeführten Götter- und Thierbildern bedeckt. Unter den Thürmen sind die vier Eingänge. In einem von den Mauern umgebenen freien Raume befinden sich ein oder mehrere Tanks, d. h. zierlich mit Stein eingefaßte Teiche zum Baden. Längs den Mauern sind inwendig Sitze für die Andächtigen, Bogengänge, auch wohl kleinere Capellen und Wohnungen der Priester und Bajaderen. In der Mitte des freien Raums steht nun das eigentliche Heiligthum, eben ein solches pyramidalisches Gebäude, nur mehr noch mit Gebilden überladen. Oft stehen auch mehrere solche Tempel neben einander. Unten in diesen eigentlichen Tempeln herrscht eine heilige Dämmerung, indem das Licht nur durch die Thüröffnung hereinfällt. Hier befindet sich nun die kolossale Abbildung eines oder auch mehrerer Götter, und die Wände sind abermals mit Basreliefs bedeckt. Zuweilen steht auch noch eine Götterstatue draußen am Eingange. Die meisten dieser Statuen sind von Stein, Kupfer oder Gold, oft mit den kostbarsten Gewändern bedeckt und mit Edelsteinen von großem Werth überladen. Doch alle diese Pracht verschwindet gegen den Riesenbau des Ganzen selbst, wenn man bedenkt, daß Alles von Granit, daß einzelne Quadern von einer solchen Größe sind, daß sie 10,000 bis 12,000 Cubikfuß enthalten, Alles bis zur Spiegelglätte polirt ist und die Steine zu manchem dieser Gebäude über 30 Meilen weit haben herbeigeführt werden müssen. Ja man sieht noch an einer Pagode, zu Chalembaram, eine Kette von Granit (also aus einem Stück gehauen?) in 4 Guirlanden abgetheilt, jede 137′ lang, wovon jedes Glied 3′ lang und 2—3′ dick ist; Alles wie der schönste Stahl polirt. Was sind gegen diese Wunder Aegyptens Pyramiden! — Beinahe werden indeß diese bewunderswürdigen Denkmäler einer Zeit, von der es gar keine geschichtliche Kunde mehr giebt, noch von anderen Pagoden übertroffen, welche sogar ganz aus dem Felsen gehauen sind. Solche unterirdische Höhlentempel, Paläste, Säle, die oft Raum zu Wohnungen für viele tausend Priesterfamilien enthielten, finden sich in großer Menge auf der nördlichen Hochebene von Dekan und in den Ghats, und noch in den letzten Jahren hat man mehrere wohl erhaltene Höhlentempel in den Gebirgen des nördlichen Dekan entdeckt; südlicher als der Krischna-Fluß und in Nord-Hindustan kommen sie nicht vor, wohl aber wieder auf den Inseln Elephantina und Salsette. Bei Ellur in der Provinz Aurungabad, unter 20° n. Br., ist ein hufeisenförmiges Gebirge in einer Ausdehnung von 2 St. zu unendlich vielen Pagoden ausgemeißelt. Es ist ein wahres Pantheon, denn beinahe jede Gottheit der Hindus hat hier einen

oder mehrere Tempel; das Innere ist mit Basreliefs bedeckt und mit Tausenden von Götterbildern angefüllt. Selbst die Brahminen wissen nicht anzugeben, wann diese Wunder gemacht worden. Europäer, die sie gesehen, glaubten, daß Tausende von Jahren zu ihrer Anfertigung gehört hätten. Die Höhlentempel von Elephantina und Salsette unweit Bombay sind ähnlich, nur nicht von solchem Umfange. Noch anderer Art ist endlich ein mehrere Meilen langes Granitvorgebirge im S. von Madras, welches ganz zu Grotten, Tempeln, Sälen, Herbergen ausgehauen ist. Die Schiffer nennen es die sieben Pagoden, wovon indeß die meisten jetzt unter Wasser stehen; bei den Eingeborenen heißen diese Bauwerke Mavalipuram. — Der Cultus in den Pagoden wird von den Priestern, welche allezeit Brahminen sind, verrichtet; sie haben eigene, völlig steuerfreie Ländereien und außerdem noch bedeutende Einkünfte von den Opfern und Geschenken der Andächtigen. Der tägliche Cultus besteht darin, daß die Götterbilder gebadet, gewaschen, gesalbt und bekleidet werden, während vor den Bildern Lampen brennen, worauf Weihrauch verdunstet, und die Bajaderen unter feierlicher Musik ihre Tänze aufführen; auch werden den Göttern die Opfer des Volks, welche in Lebensmitteln, Blumen, Früchten u. s. w. bestehen, dargebracht. Bei manchen sehr feierlichen Gelegenheiten werden sogar gegen die gewöhnliche Sitte Thiere geopfert und verbrannt; ja es ist gewiß, daß wenigstens ehemals auch Menschenopfer, besonders von Kindern, stattgefunden haben. Außer dem täglichen Gottesdienst giebt es noch viele Feste, wovon einige mehrere Tage dauern und die den mancherlei Gottheiten zu Ehren gefeiert werden. Eins der berühmtesten ist das Wagenfest oder Tirunal. Es dauert 10 Tage und zieht, wenn es bei einer berühmten Pagode gefeiert wird, eine unendliche Menge von Pilgern herbei. In den ersten Tagen werden viele Processionen in und außer dem Tempel angestellt, wobei das Götzenbild dem Volke gezeigt wird. Am letzten wird das Bild auf einen ungeheuer hohen und starken Wagen gesetzt, an welchem oft mehrere tausend Menschen ziehen, und nicht selten stürzen sich wahnsinnige Schwärmer unter die Räder, um schnell und sicher in Brahmas Himmel zu kommen. Für das Volk selbst giebt es eine Unzahl von kleinlichen Religionsvorschriften, die vorzüglich in vielen Abwaschungen, Opfern, Fasten und Gebeten bestehen. Sünden werden durch Abwaschungen, Fasten und Opfern, zuweilen auch durch beschwerliche Pilgerfahrten gebüßt; bei den für heilig gehaltenen höheren Classen der Brahminen steigen die für verdienstlich geachteten Selbstpeinigungen bis zum unbegreiflichsten Wahnsinn. Einige verbleiben Jahre lang in den unbequemsten Stellungen, ohne je ihren Platz zu verändern, so daß sie den Gebrauch ihrer Glieder verlieren; andere ziehen sich in Höhlen zurück, wo sie von dem Volke genährt werden; andere liegen Jahre lang auf Brettern, aus welchen spitze Nägel hervorragen; noch andere zerfleischen und zerfetzen sich den ganzen Körper oder lassen sich an eisernen Haken, die ihnen durchs Fleisch des Rückens getrieben werden, in die Höhe ziehen und in der Luft im Kreise umherdrehen. An Schulen fehlt es zwar nicht, sowohl solchen, in welchen nur Lesen und Schreiben, als auch solchen, worin Geschichte, Astronomie, Philosophie und Theologie gelehrt wird, letztere nur für Brahminen; aber bei einem großen Theile des Volks zeigt sich

auch nicht der geringste Einfluß der Glaubenslehre auf Sittlichkeit und Leben.

Zu den Hindus, deren Charakter in den verschiedenen Theilen des Landes nicht geringere Verschiedenheit zeigt, als bei den europäischen Nationen, gehören noch, obgleich in Sitten und Lebensweise sich sehr von ihnen entfernend, die Mahratten. Sie gehören zu den Sudras, bilden einen ganz kriegerischen Stamm, der besonders in früheren Zeiten durch seine zahlreiche unermüdliche Cavallerie furchtbar war. Noch jetzt beherrschen sie, obgleich durch die Macht der Engländer sehr gezügelt und beschränkt, den nördlichen Theil der Westküste, und waren schon in älteren Zeiten als kühne Seeräuber gefürchtet. Ihr Staat bildete eine Art von militärischer Aristokratie, und die Macht war unter mehrere Oberhäupter getheilt; ehemals erkannten sie den Maja Raja (Maharadschah) von Sattarah als ihr Oberhaupt, an dessen Stelle der Peischwa die Gewalt übte. Seit 1818 ist aber dieses Band, welches alle Mahratten vereinigte, gänzlich vernichtet, der Peischwa verdrängt und der Maja Raja ein Vasall der Engländer. In Hinsicht der Religion sind sie gar nicht streng, beobachten selbst nur wenige religiöse Vorschriften und dulden Muhammedaner und Christen unter sich. Ein anderer kriegerischer Stamm der Hindus, der aber jetzt sehr an Macht verloren hat, sind die wegen ihres athletischen Körperbaues merkwürdigen Rajaputras oder Rasbuten, welche ihre Abstammung von der Kriegerkaste herleiten und deren Gebiet im Norden von dem der Mahratten sich erstreckt. Sie sind die besten Soldaten in der britischen Armee. — Mächtiger und gefürchteter, aber auch von den Sitten der übrigen Hindus noch mehr abweichend, sind die Sikhs oder Seikhs, deren Besitzungen sich zwischen dem Sind und dem Gharra (Setledsch) bis an den Fuß des Himalaya erstrecken. Sie sollen erst im 15. Jahrh. als eine eigene Secte entstanden sein, welche die meisten Glaubens- und Sittenlehren der Brahminen verwirft; sie verwerfen alle Götterbilder und huldigen einem reinen Theismus. Sie zeichnen sich durch Freiheitsliebe und Tapferkeit aus; auch ihre Hauptmacht besteht in der Reiterei. — Im Innern der Halbinsel, in den unzugänglichsten Gebirgen, giebt es noch einige freie, halb wilde und wenig bekannte Völkerschaften, wie die Kukies und Mugs an der östlichen Grenze; die wilden und kriegerischen Garrows im östlichen Bengalen; die Pucharris im nordwestlichen Bengalen; die Batties in der Sind-Wüste; die negerähnlichen Goands in Gundwana; die Bhills im nordwestlichen Dekan; und andere, in nördlichen Theilen der Halbinsel, welche zum Theil eine eigene Sprache und eigene Religion haben. Im mittleren Indien, zu beiden Seiten des Nerbuddah, leben die Thugs oder Phansygars, welche sich über das ganze Land als eine geheime Verbindung ausgebreitet haben und aus Hindus und Muhammedanern gemischt sind; ihr Gewerbe besteht in Plünderung und Mord von Reisenden u. a.; doch ist diesem Treiben neuerlich Einhalt gethan. Sehr merkwürdig ist ein kleiner Stamm der Hindus, der sich zum Christenthume bekennt; er bewohnt die Küste Malabar und mag an 70,000 (nach Anderen nur 13,000) Seelen zählen. Diese Christen werden Thomas-Christen genannt, weil sie der Sage nach von den Hindus abstammen, welche durch den Apostel Thomas, der in der Gegend von Madras den

Märtyrertod gefunden haben soll, bekehrt worden; in der That aber sind sie Nestorianer, welche, im 5. Jahrh. von der orthodoxen Kirche verfolgt, sich im Osten ausbreiteten und vermuthlich im 5. und 6. Jahrh. auch nach Indien kamen. Sie erkennen den Patriarchen von Mosul für ihr geistliches Oberhaupt; ihre Priester sind verheirathet; auch erkennen sie nur drei Sacramente: Taufe, Abendmahl und Ordination, und dulden außer dem Kreuze keine Bilder in ihren Kirchen. Als die Portugiesen in Indien festen Fuß gefaßt hatten, wurden die Thomas-Christen hart verfolgt und gezwungen, den Papst anzuerkennen und manches in ihren Gebräuchen zu ändern; seitdem aber die Macht der Portugiesen verfallen ist, sind die meisten von ihnen zu ihren alten Gebräuchen zurückgekehrt. Sie bilden jetzt unter britischer Hoheit einen eigenen kleinen Staat, der durch Priester und Aelteste regiert wird. Sie werden zu den Naïren oder der zweiten Kaste gezählt. Neuere Reisende rühmen ihre Sittenreinheit, schildern sie aber auch als höchst unwissend.

Betrachten wir nun die in Hindustan ansässigen Fremden:

1. Die Mongolen; so werden die im 8. und mehr noch im 10. Jahrh. in Hindustan eingebrochenen und daselbst als herrschendes Volk ansässig gewordenen Muhammedaner genannt; ihre Zahl mag, wenn man andere Muhammedaner dazu rechnet, 15 Millionen betragen. Durch die Vermischung mit dem edleren Blut der Hindus haben die Mongolen einen großen Theil ihrer unangenehmen Gesichtsbildung verloren; doch zeigt noch der schwache Bart ihren Ursprung. Uebrigens sind sie kräftig gebaut, stärker und kriegerischer als die Hindus. In der Kleidung zeichnen sie sich vorzüglich durch den Turban aus. Ihr Charakter und ihre Sitten sind die der Türken und Perser; sie sind daher zwar tapfer, aber auch grausam, und die Macht, die sie einst in Hindustan besaßen, hat sie im höchsten Grade pracht- und genußliebend gemacht; sie sind äußerst habsüchtig und überlassen sich den ärgsten Ausschweifungen in Wollust, Trunk und jeder Art von Schwelgerei. Ihr jetzt zerstörtes Reich war noch im vorigen Jahrhundert so mächtig, daß es 70,000 □M. und über 40 Millionen Einwohner umfaßte. Die Regierung war die aller muhammedanischen Despoten, höchst willkürlich, drückend und grausam. Unter dem Großmogul oder Kaiser standen Veziere, wovon der erste Subah hieß; die Statthalter der Provinzen wurden Nabobs, auch wohl Nizams genannt. Ihre Religion ist der Islam. In den ersten Zeiten ihrer Eroberung waren sie im höchsten Grade intolerant und fanatisch, und noch jetzt sind ihre Fakirs oder Andächtige, welche durch Wallfahrten nach Mekka oder durch selbstgewählte Büßungen sich ausgezeichnet haben, durch ihre fanatische Wuth, die sie zuweilen plötzlich und ohne Veranlassung zum Morde eines Hindu oder eines Christen reizt, nicht selten furchtbar. Zu den Muhammedanern in Hindustan gehören auch noch die Afghanen, von welchen ein Stamm, die Rohillas, an der Ostseite des Ganges ansässig ist.

2. Die Parsen oder Gebern, welche wir schon von Iran her kennen, haben sich seit dem 7. Jahrh. in Hindustan, vorzüglich auf der Westküste, angesiedelt, wo sie als wohlhabende Kaufleute und geschickte Fabrikanten einen achtbaren Theil der Bevölkerung ausmachen. Vorzüglich

zeichnen sie sich durch die Reinheit und Strenge ihrer Sitten aus. Ihre Zahl wird auf ½ Million angegeben.

3. Die Araber, hier auch wohl Mauren genannt, leben zahlreich, meist als Kaufleute (auf Malabar allein über 100,000), in Hindustan; zum Theil sind sie zur Zeit der Eroberung mit den Mongolen eingewandert, zum Theil aber auch nur des Handels wegen aus Arabien eingedrungen.

4. Die Armenier, die wir ebenfalls schon kennen, beschäftigen sich, wie überall, vorzüglich mit dem Handel; in allen Seehäfen sind sie zahlreich.

5. Juden endlich, wovon die sogenannten weißen von dem Stamm Manasse, welcher zur Zeit des Untergangs ihres Reichs hierher versetzt worden sei, abzustammen behaupten, sind vorzüglich auf Malabar ansässig, wo sie sogar einst einen kleinen eigenen Staat bildeten. Andere in Hindustan zerstreute, sogenannte schwarze Juden sollen von Sklaven abstammen, welche den mosaischen Glauben angenommen; sie selbst betrachten sich als Sklaven der weißen Juden. Juden rechnet man etwa 750,000.

Eine andere Classe von Fremden bilden die Europäer, wovon der größte Theil nicht als dort angesessen und heimisch zu betrachten ist. Von den Engländern, dem jetzt herrschenden Volke, mögen doch nicht viel über 40,000 in Europa geborene sich in Hindustan theils in der Armee, theils in bürgerlichen Aemtern aufhalten (7/8 davon stehen im Dienst der englischen Regierung). Weit beträchtlicher ist die Zahl der Anglo-Indianer, welche von einem englischen Vater und einer eingeborenen Mutter stammen und besonders in den Hauptstädten angetroffen werden. Im Allgemeinen berechnet man die Zahl der Europäer auf 150,000. Die Portugiesen haben jetzt nur noch einige wenige Plätze an der Westküste im Besitz; doch dient ein verdorbenes Portugiesisch noch immer als Handelssprache jener Gegenden. Die Abkömmlinge der Portugiesen und Hindus werden Topassis oder schwarze Portugiesen genannt; alles in allem mögen es über 500,000, sämmtlich Römisch-Katholiken, sein; sie stehen gegenwärtig in der Cultur kaum höher als die Eingeborenen selbst. Holländer, Franzosen, Dänen und andere Europäer betragen höchstens 5000 Seelen; außerdem giebt es noch etwa 400,000 Chinesen.

Es liegt in der Natur des Christenthums, daß es seine beseligenden Lehren überall zu verbreiten strebt, und der Anblick der Unwissenheit und des tiefen sittlichen Verderbens, welchen ein so zahlreiches und in vieler Hinsicht doch so achtungswürdiges Volk, wie die Hindus, Preis gegeben waren, mußte nothwendig den Wunsch erwecken, sie wo möglich für das Evangelium zu gewinnen. Auch betrieben dies die Portugiesen schon bei ihrem Eintritt in das Land mit dem größten, leider aber unverständigen Eifer. Verfolgung und Inquisition waren wohl wenig geeignet, die Gemüther zu gewinnen, und die Geistlichen der katholischen Kirche, welche damals und späterhin sich mit dem Geschäfte der Bekehrung befaßten, begnügten sich nur allzu oft mit einem äußeren Schein von Christenthum, der mehr Unterwerfung als Ueberzeugung war. Die Holländer, welche an die Stelle der Portugiesen traten, vernachlässigten diesen wichtigen Gegenstand gänzlich, und erst mit dem Anfange des 18. Jahrh. beginnen die ersten

Versuche der evangelischen Kirche, durch Absendung von Missionaren, Anlegung von Schulen für die Kinder der Heiden, durch Predigt und Unterricht aller Art, dem Christenthum bei den Hindus Eingang zu verschaffen. Friedrich IV., König von Dänemark, war der Erste, der diesen heilsamen Gedanken faßte. Die Dänen besaßen von 1620 bis 1845 die Stadt und das Gebiet von Turangawari (Trankebar) auf der Küste Koromandel, und hierher wurden auch die ersten protestantischen Missionare gesendet. Der König hatte sich deshalb an Spener in Berlin und Francke in Halle gewendet, und vom letzten Orte gingen die beiden ersten, von Francke gebildeten Heidenlehrer aus; sie wurden in Kopenhagen 1705 ordinirt und kamen 1706 in Trankebar an, und diese dänische Mission, welche meistens ihre Missionare von Halle aus erhielt, bestand unter der Leitung des 1714 gestifteten Missions-Collegiums zu Kopenhagen bis 1828. England, welches durch seine sich immer mehr erweiternden Besitzungen am meisten bei diesem Gegenstande interessirt sein mußte, begann etwas später, etwa 1728, daran Theil zu nehmen, indem sich dort eine Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß bildete. Erst mit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat man in England angefangen, sich ernstlich mit der Bekehrung der Hindus zu beschäftigen, und es sind schnell hinter einander eine Menge Gesellschaften zu diesem Zwecke zusammengetreten, wie die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums, die Baptisten-Missionsgesellschaft, die Kirchen-Missionsgesellschaft (nämlich von der hohen Kirche), die Londoner Missionsgesellschaft u. m. a., welche alle Missionare und Unterrichtsanstalten in Hindustan und anderen Theilen Ostindiens unterhalten. Erst seit wenigen Jahren hat indeß die englische Regierung einen Bischof für ihre indischen Besitzungen ernannt. Dadurch aber hat die englische Kirche und ihre Anstalten ein solches Uebergewicht gewonnen, daß die deutschen Missionare in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sind, entweder sich zu den Lehren und Gebräuchen der anglikanischen Kirche zu bekennen, oder aber, von dieser beinahe verfolgt, mit unzureichenden Mitteln ihr frommes Werk allein fortzusetzen. Die Zahl der Missionsplätze und der Missionare sowohl in Hindustan, als auf Ceylon, in Hinterindien und auf mehreren einzelnen Inseln ist schon jetzt sehr bedeutend und in steter Zunahme. Vergleicht man nun aber die Zahl der durch diese Anstalten zum Christenthum bekehrten Heiden mit der Wichtigkeit und dem Umfange dieser Unternehmungen, so erscheint allerdings bis jetzt der Erfolg noch ziemlich unbedeutend; allein theils steht vielleicht die Sinnesart keines anderen Volkes auf Erden der Einführung des Christenthums mehr entgegen, als die der im Bewußtsein alter hoher Bildung auf alle Völker mit Verachtung herabsehenden, in ihren Gewohnheiten und Ansichten erstarrten Hindus; theils ist nicht zu leugnen, daß der nichts weniger als erbauliche Wandel der größeren Mehrheit aller in Hindustan lebenden Europäer die Eingeborenen in ihrer Abneigung nur allzu sehr bestärkt. In der neuesten Zeit scheint man den richtigsten Weg in dieser Hinsicht eingeschlagen zu haben, nämlich den, recht viele Schulen auch zum weltlichen Unterricht der Hindukinder zu errichten.

Geschichte.

Wie mehrere andere Nationen Asiens, schreiben sich die Hindus ein Alter von mehreren Millionen Jahren zu. Indeß liegt es nicht in unserem Plane, die Deutung solcher fabelhaften Sagen zu versuchen, so wenig als von den angeblichen Zügen des Bacchus, der Semiramis, des Sesostris, ja selbst des Darius Hystaspes nach Indien zu reden. Für uns beginnt die erste zuverlässige Kunde über Indien mit dem Zuge Alexanders, 328 v. Chr., welcher indeß nur bis an den vorletzten östlichen Nebenfluß des Sind vordrang, und hier auf Bitten seines Heeres umzukehren gezwungen ward. Die Erzählung von einer Schifffahrt seines Feldherrn Nearch mit einer Flotte den Sind hinab und an der Küste entlang bis zum Euphrat, scheint aus einer späteren Zeit zu sein. Seleukus Nikator, einer der Nachfolger Alexanders, soll zwar, 300 v. Chr., bis zur Gangesmündung vorgedrungen sein, mußte indeß diese Eroberungen bald wieder aufgeben; aber es wurde doch dadurch eine Handelsverbindung Indiens, vorzüglich mit Aegypten eingeleitet, wo Alexandrien lange Zeit der Stapelplatz für die Edelsteine, die feinen Zeuge und die Gewürze Indiens ward. Später, unter den byzantinischen Kaisern, ward ein anderer Handelsweg über das Caspische und das Schwarze Meer versucht und von Venetianern und Genuesern benutzt. Erst durch die Entdeckungen der Portugiesen, am Ende des 15. Jahrh., veränderte sich die Gestalt des Handels gänzlich. Von der Geschichte und den Schicksalen des in viele kleinen Reiche getheilten Hindustans ist indeß bis zum 10. Jahrh. wenig Kunde nach Europa gekommen. Mit diesem Jahrhundert beginnen die Leiden und die Verwüstung Hindustans. Muhammed, der Stifter der Gasneviden-Dynastie, war der Erste, welcher von Khorassan aus mit seinen fanatischen Muselmännern 997 einen verheerenden Einbruch versuchte. Von da an wurden diese Raubzüge immer häufiger; der unendliche Reichthum des Landes und die Uneinigkeit und Schwäche der vielen dortigen kleinen Fürsten lockten immer mehr die Habsucht und den wilden Bekehrungseifer der Muselmänner. Mit dem 13. Jahrh. fingen sie an, sich im Lande festzusetzen, und bald gehorchte ihnen das ganze nördliche Hindustan; im 14. Jahrh. begannen sie auch in Dekan einzudringen. Die Geschichte dieser muhammedanischen Fürsten bietet übrigens bis zum Ende des 14. Jahrh. nichts als ewige Kriege, Verheerungen, Verrath und Entthronungen und Grausamkeiten aller Art dar. Schon oft hatten die wilden Mongolen Streifzüge nach Indien versucht; ernstlicher war 1396 der Angriff, welchen Timurleng (Tamerlan) zuerst durch seinen Enkel und 1398 in eigener Person unternahm. Die reiche Hauptstadt Delhi ward von ihm erobert, geplündert und verwüstet, wobei über 100,000 Einw. umkamen und vielleicht ebenso viele in die Sklaverei geschleppt wurden. Der Sieger kehrte indeß bald wieder nach seiner Heimath Samarkand zurück, und Hindustan ward noch bis 1519 von vielen Sultanen aus früheren Dynastien beherrscht. Aber die Nachkommen Timurlengs hatten die Absicht, Hindustan zu erobern, nicht aufgegeben. Ein Enkel jenes Eroberers, Muhammed Baber, aus tatarischem Geschlecht, drang nach mehreren vergeblichen Versuchen 1525 siegreich vor und eroberte Delhi, wo er seine Residenz aufschlug und durch eine milde Regierung die Gräuel der Eroberung zu verwischen suchte;

er starb 1530, und sein Sohn Humajun mußte den sich wieder erhebenden früheren Herrschern eine Zeit lang weichen. Er floh nach Persien, von wo aus er 1554 siegreich zurückkehrte und das Reich der Mongolen in Hindustan gründete, welches erst in der neuesten Zeit gänzlich zu Grunde gegangen ist. Mit seinem Sohne, dem großen Akbar, 1556—1605, beginnt eine neue Epoche für die Geschichte Indiens; zwar mußte er lange mit inneren Unruhen kämpfen und dehnte die Grenzen seines Reiches über ganz Nord-Hindustan aus, selbst Kaschmir mit eingeschlossen; dennoch brachte er zuerst wieder Ordnung in die Verwaltung des Landes, und sein trefflicher Vezier Abul Fazil schrieb sogar nebst der Geschichte seines Herrn und dessen Ahnen eine Statistik seines Reiches. Akbar liebte die Wissenschaften und die Poesie; er war, gegen die Art seines Volkes, duldsam gegen die Bekenner anderer Religionen und besonders den Christen gewogen. Die Regierung seines Sohnes Jehangir und seines Neffen Schah Jehan bis 1656 sind weniger bedeutend; doch behielt das Reich im Ganzen seine Ausdehnung und seine Macht, obgleich namentlich Jehangir sich den furchtbarsten Ausschweifungen überließ. Schah Jehan hatte vier Söhne, worunter der eine, Aurengzeb, seine Herrschbegier unter dem Mantel der Religionsschwärmerei geschickt zu verbergen wußte. So gelang es ihm, nicht nur seine Brüder zu täuschen, sondern, nachdem er diese theils durch Gift, theils im offenen Kampf aus dem Wege geräumt, setzte er sogar seinen Vater 1656 gefangen, der erst 1666 starb, und schwang sich auf den Thron. Er war einer der furchtbarsten Tyrannen, welche Asien je erzeugt; sein blutiger Fanatismus kannte keine Grenzen, und selbst gegen sich wüthete er zuweilen mit den grausamsten Büßungen und Kasteiungen. Ebenso habsüchtig als grausam plünderte und eroberte er nach langen Kriegen 1686 die kleinen Reiche von Visapur und Golconda, wo andere muhammedanische Fürsten herrschten, und dehnte sein Reich südlich bis an den Cavery aus. Nur die Mahratten unter ihrem tapferen Anführer Sevagi, welcher 1680 starb, widerstanden glücklich seiner Eroberungssucht. Bei alledem muß man Aurengzeb die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für die Verwaltung seines Reiches sehr viel gethan und hier ebenso weise, streng und gerecht, als gegen seine Feinde hinterlistig und grausam war. Unter ihm erreichte das Reich des Großmoguls (mit diesem Titel bezeichnet man die Herrscher aus dem Geschlechte Timurlengs) den höchsten Gipfel seiner Macht; er besaß 224 Millionen Thaler Einkünfte und einen Schatz, worin er unermeßliche Reichthümer an Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten aufgehäuft hatte. Aurengzeb starb 1707, 90 Jahre alt, nach einer Regierung von 48 Jahren. Von nun an ging das Reich durch innere Kriege, Unfähigkeit der Fürsten und Angriffe von außen mit raschen Schritten seinem Untergang entgegen. Drei Söhne und einige von ihren Söhnen nebst einigen Brudersöhnen Aurengzebs kämpften nach seinem Tode um die Krone, und das Nämliche ereignete sich 1712 nach dem Tode Schah Allums, welcher in dem früheren Kampfe Sieger geblieben; schon hatten sich mehrere Provinzen losgerissen, und in Dekan waren unabhängige Reiche entstanden, als der grausame Tyrann Persiens, Nadir Schah, nach Indien vordrang. Der damalige ganz unfähige Großmogul Muhammed Schah ward 1737 in der Nähe seiner Residenz Delhi geschlagen und verstand sich zu einem schimpflichen Frieden. Nadir zog in

Delhi ein; ein unbedeutender Streit, der sich zwischen einigen Soldaten und dem Pöbel entspann, veranlaßte einen wüthenden Kampf in der Stadt, worauf am folgenden Tage Delhi der Plünderung Preis gegeben wurde, bei welchem an 120,000 Menschen umkamen. Damit noch nicht zufrieden, raubte Nadir den Schatz des Kaisers, alle seine Elephanten, seine Artillerie, erpreßte von den Großen unermeßliche Summen, ließ sich mehrere der westlichen Provinzen abtreten und verließ Delhi nicht eher, bis er das Hochzeitfest seines Sohnes mit einer Tochter des Kaisers gefeiert. Nach der mäßigsten Schätzung kostete dieser Krieg das Reich vielleicht 2000 Mill. Thaler, die Verwüstung des Landes ungerechnet. Muhammed starb 1747. Unter seinen Nachfolgern sank das Reich immer tiefer; noch zweimal ward das unglückliche Delhi erobert und geplündert, einmal von den Afghanen und dann von den Mahratten, so daß selbst der kaiserliche Palast fast zerstört wurde. Die Kaiser ohne Macht mußten sich endlich den Engländern in die Arme werfen und leben bis jetzt mit einem leeren Titel von einer Pension, welche England zu ihrem Unterhalt ausgesetzt hat. Dies führt uns zu einem Ueberblick der europäischen Niederlassungen und ihrer Fortschritte in Hindustan.

Die Portugiesen waren die ersten Europäer, welche 1497 unter dem großen Vasco de Gama an der malabarischen Küste landeten und bald nachher den Besitz von Goa und anderen Plätzen an der Küste erhielten, von wo sie eine Zeit lang den Alleinhandel mit den indischen Producten führten. Als aber Portugal seit 1581 seine Selbstständigkeit verloren, ging nicht allein der Handel, sondern auch ein Theil ihrer Besitzungen an die Holländer über, welche seit 1640 sich in Dekan festsetzten und auch den wichtigsten Handelsplatz Negapatnam erwarben. Früher schon, 1620, hatten die Dänen die Stadt Trankebar erkauft; doch haben sie weder diese Besitzung erweitert, noch sonst Einfluß auf die dortigen Angelegenheiten gehabt. Wichtiger drohte die Niederlassung der Franzosen zu Pondichery 1664 zu werden, und sie hofften allerdings eine Zeit lang, die Herrschaft in Indien zu erhalten; allein gar bald mußten Alle dem unendlichen Uebergewicht Englands weichen. Die Engländer hatten zwar schon seit dem Anfange des 17. Jahrh. angefangen, Handelsschiffe nach Indien zu senden, aber erst 1639 faßten sie festen Fuß daselbst, als ihnen die Stadt Madras von indischen Fürsten abgetreten wurde; doch bauten sie das Fort St. Georg erst 1643. Im Jahre 1664 traten ihnen die Portugiesen Bombay ab, und 1696 erkauften sie den Bezirk in Bengalen, wo jetzt Calcutta liegt. Dies waren die geringen Keime, woraus sich in der Folge der ungeheure, in die vier Präsidentschaften Calcutta, Allahabad, Madras und Bombay getheilte Länderbesitz Englands entwickelte. Alle indischen Fürsten begünstigten anfänglich den Handel der Europäer, weil sie sich dadurch theils viel baares Geld, vorzüglich aber die ihnen so wichtigen Kriegsbedürfnisse, Pulver, Gewehre, Kanonen, verschaffen konnten. Indeß waren die Fortschritte der Engländer nicht bedeutend; als aber der Handelsneid den Krieg zwischen ihnen und den Franzosen herbeigeführt und sie diese furchtbarsten Feinde gedemüthigt, begannen sie raschen Schrittes ihre Landbesitzungen durch Krieg und Verträge zu vergrößern. Am ersten und am leichtesten geschah dies von Calcutta aus in Bengalen und in Nord-Hindustan überhaupt. Indem sie

sich in die ewigen Fehden der Nabobs oder Fürsten mischten, gelang es ihnen bald, den Nabob von Bengalen in ihre Abhängigkeit zu bringen und sich ganze Provinzen von ihm abtreten zu lassen. Sie drangen nun bald als Bundesgenossen einzelner Fürsten, bald ihre eigene Sache führend, immer weiter vor, so daß schon 1764 der letzte regierende Großmogul sich ihrem Schutze überlieferte und sie nun Herren des ganzen Nordosten von Hindustan wurden. Nicht so leicht gelang es der Präsidentschaft Madras, ihre Besitzungen zu erweitern; sie fand an dem Raja oder Fürsten von Mysore, Hyder Ali, einen ebenso tapfern als einsichtsvollen Gegner. Hyder Ali, geb. 1718, hatte sich aus einem geringen Stande durch Tapferkeit und Talente zum Feldherrn und bald zum Beherrscher des Reichs Mysore in Dekan emporgeschwungen und sein Reich durch sehr ansehnliche Eroberungen über die Naïren auf der Küste Malabar bedeutend vergrößert. Er war ein großmüthiger und gerechter Fürst, der, soviel es seine beständigen Kriege zuließen, für das Wohl seiner Unterthanen sorgte und sehr richtig die Gefahr, die ihm von den Engländern drohte, erkannt hatte, weshalb er auch sich die Franzosen zu Freunden zu machen und von ihnen geschickte Officiere zur Bildung seines eigenen Heeres zu erlangen suchte. Als er sich hinlänglich gerüstet und ein mächtiges Bündniß mit mehreren indischen Fürsten und mit Frankreich geschlossen, brach der Krieg 1780 los, der im Ganzen nicht unglücklich für ihn ausfiel, obgleich mehrere seiner Verbündeten, von England bestochen und zum Theil besiegt, bald von ihm abfielen. Wenigstens verlor er nichts von seinen Besitzungen; er starb 1782. Sein Sohn Tippo Saïb hatte nur den Haß seines Vaters gegen die Engländer, aber keine von seinen Tugenden geerbt. Höchst fanatisch, grausam und unbesonnen reizte er die Engländer selbst zum Kriege, welche in Verbindung mit den Mahratten und dem Subah von Dekan ihn in drei Feldzügen überwanden, so daß er 1792 die Hälfte seiner Staaten theils an die Verbündeten, theils an England abtreten mußte. Dadurch nicht gebessert, ließ er sich in ein zu nichts führendes Bündniß mit der französischen Republik ein, die nicht im Stande war, ihn zu unterstützen, verwarf alle billigen Vorschläge Englands und begann auf's neue den Krieg, worin er bei der tapferen Vertheidigung seiner Hauptstadt Seringapatnam, welche mit Sturm erobert wurde, selbst den Tod fand. Nur ein kleiner Theil seines Reiches ward an die Nachkommen der früheren Fürsten, welche Hyder Ali verdrängt hatte, zurückgegeben, das Uebrige den englischen Besitzungen einverleibt. Mit den Mahratten brachen schon zu Ende des 18. Jahrh. langwierige Kriege aus, welche durch deren innere Uneinigkeit 1818 ihre gänzliche Unterwerfung herbeiführten, und fast allen übrigen bisher noch freien Staaten, die in den Kampf verwickelt wurden, ihre Unabhängigkeit raubte; nur die Fürsten von Sind und von Lahore erhielten sich vollkommen frei. Die Siege über die Birmanen, 1824—26, dehnten das Gebiet der Briten gegen Osten aus; minder glücklich waren die Kämpfe in Afghanistan, 1838—42, während deren auch die unterworfenen indischen Fürsten sich wieder zu regen anfingen, und die Folge ihrer Verschwörungen waren Kriege mit den Mahratten, dem Maharadscha von Scindia und den Emiren von Sind, welches 1843 gänzlich unterworfen und zu einer englischen Provinz gemacht wurde. Bald darauf brachen die tapferen Sikhs, im December 1845, plötzlich über

den Setledsch ins englische Gebiet ein, wurden aber ebenfalls nach einem kurzen und gefährlichen Kriege 1846 unterjocht. Der nördliche Theil ihres Landes nebst Kaschmir und Hasara ward einem Vasallen der englischen Compagnie zugetheilt, ein sehr fruchtbarer Strich zwischen dem Beas und Setledsch von ihr unmittelbar in Besitz genommen und das Uebrige einem Maharadscha unter großen Beschränkungen seiner Herrschaft übergeben. Zu den neuesten Erwerbungen oder „Einverleibungen", wie die Engländer statt „Eroberungen" sagen, gehören das Königreich Audh, früher von Pundschit Singh beherrscht, und das den Birmanen entrissene Gebiet Pagu, Erweiterungen, die, da die Engländer das Colonisiren verstehen und Civilisation und Cultur verbreiten, nur zum Glück der Bewohner dieser Landstriche ausschlagen können. So steht jetzt, mit Ausnahme einiger unbedeutenden indischen Fürsten, die ganze Halbinsel entweder unmittelbar unter englischer Hoheit oder wird doch von Fürsten beherrscht, welche gänzlich von den Engländern abhängen. — Im größten Theil des 18. Jahrh. war die englische Verwaltung höchst bedrückend und verderblich für ihre indischen Besitzungen; erst seit 1772 sind billigere Grundsätze angenommen worden. Mehrere der letzteren Gouverneure von Ostindien, namentlich die Lords Cornwallis, Teignmouth und Wellesley, haben sich durch Stiftung von gelehrten Schulen und Beförderung der Bildung unter den Hindus große Verdienste erworben; in der neuesten Zeit hat man sowohl von Seiten der Regierung als durch Vereine viel für die Ausdehnung des Unterrichts gethan und die Eingeborenen sind nicht mehr abgeneigt, die gelehrten und niederen Schulen zu benutzen. — Die Armee, durch welche diese ungeheure Ländermasse im Zaum gehalten wird, beträgt im Ganzen gegen 200,000 Mann, wovon aber kaum $1/8$ aus Engländern besteht; doch werden die eingeborenen Truppen in den höheren Chargen allein, in den niederen nur zum Theil von englischen Officieren commandirt. Die europäischen Truppen sind theils königliche, die etwa 20,000 Mann betragen, theils Truppen der Compagnie, etwa 10,000 Mann. Die eingeborenen Truppen der Compagnie bestehen aus etwa 170,000 Mann, welche aus allen Kasten ohne Unterschied angeworben werden; man nennt sie, nach dem persischen Worte Sipahi (Soldat), Sepoys (Sipoys) und rühmt ihre Tapferkeit, ihre Mannszucht und ihre Treue. Doch hat dieser Ruhm durch die im Jahre 1857 unter einem Theil derselben ausgebrochene Meuterei einen argen Stoß erlitten. Außerdem können noch an 24,000 Mann unregelmäßiger Truppen, meistens Cavallerie, im Nothfall aufgebracht werden. Der letzte große Aufstand der Sipoys, welcher 1859 als beendet betrachtet wurde, hat wohl mit dazu beigetragen, daß die Ostindische Compagnie die Herrschaft über Indien auf England übertrug. Schon am 1. Nov. 1858 hatte die Compagnie ihre Souveränetät über Indien an die Krone übertragen. Das Land befindet sich jetzt in einer neuen Entwickelungsepoche. Die Eisenbahnbauten sind in bestem Fortschritt, schon sind über 800 Meilen Eisenbahnen vollendet und das ganze Land ist mit einem großartigen Telegraphennetz überspannt.

Münzen. Maß.

An Goldmünzen hat man: a) Goldrupien, oder Mohur, von indischen Fürsten; sie haben den Werth von 33 Shilling 2½ Pence Sterl. oder etwa 2 Louisd'or; früher b) Pagoden, deren es sehr verschiedene giebt, von 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Sgr. an Werth.

Unter den Silbermünzen ist die allgemeinste die (Silber-) Rupie, man unterscheidet jedoch mehrere Arten: die gewöhnlichsten sind die Sicca-Rupie zu 20½ Sgr., die Current-Rupie zu nicht ganz 17½ Sgr., ferner seit 1835 die allgemeine Company-Rupie zu 19 Sgr. 2½ Pf. An Scheidemünzen hat man theils verschiedene kupferne, theils eine Art Porzellanmuscheln, Schneckenköpfe oder Kauri genannt, welche sich vorzüglich bei den malediwischen Inseln finden; ihr Werth beträgt kaum $1/_{12}$ Pfennig, indem 2560 Kauris = 1 Current-Rupie sind. — Im Großen rechnet man nach Lacks und Crores. Ein Lack Rupien ist gleich 100,000 Rupien oder 10,000 Pfd. St. und ein Crore hält 100 Lacks. — An Gewichten hat man den Bazar-Maund (= 82,135 Pfd. engl.) und den Factorei-Maund (= 74⅔ Pfd. engl. avoir du poids). — Die indische Meile (= 4000 Cubits à 18 engl. Zoll), Koß, ist nicht ganz ½ deutsche; 33 Koß, nach Anderen gar 47, gehen auf 1 Grad des Aequators.

Eintheilung. Topographie.

Das ganze Gebiet wird eingetheilt in: A. Unabhängige Staaten und B. Europäische Besitzungen. I. Britisches Indien und zwar a) unmittelbares und b) mittelbares Gebiet. II. und III. Französische und Portugiesische Besitzungen.

Wir beginnen mit dem „unmittelbaren Gebiet."

1. Die Präsidentschaft Bengalen oder Calcutta. Sie umfaßt auf 13,179 □M. nicht allein fast das ganze nordöstliche Hindustan, sondern auch noch einen Theil des nördlichen Dekan. Der Raum erlaubt nicht, die verschiedenen Abtheilungen dieses großen Regierungsbezirks einzeln anzugeben; wir müssen uns begnügen, hier, wie auch überhaupt in der Folge, nur die wichtigsten Oerter zu nennen. Einwohnerzahl: über 41 Millionen. — Die Hauptstadt von Bengalen und überhaupt der wichtigste Platz in ganz Vorderindien:

Calcutta (indisch Kallicotta), unter 22° 34′ n. Br. und 106° ö. Lg., an dem westlichsten Arme des Ganges, dem Hugly, etwa 10 M. von seiner Mündung, in einer ehemals öden und ungesunden, jetzt aber mit Landsitzen bedeckten Ebene. Sie ist die Residenz des Vicekönigs, welcher mit den ausgedehntesten Vollmachten alle Besitzungen der Engländer in Ostindien verwaltet, so daß ihm die übrigen Präsidentschaften gleichfalls untergeordnet sind, und der Sitz der höchsten Collegien, sowie die Residenz des Bischofs. Sie ist gänzlich offen, aber durch das an ihrem südöstlichen Ende gelegene, sehr starke Fort William, welches eine Besatzung von

15,000 Mann fassen kann, geschützt. Sie breitet sich von NW. nach SO. beinahe 1 M. in die Länge, und zerfällt in die weiße oder Stadt der Europäer, die schwarze oder Stadt der Hindus (Peltah), und die weitläufigen Vorstädte. Die weiße Stadt ist vollkommen schön, mit breiten, regelmäßigen, wohlgepflasterten Straßen, gebaut; sie zählt eine große Menge schöner Privatgebäude, Kirchen, auch Pagoden und Moscheen; das ansehnlichste Gebäude ist der Regierungspalast; der botanische Garten, einer der reichsten auf Erden, liegt auf dem westlichen Ufer des Flusses. Die schwarze Stadt, nördlich von der vorigen, zeigt nur wenige ansehnliche Gebäude, dagegen eine Unzahl enger und krummer Gassen und Häuser von Backsteinen, Lehm und Stroh. Die Vorstädte sind auf gleiche Weise gebaut. Die Zahl der Einwohner der Stadt mit den Vorstädten mag etwas über 1 Mill. Einw. betragen, wovon die Europäer schwerlich den 20. Theil ausmachen. Im Fort William befindet sich ein Collegium oder eine gelehrte Schule, und hier ist auch der Sitz der berühmten, für die Kenntniß Ostindiens so wichtig gewordenen asiatischen Gesellschaft (Asiatic society). Die Fabriken sind zahlreich und höchst bedeutend, und da der Hugly selbst für größere Seeschiffe Tiefe genug hat, so ist Calcutta zugleich die vornehmste Handelsstadt von Hindustan. Folgende Zahlen geben einen kleinen Begriff von der Größe des Handels. Das Jahr 1863 wies auf: Einfuhr 116½ Mill. Thlr. Ausfuhr 111½ Mill. Thlr. Das Fort William ist 1758 angelegt, und erst seitdem sind die daran stoßenden Städte mit reißender Schnelligkeit entstanden. — Die nahe gelegene Stadt Chandernagor, mit 32,000 Einw., gehört zwar seit 1816 wieder den Franzosen, steht aber unter englischer Hoheit und darf nicht befestigt werden. — Serampur, ebenfalls am Hugly, mit 14,000 Einw. — Andere wichtige Städte der Provinz Bengalen sind: Murschedabad am Hugly, mit 150,000 Einw. und sehr bedeutendem Handel; und Dacca, an einem östlichen Arme des Ganges, mit 600,000 Einw. und großen Mousselinfabriken. Weiter westlich am Ganges liegt, in Bahar:

Patna, mit 285,000 Einw., welche sich vorzüglich mit der Bereitung des Opium, des Indigo und der Verarbeitung von Baumwolle und Seide beschäftigen und einen sehr bedeutenden Handel führen. Sie ist übrigens ganz auf indische Weise, d. h. eng und schlecht, gebaut.

Aude, mit 8000 Einw., gilt als die älteste Stadt Indiens. Fyzabad oder Bangla, mit ca. 100,000 Einw.

2. Die nordwestlichen Provinzen oder die Präsidentschaft Agra oder Allahabad (4989 □M. mit 24 Mill. Menschen), nordwestlich von der vorigen. Der Sitz des Präsidenten ist Allahabad, am Zusammenfluß des Ganges und der Jumna, mit einer starken Festung und 72,000 Einw. Sie ist einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der Hindus; die Zahl der Pilger steigt oft über 200,000; auch hat sie einen unterirdischen Hindutempel. — Oestlich davon liegt am Ganges die alte, einst hochberühmte Stadt

Benáres; sie hat zwar, wie alle eigentlich indischen Städte, höchst enge, krumme, ungepflasterte Straßen, dagegen aber, was man sonst kaum irgendwo findet, sehr hohe Häuser. Sie ist der Hauptsitz der Brahminen, welche hier außerordentlich zahlreich sind, und hat noch eine berühmte indische

Schule. Die Stadt wimmelt von Bettlern, Fakirs und Pilgern und besitzt unzählige Tempel und Capellen. Die schönsten Gebäude sind einige Pagoden mit herrlichen, zum Flusse führenden Treppen und eine von Aurengzeb erbaute Moschee. Merkwürdig sind die zwar noch vorhandenen aber nicht mehr benutzten, in Stein mit der größten Genauigkeit gearbeiteten astronomischen Vorrichtungen, welche indeß kaum über 200 Jahre alt sein mögen. Benares ist ein Hauptplatz für den Handel, vorzüglich mit Edelsteinen. Unter den 186,000 Einw. befinden sich nur äußerst wenige Europäer.

Agra, an der Jumna (Dschamna). Einst war sie die Residenz Akbars des Großen und soll damals über 1 Million Einw. gehabt haben; jetzt ist sie von ihrer Größe so sehr herabgesunken, daß sie kaum noch 125,000 Einw. zählt. Von den vielen herrlichen Gebäuden, selbst von dem prächtigen Palast des Kaisers, sieht man nur noch die Ruinen. Doch sind die sogenannte Perlenmoschee, ganz aus milchweißem Marmor erbaut; ferner das prächtige Mausoleum, welches Schah Jehan seiner Gemahlin Nurmahal aus weißem Marmor errichtete, Taj-mahal genannt; ein schönes Thor von Granit und einige herrliche Grabmäler noch merkwürdig. Das höchst prachtvolle Mausoleum Akbars befindet sich beim Dorfe Skandri. — Das nämliche Schicksal hat die ebenso berühmte Stadt Delhi, an der Jumna, getroffen. Sie war im 17. Jahrh. der Mittelpunkt des großen Reiches des Großmoguls, und noch jetzt wird sie von den Abkömmlingen dieser Herrscherfamilie, unter britischer Aufsicht, bewohnt. Auch sie liegt größtentheils in Ruinen, und von den 2 Millionen Einw., die sie ehemals zählte, hat sie nicht viel über 300,000. Die schrecklichste Verwüstung erfuhr die Stadt durch Nadir Schah 1737. Dennoch enthält sie noch viele herrliche Gebäude; der sehr weitläufige kaiserliche Palast ist noch bewohnt; einige ihrer Moscheen zeichnen sich durch Schönheit aus, sowie auch die Brücke über die Jumna. Sie wird in die Stadt der Mongolen, welche die am besten gebaute ist, und die Stadt der Hindus getheilt. Hier wurden 1857, in Folge der unter den Sipahis (angeblich wegen der Verwendung eines Fettes zu Patronen, welches Brahmanen nicht berühren dürfen, wahrscheinlich aber wegen verweigerter Solderhöhung) ausgebrochenen Meuterei, sämmtliche europäische Officiere ermordet. — Saharampur, nördlich von Delhi, ist wegen eines schönen botanischen Gartens bemerkenswerth. — Hurdwar, in derselben Provinz, am Ganges, da wo er die letzte Gebirgsreihe verläßt, ist zwar an sich nur ein unbedeutender Ort, aber durch seine großen Messen, welche zuweilen an 2 Millionen Menschen (gewöhnlich aber nur 2—300,000) aus allen Gegenden Asiens herbeiführen, und als ein heiliger Ort der Hindus berühmt, wohin jährlich unzählige Pilger kommen, um im Ganges zu baden. Solcher Wallfahrtsörter giebt es in dieser Gegend mehrere, sowie man den Ganges weiter aufwärts verfolgt, und da sie schon in den höheren Theilen des Gebirges liegen, so wird die Reise in dem Maße für verdienstlicher gehalten, als sie beschwerlicher wird. Solche Oerter sind: Srinagur, die Hauptstadt der Provinz Gurwal, an dem Alacananda-Ganga; Gangoutri, am Fuße des Himalaya, wo der Baghirata-Ganga aus einem an 13,000′ hohen Berge hervorbricht. Der letzte und höchste dieser heiligen Oerter ist Badrinat, unter 30¾° Br. am Alacananda, mit einem der reichsten

Hindutempel; man rechnet an 2 Millionen Pilger, welche jährlich, trotz aller Beschwerden, hierher kommen. — In der Provinz Orissa, welche noch zu Bengalen gerechnet wird, liegt ein wo möglich noch berühmterer und besuchterer Wallfahrtsort, Jaggernat oder Jagannata, am Meerbusen von Bengalen, südlich von der Stadt Cuttack am Mahanuddy. Die Pagode, welche das Ziel der Andächtigen ist, gehört zu den staunenswürdigsten Werken altindischer Baukunst; sie ist aus Granit erbaut, 200′ hoch und ruht auf einem zu diesem Zweck vollkommen geebneten Granitfelsen. Die Zahl der Pilger soll trotz ihrer Abnahme in neuerer Zeit oft noch 100,000 übersteigen; 3000 Brahminen verrichten den Tempeldienst. Die Stadt, welche um die Pagode herum entstanden ist, heißt eigentlich Puri und liegt in einer öden, sandigen Gegend.

3. Die Präsidentschaft Madras. Sie umfaßt den größten Theil von Dekan, nämlich die ganze Ostküste, einen Theil der Südwestküste, und führt die Aufsicht über die mittelbaren oder Vasallenstaaten Dekans. Der Umfang ihres unmittelbaren Gebiets beträgt gegen 6046 □M., die Zahl der Einwohner 23,127,855. Sie besteht ebenfalls aus mehreren Provinzen, wovon wir nur die anführen, in welchen irgend bedeutende Oerter vorkommen.

In der Provinz Karnataka, welche die ganze Südostküste von Dekan begreift, liegt Madras, unter 13° 6′ n. Br., in einer nicht sonderlich fruchtbaren Gegend. Obgleich die Hauptstadt und der wichtigste Handelsort dieser Gegenden, hat sie nicht einmal eine gute Rhede, geschweige einen Hafen, woran es dieser Küste überhaupt mangelt. Sie besteht aus der sogenannten weißen und der schwarzen Stadt; jene prächtig gebaut und von Europäern, diese meist aus schlechten Hütten bestehend und von Hindus und Muhammedanern bewohnt. Der Haupttheil der weißen Stadt ist das Fort St. Georg, eine der stärksten Festungen in Indien, wo sich der Regierungspalast, die Episcopalkirche, die Münze, die Casernen und die meisten Waarenlager befinden. In der schwarzen Stadt, nördlich von der weißen, sind zwar viele Pagoden und Moscheen, doch keine ausgezeichnete; die Stadt ist zu neu. Der erste Grund ward 1640 gelegt, allein erst seit 1758 hat sie bedeutend zugenommen. Seit 1841 besteht hier eine Universität. Die Zahl der Einwohner wird auf 700,000 geschätzt. Der Handel ist höchst bedeutend. Eine Stunde südlich von Madras liegt der angenehme Ort St. Thomas oder Maliapur, von Portugiesen begründet und daher noch meist von solchen bewohnt. — Arkot, eine befestigte Stadt am Palar, war ehemals die Residenz eines Nabobs. Vellur, am nämlichen Flusse, ebenfalls befestigt, diente bis jetzt den Nachkommen Tippo Saïbs unter englischer Aufsicht zum Aufenthalt; sie sind aber, wegen eines unter den einheimischen Truppen ausgebrochenen Aufruhrs, nach Bengalen versetzt worden. — Das Dorf Mahabalipuram, an der Küste, ist durch seine vielen Ueberbleibsel eines hohen Alterthums merkwürdig. Am Strande stehen die Ruinen von 7 Pagoden, wovon die meisten vom Meere bedeckt und nur bei der Ebbe sichtbar werden; die letzte, auf dem heutigen Strande, wird doch noch vom Meere bespült. Außerdem befinden sich hier noch mehrere zu Tempeln und anderen Denkmälern ausgehöhlte Felsen. — Tanschur, eine befestigte Stadt am Cavery, wo noch jetzt der ehemalige

Raja von Tanschur wohnt. Sie hat viele Pagoden, eine Missionsanstalt und 80,000 Einw. — Negapatnam, einst eine Niederlassung der Holländer, seit 1783 im Besitz der Engländer, liegt am Meere an der Mündung des Cavery und hat wichtige Baumwollenfabriken und bedeutenden Handel. — Trisirapali oder (Tritschinapaly), am Cavery, mit 30,000 Einw., einer starken, auf einem kegelförmigen Felsen gelegenen Festung und einer Missionsanstalt. Bei der Stadt liegt ein Felsen, welcher zum Theil zu einer sehr heilig geachteten Pagode ausgehauen ist.

In der Provinz Mysore (spr. meißur) liegt die ehemalige Hauptstadt und Residenz Tippo Saïbs, Seringapatnam, in ungesunder Gegend auf einer Insel des Cavery. Sie zerfällt in drei Theile: die eigentliche Festung, welche jetzt verfällt, die Stadt selbst, und den Palast Hyder Alis nebst einem herrlichen Grabmal dieses Fürsten, in welches die Engländer auch den Leichnam seines Sohnes Tippo Saïb, der bei Vertheidigung seiner Residenz 1799 fiel, beigesetzt haben. Die Stadt mag 13,000 Einw. zählen und hat viel von ihrer ehemaligen Pracht und Einwohnerzahl (150,000) verloren.

In dem Nilgherrigebirge, einem Theil der westlichen Ghats, liegen die ihres lieblichen, den Europäern besonders heilsamen Klimas wegen berühmten Oerter Koimbatur und Utakamand.

In der Provinz Malabar, auf der Westküste: Cochin (kotschin), auf einer schmalen Landzunge, der östlich zur Seite ein trefflicher Hafen liegt, mit 30,000 Einw.; sie ist gut gebaut, stark befestigt und ein Haupthandelsplatz dieser Küste. Sie war die erste Besitzung der Europäer in Ostindien. Albuquerque eroberte sie 1503; die Portugiesen verloren sie an die Holländer 1663, und diese an die Engländer 1795. — Diamper, im Innern des Landes, ein kleiner Ort, berühmt durch die 1599 hier gehaltene Synode, auf welcher die hiesigen Christen gezwungen wurden, sich den Katholiken anzuschließen. — Calicut, am Meere; hier landeten die ersten Portugiesen 1498, und damals war sie die Hauptstadt eines mächtigen Fürsten, der Samorin genannt; Hyder Ali und Tippo Saïb verwüsteten und zerstörten die Stadt und die Gegend; doch hat sie sich unter der britischen Herrschaft gehoben und schon wieder 25,000 Einw. Nördlich davon liegt die stark befestigte Stadt Tellichery.

In der Provinz Canara, nördlich von der vorigen, liegt Mangalur, eine bedeutende Stadt am Meere, mit 12,000 Einw. Obgleich sie nur einen schlechten Hafen hat, treibt sie doch sehr wichtigen Handel, vorzüglich mit Reis.

In der Provinz der nördlichen Circars, auf der Ostküste, nördlich von Carnatik: Masulipatam, an der Mündung eines Armes des Kistna, mit einer Festung, einem mittelmäßigen Hafen und über 28,000 Einw., deren Fabriken in baumwollenen Zeugen, Indigo, Zucker, Rum u. s. w. sehr berühmt sind und die einen starken Handel treiben.

4. Die Präsidentschaft Bombay. Sie ist die kleinste von den vieren, und bis 1818 betrug ihr unmittelbares Gebiet nur etwa 500 □M. mit über 2 Millionen Einw., hat sich aber damals durch die über die Mahratten gemachten Eroberungen auf mehr als 3000 □M. mit 11 Mill. Einw. vergrößert. Jetzt 6479 □M. mit 12 Mill. Einw. Sie ist dem

Generalgouverneur in Bengalen untergeordnet, führt aber die Aufsicht über die im NW. der Halbinsel befindlichen Vasallenländer. Ihr unmittelbares Gebiet besteht in Folgendem:

Die Inseln Bombay und Salsette, unter 19° n. Br., dicht an der Westküste, werden nur durch einen schmalen Canal von einander getrennt, sind aber jetzt durch einen Damm vereinigt. Bombay, aus dem Portugiesischen Bom Bahia (gute Bay) gebildet, ist ein niedriges Sandeiland von noch nicht 2 □M., welches durch Dämme gegen die Fluthen geschützt werden muß. Die Engländer besitzen es seit 1661, wo es ihnen von den Portugiesen abgetreten wurde. Die Hauptstadt Bombay, (Freihafen) an der Südostspitze des Eilandes, hat den besten Hafen von Vorderindien, den einzigen, welcher Linienschiffe aufnehmen kann, daher auch hier die Hauptstation der englischen Marine und große Schiffswerfte, bei denen besonders Parsen beschäftigt sind. Das Fort, worin sich das Gouvernementshaus, die Gebäude der ehemaligen Ostindischen Gesellschaft, die Magazine und die Anlagen zum Schiffbau befinden, ist sehr stark. Die Stadt selbst, nach dem großen Brande von 1803 neu wieder erbaut, enthält viele Kirchen, Moscheen und Pagoden, doch keine ausgezeichnete. Die Einwohner, 670,000, bestehen aus Hindus, Muselmännern, Portugiesen, Juden und Parsen, welche letztere hier sehr wohlhabend sind; es werden hier nicht weniger als 19 Sprachen geredet. Bombay ist der Sitz einer gelehrten Gesellschaft. Die Stadt besitzt fast den ganzen Handel von Arabien und Persien und ist die Hauptniederlage des Pfeffers. Der Wassermangel und die Hitze machen den Ort ungesund für Europäer. Die erste Eisenbahn in Asien, von Bombay nach Panna, ist 1852 eröffnet worden. — Die Insel Salsette, nördlich von der vorigen, hat 10 □M. mit 50,000 Einw. Sie wurde 1773 den Briten von den Mahratten abgetreten. Ihr Boden ist sehr fruchtbar. Merkwürdig ist sie nur durch die von Menschen ausgehauenen Höhlentempel von Kennery, in einer Hügelreihe, welche die Insel durchzieht; noch bedeutender aber sind die ähnlichen Werke auf dem Eilande Elephantina, zwischen Bombay und Salsette.

Punah, vormals die Residenz des Peischwa der Mahratten, im O. der Ghats auf dem Hochlande von Dekan gelegen, mit 115,000 Einw., hat sich in neuester Zeit sehr verschönert; hier ist eine Sanskritschule und ein botanischer Garten.

Die Provinz Gujerat oder Guzurat. Sie liegt im äußersten NW. Vorderindiens und umfaßt theils den nördlichsten Theil der Westküste, theils die Halbinsel zwischen dem Meerbusen von Cutsch und dem Meerbusen Cambay. In beide ergießen sich eine Menge kleiner und zum Theil auch großer Flüsse, wie Nerbudda und Tapty, daher besonders in der Regenzeit die Umgegenden der Meerbusen sich in ungeheure Sümpfe verwandeln. Das Innere ist zum Theil sandig und hat nur wenige im Sommer vertrocknende Regenbäche; an der Ostküste ziehen sich Gebirge entlang. Seit 1818 haben die Engländer, welche bisher nur einen schmalen Küstenstreif um den Busen von Cambay besaßen, davon Besitz genommen. Die wilde Anarchie, welche hier unter den Mahratten seit mehr als 50 Jahren geherrscht, hat das Land sehr verödet. Haupterzeugnisse sind Baumwolle, Indigo, Taback und Opium. Unter britischer Hoheit bestehen hier noch

eine Menge kleiner Oberhäupter, die indeß weiter keine Erwähnung verdienen. Die Hauptörter dieser Provinz sind: Surate, 4 Meilen von der Mündung des Tapty in den Busen von Cambay, in einer sehr fruchtbaren Gegend. Diese sehr große Stadt, im Ganzen eng und schlecht gebaut, mit einer noch von den Mongolen gegründeten Citadelle, hat noch jetzt, obgleich sie sehr zurückgekommen, nächst Bombay den größten Antheil am Handel mit Arabien und Persien, sie zählt 134,000 Einw. Das merkwürdigste Gebäude in der Stadt ist wohl das vor mehr als 100 Jahren gegründete und reichlich ausgestattete Hospital für alte und kranke Thiere; man findet darin nicht allein Kameele, Pferde, Ochsen, sondern auch Affen, Schildkröten und sogar Ratten und anderes Ungeziefer, welche alle hier sorgfältig gefüttert werden. — Brotsch oder Barotsch, am Nerbudda, eine der stärksten, aber jetzt verfallenen Festungen Hindustans, mit etwa 33,000 Einw. In der Nähe, auf einer Insel des Nerbudda, befindet sich ein so ungeheurer Banianenbaum, den man schon über 300 Jahre lang kennt, daß an 10,000 Pferde unter ihm Platz fanden; in neuerer Zeit hat der Fluß einen Theil desselben weggerissen.

Die Provinz Cutsch, welche unter englischer Oberaufsicht steht, erstreckt sich westlich von der vorigen, zwischen dem Meerbusen von Cutsch und dem östlichsten Arm des Sind, und umfaßt etwa 500 □M. Nur die Süd- und Ostküste, welche mit niedrigen Bergen bedeckt sind, gestatten einigen Anbau; der ganze nördliche Theil, das Runn genannt, bildet in der Regenzeit einen unermeßlichen See, in anderen Jahreszeiten pestilentialische Sümpfe, Salzlachen und Sandflächen, fast ohne alle Vegetation, und hat die größte Aehnlichkeit mit einem Boden, auf welchem noch vor kurzem das Meer gestanden hat. Die Einwohner dieses traurigen und glühend heißen Landes (etwa 400,000), meistens Rasbuten, waren bisher unter viele kleine Oberhäupter vertheilt, lebten in ewigen Fehden unter einander und trieben nebenbei Seeräuberei. Dies hat eben die Briten bewogen, sich einiger Plätze in dieser Gegend zu bemächtigen, von wo aus sie ihren Einfluß auf die verschiedenen Fürsten geltend machen können. Der wichtigste Handelsplatz der Engländer ist Mandavie, mit einem guten Hafen.

Die große Provinz Ajmeer (adschmir). Sie erstreckt sich im N. der vorigen, zwischen den Wüsten Multans und dem Gebiete der Mahratten. Der bei weitem größte Theil derselben, der westliche, ist eine Sandwüste, worin es nur einige bewohnbare Oasen giebt; der südöstliche ist felsig und nicht unfruchtbar, doch ist der Anbau überall unbedeutend und der Wassermangel groß. Die Rasbuten sind hier das herrschende Volk, und ihre vielen kleinen Oberhäupter, die meistens auch Räuberei treiben, standen früher in der Abhängigkeit der Mahratten. Seit 1818 haben sich aber die Briten der Hauptstadt und eines kleinen Gebiets um dieselbe bemächtigt und führen von hier aus die Aufsicht über die kleinen Fürsten des Landes. Die Hauptstadt Ajmeer liegt in der Mitte des Landes, ist mit starken Mauern umgeben und hat außerdem noch eine Citadelle; sie hat sich unter der britischen Herrschaft schnell wieder gehoben. — Das ganze Land, welches die Aravullyberge zwischen Indus und Ganges durchziehen, führt nach seinen Einwohnern den Namen Radschputana und ist unter eine Menge

von Rajas vertheilt, die jetzt den Engländern unterworfen sind. Die wichtigsten Städte darin sind: Dscheipur, mit etwa 60,000 Einw., gut gebaut und mit einem festen Schlosse versehen. Dschudpur, die Hauptstadt von Marwar, sehr stark befestigt und ein wichtiger Handelsplatz, mit 60,000 Einw. Jesselmere, mit einem festen Schlosse.

5. Das Pundschab, Pandschab oder Pendschab oder das Land der fünf Flüsse genannt, weil es sich am Fuße des Himalaya zwischen dem Sind und seinen östlichen Nebenflüssen ausbreitet; der nördliche heißt Kohistan oder Bergland; jenseit des Indus liegt die afghanische Provinz Pischawa. Das Gebiet der Sikhs grenzt nördlich an Klein-Tübet, westlich an Afghanistan, südlich an die Provinz Ajmeer und östlich an Delhi, und umfaßt über 4723 □M. mit 14,794,600 Einw. Der nordöstlichste Theil des Landes ist durchaus gebirgig, der südwestliche eben und meist sandig; die Viehzucht, besonders die Pferdezucht, ist daher bedeutender als der Ackerbau. (Von dem Volke und seinen religiösen Meinungen ist schon in der Einleitung geredet.) Die Sikhs wurden von einer großen Zahl kleiner Häuptlinge, Sirdars, unter einem Oberhaupte regiert; die Verfassung war nicht so willkürlich und roh, als die der Mahratten, denen sie an Tapferkeit und Freiheitssinn wenigstens gleichkamen. Der Maha Radschah Rundschit Singh machte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts die Sirdare unterthan, gründete eine despotische Herrschaft und eroberte die Landschaft Kaschmir, die Festungen Attok und Multan sowie 1829 den Afghanenstaat Pischawar. Nach seinem Tode gaben Unordnungen im Innern und Grenzstreitigkeiten den Engländern zu einem Kriege (1846—1849) Veranlassung, welcher mit der Unterwerfung des Landes endete. Kaschmir wurde unter einen besonderen Fürsten gestellt.

Der Hauptort Lahore, Lahur, unter $31\frac{1}{2}^{0}$ n. Br., am Rawi, liegt in einer fruchtbaren Gegend. Er ist etwas befestigt und enthält prächtige Moscheen und einen schönen, von Granit erbauten Palast der alten mongolischen Kaiser; die Zahl der Einwohner soll noch immer an 96,000 betragen. Amritsir, ist der heilig geachtete Ort, wo der hohe Volksrath Gura Mata, welcher das Oberhaupt des Staats erwählt, seinen Sitz hatte. — Multan, am Tschenab, eine der ältesten Städte Indiens und berühmt wegen ihrer Seidenmanufacturen; sie zählt 80,000 Einw. — Attok (Taxila), eine Festung, welche der Sultan Akbar 1581 am Indus anlegte, ist in Verfall. — Der 1839 gestorbene oben genannte Beherrscher der Sikhs, Rundschit Singh (Singh = Löwe) hatte mit Hülfe eines ganz nach europäischer Art gebildeten Heeres seine Besitzungen durch Eroberungen sehr ausgedehnt.

B. Die von den Engländern mehr oder weniger abhängigen, schutzverwandten und Vasallenstaaten.

1. Der Staat von Oude (spr. aude). Nachdem dies Reich in der Revolution von 1857—1859 von den englischen Truppen förmlich erobert und der einheimische Regent abgesetzt, wurde das Königreich 1856 dem britischen Indien einverleibt. 1317 □M., 8 Mill. Einw. Die Hauptstadt Lucknow (Lukhnau) am Gumty, ist eine Stadt von 300,000 Einw., mit dem Palast und den Gärten des ehemaligen Fürsten und einer schönen Moschee, wobei ein schönes Grabmal der fürstlichen Familie. Im März

1857 wurde Lucknow von den englischen Truppen förmlich erobert. Bei dieser Gelegenheit mußte natürlich manches herrliche Monument der Baukunst stark beschädigt oder zerstört werden. Der Kampf um den Kaiserbag, das Schloß des Königs, war sehr heiß. Ein schwedischer Officier, von Hageby, welcher diesen Krieg mitgemacht, sagt von dem Kaiserbag, nachdem die englischen Truppen ihn genommen und er das wunderbare Gebäude besuchte. „Bei dem ersten Anblick so vieler Pracht verstummte ich. — Nicht in meinen süßesten Kinderträumen von den Wundern der Feenwelt hatte ich solch blendenden Glanz geahnet, noch viel weniger in der Wirklichkeit etwas gesehen, was sich damit vergleichen ließe, die Sage von der Insel Circe und der Grotte der Kalypso, von dem Krystallschlosse und den hängenden Gärten der Semiramis erschienen hier verdunkelt." — Viele der Herrlichkeiten wurden in diesem Kampfe zerstört, Vieles entführt. Oestlich davon liegt die durch die Schönheit der Frauen berühmte Stadt Feizabad, mit 100,000 Einw. Die ehemalige Hauptstadt Audh (Oude) ist in Verfall.

2. Die an sich sehr unbedeutende Rajaschaft Panna, in dem sogenannten Bundelkund in der Provinz Allahabad, bei deren gleichnamiger Hauptstadt, unter 24³/₄° n. Br., sich wichtige Diamantgruben befinden.

3. Der Staat des Nizam von Golconda oder Hyderabad (spr. heidrabad), der größte aller indischen Vasallenstaaten; er nimmt den ganzen nördlichen Theil des Innern von Dekan ein, wird südlich vom Kistna, nördlich von den Mahrattenstaaten und auf beiden Seiten von den englischen Besitzungen begrenzt. Er enthält an 4500 □M. mit 10 Mill. Einw. Ursprünglich war dieses Reich eine Provinz des Königreichs Golconda, welches Aurengzeb 1704 zerstörte. Er ließ das Land durch einen Subah oder Statthalter regieren; bald aber machten sich die Subahs oder Nizams unabhängig, werden aber jetzt von den Briten unter der strengsten Aufsicht gehalten. Der Fürst hat zwar ein kleines Heer, aber er darf keine fremden Officiere in seine Dienste nehmen, und mehrere englische Regimenter sind angeblich zu seinem Schutze in seiner Hauptstadt. Diese heißt Hyderabad und liegt am Mussi, einem linken Nebenflusse des Kistna, in einer öden Gegend. Sie enthält zwei fürstliche Paläste, viele Moscheen und Pagoden und 200,000 Einw., ist aber schlecht gebaut. Es giebt hier viele Diamantschleifereien. Die ehemalige Hauptstadt des Landes, Golconda, liegt nur etwa 1½ M. westlich von Hyderabad auf einem Berge; sie hat eine starke Festung, ist aber wegen der ungesunden Luft fast ganz verlassen. Bei dem Orte Raolconda, im Gebiete von Golconda, sollen die besten und ergiebigsten Diamantgruben sich befinden, wie denn überhaupt fast nur in dem Gebiete des Nizam Diamanten gefunden werden. — Im nordwestlichen Theile dieses Staats, in der Provinz Aurungabad, liegt die gleichnamige Hauptstadt mit 60,000 Einw. und vielen Fabriken; und beim Dorfe Ellur befinden sich jene merkwürdigsten aller Höhlentempel, wovon schon in der Einleitung gesprochen.

4. Der Staat des Raja von Nagpur oder des Bunslah, im NO. des vorhergehenden. Bis 1817 besaß der Raja, der zu den Mahrattenfürsten gehört, außer seinem jetzigen Gebiet noch die Provinzen Gundwana, Berar und Orissa, mußte aber, weil er sich in Krieg

mit den Engländern eingelassen, die Hälfte seiner Staaten abtreten und gerieth in völlige Abhängigkeit bis 1854, in welchem Jahre dieser Staat an England fiel. Seine Größe beträgt 3640 □M. mit etwa 3 Mill. Einw. Seine Hauptstadt Nagpur liegt an einem kleinen Flusse in einer schönen Ebene; sie hat ein Fort, worin der Palast des Raja, und 100,000 Einw., sonst aber nichts Ausgezeichnetes. Mehrere Gegenden dieses Staats, namentlich die nördlichen und östlichen Gebirge, welche die wilden Goands (spr. gohnds) bewohnen, sind noch wenig erforscht. — Zum Reiche der Mahratten gehörten sonst auch die Staaten von Holkar, im Thale des Nerbudda, und Guicowar oder Baroda in Guzurat.

5. Der Staat des Raja von Sattara erstreckt sich zwischen dem Gebiet des Nizam und den Ghats, zwischen den Flüssen Nira und Kistna, und enthält etwa 1 ½ Mill. Einw. Er wird von einem Mahrattenfürsten beherrscht, welchen die Engländer 1818 einsetzten, nachdem sie die Herrschaft des mächtigen Peischwa oder Oberhaupts der Mahratten zerstört. Die Residenzstadt Sattara ist unbedeutend. Die ansehnlichste Stadt des Raja ist Bejapur oder Bidschapur. Zur Zeit Aurengzebs soll sie an 1 Million Einw. gehabt haben; jetzt ist diese Zahl zwar sehr geschwunden und ein großer Theil der Stadt verfallen; doch hat sie noch eine starke Festung in ihrer Mitte und viele schöne Moscheen und Grabdenkmäler, und 40,000 Einw. Dieser Staat oder besser diese Provinz ist seit 1848 englisch.

6. Der Mahrattenstaat des Scindiah. (Von den Mahratten, ihren Eigenthümlichkeiten und Schicksalen ist schon in der Einleitung geredet.) Der einzige noch ganz unabhängige Mahrattenstaat war bis zum Jahre 1844 der des Maha Raja (d. h. Großraja) Scindiah, wo auch er sich den Engländern unterwerfen mußte. Er zieht sich im nordwestlichen Theile von Hindustan in höchst unregelmäßiger Gestalt von der Jumna bis zum Nerbudda und Taptyhin, und umfaßt Theile der Provinzen Agra, Malwah und Kandesch. Sein Flächeninhalt beträgt 1850 □M., die Volksmenge über 4 Millionen. Die Regierung ist wie in allen Mahrattenstaaten höchst drückend und räuberisch, so daß jährlich Tausende der armen Landleute sich in die Gebiete der Briten flüchten. Die Stadt Udschen, in Malwah, welche schon in den Puranas beschrieben wird, gehört zu den heiligen Oertern der Hindus und soll 84 Pagoden enthalten; die Zahl der Einwohner soll über 100,000 betragen. Die Hauptstadt ist Gwalior, mit etwa 30,000 Einw., eine der bewohntesten indischen Festungen, auf einem isolirten Sandsteinfelsen mit senkrechten Wänden. Die Engländer haben die Festung 1779 und 1803 genommen, 1844 wurde auch dieser Staat ein Vasallenstaat der Briten.

7. Der Staat Sind oder Sindhi,*) am unteren Laufe des Sind, zwischen Beludschistan und Cutsch, Lahur und dem Meere. Er umfaßt an 2500 □M. Der Sind durchströmt das Land in seiner ganzen Länge und bildet an seiner Mündung ein großes Delta, welches aber nur

---

*) Dieser Staat gehört zur Präsidentschaft Bombay. Seit 1843 haben die Briten ihn erobert.

aus öden, unfruchtbaren Sandinseln und Morästen besteht. Die Einwohner, etwa 1½ Million, sind zwar der Hauptmasse nach Hindus, aber das herrschende Volk sind die Talpuris, ein Beludschenstamm, welche seit 1779 sich von den Afghanen unabhängig gemacht haben. Mehrere Amirs oder Emirs herrschten bisher gemeinschaftlich, wobei der älteste den Vorsitz führte; später kam die Gewalt in die Hände von nur zweien. 1844 machte jedoch die Ostindische Compagnie ihrer höchst drückenden militärisch despotischen Regierung ein Ende, wodurch dieselbe ihre Herrschaft über den unteren Indus ausdehnte. — Zu bemerken sind:

Haidrabad (Heidrabad), die Hauptstadt, auf einer Insel des Sind, mit einer Citadelle und etwa 20,000 Einw. Wichtiger ist die Handelsstadt Tatta, südlicher, am rechten Ufer des Sind, mit 20,000 Einw. Am Meere liegt Kuradschi, mit 22,000 Einw., einer Citadelle und einem mittelmäßigen Hafen. Schikarpur, westlich vom Indus, ist eine ansehnliche Stadt, die starken Handel treibt.

8. Der Staat von Mysore (meißur). Aus den Trümmern des Reiches Tippo Saïbs bildeten die Engländer diesen kleinen Staat und übergaben ihn einem Raja aus dem älteren Herrscherstamme, welchen Hyder Ali verdrängt hatte. Seit 1833 wird er von der Präsidentschaft Madras verwaltet. Das Gebiet liegt, ganz vom britischen umgeben, in der Mitte der Halbinsel, zwischen dem 12 und 15° n. Br. und enthält auf 1470 □M. gegen 3 Millionen Einw. Die Hauptstadt Mysore, nur 1½ M. südlich von Seringapatnam, ist erst ein unbedeutender Ort mit einem Fort, fängt aber an sich zu heben, seit der Raja dort wohnt. Größer und bedeutender ist die befestigte Stadt Bangalur, mit 60,000 Einw., die nicht unbedeutende Fabriken unterhalten und ausgedehnten Handel treiben. Auch bildet die Stadt eine Hauptstation der britischen Militärmacht.

9. Der Staat des Raja von Travancore nimmt den südlichsten Theil der Küste Malabar vom Cap Comorin bis gegen Cochin ein und wird östlich durch ein waldiges, schwer zugängliches Gebirge begrenzt. Der Boden an der Küste ist meist sandig, bringt aber viel Pfeffer und andere Gewürze hervor. Die Zahl der Einwohner mag über 1 Million betragen, worunter $1/_{10}$ Christen, theils Katholiken an der Küste, theils syrische oder Thomaschristen im Innern. Der Raja ist der einzige von den einst so mächtigen Naïrenfürsten, welcher bis auf die neueste Zeit seine Unabhängigkeit erhalten hatte. Die alte Hauptstadt Travankur und die neuere Trivandrum, mit ca. 20,000 Einw., nahe dem Cap Comorin, sind unbedeutend.

10. Der kleine Staat Cochin (kotschin), nördlich von dem vorigen, mit etwa 350,000 Einw. Bis 1824 behaupteten die Holländer die Oberhoheit des übrigens unbedeutenden Landes, dessen Hauptstadt Cochin von den Engländern besetzt und für den Schiffbau besonders geeignet ist.

11. Das kleine Fürstenthum Sikkim in dem Berglande zwischen Nepal und Bhutan, am Südabhange des Himalaya, mit der gleichnamigen Hauptstadt, hat sich seit 1816 unter britischen Schutz gestellt.

12. Der Staat der Sikhs mit den Provinzen Kaschmir und Kohestan. Er liegt zwischen 33 und 35° n. Br. und 91 bis 94° ö.

Lg., nördlich und östlich von dem prächtigen Bogen der Himalayakette, südlich von einem die Sehne jenes Bogens bildenden Gebirgszuge, und westlich vom Sind, welcher hier zwischen Himalaya und Hindukho in südlicher Richtung durchbricht, eingeschlossen. Von O. nach W. wird es vom Behut (Jelum, Hydaspes) durchströmt, welcher den See Uller durchfließt, dann in südlicher Richtung die Gebirgskette durchbricht und sich in der Ebene Indiens mit dem Tschenab vereinigt. Unzählige Bäche und Waldströme, welche in den herrlichsten Fällen von dem Hochgebirge herabstürzen, vereinigen sich mit ihm. Im NO. der Stadt Kaschmir liegt der See Dal, welcher von den Dichtern hochgefeiert ist. Kaschmir ist das berühmteste Paradies der Welt bei den orientalischen Schriftstellern und wird gewöhnlich für die Wiege der ältesten Geschichte Asiens gehalten; man hat dahin selbst den Ausgangspunkt des Menschengeschlechts gelegt. Die Hindus suchen hier die Heimath ihrer Brahminen, die Chinesen das Vaterland des Fohi, die Muhammedaner halten es für den Wohnsitz der ersten Menschen. Die Ebene dieses höchst fruchtbaren Thales prangt mit allen Blumen und Früchten der gesegnetsten Gegenden des südlichen Europa; nur indische Früchte gedeihen hier nicht, und das heitere und milde Klima ist das Entzücken aller derer, welche aus der Gluthhitze Indiens oder den dürren Gegenden Persiens kommen. Obgleich die Natur es beinahe unzugänglich gemacht hat (nur wenige, höchst beschwerliche Bergpässe, vorzüglich auf der Südseite, führen dahin), hat es dennoch von jeher die Habsucht der Eroberer gereizt, und die friedlichen Bewohner haben schon seit vielen Jahrhunderten fremden Herrschern gehorchen müssen. Zuletzt war es im Besitz der Mongolen, welche Indien beherrschten und deren Fürsten hier den größten Theil des Jahres zubrachten; seit 1747 hatten sich die Afghanen des Landes bemächtigt, welche 1819 den Sikhs weichen mußten. Das Land wurde dem Pendschab einverleibt und durch einen Statthalter des Maharadschah regiert. Nach dem Tode des Rudschit Singh 1839 fiel es laut Vertrag von Lahore als Kriegsentschädigung an die Briten. Diese überließen jedoch das Gebiet 1846 gegen einen zu zahlenden Tribut an Ghulab Sing. Nach Einverleibung des Pendschab in das angloindische Reich 1849 verblieb Kaschmir dem Maharadschah Ghulab Sing bis zu dessen Tode 1859. Seit 1859 steht das Land unter dem Sikhfürsten Bir Sing. Die Einwohner sind indischen Stammes und gehören zu den schönsten der kaukasischen Race. Ihre Sprache ist mit dem Sanskrit verwandt, die persische ist die Dichtersprache. Lange Zeit behielten sie den alten Naturdienst der Indier bei, und noch jetzt ist das Land mit den Trümmern ihrer Tempel bedeckt; Brahmaismus und der Islam sind die herrschenden Religionen. Die Einwohner von Kaschmir sind schön, stark, gewandt, sehr gewerbfleißig, aber durchaus unkriegerisch. Der Anbau des Landes ist vortrefflich, in den Ebenen und Thälern herrscht der Ackerbau, in den schön bewaldeten Gebirgen die Viehzucht. Die Platane, die hier vorzüglich gedeiht, ist wegen ihres Schattens der Lieblingsbaum der Einwohner. Der Hauptgegenstand der Industrie sind wollene Zeuge, vorzüglich die weltberühmten Shawls, Schals (Shala), wovon früher jährlich auf 16,000 Webestühlen (jetzt vielleicht kaum die Hälfte) an 80,000 Stück verfertigt wurden und die schönsten nach Europa gehen. Die Wolle dazu liefert eine

Ziege, welche unter den gröberen Haaren einen feinen Flaum erzeugt, welcher allein zu diesen Zeugen gebraucht wird; ob sie in Kaschmir einheimisch, ist ungewiß; die beste Wolle dieser Art kommt aus Tübet. Der Webestuhl ist sehr einfach, aber die Arbeit äußerst kunstreich; Alles wird mit Webeschiffen und hölzernen Nadeln gemacht, wovon jede einen Faden von besonderer Farbe hat. An einem schönen Shawl sind 3 oder 4 Arbeiter zugleich beschäftigt, und die Arbeit rückt kaum um ¼ Zoll täglich vor; bei der Arbeit ist die rauhe Seite nach oben gekehrt. Die besten Shawls (und es giebt deren, welche mit den Zöllen und Abgaben einen Werth von 1000 Thalern erhalten) werden ungewaschen versendet und meist auch so getragen. — Kaschmir versieht einen Theil von Indien mit den hier fehlenden Trauben und Melonen, welche in Körben über die Grenze getragen werden. — Das Land, 30 Meilen lang von O. nach W., 15 bis 20 breit, umfaßt über 800 □M., worauf in Folge der Cholera und barbarischer Herrschaft kaum noch 700,000 Einw. leben. Der Hauptort

Kaschmir, oder in älteren Zeiten **Sirinagur** (eigentlich Srînagara, die heilige Stadt, nicht mit einem gleichnamigen Orte am Fuße des Himalaya am Ganges zu verwechseln), liegt in der größten und schönsten Ebene des Landes und wird vom Behut durchströmt. Sie ist tief gesunken und soll nur noch 60,000 Einw. haben, aber keine bedeutenden Gebäude; die Paläste der Großmoguln sind längst in Ruinen verfallen. Die meisten Häuser sind hier und im ganzen Lande von Holz, oft mehrere Stockwerk hoch, eine Seltenheit im Orient; die flachen Dächer sind wieder mit Erde bedeckt und bieten den schönsten Blumenflor dar. Hier werden auf 6000 Stühlen die schönsten Shawls gemacht; außerdem Papier, lackirte Waaren und schöne Essenzen. Im Norden der Stadt sieht man noch die verfallenen Prachtgebäude und Gärten, **Schah-limar** genannt, am Ullersee, wo die ehemaligen Mongolenherrscher im Sommer residirten.

Ladak (tübetanisch **La-dags**) oder **Marjul**, d. h. Tiefland oder Rothland auch **Chatschanpa** = Schneeland genannt, wurde sonst auch zu Kleintübet gerechnet. Früher von China abhängig, gehört es wie auch **Balti** zu den selbstständigen, aber von der indobritischen Regierung abhängigen Staaten. Es liegt zwischen 32° 25′ und 35° 10′ n. Br., 93° 10′ und 96° 50′ ö. Lg., und umfaßt etwa ein Gebiet von 1400 □M. mit 130,000 Einw. Das eigentliche Ladak wird im W. von Kaschmir und Balti, im S. vom Himalaya, im N. vom Karakorum und im O. vom chinesischen Tübet begrenzt. Das Land ist wegen seiner hohen Berge wenig fruchtbar, doch gedeihen von Obstarten bis zu einer Höhe von 13,000′ noch Aepfel, Aprikosen, Wallnüsse, Maulbeeren. Von Nährpflanzen: Weizen, Gerste, Buchweizen, Erbsen, Rüben. Die Thierwelt ist ähnlich wie in Tübet. Die Bewohner des Landes sind gleicher Abkunft mit den Tübetanern, der Religion nach **Buddhisten**, die Sprache ist tübetanisch.

Die Hauptstadt Le liegt in 34° 8′ n. Br. und 77° 14′ ö. Lg. von Greenwich in einer Höhe von ca. 11,300 engl. Fuß. Die Zahl der Einw. mag sich auf 4000 Seelen belaufen, Handelsartikel ist Kaschmirwolle. Nordwestlich von Ladak liegt:

Balti bei den Eingeborenen selbst **Iskardo** auch **Palolo** oder **Balor** genannt. Das Land ist von unsicherem Umfang, deshalb Ein-

wohnerzahl und Größe nicht anzugeben. Die Hauptstadt Iskardo am oberen Indus in einer Höhe von 7000′. Im W. ist Balti von dem uns noch sehr wenig bekannten Kafiristan begrenzt.

C. Der unabhängigen, zu Vorderindien gerechneten Staaten giebt es nur noch zwei:

1. Der Staat Nepal (Nepaul) oder Nipal. Er wird nördlich von Tübet, östlich von Bhutan, westlich und südlich von dem britischen Hindustan begrenzt und umfaßt über 2580 □M. mit etwa 2 Millionen Einw. Es ist ein von O. nach W. gestrecktes, hochliegendes Alpenthal, nördlich von der höchsten Himalayakette und südlich von einer minder hohen Gebirgsreihe, die es vom eigentlichen Hindustan trennt, eingeschlossen; östlich verengt es sich, westlich erweitert es sich mehr; doch ist auch das Innere noch von kleineren Gebirgen durchzogen. Das Land ist überhaupt stark bewaldet und schön bewässert, das Klima milde und gesund. Die Einwohner sind größtentheils Mongolen, welche zum Theil sich mit Hindus vermischt haben und zur Religion Brahmas bekennen; auch wohnen unter ihnen Stämme tübetanischer Abkunft, welche Buddhisten sind. Das Land ist eine despotische Erbmonarchie, seit 1792 dem chinesischen Kaiser tributpflichtig. Die Hauptstadt des Landes ist Katmandu, in einem dicht bevölkerten Thale, mit vielen hölzernen Tempeln, Häusern von Backsteinen und einem unbedeutenden Palast des Raja; sie hat 20,000 Einw. Gorkha, der Stammort der regierenden Dynastie, mit 20,000 Einw., liegt östlich davon.

2. Das Königreich Bhutan, zwischen Tübet und der Präsidentschaft Bengalen, 1000 □M. mit vielen Riesenbergen in der nördlichsten Schneekette; 700,000 Einw. Der Fürst, welcher den Titel Dharma Radscha führt, steht unter der Oberhoheit der beiden Großlamas von Tübet. Tassisudon, Hauptstadt, worin allein 1500 buddhistische Mönche wohnen.

Anmerkung. Wir haben es für zweckmäßig gehalten, in dem vorstehenden Abschnitt nur verbessernd einzugreifen, die Aufzählung der abhängigen und unabhängigen Staaten ist jedoch nicht mehr ganz correct.

Die unabhängigen Staaten sind:

1) Die Länder Tschitral, Jasan, Gilgit, Tschilas u. a. zwischen Balti im Osten, dem Pendschab im Süden, Kafiristan im Westen und der chinesischen Provinz Yarkand im Norden.

2) Kaschmir. 3) Nepal. 4) Sikhim. 5) Bhutan.

Die wenigen Punkte, welche andere Europäer als die Engländer auf den Küsten Vorderindiens besitzen, sind folgende:

a) Den Portugiesen gehören:

Das Gebiet von Goa, auf der Westküste zwischen 15 und 16° n. Br., mit einem Flächeninhalt von 73 □M. und gegen 410,000 meist zum Christenthum bekehrten Hindus. Die Stadt Goa, einst der Hauptsitz der portugiesischen Macht in Ostindien, hat eine so glückliche Lage, daß

sie bei größerer Betriebsamkeit der Portugiesen den ausgebreitetsten Handel haben könnte. Sie liegt auf einer kleinen Insel an der Mündung des Flusses Mandawa, ist stark befestigt und der Sitz des Erzbischofs Primas von Indien, hat aber nur wenige hundert Einwohner (im 16. Jahrh. an 200,000), da die ungesunde Luft die meisten nach Villa nova de Goa, eigentlich Pangi, an der Mündung desselben Flusses, auf einer kleineren Insel, getrieben hat. In Alt-Goa sieht man außer einigen Kirchen und Klöstern fast nichts als Trümmer von Häusern; auch der ehemalige Palast Albuquerques ist verfallen. In der ehemaligen Jesuitenkirche zeigt man noch das prächtige Grabmal des h. Franciscus Xaverius. Die neuere Stadt, viel schöner und regelmäßiger als die alte gebaut, ist der Sitz des Vicekönigs und aller Behörden, hat einen sehr guten Hafen, der selbst Kriegsschiffe aufnehmen kann, und etwa 19,000 Einw. Goa ward 1510 von Albuquerque erobert.

Die kleine Insel Diu, an der Südspitze der Provinz Guzerate. Sie ist ganz felsig, unfruchtbar und hat kein Quellwasser. Die Portugiesen erwarben sie 1516 und erbauten 1536 die Stadt und das Fort Diu, welche sie in den berühmten Belagerungen von 1539 und 1545 heldenmüthig vertheidigten. Die Stadt hat einen trefflichen Hafen, ist aber ganz herabgekommen. — Endlich die kleine Stadt Damaun (Damao), am Busen von Cambay. Sie ward 1531 von den Portugiesen erworben, hat einen mittelmäßigen Hafen, aber kaum 6000 Einw., welche vorzüglich Schiffbau treiben.

Das sind die geringen Ueberbleibsel der bedeutenden Macht, welche einst die Portugiesen hier besessen.

b) Die Franzosen besitzen etwa 9 □M. mit 230,000 Einw., nämlich:

Das kleine Gebiet von Pondichery (indisch Pudukeri, d. h. Neustadt), auf der Küste Koromandel, unter 12° n. Br., ein flacher, sandiger Küstenstrich. Die Stadt Pondichery ist regelmäßig und gut gebaut, hat nur eine mittelmäßige Rhede und 20,000 Einw.; sie erwarben die Franzosen 1672 und hatten sie stark befestigt. Die Engländer, welche sie mehrere Male erobert, gaben sie endlich 1817, doch als einen offenen Ort, zurück. Die Stadt ist, wie gewöhnlich in Indien, in eine weiße und eine schwarze Stadt getheilt. — Die Stadt und das Gebiet von Carical, in Karnatik an derselben Küste, an einem Arme des Cavery. Die Stadt hat etwa 15,000 Einw. Weder Pondichery noch Carical haben einen Hafen. — Auf der Küste Malabar endlich die Stadt Mahé, mit einem mittelmäßigen Hafen und 6000 Einw., die sich vorzüglich mit dem Pfefferhandel beschäftigen. Von Chandernagur in Bengalen ist oben die Rede gewesen.

Die Dänen besaßen, seit 1620, die Stadt und das Gebiet von Trankebar, auf der östlichen Küste. Die Stadt liegt zwischen zwei Armen des Cavery und hat ein Fort, Dansburg; sie besitzt einen mittelmäßigen Hafen, 12,000 Einw. und ist der Hauptsitz der dänischen Missionsanstalten. Serampur oder Frederiksnagor, in Bengalen, seit 1755 dänisch, ist oben erwähnt. Im Jahre 1845 gingen diese Colonien durch Kauf an die Englischostindische Compagnie über.

Zusammenstellung der einzelnen Landestheile Indiens.

Vorderindien.

	Deutsche Quadratm.	Bewohner 1861.
Provinzen unter dem Generalgouverneur von Indien	8012	14,165,161
Bengalen	13,179	41,498,608
Nordwest-Provinzen	5,479	30,110,497
Punjab (Pendschab)	4,723	14,794,611
Madras	6,046	23,127,855
Bombay	6,479	11,937,512
Britisch-Indien	43,918	135,634,244
Einheimische Staaten von Vorderindien	29,596	51,542,930
Französische und portugiesische Besitzungen	59	517,149
Vorderindien mit den britischen Besitzungen in Hinterindien	73,573	187,694,323
Ceylon	1,162	1,919,487

2. Hinterindien,

oder die Halbinsel jenseit des Ganges. (India extra Gangem.)

Dies an 35,320 □M. große, von der Natur überreich begabte Land gehörte bis in neuere Zeiten für uns noch zu den unbekanntesten Theilen der alten Welt; durch Engländer, Deutsche und Franzosen, wie Yule, Bastian, Mouhot u. a. haben sich unsere Kenntnisse zwar bedeutend erweitert, doch bleibt hier dem eifrigen Forscher und Entdecker noch ein sehr weites Feld für seine Thätigkeit; nur einige Punkte der Küste und die an den Mündungen der großen Flüsse gelegenen Städte sind von Europäern besucht worden. Die zur Halbinsel gehörigen Länder erstrecken sich mit sehr unbestimmten nördlichen und östlichen Grenzen, etwa vom 25 bis zum 1° 15′ n. Br., wo die Vorgebirge Buro und Romania (1° 22′ Br.) die südlichsten Spitzen Asiens bilden; westlich werden sie vom Bengalischen Meerbusen und der Straße von Malacca, welche die Halbinsel von der Insel Sumatra trennt, bespült; östlich aber von dem Chinesischen Meere, welches hier die großen Meerbusen von Siam und von Tonkin bildet. Die langgestreckte Halbinsel Malacca mit Sumatra und den folgenden Inseln zusammen stellt eine nur durch schmale Meeresstraßen unterbrochene Verbindung Asiens mit Australien her, ähnlich wie die Landenge von Panama das nördliche und südliche Amerika verbindet. Von der Beschaffenheit des Innern wissen wir nur, daß sich hier eine bedeutende Zahl der größten Ströme, deren Namen und Lauf schon in der Einleitung zu Asien angegeben sind, von N. nach S. ergießen und das Ganze, wie es scheint, in ebenso viele große Thäler theilen. Die meisten dieser Flüsse haben regelmäßige Ueberschwemmungen, wodurch die Fruchtbarkeit ihrer Ufer bis ins Unglaubliche gesteigert wird. Von dem Laufe und Zusammenhange der Gebirge im Innern oder an den nördlichen und östlichen Grenzen wissen wir wenig Sicheres. Das aber wissen wir, daß sich hier die höchste Blüthe der tropischen Vegetation entwickelt. Die dicksten Wälder der herrlichsten Bäume

bedecken die Gebirge, alle tropischen Früchte erreichen erst hier die größte Vollkommenheit; die Wälder enthalten eine große Menge der größten und reißendsten Thiere: der Elephant, das Rhinoceros, der Königstiger scheinen hier ihre Heimath zu haben; große Affen und bunte Vögel bevölkern außerdem die Wälder. Die Flüsse und das Meer sind außerordentlich reich an Fischen und Schalthieren. Gold findet sich im Sande vieler Flüsse, auch Silber, Eisen, Kupfer und Blei sind vorhanden; Malacca liefert besonders das reinste Zinn, unter dem Namen Kalin bekannt. Hinterindien ist eine wahre Fundgrube aller bunten Edelsteine; nirgend finden sich so schöne Rubine, Saphire, Topase u. s. w.; ferner hat es einen außerordentlichen Reichthum an Naphtha. Die größtentheils weit hinauf schiffbaren Flüsse bilden außerdem noch die trefflichsten Häfen an ihren Mündungen, woran es Vorderindien so sehr mangelt. Desto trauriger ist das Schicksal des Menschen in diesem so gesegneten Lande; nirgend vielleicht zeigt sich der Despotismus und die davon unzertrennliche blutige Zwietracht so furchtbar, als hier. Von dem Charakter der einzelnen Völker der Halbinsel werden wir bei den verschiedenen Staaten reden; hier genüge es zu sagen, daß die ganze Halbinsel, wie politisch so auch in Hinsicht auf die Menschenart, in zwei Hälften zerfällt: eine westliche, worin mehr der malayische Charakter, und eine östliche, worin der chinesische vorwaltet; doch scheint im Allgemeinen der natürliche Typus ein Mittelglied zwischen der mongolischen und der malayischen Race zu bilden und sich mehr der ersteren zu nähern. Man schätzt die gesammte Bevölkerung auf 30 Mill. Die Industrie ist gering und beschränkt sich auf baumwollene und Seidenzeuge, einige Metallarbeiten, Töpferei und Schiffbau.

Eintheilung und Topographie.

Die ganze Halbinsel besteht jetzt aus fünf von einander unabhängigen Staaten, wozu noch die Besitzungen der Engländer an der Westküste kommen. Im äußersten Norden finden wir:

1. Das Reich Assam oder Ascham, der nordwestlichste Theil der Halbinsel; früher von den Birmanen unterjocht, steht es seit 1826 unter englischem Schutze. Es wird nördlich von Bhutan, westlich von Bengalen, südlich und östlich von dem Reiche der Birmanen begrenzt; der Flächenraum wird auf 1040 □M., die Zahl der Einwohner nur auf 1 Million angegeben. Das ganze Land ist ein weites, von Gebirgen eingeschlossenes Thal, welches der Bramaputra durchströmt, welcher eine sehr große Menge von kleineren Flüssen aufnimmt; der Boden ist oft überschwemmt, sehr fruchtbar, das Klima das des nördlichen Bengalens, aber der Feuchtigkeit wegen den Europäern nachtheilig. Assam ist reich an schönen Waldungen; es hat mehrere Baumarten, auf welchen sich die Art Blattlaus findet, welche das Gummilack, eine rothfärbende Substanz, producirt, die vorzüglich hier gewonnen wird. Erst vor kurzem hat man entdeckt, daß der Theebaum in Oberassam nicht allein wild wächst, sondern auch von den Eingeborenen in ausgedehnten Pflanzungen gezogen wird. Gold wird in mehreren Flüssen ziemlich häufig gefunden; auch kommen Eisen, Silber und

Kohlen vor. Die Seidenzucht und Seidenweberei sind beträchtlich. Die Einwohner sind Hindus; doch sollen sie kriegerisch sein. Das Land wird von einem Raja beherrscht; aber die vielen kleinen Oberhäupter unterhalten ewige Fehden unter einander. Die Hauptstadt und Residenz des Raja, Dschorhati, ist zwar groß, aber durchaus schlecht gebaut. Gowahati am Bramaputra ist der einzige Ort, welcher Stadt genannt zu werden verdient. Im Südwesten erhebt sich das Garrowgebirge, dessen rohe Einwohner unter vielen eigenen Rajas stehen.

2. Das Reich der Birmanen. Es nimmt den bedeutendsten Theil vom Westen der Halbinsel ein; doch lassen sich die Grenzen, besonders gegen Osten, durchaus nicht genau bestimmen; es reicht vom $19\frac{1}{2}$ bis $27\frac{1}{2}^{\circ}$ n. Br. Die Größe beträgt etwa 7500 □M.; die Einwohner mögen die Zahl von 3 Millionen erreichen. Das Land hat seinen Namen von dem herrschenden Volke. Das Reich in seiner jetzigen Gestalt besteht erst seit 1756. Bis dahin gab es in diesen Gegenden ein Reich Arrakan, ein Reich Ava (das ursprüngliche Reich der Birmanen) und ein Reich Pegu. Letzteres hatte sich im 16. Jahrhundert von Ava unabhängig gemacht und endlich in ewigen Kriegen, die bis ins 18. Jahrhundert dauerten, 1753 sogar Ava unterworfen. Ein Mann von geringer Herkunft, Alompra genannt, befreite indeß sein Vaterland von dem Joche der Peguaner, schwang sich auf den Thron und unterwarf sich sogar zuletzt Pegu und Arrakan. Er ist der Stifter der jetzt herrschenden Dynastie. Wie weit sich die Herrschaft der Birmanen über einige Theile des östlich benachbarten Siam erstreckt, läßt sich nicht bestimmen. — Das ganze Land bildet, so weit wir es kennen, ein ungeheures, von N. nach S. vom Irawady durchströmtes Thal. Es soll auf beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossen sein, wovon das eine sich bis an das Vorgebirge Romania erstreckt und je weiter südlich desto niedriger wird. Von den Flüssen des Landes ist schon in der Einleitung gesprochen worden; es enthält außerdem eine große Menge von Seen. Die Producte sind die Vorderindiens, nur in noch größerer Vollkommenheit und Fülle; besonders merkwürdig ist die große Menge von Steinöl, welches am östlichen Ufer des Irawady, unter $20\frac{1}{2}^{\circ}$ Br., aus einem blauen Thon in unzähligen Quellen hervorbricht und von den Birmanen allgemein zur Erleuchtung benutzt wird. — Die Bewohner bestehen aus mehreren, indeß ziemlich nahe verwandten Völkerschäften. Die wichtigsten sind: die Birmanen oder Myammam, wie sie sich selbst nennen; sie scheinen ursprünglich der mongolischen Race anzugehören. Sie sind groß, stark gebaut, die Gesichtszüge edel, Mund und Augen etwas klein, die Nase, ohne platt zu sein, doch wenig erhoben, die Hautfarbe nicht allzu dunkel, bei Vornehmen fast lichtgelb. Schade, daß die widrige Sitte des Schwarzfärbens der Zähne ganz allgemein ist; auch tättowiren Viele das Gesicht. Es ist ein lebhaftes, fröhliches, muthiges und gescheidtes Volk, im Ganzen milde und besonders gegen Fremde freundlich; nur im Kriege zeigen sie eine empörende Grausamkeit. Sie kennen nicht den Kastenzwang der Hindus, und selbst die Frauen sind bei ihnen so frei, wie bei uns. Geringere gehen fast ganz nackt; Vornehmere tragen meist seidene und baumwollene Kleider; die Frauen verhüllen sich ganz in ein Stück Zeug, welches nicht besonders zugeschnitten zu sein scheint; ihre Schuhe sind pantoffelartig mit

emporgerichteten Spitzen. Alle tragen eine Art Fächer; der der Männer gleicht einem runden Blatte, mit einem Stiele, der der Frauen ist den unserigen gleich. Ihre Häuser, sehr leicht und einfach gebaut, ruhen meistens auf Pfählen, theils der Ueberschwemmungen, theils der reißenden Thiere wegen; eine kleine Leiter führt zum Eingange; das Innere enthält selten mehr als zwei Zimmer. Die Nahrung der Geringeren besteht fast nur in Reis und Fischen, Reichere verschmähen keine Art von Speisen; doch trinken sie meist nur Wasser oder auch nach chinesischer Art Thee. Die Sprache zerfällt in eine heilige, Pali, und die Volkssprache, Karia; jede derselben hat eine eigene Schrift, welche von der Linken zur Rechten geschrieben wird. Sie lieben die Poesie, sollen viel Gedichte, sogar Schauspiele besitzen, auch bedeutende Geschichtswerke; in jedem Kloster des Landes, vorzüglich aber in der Hauptstadt, will man sehr zahlreiche Bücher, die in schön lackirten Kasten aufbewahrt werden, gefunden haben. Das Gesetz verbietet die Polygamie; doch darf der Mann andere Frauen in sein Haus nehmen, die aber der Ehefrau dienstbar sind. Die Leichen der Vornehmeren werden verbrannt, die der Aermeren begraben oder in einen Fluß geworfen. Der Unterschied des Ranges wird hier schon wie in China durch tausend Kleinigkeiten der Kleidung, des Putzes, des Pferdegeschirrs, des Sonnenschirms u. s. w. angedeutet. Obgleich keine Kasten bestehen, so giebt es doch einen Adel, und nur dieser hat das Recht, 3 bis 12 goldene Ketten von der linken Schulter über die Brust zu tragen; der Kaiser allein darf ihrer 24 tragen. Sie lieben Feste und Musik und haben viele musikalische Instrumente. Zu einem Feste gehört nothwendig ein Feuerwerk, welches zwar sehr reich und schön sein soll, aber am Tage abgebrannt wird. Den Gebrauch des Pulvers und selbst der Kanonen sollen sie schon vor der Ankunft der Portugiesen gekannt haben; doch haben sie das kleinere Feuergewehr erst von den Europäern erhalten.

Obgleich sie jetzt in Hinsicht auf wissenschaftliche Cultur sich nicht den Hindus gleichstellen dürfen, so zeichnen sie sich doch vor den meisten asiatischen Völkern durch Fähigkeiten und Wißbegier aus. Der Anbau des Landes ist zwar sehr vernachlässigt, doch scheint dies einzig in vorübergehenden Verhältnissen zu liegen; und die große Geschicklichkeit, welche sie im Bau und der Führung ihrer Flußschiffe zeigen, verräth mehr Anlagen zum Handel und zum Kriege, als die meisten ihrer Nachbarn besitzen. Der Handel mit China und mit den Engländern ist schon jetzt nicht unbedeutend. – Die Religion der Birmanen und die herrschende im Lande ist der Buddhaismus, welcher unter verschiedenen Benennungen und Formen unermeßlich verbreitet, in einem großen Theile von China, in Japan, in der Tatarei u. s. w. vorkommt. Die Lehre scheint hier wenigstens ursprünglich aus Ceylon zu stammen. Buddha wird hier Gaudma oder Gautama genannt. Außerdem aber verehren die Birmanen noch über 100,000 Götter und Göttinnen geringerer Art, zu denen auch der Nakus oder Teufel gehört. — Die Priester zerfallen in 2 Classen: die Rhahaans oder Punghis sind die vornehmsten; sie dürfen nicht heirathen, leben in Klöstern, Kiums, vereinigt, sind die Gelehrten des Landes und unterrichten das Volk und die Kinder. Man rühmt ihre Sittlichkeit und Menschenliebe; auch sollen ihre Schulen so zahlreich sein, daß selbst viele Aermere lesen können. Die Talapuins

sind eine Art Bettelmönche; doch sorgen auch sie für den Unterricht des Volks. Die Tempel der Birmanen sind so wunderlich gestaltet, daß es ohne Zeichnung nicht möglich ist, sich eine Vorstellung davon zu machen. Auf einer gemauerten Terrasse erhebt sich ein achteckiges, spitz zulaufendes, durchaus massives Gebäude ohne inneren Raum; auf der Spitze ist eine Art von Schirm von Eisen, an dessen Rande bewegliche Glocken befestigt sind, über welchen sich noch eine gewöhnlich vergoldete Spitze mit einem Wimpel erhebt; das Ganze ist oft über 360′ hoch, und um den Fuß der Hauptpyramide stehen noch über hundert kleinere Pyramiden: ebenso haben die Kiums eine höchst abenteuerliche, mit vielem Schnitzwerk und Galerien überladene Gestalt. Man erkennt in den Formen sowohl als in den wunderlichen Verzierungen, den vielen Vergoldungen und den vielen lackirten Säulen schon ganz den Geschmack der Chinesen. — Der Kaiser, Boa, ist der unumschränkte Gebieter über Leben und Tod aller seiner Unterthanen, die als seine Sklaven betrachtet werden; er allein darf zwei Frauen haben. Der Hofstaat ist glänzend und gut eingerichtet. Die Erbfolge ist auch hier wie in allen asiatischen Despotien so unbestimmt, daß sie gewöhnlich nur durch blutige Kriege entschieden wird.

Die übrigen Völker, welche dieses Reich bewohnen, sind: die Peguaner oder Talains, einst ein herrschendes, jetzt ein unterjochtes Volk; sie haben eine eigene Sprache und sollen den Malaien ähnlicher sein als die Birmanen; doch sind ihre Religion und ihre Sitten die der letzteren. In den westlichen Gebirgen hauset noch ein unabhängiges Volk, die Kayans, ein starker und tapferer Menschenschlag, von welchem wir übrigens keine Kenntniß haben. Von den Malaien, welche nur einige südliche Gegenden des Reiches bewohnen, werden wir bei Malacca reden.

Von der Topographie des Landes wissen wir nur, daß es vor dem Kriege mit England, 1824—26, in 8 Provinzen getheilt wurde, wovon drei, Arrakan, Martaban und Tenasserim, abgetreten werden mußten. Die bedeutendsten den Europäern im Kriege, auf Gesandtschaften oder beim Handel bekannt gewordenen Städte sind:

Amarapura, am Irawady, früher die Residenz des Kaisers und die stärkste Festung im Lande. Im Fort befand sich der nicht sehr bedeutende kaiserliche Palast, worin sich aber eine sehr ansehnliche Bibliothek befinden soll. Die Straßen sind aber alle gerade und durchschneiden sich rechtwinklig; die an sich sehr niedrigen Häuser stehen auf Pfählen und sind alle mit bedeckten Galerien umgeben, zum Schutz gegen die Sonne. Einige Tempel und besonders das kaiserliche Kloster zeigen die abenteuerliche Bauart, wovon oben gesprochen wurde. Die Stadt, welche erst im Jahre 1783 Residenz geworden, soll 150,000 Einw. gezählt haben, jetzt nur etwa 60,000. Eine große Feuersbrunst, welche auch den kaiserlichen Palast verzehrte, und andere Umstände veranlaßten den Boa, 1824 seine Residenz wieder nach der alten, fast ganz verfallenen Hauptstadt Ava (birm. Angwa), einige Meilen südlich von Amarapura, am Irawady, zu verlegen. Hier wurde ein neuer, zwar nur von Holz, aber prächtig vergoldeter Palast erbaut. Beide Städte wurden durch ein Erdbeben 1839 fast ganz zerstört. Mandalay, die jetzige Residenz des Königs von Siam, liegt etwas nördlich von Amarapura in einiger Entfernung vom Irawady.

Bastian, der die Stadt vor circa acht Jahren besuchte, giebt folgende Notizen:

„Einer der Gründe, die den König zur Verlegung seiner Residenz bewogen haben, soll gewesen sein, weil er die Engländer in der Gesandtschaft mit den Dampfschiffen bis an seinen Palast zu Amarapura kommen sah. Mandalay ist deshalb auch landeinwärts gelegen, und als wir an seinem Hafen gelandet waren, blieb uns noch eine brennende Ebene zu passiren, bis wir die in drei in einander geschobenen Vierecken (von denen aber nur die zwei inneren mit Mauern umschlossen sind) gebaute Stadt am Fuße des Mandalay-Hügels erreichten.“

Der König wohnt mit seiner ausgedehnten Familie und den Palastbedienten im innersten Quadrat, wo er sich außer durch Mauern noch mit hohen Palissaden umschanzt hat. Das Innere ist ein Convolut von Höfen, Gärten und Teichen um das Schloß und die Lusthäuser der Prinzen, nebst den Tribunalen der höheren Gerichte und den Conferenzsälen der Minister. Das zweite Quadrat enthält die durch Umzäunung von einander isolirten Häuser der Beamten, Officiere und Soldaten, und bietet in seinen breiten, im Viereck einander durchkreuzenden Straßen einen reinlichen, aber todten und langweiligen Anblick. Eine hohe, durch breite Thürme flankirte Mauer, deren vier massive Thore Abends geschlossen werden, umgiebt auch diese Soldatenstadt, die dem Quartier der Mandschu in Peking entspricht und wird nach außen durch einen tiefen Wassergraben umgeben. Dann folgt in weitem Abstande die äußere Stadt, die man auch die Vorstadt nennen kann. — Pakhan-nge, Pagham, am Irawady, war einst die Residenz der Birmanen; sie ist fast ganz verfallen, doch stehen noch einige Tempel.

3. Die Halbinsel Malacca (Chersonesus aurea). Sie hat ihren Namen von der Hauptstadt. Ihre Grenze gegen N., wo sie an Birma und Siam stößt, ist unbekannt; daher läßt sich auch der Flächenraum nicht bestimmen, er mag indeß gegen 3000 □M. betragen. In ihrer ganzen Länge wird sie von einem bis 7000′ hohen, mit den dichtesten Waldungen bedeckten Gebirge durchzogen, welches viele, aber unbedeutende Flüsse und Bäche nach beiden Meeren sendet. Das Klima ist im Verhältniß zur Lage nicht allzu heiß, doch den Europäern gefährlich. Alle Producte Indiens gedeihen hier ganz vorzüglich; besonders rühmt man die hiesige Ananas und den Mangustanapfel, der von der Größe eines kleinen Apfels ist und unter einer bitteren Schale ein überaus wohlschmeckendes Fleisch enthält. Der Anbau des Landes aber ist im höchsten Grade elend. Viele Flüsse führen Goldkörner mit sich; das Hauptmetall ist aber hier das Zinn, welches fast an der Oberfläche des Erdbodens gefunden wird. Der Kunstfleiß ist äußerst gering und selbst der Handel nicht bedeutend. — Die Einwohner, deren Zahl sehr gering, vielleicht kaum eine halbe Million, gehören zum großen Volksstamm der Malaien. Die Malaien sind ein wohlgebautes, kräftiges Volk, etwas kleiner jedoch als der Europäer, mit schönen, schwarzen, lockigen Haaren. Der Mund ist etwas groß, das Auge klein, schwarz und feurig, die Nase ist klein und kurz, die untere Kinnlade steht etwas vor. Der Bart ist nur schwach und wird noch größtentheils ausgerauft. Der Charakter der Malaien wird von allen Europäern mit

den schwärzesten Farben geschildert. Stolz, Kühnheit, Eifersucht und blutige Rachsucht machen die Hauptzüge desselben aus. Der Malaie rechnet sich den Mord, auch den hinterlistigsten, zur Ehre an und mordet nicht selten ohne alle Veranlassung in einem Anfall blinder Wuth. Diesem Charakter gemäß verschmäht er die weite Tracht der Orientalen, liebt enge Kleider und geht bewaffnet. Außer Lanze und Wurfspieß ist seine Hauptwaffe der furchtbare Kris, ein Dolch, dessen Griff so lang und hohl, daß die hineingesteckte Hand und der Vorderarm dadurch geschützt werden. Nicht selten bedient sich der Malaie auch vergifteter Bolzen, die er aus Blaseröhren auf seinen Feind sendet. Er verschmäht jedes andere Geschäft außer Krieg, Raub und Jagd, höchstens treibt er noch die Fischerei; alles Uebrige ist den Frauen überlassen. Die Religion ist der Koran, wovon eine Uebersetzung in der Sprache der Malaien, eine der sanftesten und wohlklingendsten, vorhanden ist. Die Vielweiberei ist also auch hier gewöhnlich; dennoch gehen die Frauen unverschleiert; sie lieben den Putz und schmücken sich gern mit goldenen Ketten, goldenen Armbändern und Edelsteinen. Der Mann geht fast ganz nackt. Die Häuser sind wie die der Birmanen und höchst unreinlich. Die Nahrung besteht fast nur aus Vegetabilien und Fischen; geistige Getränke sind verboten, dagegen der Gebrauch des Opiums sehr beliebt. — In den Gebirgen hausen außerdem verschiedene kleine, noch wildere Völkerschaften. Chinesen halten sich nur einzeln des Handels wegen in den Küstenstädten auf. — Die Halbinsel bildet nicht einen Staat, sondern vom nördlichen Theile gehört die Westküste den Engländern, die Ostküste zu Siam; nur der südliche Theil wird von vielen kleinen Malaienfürsten oder Sultanen mit voller Willkür beherrscht. Der bürgerliche Zustand ist daher kaum anderswo trauriger und unsicherer, als hier. Von den kleinen Residenzen dieser Häuptlinge verdient keine erwähnt zu werden, und Malacca, welche der Halbinsel den Namen gegeben, gehört den Engländern.

4. Das Königreich Siam. Dieses ehemals mächtigste Reich der Halbinsel ist durch die Birmanen sehr beschränkt worden, hat sich aber in neuerer Zeit durch Eroberungen wieder ausgedehnt. Es nimmt die Mitte der Halbinsel ein und liegt zwischen 114° und 124° ö. Lg. und zwischen 12° und 21° n. Br. um den Meerbusen von Siam herum. Seine Ostgrenze ist fast ganz unbekannt. Es umfaßt 1) das eigentliche Siam, 2) die tributpflichtigen Malaienstaaten im Süden, die verpflichtet sind, jährlich einen silbernen Baum an den siamesischen Hof zu schicken und im Kriege Mannschaft, Geld und Lebensmittel zu liefern; 3) das eroberte Gebiet von Cambodja und Korat im Osten; 4) die tributpflichtigen Laostaaten im Norden und Nordosten. — Zwei große Gebirgsketten scheiden es östlich von Anam und westlich von Birma; letztere zieht sich durch die ganze Halbinsel Malacca. Die Hauptmasse des Landes bildet ein weites Thal, welches von N. nach S., vom Menam, der dem Irawady indeß an Größe nachsteht, durchflossen wird. Seine regelmäßigen Ueberschwemmungen, die im Juli beginnen und beinahe 6 Monate anhalten, verleihen seinen weiten Ufern eine sehr große Fruchtbarkeit; dagegen ist die Hitze in dem nur nach S. geöffneten Thale unerträglich und selbst den Eingeborenen nachtheilig. Das Ganze mag 11,500 □M. betragen. Die Volksmenge

soll 6 Millionen erreichen, aus 4 Millionen Siamesen, 1⅘ Millionen eingewanderten Chinesen, ¼ Million Malaien und ¼ Million wilder Bergvölker bestehen. — Die Producte sind die der übrigen Halbinsel, namentlich Gewürze, Oel, Salz, Reis, Zucker, Gummi; Viehzucht und Bergbau wird thätig betrieben. An Industrie fehlt es nicht ganz, und der Seehandel ist gewinnreich. Die Küstenbewohner treiben Fischerei und suchen (indianische) Vogelnester, die sie theuer verkaufen. Weiße Elephanten, welche hier zuweilen gefunden werden, sind ein Gegenstand fast göttlicher Verehrung, und ein solcher wird stets am Hofe des Königs auf das prächtigste gehalten. Er empfängt im Namen Buddhas göttliche Ehrenbezeigungen, und als besondere Auszeichnung gilt die Verleihung einer Locke vom Haare dieses „heiligen Thieres". Er rangirt gleich nach den Prinzen. Uebrigens gelten in Siam alle weißen Thiere als heilig; die Bonzen verneigen sich vor einem weißen Hahne, wie vor einem weißen Affen, der zwar nicht für einen Menschen, aber gleichwohl für einen „Bruder" gehalten wird. — Die Siamesen, sie selbst nennen sich Thai (d. h. Freie), sind offenbar ein gemischtes Volk, in welchem das Chinesische schon deutlich hervortritt. Sie sind klein von Gestalt, das Gesicht fast viereckig, die Stirn flach, die Augen klein und schief, der Mund groß, mit dicken Lippen, die Ohren lang, die Haare dicht und schwarz; der nur dünne Bart wird meistens noch ausgerupft; die Hautfarbe ist sehr dunkel, ins Röthliche spielend. Sie lassen gern die Nägel recht lang wachsen. Parkes, britischer Consul in Amoy, unterscheidet zwei Laoracen: die weißleibigen, die sich nicht tättowiren, und die schwarzleibigen, so genannt, weil sie sich mit Figuren von Tigern, Drachen und allen Arten von Ungeheuern tättowiren. Die Siamesen sind höflich gegen Fremde; kriechend gegen Vornehmere, gelten sie für feig, treulos, geizig und lügenhaft. Der größte Theil des Volks geht beinahe nackt; die Nahrung besteht fast nur aus Reis und Fischen; Vornehmere trinken aber gern Palmwein, Arrak und andere geistige Getränke; das Tabackrauchen und Betelkauen ist ganz allgemein. Ihre Häuser, welche der Ueberschwemmungen wegen auf Pfählen ruhen, bestehen fast nur aus Bambusrohr, werden aber reinlich gehalten. Ihr Hauptluxus besteht in den Gondeln oder Balonen, welche mit Schnitzwerk verziert und schön vergoldet und lackirt sind. Das Gesetz erlaubt nur dem Könige zwei Frauen, jeder Andere darf nur eine haben, aber Concubinen sind erlaubt; bei der Trägheit der Männer ruht alle Arbeit auf den Frauen. — Ihre Vergnügungen bestehen in Hahnenkämpfen, Gefechten von wilden Thieren, Marionettenspielen und den Künsten der Gaukler und Taschenspieler, deren unglaubliche Fertigkeit sehr gerühmt wird. Die Sprache, Sinanlo, zerfällt auch hier in eine heilige, Pali, und eine gemeine; beide werden mit Buchstabenschrift von der Linken zur Rechten geschrieben. Die Religion ist der Buddhaismus; der Hauptgegenstand der Anbetung heißt hier Sommona Cadom, die Priester Talapoins. — Das Volk zerfällt in Freie und Sklaven; allein die ersteren sind beinahe schlimmer daran als die letzteren, da sie 4 Monate unentgeltlich für den König frohnen müssen. Der König, ein unumschränkter Despot, zeigt sich beinahe nie öffentlich; nur kriechend nahen sich ihm seine Minister; Todtenstille herrscht um seinen Palast; nur Weiber umgeben und bedienen ihn; seine Leibgarde

besteht aus einem Bataillon von vierhundert Frauen mit der möglichsten Sorgfalt aus den schönsten und rüstigsten jungen Mädchen des Landes gewählt. Dieses Corps ist ungewöhnlich reich besoldet und ebenso vollkommen disciplinirt. Mit dem dreizehnten Jahre treten die weiblichen Gardisten in das Chor und gehören mit dem fünfundzwanzigsten zur Reserve. Dann verlassen sie den persönlichen Dienst des Souverains und werden bis zu ihrem Hinscheiden als Hüter der königlichen Schlösser und Domänen verwandt. Beim Eintritt ins Heer legen sie das Gelübde der Keuschheit ab, das sie nur dann brechen können, wenn sie vom Könige ausersehen werden, unter die Zahl seiner gesetzmäßigen Weiber zu treten, was zuweilen stattfindet. Bei dieser Wahl läßt sich der König mehr von seinem Vortheile, als von seinen Gefühlen leiten; denn es fällt dieselbe nicht auf die schönsten, sondern auf diejenigen Frauen, die sich durch ihre Gewandtheit in der Handhabung der Waffen und in den kriegerischen Uebungen hervorthun. Natürlich hält die Hoffnung einer solchen auszeichnenden Belohnung in dem ganzen Bataillon einen ungewöhnlichen Wetteifer rege, — gerade eine Hauptursache, daß diese Frauenschaar die Europäer durch ihr kriegerisches Auftreten, ihre Gewandtheit in allen Uebungen und ihre musterhafte Disciplin zur Bewunderung zwingt. Die meisten Aemter sind erblich, und der König erbt von jedem ein Drittel seines Vermögens. Die freie Ausübung der christlichen Religion, der Gebrauch der Kirchen und Kirchhöfe, ist gestattet. Die Engländer dürfen durch das ganze Reich reisen und Handel treiben, aber nur in einem Umkreis von 54 englischen Meilen um Bangkok sich niederlassen; ihre Schiffe genießen dieselben Rechte, wie die der Einheimischen.

Wir kennen nur wenige Städte, und auch diese noch sehr unvollkommen. Krung-kau (Ayuthia), liegt auf einer Insel des Menam und ist von Canälen des Flusses durchschnitten, und die Häuser auf Pfählen oder Flößen erbaut. Diese Stadt war bis 1767 die Residenz der Könige und soll über 100,000 Einw. und 200 Tempel, auch zwei Paläste des Königs gehabt haben, jetzt hat sie etwa 20,000 Einw. Die neue Residenz Thanaburi, bei den Europäern Bangkok, unweit der Mündung eines Nebenarmes des Menam, ist der wichtigste Handelsplatz des Reichs, besteht aber dennoch nur aus engen Straßen, und ein Theil der Häuser, aus leichtem Bambus erbaut, schwimmt auf dem hier sehr breiten Flusse; sie wird ebenfalls von zahlreichen Canälen durchschnitten. Der Palast des Königs, in chinesischem Geschmack erbaut, nimmt zwar einen sehr großen, mit einer hohen Mauer umgebenen Raum ein, enthält aber kein bedeutendes Gebäude. Ein Drittel der Einwohner, deren Zahl auf 350—400,000 angegeben wird, soll aus Chinesen bestehen. Die Franzosen hatten hier einst ein Fort, welches die Eingeborenen aber 1690 zerstörten.

Siam wird gegenwärtig von zwei Königen beherrscht, deren erster, obgleich dem Kaiser von China tributpflichtig, in der That unumschränkt herrscht. In seinem Harem hat er nicht weniger als 3000 Frauenzimmer, von welchen 600 Ehefrauen des Kaisers heißen, indem die übrigen diese bedienen. Beiden Königen fehlt es nicht an Bildung, selbst nicht an europäischer. Ein von England mit Siam geschlossener Vertrag gestattet die Errichtung eines englischen Consulats in Bangkok, erlaubt den Engländern,

in dieser Hauptstadt zu wohnen und im Lande Grundeigenthum zu erwerben und daß von einlaufenden englischen Schiffen nur Zoll von der Ladung erhoben werden darf. Nicht nur die Engländer genießen dieses Recht. In den Jahren 1855, 1856 und 1860 sind wichtige Handelsverträge auch mit Nordamerika, Frankreich und anderen Staaten abgeschlossen worden.

5. Das Reich Anam oder An-nam. Der Name soll von einem chinesischen Worte kommen, welches Westen bedeutet, weil es westlich von China liegt, von welchem es lange als Provinz behandelt worden. Es nimmt die ganze östliche Hälfte der Halbinsel ein, erstreckt sich vom 10½ bis 23½° Br. und vom 122 bis 127° ö. Lg. Es wird begrenzt nördlich von China, von welchem es theils hohe Gebirge, theils Wüsten trennen; westlich von Birma und Siam, wo ebenfalls Gebirge die Grenze machen; südlich und östlich aber vom Chinesischen Meere, welches hier den großen Busen von Anam oder Tonquin bildet. Das Reich in seiner jetzigen Ausdehnung besteht erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Früher gab es hier verschiedene einzelne Staaten, wie Tonquin oder Nord-Anam, Cochinchina oder Süd-Anam, und Cambodja; die Namen Tonquin und Cochinchina sind im Lande selbst unbekannt und wurden diesen Gegenden von den Portugiesen und Franzosen beigelegt. N.-Anam war lange von China abhängig, dann von S.-Anam, bis endlich zu Anfang dieses Jahrhunderts der Herrscher von S.-Anam nicht allein N.-Anam, sondern auch die übrigen Provinzen zu einem bedeutenden Reiche vereinigte und die alte Lehnsverbindung mit China gänzlich aufhob. Das Ganze umfaßt etwa 9—10,000 □M., die Bevölkerung wird auf 13 Millionen geschätzt. Besonders soll N.-Anam stark bevölkert sein; die meisten übrigen Provinzen, namentlich Cambodja, sind nur an den Ufern der großen Flüsse bewohnt, das Uebrige ist Gebirge und Wald, worin mehrere uns völlig unbekannte, halbwilde Stämme hausen. Von dem Innern wissen wir nur von Hörensagen, daß große Gebirgsketten es meist von N. nach S. durchziehen, welche die verschiedenen Provinzen trennen, und mit dichten ungesunden Waldungen voller Elephanten, Tiger, Schlangen u. s. w. bedeckt sind. Der große Hauptfluß des Landes, der Cambodja oder Mekhong, kommt aus Tübet und verursacht eben solche Ueberschwemmungen, als die übrigen Hauptströme dieser Halbinsel. N.-Anam soll sehr schön bewässert sein und eines milden Klimas genießen; die übrigen Provinzen sind minder gesund, das Wasser meist so schlecht, daß man es schon hier wie in China durch einen Zusatz von Thee genießbar macht. Die Küste bietet wohl einige schöne Baien, aber keinen guten Hafen dar (ganz wie die Ostküste von Vorderindien), und die Teifuns (s. Bd. I., S. 109) herrschen hier auf dem Lande wie auf dem Meere mit außerordentlicher Heftigkeit. Von den Producten weiß man nur, daß das Land eine große Mannigfaltigkeit an edlen Bäumen und Gewächsen besitzt; unter den Bäumen soll es auch einen geben, mit dessen Saft man die Waffen vergiftet. Gold- und Silbergruben werden nicht bearbeitet, aus Furcht, die Habsucht der Europäer zu reizen; doch wird Waschgold gesammelt. Man hat sehr schönes Eisen, Kupfer, Zinn, wie auch Topase, Smaragde und Rubinen; besonders ist Tonquin an Metallen reich, die von Chinesen ausgebeutet werden. — Die Hauptmasse der Einwohner, die Anamesen, in N.- und S.-Anam, gehören zur

mongolischen Race und haben daher viel Aehnlichkeit mit den Chinesen in der Gesichtsbildung; auch sie färben die Zähne schwarz. Sie bedienen sich beim Essen kleiner Stäbe statt Messer und Gabel; die Frauen dürfen nicht mit den Männern essen; das Betelkauen ist allgemein. Die Kleidung ist lang und weit. Man hält die Anamesen für gutmüthig und doch tapfer, freundlich gegen Fremde, nicht ganz so umständlich wie die Chinesen in ihren Höflichkeitsbezeigungen. Jeder darf nur eine rechtmäßige Frau haben; im Allgemeinen genießen die Frauen einer großen Freiheit. Todte werden lange Zeit in Särgen im Hause aufbewahrt; die Farbe der Trauer ist weiß; die gelbe Farbe ist nur dem Kaiser und den vornehmsten Beamten zuständig. Die Schattenseite ihres Charakters soll Faulheit, Gefräßigkeit und Eitelkeit sein. — In Wissenschaften und Künsten stehen sie zwar den Chinesen nach, übertreffen aber weit die übrigen Bewohner dieser Halbinsel. Ihre Bücher sind meist Uebersetzungen aus dem Chinesischen; doch sollen sie Gedichte haben, worin die Thaten ihrer Vorfahren verherrlicht werden; auch besitzen sie dramatische Gedichte. In der Baukunst haben sie wenig geleistet. Die Häuser, meist nur von Bambusrohr, stehen auf künstlichen Erhöhungen; selbst ihre Tempel sind nur von Backsteinen und unbedeutend. In dem stark bevölkerten N.-Anam leben Viele, wie in China, auf den Flüssen und Canälen in ihren Barken. — Die Sprache ist mit der chinesischen nahe verwandt, auch bedienen sie sich derselben Charaktere. — Drei Hauptreligionen sind im Lande herrschend: die des Confutse, von welcher bei China die Rede sein wird und zu der sich der Kaiser und die meisten Großen bekennen; die des Buddha, hier aber Bout genannt, zu welcher die größte Masse des Volks gehört; und endlich das katholische Christenthum, welches im 17. Jahrh. durch die Portugiesen, vorzüglich aber durch französische Jesuiten, hier großen Eingang fand. Im 18. Jahrh. mußten die Christen viele und blutige Verfolgungen erdulden; doch soll es noch jetzt 300,000 Christen, vorzüglich in N.-Anam geben, welche in der neuesten Zeit, bei Gelegenheit innerer Unruhen, wieder heftig verfolgt worden sind. Die Religion hat hier keine Kunstwerke geschaffen, die Tempel der Buddhisten sind nur schlechte Gebäude. Ihre Priester, Su genannt, dürfen sich verheirathen. Der Aberglaube an Zauberei und böse Wesen ist außerordentlich verbreitet. — Im Innern giebt es noch manche, zum Theil nur dem Namen nach unterworfene Völkerschaften, welche uns gänzlich unbekannt sind. Chinesen endlich halten sich häufig des Handels wegen in Anam auf; ihre Zahl wird auf 40,000 gerechnet.

Unter allen Provinzen ist Tonquin am besten angebaut. Der Boden wird vortrefflich benutzt und viele Bewässerungscanäle verbreiten die Fruchtbarkeit. Nicht allein der Ackerbau und die Baumzucht im Großen, sondern auch der Gartenbau wird sehr fleißig betrieben; nur findet man schon hier den kleinlichen Geschmack der Chinesen an künstlichen Felsen, Häuschen, absichtlich verkrüppelten Bäumen, denen man bei aller Kleinheit das Ansehen eines hohen Alters zu geben weiß, und andere Künsteleien, womit sie ihre Gärten umstellen. Zucker, Pfeffer, Baumwolle, Indigo werden in Menge erzeugt; Ingwer, Muskatennüsse und Gewürznelken wachsen wild. Der Thee wird zwar gebaut, soll aber nicht so gut sein als in China. Die Pferdezucht ist gering und schlecht. Dagegen wird der Seidenbau eifrig

betrieben, und man verfertigt sehr schöne seidene und baumwollene Zeuge, die einzigen Stoffe, womit man sich bekleidet. Die Anamesen verstehen das Vergolden und Lackiren wie die Chinesen, machen auch sehr schönes Steingut, aber kein Porzellan. Kein Volk versteht sich vielleicht so gut als sie auf die Fischerei; doch verlassen sie nicht gern die Küsten und wagen sich selten aufs offene Meer. Der Binnenhandel ist daher sehr lebhaft, aber der Verkehr mit Europäern wird fast allein durch Chinesen unterhalten. Die übrigen Provinzen sind unendlich schlechter angebaut und stehen überhaupt in der Civilisation gegen Anam zurück.

Die Regierungsform ist freilich auch hier nichts Anderes als eine reine Despotie; indeß hat sie doch wie in China die mildere Form der väterlichen Gewalt angenommen, was vielleicht auf die Sittlichkeit im Ganzen verderblicher wirkt, als die offenbare Gewalt, aber doch einige Sicherheit des Lebens und Eigenthums gewährt. Es giebt hier keinen Adel; nur die kaiserliche Familie und die höheren Beamten, hier wie in China von den Europäern Mandarinen genannt, genießen einer jedoch nur persönlichen Auszeichnung, und ihre Vorrechte sind nicht erblich, selbst bei der kaiserlichen Familie nur etwa bis ins vierte Glied. Die Polizei im Lande soll vortrefflich sein; aber die Abgaben sind sehr bedeutend. Der Kaiser unterhält eine ansehnliche Kriegsmacht, welche ganz auf europäische Weise bewaffnet und eingerichtet ist; er soll 50,000 Mann europäisch gebildeter Truppen unter den Waffen haben; auch hat man in der Kriegszucht, der Befestigung rc. von den Europäern Vieles angenommen. Jeder Unterthan vom 18. Jahre an ist dienstpflichtig. Es giebt hier keine Cavallerie, wohl aber eine Seemacht von 200 Kanonenbooten und mehreren hundert bewaffneten Galeeren. — Cochinchina steht unmittelbar unter der Regierung des Kaisers; Cambodja und Tonquin, welches die bei weitem wichtigste Provinz ist, werden von Vicekönigen verwaltet.

Die alte Hauptstadt des Reichs, in N.-Anam, ist Kescho (Ha-noi) am schiffbaren Song-ka; sie ist befestigt und enthält einen kaiserlichen Palast, in dessen Umfang viele Gebäude und Gärten sich befinden; sie ist die größte Stadt des Reiches und zählt vielleicht an 150,000 Einw. Die ehemaligen europäischen Factoreien hier sind eingegangen. Die jetzige Residenz des Kaisers ist Huë in S.-Anam, auch Phu-thua-thien, Futschuan genannt, am Flusse Hué, mit 100,000 Einw., einem hohen Walle, bombenfesten Kasematten, einem schönen Zeughause und einer sehr starken, von Europäern erbauten Citadelle, worin der kaiserliche Palast. Südlich davon liegt die große Stadt Quinhon, an einem schiffbaren Flusse nahe der Küste. Eine der größten Handelsstädte, wohin auch Europäer kommen, ist Kuahan (Turon), an der schönen Han- oder Turon-Bai. Cambodja (—dscha), in der Provinz gleichen Namens, liegt auf einer großen Insel des Me-khong, hat einen kaiserlichen Palast und viele Pagoden, ist aber sehr verfallen. In der Nähe sollen sich die Ruinen einer alten sehr großen Stadt befinden. Früher gehörte das ganze Mündungsgebiet des Me-khong zu dem genannten Lande, durch den letzten Krieg mit Frankreich wurde der Kaiser gezwungen, den Franzosen das ganze Mündungsland des Me-khong zu überlassen (s. unten).

Von der nördlichen Provinz Laos gehört nur ein Theil zu Anam;

andere Theile haben die Birmanen an sich gerissen. Es ist ein bergiges Land an den oberen Thälern des Menam und Me-khong und hat einen fruchtbaren Boden; die Gebirge enthalten viel Gold, Silber, Kupfer und Eisen; außerordentlich hohe Bäume liefern den Chinesen Schiffsmasten. Die Einwohner heißen Laos, Schyans oder Thais, sind meist Buddhisten und sollen den Birmanen an Bildung überlegen sein; zum Theil haben ihre erblichen Fürsten sich noch ganz unabhängig erhalten.

Französische Besitzungen in Hinterindien.

Die französische Colonie Cochinchina oder Basse-Cochinchine. Diese Colonie erwarb Frankreich in dem Frieden zu Saigon am 5. Juni 1862. Die Ratification des Friedensvertrages erfolgte zu Huë am 24. April 1863.

Art. 2 des Vertrages bestimmt, daß den Unterthanen Frankreichs und Spaniens die freie Ausübung der christlichen Religion im anamitischen Reiche, sowie den Anamiten der Uebertritt zum Christenthum ungestraft gestattet sein solle. Art. 3 bestimmt, daß die drei früheren anamitischen Provinzen Bien-hoa, Gia-dinh und Dinh-Thuong, sowie die Inselgruppe Pulo-Condor an Frankreich abgetreten werden sollen. Im Jahre 1867 gingen dann noch folgende Provinzen an Frankreich über Viñ-long, An-giang (Tschau-dok) und Ha-tien-than, so daß jetzt factisch das ganze Mündungsgebiet des Me-khong in den Besitz Frankreichs gekommen ist.

Im Februar des Jahres 1868 veröffentlichte der „Moniteur“ zwei kaiserliche Decrete, das Königreich Cambodscha betreffend, darin heißt es: Nach dem zwischen Frankreich und Siam abgeschlossenen Vertrage bleibt das Königreich Cambodscha, mit Ausnahme der Provinzen Battambong und Angkor, von Siam getrennt; Frankreich seinerseits verpflichtet sich, dieses Königreich seinen cochinchinesischen Besitzungen nicht einzuverleiben. Die Grenzlinie wird von französischen Officieren abgesteckt werden. Schiffe unter französischer Flagge können frei auf dem Me-khong und dem inneren Meere, so weit sie siamesisches Gebiet berühren, umherfahren. Französische Staatsangehörige können gegen einen Zoll von 3 Proc. ad valorem Weine, sowie gegohrene und destillirte Getränke jeder Art, jeder Herkunft und unter jeder Flagge in Siam einführen. Wer solche Getränke im Detail verkaufen will, bedarf dazu eines besonderen, stets zu ertheilenden Erlaubnißscheines.

Hauptstadt von Basse-Cochinchine ist Sai-gon (Tan-biñ-phu) in der Provinz Gia-dinh.

Englische Besitzungen in Hinterindien.

Seit dem zwar blutigen und höchst kostspieligen, im Ganzen aber glücklich geführten Kriege der Briten gegen die Birmanen, besitzen die Engländer mehrere sonst zum Reiche Birma gehörige Provinzen.

a) Die Provinz Arrakan, ein schmaler Küstenstrich längs der Ostküste des Bengalischen Meerbusens, zwischen 18 und 22° n. Br., wel-

cher im N. an Bengalen grenzt. Auf der Ostgrenze zieht sich eine an 3000′ hohe Bergkette mit zahlreichen Pässen hin, welche gegen Arrakan steiler als gegen Ava abfällt. Das Land ist im eigentlichen Thale von Arrakan oder dem nördlichen Theile fruchtbar. Auf etwa 836 □M. leben hier 376,000 Menschen von verschiedenen Volksstämmen, worunter die Mugs die zahlreichsten sind; sie sind räuberisch und roh, wahrscheinlich birmanischen Stammes, und sind Buddhisten. Der frühere Hauptort Arrakan ist verfallen. Akyab, auf einer Insel an der Küste mit circa 10,000 Einw., ist jetzt der bedeutendste Handelsplatz. Kyuk Phyu, ein wichtiger Waffenplatz, auf der Insel Ramri.

b) Die Provinzen Martaban, Reh oder Yeh, Tawoi, Mergui oder Tenasserim. Alle zusammen bilden den nordwestlichen Küstenstrich der Halbinsel Malacca zwischen 10 und 7° n. Br. und mögen auf 1788 □M. etwa 372,000 Einw. zählen, welche an der Küste aus einem Gemisch von Birmanen, Peguanern und Malaien, in den Gebirgen aus einem unabhängigen, rohen, aber friedlichen Hirtenvolke, den Karianern, bestehen. Im nördlichen Theile, der Provinz Martaban, liegt die unbedeutende gleichnamige Hauptstadt; ihr gegenüber Moulmein (Molmein), am Saluän, der Sitz der britischen Behörden mit etwa 45,000 Einw., welche ansehnlichen Handel treiben. An der Mündung des Saluän haben die Engländer eine neue Stadt, Amhersttown (—taun), 20,000 Einw., gegründet. — Der südliche Theil, Tenasserim, hat nur einen fast ganz zerstörten gleichnamigen Ort im Innern und die kleine Stadt Mergui, mit 8000 Einw., auf einer der an der Küste liegenden Mergui-Inseln.

c) Die Provinz Pegu bildete bis zum December 1852, wo sie den britischen Besitzungen einverleibt wurde, einen Theil des Birmanenreiches. Diese Provinz ist etwa so groß als die Königreiche Baiern und Sachsen zusammengenommen, d. h. der Flächenraum wird zu 1614 □M. angegeben, mit einer Bevölkerung von circa 1¼ Million Menschen.

Pegu, die ehemalige Hauptstadt eines eigenen Reichs, liegt am Flusse gleichen Namens; sie ward bis auf den Tempel Schu-Madu von den Birmanen zerstört. Dieser gehört zu den prächtigsten Gebäuden Asiens; es ist eine Pyramide von 360′ Höhe, auf deren Spitze ein vergoldeter Sonnenschirm von 20′ im Durchmesser steht. — Rangun, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der aber nur ein Arm des Irawady ist, jetzt die vornehmste Handelsstadt des Reichs. Die Zahl der Einwohner soll zwar von 30,000 auf 20,000 herabgesunken sein; doch werden hier viele Schiffe gebaut, und des Handels wegen wird die Stadt häufig von Europäern besucht. Sehr wichtig ist der Reishandel. Das Tikholz ist der Hauptgegenstand der Ausfuhr. In der Nähe der Stadt steht der berühmteste Tempel des Schu-Dagong, weil er acht ächte Haare Gautamas besitzt, wie die Legende erzählt. Bassein, am westlichsten Mündungsarm des Irawady, hat bedeutenden Reishandel. Prone, mit 10,000 Einw., am Irawady.

d) Ein kleiner, etwa 9 M. langer und 7 M. breiter Küstenstrich an der südlichen Küste der Halbinsel Malacca, mit 188,000 Einw., worin sich reiche Zinngruben befinden. Die Hauptstadt Malacca, von den Portugiesen 1508 erobert, dann von den Holländern 1641, und 1825 von den

Briten in Besitz genommen, war ehemals bedeutend, ist aber durch das Aufblühen von Singapur (Singapore = Löwenstadt), mit 60,000 Einw., tief gesunken. Die Engländer haben hier eine treffliche Schule zur christlichen und wissenschaftlichen Bildung junger Chinesen errichtet.

3. Die Inseln.

Wir werden sie der Natur ihrer Lage nach in drei Classen theilen: 1) Inseln, die zu Vorderindien, 2) solche, die zu Hinterindien gehören, und 3) den großen ostindischen Archipelagus.

1) Vorderindische Inseln. Unter diesen nimmt durch Größe und Wichtigkeit den ersten Rang ein:

Die Insel Ceylon oder Seilan, in einheimischen Schriften Lanka, im Alterthum unter dem Namen Taprobāne bekannt, im Mittelalter auch wohl Serendib genannt; der wahre Name ist Sinhala. Sie liegt östlich von der Südspitze von Vorderindien, von welcher sie durch den Meerbusen von Manaar und die 15—20 M. breite Palks-Straße getrennt wird, zwischen 97½ und 99½° ö. Lg. und zwischen 6 und 10° n. Br. Der Flächenraum beträgt 1162 □M., worauf (1861) 1,919,487 Menschen wohnen. Der Augenschein lehrt, daß ihre Bildung mit der der vorderindischen Halbinsel in innigem Zusammenhange gestanden. Die Nordküste ist in Inseln und Klippen mannigfaltig zerrissen, und eine bei der Ebbe sichtbare Sandbank, die Adams-Brücke, erstreckt sich bis zu dem nahe an der Küste von Vorderindien gelegenen Eilande Ramisseram. Im Innern des südlichen Theils erhebt sich ein kleines Tafelland von 2—3000′ Höhe, reich an malerischen Gegenden, auf dem kegelförmige Berge emporsteigen, die bis zu den Spitzen mit riesigen Wäldern bedeckt sind und von denen herab sich viele Bäche in prächtigen Cascaden in die lieblichen Thäler stürzen. Von allen Seiten gewährt die Insel, die „Juwele der östlichen Meere", von der See aus einen reizenden Anblick, indem ihr Inneres mit Bergen erfüllt ist, zu deren höchsten Gipfeln der Adams-Pik oder eigentlich Pik Ramas, 6960′ franz. hoch, gehört. Nach den Angaben in des preußischen Prinzen Waldemar Reise nach Indien (1844—46) wird der Adams-Pik von den Eingeborenen für einen heiligen „Berg Gottes" gehalten. „Von dem Gipfel sah nach muhammedanischer Sage Adam zum letzten Male das im siebenten Himmel gelegene Paradies, aus dem er verstoßen war*); auf einem Beine stehend schaute er 200 Jahre lang hinüber nach Mekka, wo seine Gefährtin zur Erde herabgekommen war und eine gleich unbequeme Stellung einnahm, bis endlich nach über-

*) Mit einem Worte dürfen wir hier wohl auch der Erzählung eines europäischen Gelehrten, des Professors Schubert in München, der sich dabei auf das Zeugniß abenteuernder Fanatiker beruft, erwähnen, indem er behauptet, daß man von Zeit zu Zeit auf Ceylon Stimmen vernimmt, welche den Jammer der Natur über den Sündenfall des Menschen bekunden. Und was zeigte sich, als Naturforscher die Sache untersuchten? Es war die Stimme eines Vogels, des Ulama!

standener Buße der Engel Gabriel beide auf einem Berge nahe bei Mekka wieder vereinigte. Die Malabaren und andere Hindus dagegen verehren hier die Fußtapfe Schiwas, für die Buddha-Gläubigen aber ist dieser Ort der heiligste der Erde. Ihrer Tradition zufolge soll Gautama-Buddha hier vom Himmel zur Erde gestiegen und von hier nach Siam hinübergeschritten sein. So sammeln sich denn hier die Schaaren gläubiger Pilger, welche auf gefährlichen Pfaden, zum Theil auf Leitern und an Ketten (je gefährlicher, desto verdienstlicher) den Gipfel hinanklettern. Der Gipfel bildet ein kleines Plateau von 30 Schritt Länge und 15 Schritt Breite, mit Mauern umgeben. Ein 9 Fuß hoher Felsblock in der Mitte bildet die Spitze des Berges, dem die heilige Fußtapfe Buddhas eingedrückt ist, 5⅓′ lang und 2½′ breit, 2 Zoll tief in den festen Stein eingedrückt und mit einer Einfassung von gelbem Metall und bunten Glassteinen versehen. Ueber dem geweihten Felsblock erhebt sich der verzierte kleine Tempel, an dessen Fuß ein Buddhapriester seine Klause hat." — Der höchste Berg, der Pedrotalla-galla, bei Newera-ellia, erreicht eine Höhe von 8050′ franz. Die Süd- und Ostküste ist felsig und bietet treffliche Häfen dar; die Nord- und Westküste dagegen ist seicht und ohne Häfen. Das Klima ist das von Dekan; nur im Innern, wo dicke Wälder und wenig Anbau zwischen den Bergen und der Südküste, ist die Luft für Europäer ungesund. Eine Plage der dortigen Wälder ist der Erdblutegel, ein kleines Thier, nicht viel größer als eine Stecknadel, welches aber den Wanderer in großer Zahl anspringt und besonders während des Schlafes einen oft tödtlichen Blutverlust verursacht. Die Bewässerung der Insel ist vortrefflich; aber doch ist der Anbau gering; man erzeugt nur wenig Reis, hat dagegen im Ueberfluß die Kokospalme und den Brotbaum, welche vorzüglich Nahrungsmittel liefern, und andere tropische wildwachsende Früchte. Der Hauptgegenstand des Anbaues ist der Zimmt (Laurus Cinnamomum), welcher hier ursprünglich wild und in der höchsten Vortrefflichkeit gedeiht; erst durch die Holländer ist der künstliche Anbau eingeführt worden, so daß jetzt die Zimmtwälder große Theile der Westküste bedecken. Der Zimmtbaum, welcher einen sandigen Boden liebt, ist fast nur ein Strauch; er erreicht, angebaut, selten eine Höhe von 10 bis 12′, schlägt aber gern aus der Wurzel aus, und diese Schößlinge werden am meisten benutzt. Die Frucht des Baumes gleicht einer kleinen Eichel, aus welcher ein köstliches Oel gewonnen wird. Zur Gewinnung des Zimmts werden die dreijährigen Zweige abgeschnitten und die Rinde davon abgeschält und getrocknet; die dünnste ist der beste Zimmt. Uebrigens unterscheidet man vier Arten des edlen Zimmts, und außerdem giebt es noch Arten, deren Rinde nicht in den Handel kommen darf, weil sie zu schlecht ist. Die Kaffeepflanzungen, welche sich in neuerer Zeit im Innern sehr vermehrt haben, gedeihen vortrefflich; ebenso wird auch Zuckerrohr, Baumwolle und Pfeffer gebaut. Ueberhaupt gehört Ceylon zu den productenreichsten und von der Natur begünstigtsten Regionen des Erdballs. — Unter den Thieren zeichnet sich der Elephant durch Muth und Gelehrigkeit aus; er ist aber hier kleiner als in Hindustan. Die Insel besitzt Eisen, Salpeter, Alaun, Salz, schöne Saphire, Rubine, Turmaline u. s. w. Vorzüglich berühmt aber ist sie wegen ihrer Perlen, welche an einigen unter dem Wasser befindlichen Felsenriffen in einiger Entfernung

von der W.-Küste in dem Meerbusen von Manaar gefunden werden. In den Monaten Februar und April versammeln sich an der sonst öden und unbekannten Küste Condatschi an 30,000 Menschen, mit mehreren tausend Booten, welche 4—5 Wochen lang täglich auf den Fang gehen. Die Taucher, meist Hindus, lassen sich ins Meer hinab, wo sie ein paar Minuten verweilen und soviel Perlenaustern ablösen, als möglich; dies wiederholen sie oft 40- bis 50mal an einem Tage. Die Ladung wird dann am Lande in der Sonne ausgebreitet, damit die Thiere sterben und die Schale sich leicht öffnen lasse. Die Austernbänke werden gewöhnlich von der Regierung, welche davon eine reine Einnahme von etwa 100,000 Thlr. zieht, verpachtet und die Austern ungeöffnet korbweise auf gut Glück verkauft, wo dann oft der Zufall die Hoffnung des Käufers täuscht oder auch wohl bei weitem übersteigt. Gleich an Ort und Stelle werden die gefundenen Perlen nach ihrer Größe sortirt, polirt und zum Aufreihen durchbohrt. Die weggeworfenen Austern verpesten die Luft und verursachen oft gefährliche Krankheiten. — Die Mehrzahl der Einwohner sind Singalesen, höchst wahrscheinlich mit den Hindus verwandt und ebenfalls in Kasten (Wanses) getheilt; im Innern wird eine etwas eigenthümliche ehemalige Hofsprache geredet. Ihr Charakter wird als gutmüthig und freundlich, doch auch als höchst rachsüchtig geschildert, wenn sie einmal gereizt sind. Die Frauen genießen hier volle Achtung und Freiheit; auch ist die Polygamie äußerst selten. Die Singalesen sind Buddhisten; doch bekennt sich beinahe die Hälfte der Bevölkerung zum Christenthume und davon sind die meisten Katholiken. Von hier aus hat sich der Buddhaismus vorzüglich über Hinterindien und die Inseln verbreitet. Im Innern findet man noch viele und sehr große Trümmer von Tempeln und Palästen mit noch nicht entzifferten Inschriften, welche auf eine hohe Blüthe früherer Cultur deuten. Auch besitzen die Singalesen viele heilige Schriften in der Pali-Sprache. Ebendaselbst hauset noch eine Völkerschaft, die Beddahs oder Waddahs, wahrscheinlich die ursprünglichen, jetzt in Wälder und Felsklüfte zusammengedrängten Bewohner der Insel, die eine ganz abweichende Sprache reden, und meistens von der Jagd leben. Zu den Fremden muß man auch die zahlreichen Abkömmlinge der Portugiesen rechnen, welche, den Landeseingeborenen sehr ähnlich, meistens unter dem Namen Topassen Kriegsdienste thun. Außerdem finden sich Hindus im nördlichen und östlichen Theile, und Araber über die ganze Insel zerstreut.

Ceylon ward zuerst 1505 von den Portugiesen betreten, welche sich, die Wichtigkeit des Zimmthandels erkennend, sogleich auf den Küsten niederließen, aber bald durch ihre Bedrückungen sich beim Volke und dem Beherrscher der Insel, welcher im Innern zu Kandy wohnte, verhaßt machten. Die Holländer benutzten diese Zwietracht seit 1603, konnten aber die Portugiesen doch nur erst 1656, nach einer hartnäckigen Gegenwehr verdrängen. Ihnen ward Ceylon wiederum 1795 von den Engländern entrissen, welche 1815 die Hauptstadt Kandy eroberten und den gefangenen König nach Madras abführten. Vor dieser Zeit besaßen die Europäer nie mehr als die Küsten, und das Innere wurde von seinen Königen mit furchtbarem Despotismus beherrscht. Ceylon wird als ein eigenes Gouvernement der britischen Krone betrachtet, und gehörte nicht zu den Besitzungen

der englisch-ostindischen Compagnie. Es wird in fünf Provinzen getheilt.

Mit Ausnahme der ehemaligen Hauptstadt Kandy, am Flusse Mahavilla-ganga, auf einer 1700′ hohen Hochebene, welche nur aus einer einzigen Straße besteht, etwa 3000 Einw. zählt und nur durch ihre Lage im Gebirge und durch dichte Wälder geschützt war, hat das Innere keine Städte, nicht einmal Dörfer, sondern die Häuser liegen meist isolirt. Jetzt führt eine schöne Kunststraße von Colombo nach Kandy. In Kandy sieht man noch den sehr großen Palast der ehemaligen Könige und den Hoftempel, in welchem als ein Heiligthum ein Zahn Buddhas aufbewahrt wird. Einige Meilen von Kandy, bei Dambulu, befinden sich sehr merkwürdige Felsentempel. Südlich davon liegt der 5380′ franz. hohe, wegen seines heilsamen und kühlen Klimas berühmte Ort Newera-ellia, mit einem Hospital, in einer der reizendsten Gegenden der Insel. — An den Küsten liegen folgende Oerter: Colombo, auf der Westküste, die jetzige befestigte Hauptstadt und der Sitz der höchsten Behörden, wo sich auch mehrere Missionsgesellschaften befinden. Sie besteht aus dem auf der Spitze einer Landzunge erbauten, stark befestigten Castell und aus der eigentlichen Stadt, die sehr regelmäßig angelegt ist und 50,000 Einw. zählt. Obgleich sie nur eine offene Rhede hat und kein anderes als Cisternenwasser, so ist sie doch der Mittelpunkt des hiesigen Handels; besonders in ihrer Nähe liegen die Zimmtwälder. Weiter gegen N. liegt das Dorf Arripo, in dessen Nähe die Perlenfischerei stattfindet. Jafnapatnam, auf einer wegen ihrer reichen Vegetation merkwürdigen flachen Gegend der Insel an der Nordküste, ist befestigt und hat, obgleich die zweite Stadt, doch nur 5000 Einw. und keinen Hafen. — Trinkonomale, 11,000 Einw., an der NO.-Küste, oder Trincomale, mit dem größten und sichersten Hafen von Ostindien, wo alle Schiffe Vorderindiens in der stürmischen Jahreszeit Schutz suchen, ist stark befestigt, hat aber nur wenig Einwohner, und die Gegend ist noch ganz wüste. — Punta de Gale (oder Point de Galle), in der Mitte großer Zimmtgärten, 30,000 Einw., auf der SW.-Küste, hat eine starke Citadelle und einen guten Hafen; sie treibt nächst Colombo den stärksten Handel, vorzüglich mit Fischen.

Die übrigen vorderindischen Inseln sind:

Die Lakkadiven oder Lakediven, eine Inselgruppe, welche westlich von der Küste Malabar zwischen 90 und 92° ö. Lg. und von 10 bis 12° n. Br. liegen. Nur 8 von ihnen sind bewohnt und keine ist über ¼ □M. groß. Die Annäherung an diese Inseln ist durch unzählige Korallenriffe erschwert. Dies und die Armuth derselben, da sie nichts als Kokospalmen hervorbringen, schützt sie vor der Habsucht der Europäer. An ihren Ufern werden viel Kauris, kleine Muscheln, deren man sich in Ostindien und vielen Gegenden Afrikas als der kleinsten Scheidemünze bedient (s. o.), gefunden. Die Einwohner, an 7000, bestehen aus einem Gemisch von Arabern und Hindus, bekennen sich zum Islam und werden von eigenen Häuptlingen beherrscht.

Die Malediven. Sie bilden eine lange und zahlreiche Inselreihe im SW. vom Cap Comorin, zwischen 91 und 92° ö. Lg. und von ¾° s. bis 7° n. Br. Alle unbewohnten Klippen und Felsen mitgerechnet, mag

ihre Zahl auf mehrere Tausend steigen; sie sind so sehr von Korallenbänken umgeben, daß große Schiffe sich ihnen nicht nähern dürfen und nur mit Gefahr die Canäle, welche sie trennen, beschiffen können. Sie zerfallen in 17 rundliche Gruppen oder Atolls, deren Inneres eine Lagune erfüllt, welche durch die Korallenwände gegen die Eingriffe der See geschützt wird. Die Inseln selbst sind nur die höheren Theile der Korallenfelsen, und ihr Boden besteht ganz aus Sand und Sandstein. Nur 40—50 sind angebaut. Sie sind aber fruchtbarer als die Lakediven und unterhalten einigen Handel mit Vorderindien. Auch hier werden viel Kauris gesammelt. Die Einwohner, welche in zerstreuten Häusern wohnen, sind friedlich und thätig; man kennt ihre Abstammung nicht, wahrscheinlich sind auch sie ein Mischlingsvolk; ihre Religion ist der Islam. Sie sind von den Europäern unabhängig und werden von ihrem eigenen Sultan, der in einem befestigten Orte, Male, auf der Hauptinsel gleichen Namens wohnt, beherrscht.

2. Hinterindische Inseln. Sie bestehen aus 3 Inselgruppen und 2 einzelnen Inseln.

Die Andamanen, im Meerbusen von Bengalen, zwischen 110 und 112° ö. Lg. und vom 10½ bis 15° n. Br. Sie bestehen aus zwei größeren und mehreren kleineren Inseln, sind aber ihrer äußerst ungesunden Luft wegen von den Europäern nicht besetzt. Nur einmal, 1791, versuchten die Engländer eine Ansiedelung besonders für Verbrecher, mußten sie aber 1793 wieder aufgeben. Die Inseln sind bergig und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Die Einwohner, deren Zahl äußerst gering, gehören zu der auf den größeren Inseln Ostindiens verbreiteten Negerrace und stehen auf der niedrigsten Stufe menschlicher Cultur; sie leben fast nur von Fischen. Auf einer dieser Inseln, Barren, befindet sich ein Vulcan.

Die Nikobaren, südöstlich von den vorigen, unter 110¾ bis 112° ö. Lg. und 6 bis 9° n. Br., bestehen aus 7 größeren und 12 kleineren Inseln. Auch hier verursachen undurchdringliche Wälder eine den Fremden gefährliche Luft, daher sie auch trotz ihrer Fruchtbarkeit und guten Landungsplätze von den Europäern verlassen sind. Nach einem vergeblichen Versuche der Franzosen siedelten sich die Dänen 1760 hier an, mußten aber die Niederlassung schon 1768 wieder aufgeben; sie werden zwar noch als dänisches Eigenthum betrachtet, sind aber nie von ihnen recht benutzt worden. Die Einwohner, etwa 10,000, stammen aus Hinterindien, leben aber völlig unabhängig in kleinen Dörfern vereinigt, ohne irgend einen Oberherrn anzuerkennen; sie sollen gutmüthig und freundlich sein und leben vorzüglich vom Fischfange.

Die Mergui-Inseln, welche unter 6 bis 14¾° n. Br. und 114 bis 117° ö. Lg. sich an der Westküste Hinterindiens entlang ziehen. Sie sind meist mit Bergen und Wäldern bedeckt; indeß weiß man nicht einmal, ob sie bewohnt sind. Nur eine der südlichsten und größten, Salanga oder Junkseilan, welche nur durch eine schmale Straße vom festen Lande getrennt wird, ist bekannt. Sie ist flach, aber bewaldet und bietet mehrere gute Ankerplätze dar. Die Einwohner sind ein Gemisch von Malaien und Chinesen. Das Zinn und die Vogelnester, welche hier gefunden werden, geben Veranlassung zu einem nicht sehr bedeutenden Handel.

Die Prinz-Wales-Insel oder Pulo Penang (Pulo heißt Insel), eine kleine, gegen 7½ □M. große, aber für den Handel äußerst wichtige Insel, am Eingange der Straße von Malacca, unter 5½° n. Br. und nur durch einen schmalen Canal, der als Hafen dient, von der Halbinsel Malacca getrennt. Sie ist mit Bergen und Waldungen bedeckt, von schönen Bächen bewässert, hat einen fruchtbaren Boden und ein sehr gemäßigtes und gesundes Klima. Seit 1786 haben sie die Engländer in Besitz genommen, einen Theil der Wälder gelichtet und sehr wichtige Anpflanzungen von Pfeffer, Betelnüssen, Kaffee, Zucker u. s. w. angelegt; auch die hierher verpflanzten Muscatnußbäume gedeihen vortrefflich. Vorzüglich aber ist sie ihnen für den Handel nach Hinterindien und China, wo sie als sicherer Erfrischungspunkt den Schiffern dient, und für den Handel mit Malacca wichtig, welcher sich seitdem ganz hierher gezogen hat. Die von den Engländern angelegte Festung Fort Cornwallis und die umher entstandene Stadt, Georgetown (spr. Dschordschtaun), liegen auf der NO.-Küste; sie sind im stärksten Aufblühen begriffen und haben wahrscheinlich schon an 20,000, die ganze Insel an 60,000 Einw. Noch ungleich schneller ist eine andere, neuere Niederlassung der Engländer emporgeblüht, die nämlich auf der Insel.

Singapur (Singapore). Die Insel, unter 1° 17′ n. Br. mit einem Flächenraum von etwa 10 □M., dicht an der Südostspitze von Malacca, dem Cap Romania, gelegen, hat einen fruchtbaren Boden und ein gesundes, äußerst gleichförmiges Klima. Da sie außerordentlich bequem für den Handel der Engländer mit China liegt, so ward sie 1818 theilweise besetzt und eine gleichnamige Stadt angelegt, welche jetzt schon über 60,000 Einw., ein Gemisch von Europäern, Malaien, Chinesen u. A., zählt. 1820 erkauften die Engländer den Besitz der ganzen Insel, und die Bevölkerung ist in starker Zunahme. Der Handel ist außerordentlich wichtig. Durch den Besitz von Penang, Singapur und Malacca beherrscht England gegenwärtig die nördliche Fahrstraße in die Chinesische See.

Hier ist noch einer Inselgruppe zu gedenken, die seit 1862 in den Besitz der Franzosen übergegangen.

Die Inselgruppe Pulo Condor, besteht aus 12 Inseln, welche gegen 50 Milles vom westlichen Ausfluß des Me-khong gelegen. Die größte derselben 12 Milles lang und 4 Milles breit (8° 30′ n. Br., 104° 25′ ö. Lg. von Paris), führt bei den Malaien den Namen Pulo-Kohuaong (Kürbisinsel), wird aber gewöhnlich Pulo Condor genannt. Diese Insel hat treffliches Trinkwasser und einen guten Hafen.

Der große indische Archipelagus. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß eigentlich zu dieser großen Inselwelt noch mehrere Inseln gehören, welche nur deshalb jetzt zu Australien gerechnet werden, weil sie, wie dieser Welttheil überhaupt, von den Europäern später entdeckt worden. Zum indischen Archipel oder zu Asien rechnet man alle diejenigen Inseln, welche zwischen dem 113 und 150° ö. Lg. und zwischen dem 19° n. Br. und 11° s. Br., also ganz innerhalb der Wendekreise, im S. und SO. von Hinterindien liegen. Wir werden sie der leichteren Uebersicht wegen in die 4 Gruppen der Sunda-, Molukken-, Philippinen- und Suluinseln theilen. Sie sind in neuerer Zeit auch wohl Malaisia, nach der vorherrschenden

Bevölkerung aus der malaiischen Race, genannt worden. — Dieser Archipel besteht aus Gruppen und Ketten von Inseln, welche sich, gemäß ihrer Lage, durch eine große Uebereinstimmung in Klima, Thier- und Pflanzenreich und im Charakter ihrer Bewohner auszeichnen. Von dem allgemein herrschenden Gebirgscharakter, wie von den großen Vulcanreihen, welche sich darauf hinziehen, ist schon oben gesprochen worden. Dieser Archipel besitzt ferner, wie keine andere Inselgruppe auf der Erdoberfläche, jene eigenthümlichen periodisch wechselnden Winde (Monsuns), von denen in der Einleitung die Rede gewesen; aber nur die Gruppe der Philippinen wird oft von Orkanen heimgesucht. Was den Tataren und Arabern das Pferd und Kameel, das ist den Malaien Boot und Canoe: die natürlichen Verhältnisse haben ihn auf Schifffahrt und Fischerei geführt. Die Bewohner sind theils braune Malaien, theils schwarze Papuas mit Wollhaar, ähnlich den afrikanischen Negern, theils Schwarze (Arafuras oder Alfurus), welche sich jedoch von den vorigen durch ihr schlichtes Haar unterscheiden. — Odoardo Barbosa, einer der Gefährten des unglücklichen Magelhaens, war der erste Europäer, welcher diese Inseln 1519 besuchte. Die Portugiesen und nach ihnen die Holländer errichteten dort zahlreiche Niederlassungen; allein der kleinliche Handelsneid der letzteren hatte Europa bis auf die neueste Zeit die genauere Kenntniß dieser Gegenden zu verheimlichen gewußt. Erst seitdem die Engländer sämmtliche holländische Besitzungen erobert und einige Jahre lang verwaltet, sind zuverlässigere Karten und gute Werke darüber erschienen. Die drei Wege, welche von Europa zu diesen Inseln führen, sind: die Straße von Malacca, zwischen Sumatra und der östlichen Halbinsel; die Sundastraße, zwischen Sumatra und Java, und die Balistraße, zwischen Java und der Insel Bali. Die zweite ist die gewöhnlichste; die letzte wird nur im Nothfalle benutzt: doch sind auch die beiden ersten, wegen der Strömungen und der vielen kleinen Inseln, nicht ganz ohne Gefahr.

a) Die Sunda-Inseln. Sie haben ihren Namen von der Straße Sunda, welche an der schmalsten Stelle nur 3 M. Breite hat und durch welche man in die Sundasee gelangt. Sie umfassen die bei weitem größten und wichtigsten Inseln dieses Archipels: Sumatra, Java, Borneo, Celebes und viele kleinere.

Sumatra, bei den Eingeborenen Andelo, erstreckt sich von NW. nach SO. vom 113 bis 124° ö. Lg. und vom 5¾ n. Br. bis 6° s. Br. Ihr Flächeninhalt beträgt 6500 □M.*). Ein langes, schön bewaldetes Gebirge, zum Theil aus mehreren Ketten zusammengesetzt, von 3—4000′ mittlerer Erhebung, durchzieht sie, der westlichen Küste näher, in der ganzen Länge, und darunter erheben sich mehrere Gipfel bis zu 9000′ Höhe, wie der Gunong (d. h. malaiisch: Berg) Merapi und G. Ophir; für den höchsten gilt der Pik von Indrapura, etwa 11,500′; auch besitzt die Insel eine Menge vulcanischer Schlünde (vielleicht mehr als 16). Dem Gebirge entströmen vorzüglich nach der flachen, sumpfigen und stark bewaldeten, aber schwach bevölkerten Ostküste eine große Menge Flüsse und

*) Und mit den südwestlichsten und den zur Residenz Rhiau gehörigen Inseln 8102 □M.

Bäche; und das Klima, obgleich der Aequator die Insel in zwei beinahe gleiche Theile theilt, ist dennoch viel milder als in Bengalen. Die nasse Jahreszeit dauert vom November bis zum März. Die Ostküste ist der Moräste wegen für den Europäer zu ungesund; ungleich schöner und gesunder ist die gebirgige Westküste. Von den Producten, welche im Ganzen genommen dieselben sind, als die der beiden Halbinseln, bemerken wir nur die wichtigsten oder dieser Insel mehr eigenthümlichen. Es soll viele Goldgruben im Innern Sumatras geben, welche aber von den Eingeborenen ungeschickt benutzt worden; ein Versuchsbau der Holländer mußte der großen Sterblichkeit unter den Arbeitern wegen aufgegeben werden; außerdem finden sich Kupfer, Eisen, Zinn, Zink und Schwefel. Unter den Pflanzen nimmt nächst dem Reis und der Kokospalme der Pfeffer den ersten Rang ein; neuerdings haben die Engländer mit gutem Erfolge auch Muskatnußbäume und Nelkenbäume gepflanzt. Die Insel liefert ferner viel Kampher, welcher von mehreren Bäumen, — namentlich dem Dryobalanops Camphora, welcher zu den größten Bäumen der Erde gehört und bis 200′ Höhe erreicht, — von einigen durch freiwilliges Ausschwitzen, und das ist der beste, von anderen durch Auskochen der Blätter, jüngerer Zweige und Wurzeln gewonnen wird. Der Benzoe, ein weiches, wohlriechendes Harz, wird ebenfalls durch Einschneiden der Rinde eines Baumes (Styrax Benzoin) gewonnen und zum Räuchern, zu Seifen- und Schminkwasser verwendet. Die Cassia ist die dem Zimmt oft täuschend ähnliche Rinde eines Baumes. Eine der größten aller bis jetzt bekannten Blumen ist die der Schmarotzerpflanze Rafflesia Arnoldi, deren Blüthe gegen 4 Fuß im Durchmesser hat und bis 10 Pfund Gewicht erreicht. — Unter den Thieren findet man hier viele Affenarten, worunter auch die größten der Orang-Utang und der Gibbon. Ferner Elephanten, eine eigene Art des Rhinoceros, Tiger, Büffel, wilde Schweine und ein bis jetzt wenig bekanntes, seltenes Thier von der Größe eines Hirsches, Babirussa oder Schweinehirsch genannt, weil es in seinem Bau, vorzüglich im Kopfe, Aehnlichkeit mit einem Schweine hat. Unter den Vögeln ist wohl der merkwürdigste die Salangane, eine Schwalbenart (Hirundo esculenta), welche in unendlicher Zahl an den schroffsten und unzugänglichsten Felsenklippen ihr Nest baut, welches sie wahrscheinlich aus schleimigen Substanzen und Speichel zusammensetzt. Diese Nester, von verschiedener Farbe, höchstens 3″ weit und 1″ tief, äußerst leicht und beinahe durchsichtig, werden von den Chinesen als Leckerbissen gekauft und machen daher einen bedeutenden Handelsartikel aus; sie werden unter großen Gefahren gesammelt, finden sich aber auf allen hinterindischen Inseln, auch auf den Andamanen und Nikobaren, vorzüglich auf der Insel Salanga, woher vielleicht der Name des Vogels. — Die Bevölkerung, nur auf 3½ Mill. geschätzt, besteht vorzüglich aus zwei verschiedenen Volksstämmen, den älteren ursprünglichen Bewohnern und den Malaien, welche später eingedrungen, aber jetzt bei weitem die Mehrzahl und die herrschende Volksmasse ausmachen. Zu den ursprünglichen Bewohnern rechnet man die Volksstämme der Battas, der Redschangs und der Lampongs. Die Battas, ⅓ Million, von hellerer Farbe als die Malaien, sollen ein freiheitsliebendes Volk sein, sie sind Heiden, bei denen Polygamie erlaubt ist, und es scheint ausgemacht, daß die Rache sie oft

antreibt, nicht nur arme Kriegsgefangene, die sich nicht lösen können, sondern auch Verbrecher zu tödten und dann das Fleisch geröstet zu fressen. Sie bewohnen einen Theil der Westküste und die Gebirge im nördlichen Theile der Insel, und stehen unter vielen kleinen Häuptlingen oder Rajas. Sie scheinen mit den Bewohnern des Innern anderer Inseln des großen ostindischen Archipels nahe verwandt zu sein und bilden vielleicht den vornehmsten und ursprünglich am weitesten verbreiteten Völkerstamm in diesen Erdräumen, obgleich sie später von den nachbarlichen Malaienstämmen sehr oft verdrängt wurden. Die den Malaien nahe stehenden Redschangs und Lampongs hausen in der südlichen Hälfte der Insel; sie haben die widrige Sitte, den Kindern die Nase und den Schädel platt zu drücken und die Ohren lang zu zerren. Die später eingewanderten Malaien bekennen sich seit 1400 zum Islam und hatten sonst mehrere mächtige Reiche auf der Insel, die indeß jetzt sehr herabgekommen und von Holländern abhängig geworden sind. An Fremden halten sich außer den Europäern noch viele Chinesen und Javaner des Handels wegen hier auf. Die Europäer kennen bis jetzt wenig mehr als die Küsten und selbst nur die westlichen und südlichen, denn an der nordöstlichen hausen noch viele gefährliche Seeräuber. Unter den Staaten, welche von eingeborenen Fürsten despotisch nach Malaien Weise beherrscht, aber allmälig immer mehr von den Holländern abhängig gemacht werden, sind die bekanntesten:

Der Staat Atschin; er nimmt die ganze nördliche Spitze der Insel ein, ist gut bevölkert, zeigt eine ziemlich vorgerückte Cultur und treibt bedeutenden Handel; doch ist er durch die Eroberungen der Holländer von seiner ehemaligen Größe sehr herabgekommen. Die Hauptstadt Atschin, an der Mündung eines Flusses auf der Nordküste, in einem Walde von Kokospalmen und anderen Obstbäumen versteckt, soll an 8000 auf Pfählen stehende Bambushäuser und 36,000 Einw. (?) haben; ihr Handel ist bedeutend. Andere Häfen und Seestädte sind Pedir an der Nordküste und Sinkel an der Südwestküste.

Die Länder der Battas, ein Bund von vielen kleinen Staaten, die jedoch noch wenig bekannt sind und worin jedes Dorf frei und unabhängig unter seinem Häuptlinge steht, während sie, namentlich in Kriegszeiten, gemeinschaftlich handeln.

Der Staat Menangkabo, einst der mächtigste Staat der Insel, ist jetzt auf die Mitte derselben beschränkt und vom Meere abgeschnitten; doch wird der Regent noch immer von den übrigen eingeborenen Fürsten als der erste und vornehmste betrachtet. Seine Residenz Pangaratschung, im Innern der Insel, wird von den Malaien wie ein zweites Mekka bewallfahrtet.

Der Staat Siak, an der Ostküste, der sich von dem vorigen unabhängig gemacht hat, macht die ganze Straße von Malacca durch Seeräuberei gefährlich.

Der Staat Indrapura, auf der Westseite der Insel; die Küste selbst ist von den Holländern besetzt, und der Fürst, einst mächtig, ist jetzt ein Vasall der Holländer.

Der Staat Palembang im südöstlichen Theile der Insel. Der Sultan ließ 1811 alle Holländer in seinem Staate ermorden, ward dafür

von den Engländern vertrieben und sein Nachfolger mußte ihnen die Insel Banka abtreten; jetzt sind die Holländer im Besitz des Ganzen. Die Hauptstadt Palembang liegt 2 M. von der Mündung eines schiffbaren Flusses und soll 30,000 Einw. haben. — Andere kleinere Staaten übergehen wir.

Die Engländer waren eine Zeit lang Meister beinahe von der ganzen Westküste, traten aber diese, wie alle ihre Besitzungen und Ansprüche auf Sumatra, 1824 den Niederländern ab; diese haben seitdem ihre Eroberungen längs der Ostküste und über den größten Theil der Westküste ausgedehnt. Die Hauptplätze auf der Küste sind:

Benkulen (Bankahulu), unter 3¾° s. Br., an der Mündung des gleichnamigen Flusses, mit dem starken Fort Marlborough und etwa 12,000 Einw. Am nördlichen Ende der niederländischen Besitzungen liegt die treffliche Bai von Tapanulie, groß und tief genug, um ganze Flotten aufzunehmen; ein kleines Fort auf einem Eilande ist zu ihrem Schutze vorhanden. — Ferner Padang, 10,000 Einw., ebenfalls an der Westküste, unter 1° s. Br., welches als die Hauptstadt der Holländer anzusehen und der Sitz des Gouverneurs ist; sie gehörte ehemals zum Reiche Indrapura. — Es scheint, als ob die Holländer gesonnen sind, sich allmälig nicht blos auf der Ostküste bei Palembang, sondern über die ganze Insel auszubreiten.

Von den vielen um Sumatra herum liegenden, zum Theil bedeutenden Inseln, die aber den Europäern wenig bekannt sind, führen wir nur die wichtigste: Banka, an. Sie liegt an der Ostküste von Sumatra, zwischen 1½ und 3° s. Br., enthält etwa 217 □M. und 55,000 Einw. Ihre unerschöpflichen Zinngruben, welche meistens von Chinesen bearbeitet werden, machen ihren Reichthum aus und liefern jährlich an 8 Millionen Pfund. Muntok, an der Westspitze, mit einem von den Engländern erbauten Fort, war früher Hauptort, jetzt ist es Bangkakota. Die benachbarte Insel Billiton, östlich von der vorigen und ebenfalls den Holländern gehörig, ist sehr reich an Eisen. — Südwestlich von Sumatra, unter 12° s. Br. und 114½° ö. Lg., sind zwei Koralleninseln die Kokos- oder Keelings-Inseln zu nennen. Seit 1823 sind diese Inseln von einigen Engländern und Malaien bewohnt, welche die Kokoswaldung zur Oelgewinnung ausbeuten.

Java (Dschava), der Hauptsitz der holländischen Macht in Ostindien und die wichtigste aller dortigen Inseln, erstreckt sich von W. nach O. zwischen 122½ und 132½° ö. Lg. und vom 6 bis gegen 9° s. Br. Ihre Länge beträgt an 145 M., die Breite wechselt von 12 bis 50 M.; der Flächeninhalt beträgt mit der Insel Madura 2445 □M.; beide haben circa 13⅔ Mill. Einw.

Die Bevölkerung Javas bestand außer dem Heere im Jahre 1856 aus:

19,431 Europäern,
135,649 Chinesen,
24,903 Arabern,
5188 Sclaven und 10,711,853 Eingeborenen.

In ihrer physischen Beschaffenheit weicht Java sehr von den bisher beschriebenen indischen Ländern ab. Obgleich gebirgig, hat sie keine fortlaufende, zusammenhängende Bergreihen, sondern viele einzelne Gruppen, die zum

Theil als zwei Hauptketten auftreten, dann sich aber wieder vereinigen, und auf deren Kamm an 50 Vulcankegel und mehrere Schlammvulcane ihre Krater öffnen; Erdbeben sind daher häufig und furchtbar; die Berge sollen bis 13,000′ Höhe erreichen; der Vulcan Gede hat nur 8500′. Die ganze Südküste ist felsig, schroff, von steilen Klippenreihen umgürtet und deshalb fast unzugänglich. Die Nordküste ist flach, sumpfig und bietet viele Häfen dar; allein hier verändert sich der Meeresboden sehr oft durch Korallenbau, Anschlämmungen und vulcanische Wirkungen. Alle Flüsse ergießen sich an der Nordküste. Nur diese verdient den Ruf der Ungesundheit, in welchem Java steht, so daß man es wohl ein Paradies für Unsterbliche und das Grab der Europäer genannt hat. Allerdings ist hier die Sterblichkeit besonders unter den Fremden sehr groß: fast die Hälfte der Ankömmlinge findet hier bald den Tod; allein die Unvernunft der Holländer, welche nichts gethan, um die Moräste abzuleiten und die Wälder zu lichten, die überall sumpfige Canäle wie in ihrer Heimath anlegten und in Speisen und Kleidung die Sitten des Vaterlandes eigensinnig beibehielten, hat wohl mehr, als das Klima selbst, zu dieser Sterblichkeit beigetragen. Die Hitze ist nur an der Nordküste bedeutend und doch noch lange nicht so gewaltig, als in mehreren Gegenden der beiden Halbinseln; im Innern ist das Klima sehr angenehm und gesund. — Die Insel liefert viel Seesalz, besitzt jedoch keine Metalle; dagegen zeigt sich hier die Fruchtbarkeit vulcanischer Länder, wie kaum sonst wo auf Erden. Die Hauptproducte bestehen in Reis, Kaffee, Zucker, Thee (seit einigen Jahren erst cultivirt), Pfeffer, Baumwolle, Taback, Indigo, Cochenille und den bekannten eßbaren Vogelnestern. Alle Früchte Indiens gedeihen hier vortrefflich, so daß auch der Aermste, unter dem drückendsten Verhältniß, sich leicht die Bedürfnisse des Lebens verschafft. Von den vielen zum Theil noch wenig bekannten trefflichen Baumarten der Insel erwähnen wir nur des übel berüchtigten Giftbaumes, Boan Upas, oder eigentlich Antjar, Antiaris toxicaria. Die frühere Meinung, daß er weit umher die Pflanzen und Thiere tödte und daß man sich ihm nicht ohne Lebensgefahr nähern dürfe, ist längst als Märchen erkannt. Nur der Saft des Baumes, den man durch Einschnitte in die Rinde gewinnt, ist gefährlich; doch wird er zum Vergiften der Waffen nur in Verbindung mit noch anderen Pflanzensäften gebraucht, woraus die Malaien ein Geheimniß machen; auch giebt es hier noch mehrere ähnliche Giftpflanzen. — Man findet hier keine Elephanten, wohl aber Rhinocerosse, viele Hirscharten, Leoparden, den Königstiger und einen kleinen schwarzen Tiger. In den Gewässern findet man Krokodile, aber kleiner als die des festen Landes; sehr viele Schlangen machen die Wälder gefährlich. Die weißen Ameisen, welche nicht allein Lebensmittel, Bücher, Kleider und Möbeln vernichten, sondern auch das Holzwerk der Häuser zerstören, sind sehr häufig.

Die eigentlichen Bewohner der Insel, die Javaner, scheinen mit den Malaien verwandt; sie sind ein schwaches, träges und furchtsames Volk, welches nur die äußerste Unterdrückung zuweilen zu einzelnen Thaten der Verzweiflung gebracht hat. Lange vor der Ankunft der Europäer soll es auf der Insel nur ein einziges großes Reich gegeben haben, für dessen bedeutende Cultur sehr viele herrliche Ruinen sprechen, welche die Neugier

der Engländer in den Wäldern und Gebirgen entdeckt hat; die Holländer hatten sich nie darum bekümmert. An einem Orte, Branbanam, finden sich auf einem Umfange von etwa 2 M. eine große Menge schöner Tempelruinen, alle von sauber bearbeitetem Granit, mit Basreliefs und vielen Statuen, welche sämmtlich auf die Religion der Hindus deuten. Solche Ruinen finden sich noch an mehreren Orten, wie zu Borobodo und Singasari. Das gegenwärtige Geschlecht vermag kaum die Paläste seiner Fürsten von Backsteinen aufzuführen. Auch die Sprache verräth den hindustanischen Einfluß; die an der Küste gesprochene Sunda-Sprache ist mit malaiischen Wörtern vermischt; aber die im Innern gesprochene und noch mehr die heilige Sprache, das Kawi, stimmt nahe mit dem Sanskrit überein, und in dieser besitzen sie viele alte Gedichte. Erst seit 1400 bekennen sich die Javaner zum Islam, haben aber eine Menge heidnischer Gebräuche und Ansichten beibehalten; auch rechnen sie nicht nach der Hedschra, sondern seit dem Jahre 73 nach Christo. Das Christenthum findet sehr schwer Eingang. Auf die Frage nach der Ursache antworteten „einsichtsvolle Javaner" einem Europäer*): „Warum sollten wir unseren alten Glauben verlassen und Christen werden. Ueberall, wo der weiße Mann hinkommt, geht Treue und Zuverlässigkeit verloren. Anmaßung, Trunksucht, Unsittlichkeit, Habsucht, Heuchelei und Gewaltthätigkeit folgen ihm auf dem Fuße nach. Glaubt es, wir sind bessere Menschen als Ihr." Dieses traurige Zeugniß bestätigt derselbe Europäer aus seiner Erfahrung. — Die Polygamie ist herrschend, und die Fürsten werden nur von Weibern bedient und bewacht. Die Lust an Hazardspielen, besonders an Hahnengefechten, ist hier wie auf Sumatra sehr gewöhnlich; auch sind sie dem Opiumrauchen leidenschaftlich ergeben. Sonst aber ist der Javaner sehr mäßig; der Kaffee ist sein „Göttertrank". Der dem Europäer so sehr gefährliche Mondschein bringt ihm keine Gefahr. Musik und Tanz sind seine Liebhabereien. Selbst in der Schlacht geht er tanzend vorwärts. Nur in der Aufsuchung der Vogelnester, der Calangane oder Salangane, an gefährlichen Klippen zeigt er Verwegenheit. (Nach der Meinung der Javaner erzeugt der häufige Genuß des Fischlaichs in ihnen den Schleim, welcher der wesentliche Bestandtheil der Vogelnester ist.)

Die Malaien gehören hier nur zu den Fremden und sind meistens arm. Die Chinesen sind überaus zahlreich, höchst fleißig, aber auch höchst habsüchtig; sie sind die Juden dieser Gegend und daher bei den Javanern sehr verhaßt. Die eigentlichen Holländer sind wenig zahlreich; ihre meisten Beamten und Soldaten bestanden aus Deutschen, dem Auswurf beider Nationen; überdies giebt es sehr viel Mischlinge von europäischer Abstammung. Die holländische Verwaltung, einzig auf unmittelbaren Gewinn bedacht, war die drückendste und ungerechteste von allen europäischen in diesen Gegenden. Seitdem die Engländer die Insel 1811 in Besitz genommen, ist sie erst einigermaßen bekannt geworden, und der Zustand des Landes und der Unterthanen hat sich, auch nachdem sie den Holländern zurückgegeben ist, bedeutend gebessert. Die Einkünfte von diesen Besitzungen sind in neuester Zeit sehr ansehnlich gestiegen.

*) Zeitschrift für Allgem. Erdkunde, Berlin 1854, II. 2, S. 82.

Als die Holländer zuerst 1594 hier landeten, gab es vier unabhängige Reiche auf Java, nämlich Bantam, Jacatra, Tscheribon und Mataram; die drei ersten sind nach und nach von den Holländern unterjocht worden, wiewohl es nicht an Aufständen fehlt; nur das letzte, jetzt getheilte, besteht noch. Sonach müssen wir zuerst betrachten:

Die holländischen Besitzungen. Sie nehmen etwa $^3/_4$ der Insel, nämlich den westlichen Theil der Insel und die ganze Nordküste ein und sollen an 5 Millionen Einwohner enthalten. Sie werden in 17 Residenzschaften getheilt.

Die älteste Niederlassung der Holländer, Bantam, an der Nordküste, ist jetzt nur noch ein Haufen Ruinen; der Ort mußte wegen seiner Ungesundheit verlassen werden. Dafür bauten sich die Holländer 1619 weiter östlich an der Nordküste zu Batavia unter $6^1/_4{}^0$ s. Br. und $124^1/_2{}^0$ ö. Lg. an. Diese Hauptstadt aller niederländischen Besitzungen in Indien liegt in einer tiefen, von einigen Bächen durchschnittenen Ebene; ihr Hafen und ihre Rhede sind zwar gut, aber der Eingang ist durch Sandbänke sehr erschwert. Eine im NO. liegende Citadelle vertheidigt den Hafen. Die Stadt wird von mehreren mit Bäumen beschatteten Canälen durchschnitten, und eben diese wie die sumpfige Umgebung überhaupt machen die Luft für die Europäer so verderblich, daß die Stadt in der neueren Zeit von diesen fast ganz verlassen ist. Der Generalgouverneur, alle Behörden, alle Kaufleute wohnen in den einige Meilen landeinwärts in einer gesunden und reizenden Gegend gelegenen sogenannten Vorstädten: Ryswyk, Molenvliet, Koningsplein und Weltevreden, und kommen nur zu ihren Geschäften in die Stadt. Von den ehemaligen 160,000 Einw. wohnen nur noch 60,000, ein Gemisch von Javanern, Chinesen, wenigen Europäern und 12,000 Sclaven, in der Stadt, deren Canäle, Festungswerke, Kirchen und Häuser immer mehr verfallen. Man ist der Meinung, daß der Aufenthalt in Batavia erst seit dem Erdbeben von 1699 so höchst ungesund geworden; seit der Zeit soll es immer schwieriger geworden sein, die früher hellen Canäle rein zu erhalten. Das Stadthaus und das Haus des Gouverneurs sind die einzigen bedeutenden Gebäude. In einer Vorstadt wohnen an 15,000 Chinesen. Die ganze Umgegend in einer Entfernung von 10 Meilen ist mit Landhäusern bedeckt. — Zehn Meilen südlich von Batavia, in einer reizenden, höchst gesunden, an 3000′ hohen Berggegend, liegt der Ort Buitenzorg (beutensorg), mit einem Sommerpalast des Gouverneurs und einem trefflichen botanischen Garten. — Tschirebon, unter $126^1/_4{}^0$ ö. Lg., eine Seestadt mit einer Rhede und etwa 10,000 Einw. — Samarang, unter $128^1/_4{}^0$ ö. Lg., die zweite Handelsstadt der Insel, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in einer gesunden Gegend. Sie ist etwas befestigt, hat einen mittelmäßigen Hafen, 30,000 Einw., und treibt einen sehr bedeutenden Handel. — Surubaya, unter $130^1/_2{}^0$ ö. Lg., an einem schiffbaren Strome, jetzt die blühendste Stadt der Insel; sie hat ein großes Arsenal, einen vortrefflichen, ganz sicheren Hafen, mehrere schöne Kirchen und Gebäude und liegt in einer sehr gesunden Gegend. Sie soll schon über 54,000 Einw. zählen.

Die eingeborenen Fürsten besitzen den ganzen südlichen und östlichen Theil der Insel. Dieser machte bis um die Mitte des 18. Jahrh. das

große Reich Mataram aus, welches die Holländer bei einem entstandenen Streit um die Thronfolge in zwei gleiche Theile unter die beiden Bewerber theilten. Der Beherrscher des westlichen Theils behielt den Titel Susunan oder Kaiser; der des östlichen ward Sultan genannt. Beide Reiche werden völlig despotisch regiert, stehen aber unter genauer Aufsicht und in völliger Abhängigkeit von den Holländern, welche sogar kleine Citadellen in der Nähe der Residenzen unterhalten. Die Residenz des Susunan ist Solo (Surakarta), unter 128½° ö. Lg.; sie liegt in der Mitte des Landes am Flusse Solo und soll über 100,000 Einw. haben. — Der Sultan residirt in Dschokschokarta, unter 128° ö. Lg., 2 Meilen von der Südküste; auch diese soll 100,000 Einw. haben. Einer der Paläste des Sultans liegt mitten in einem tiefen See und hat keinen anderen Zugang, als einen unterirdischen Weg.

Mehrere Inseln bei Java verdienen noch genannt zu werden. Die Insel Madura, von der Nordostküste von Java nur durch eine an einer Stelle sehr schmale Straße getrennt. Sie hat 75 □M. und gegen 100,000 Einw., welche für tapfer und für geschickte Seeleute gelten. Die Insel ist äußerst fruchtbar und steht unter zwei eingeborenen Sultanen, welche den Holländern unterworfen sind; diese besitzen einen District in der Mitte der Insel, dessen Hauptstadt Pamakassang in der Nähe der Südküste liegt.

Ferner die sogenannten Kleinen Sunda-Inseln, zusammen 1600 □M., welche sich in einer Reihe östlich von Java erstrecken. Die wichtigsten sind:

Die Insel Bali, gleich östlich von Java, 95 □M. groß. Sie ist, wie alle ihre Nachbarn, vulcanisch. Bali ist sehr fruchtbar, die Einwohner betriebsam. Die kleinen Pferde dieser Insel werden sehr geschätzt. Die Einwohner, deren Zahl gegen ½ Million betragen mag, sind größtentheils reine Hindus und sollen kräftiger und tapferer als ihre Nachbarn sein; ihre Religion ist theils Siwa-Cultus, theils Buddhaismus; auch sind sie in vier Kasten getheilt. Die ganze Insel steht unter sieben unabhängigen Rajas oder Fürsten.

Die Insel Lombok, östlich von Bali, 70 □M. groß mit ca. 200,000 Einw. Sie ist von so starken Brandungen umgeben, daß sie nur selten von Europäern besucht wird. Die Insel enthält einen wohl 8000′ hohen Vulcan; auch soll sie vortrefflich angebaut sein, liefert die beste Baumwolle im ostindischen Archipel und hat ihren eigenen Raja.

Die Insel Sumbawa, östlich von Lombok, hat 284 □M. Oberfläche und 800,000 Einw. Am bekanntesten ist diese Insel durch ihren Vulcan Tomboro, welcher nach einem furchtbaren Ausbruch am 10. April 1825 in sich zusammenstürzte und jetzt nur noch eine Hochebene bildet; außerdem giebt es noch mehrere Vulcane auf dieser und den benachbarten Inseln. Man weiß übrigens nur, daß die Insel gute Häfen hat — der von Bima, am NO.-Ende der Insel, gilt für einen der schönsten auf der Erde —, einen äußerst fruchtbaren Boden besitzt und unter sechs kleine Staaten vertheilt ist.

Die Insel Flores, östlich von Sumbawa, mag einen Flächeninhalt von 360 □M. haben. Sie gehört zu den unbekanntesten dieser Inselreihe;

doch soll es auf der Ostküste viele Christen geben, welche von den Portugiesen abzustammen behaupten.

Tschindana, Sandelbosch oder Sumba, 252 □M. groß und durch eine breite Meeresstraße von den beiden vorigen Inseln geschieden, ist gut angebaut, aber noch wenig bekannt.

Die übrigen Inseln dieser Reihe müssen hier übergangen werden. Wir erwähnen nur noch der zwischen 7½ und 10½° s. Br., 141 bis 144¾° ö. Lg. gelegenen

Insel Timor, über 418 □M. groß, deren Einwohnerzahl, wohl zu hoch, auf 900,000 angegeben wird. Sie ist von mehreren Bergreihen, die sich bis über 6000′ erheben, bedeckt; dieselben setzen zum Theil unter dem Meere fort und machen die Annäherung für die Schiffe gefährlich. Die Ueppigkeit der Vegetation, wie sie vorzüglich auf Java uns entgegentritt, ist hier wegen zu geringer Feuchtigkeit ganz verschwunden; die Insel erscheint selbst verhältnißmäßig dürr und öde. Ihre Süd- und Westküste ist von Malaien besetzt; im Innern hausen noch einige wenig bekannte, halbwilde Stämme; auf der Nordküste leben viele sogenannte Portugiesen, Abkömmlinge und Mischlinge von Europäern. Die Holländer haben einen Residenten in dem kleinen, an einer schönen und tiefen Bai gelegenen Orte Kupang, mit einem Freihafen, wobei das Fort Concordia liegt. Die Portugiesen haben einen Gouverneur zu Dilli auf der Nordküste. Die Malaien stehen unter vielen kleinen Rajas, welche jedoch sämmtlich Vasallen der Holländer oder Portugiesen sind.

Die dritte große Sunda-Insel ist

Bornëo, die größte Insel der alten Welt, welche sich vom 127 bis 136¾° ö. Lg. und vom 4° s. Br. bis 7° n. Br. erstreckt und einen Flächeninhalt von 13,000 □M. enthält. Sie gehört zu den weniger bekannten Ländern der Welt; noch nie hat ein Europäer ihr Inneres durchreist. Die Küsten sind alle flach, sumpfig und daher ungesund, das Innere, von vielen Berggruppen und Ketten erfüllt, ist reich an Wäldern; jetzt befinden sich keine Vulcane mehr in Thätigkeit. Die größten Flüsse sind der Banjermassing oder Baritto, und der Pontianak; jener mündet an der Süd-, dieser an der Westküste. Von den Producten, welche im Ganzen dieselben sind, wie auf den übrigen Sunda-Inseln, nennen wir nur die wichtigsten. Vor allen das Gold, welches vorzüglich an der Westküste häufig gefunden und von einer zahlreichen, hier angesiedelten Colonie von Chinesen gebaut wird; der Pfeffer; die Diamanten, vorzüglich im Districte Landak, auf der West- und Südküste; Kampher von ausgezeichneter Güte. — An den Küsten wohnen vorzüglich Malaien; das herrschende Volk aber sind die Bugis, welche sich nur hier und auf Celebes finden. Die Bewohner des Innern werden zwar sehr verschieden benannt, scheinen aber nur Stämme eines einzigen Volks, der Dayaks oder Dayaer zu sein. Sie sind von lichter Farbe, stark und wohlgebaut, stehen aber auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur, leben in beständigen Fehden, schmücken ihre Wohnungen mit den Köpfen erschlagener Feinde und sind höchst wahrscheinlich auch Anthropophagen. Sie bedienen sich vergifteter Waffen, vorzüglich kleiner Pfeile oder Bolzen, die sie aus Blasröhren schießen. Bedeutende Trümmer von Tempeln mit Bildern und Inschriften, welche man im Innern der Insel findet,

scheinen anzudeuten, daß auch hier einst der Buddhaismus geherrscht habe. In den unzugänglichsten Wäldern und Gebirgen soll noch in voller Wildheit und in geringer Zahl der Volksstamm der Papuas, Negritos oder Negrillos hausen; sie sind klein, höchstens 5′ hoch, von rußschwarzer Farbe, Nase und Unterkiefer treten hervor, das Haar ist wollig, das Auge roth; sie sind aber viel schwächer als die afrikanischen Neger. Nach anderen Berichten soll diese Race jedoch nur an 2 Orten im indischen Archipel vorkommen, nämlich, außer auf der malaiischen Halbinsel, in den Gebirgen des Staats Queda, auf Luzon und den Andamanen, und ihre Gesammtzahl daselbst wird sehr unsicher nur auf 3—4000 Seelen geschätzt. Ueberhaupt ist die Bevölkerung Borneos sehr gering. Von Chinesen halten sich hier immer leicht über 100,000 auf, um sich durch Goldgräberei, Pfefferbau und Handel zu bereichern. Die Gesammtzahl der Einwohner von Borneo schätzt man auf 2 bis 3 Mill.

Die Malaien haben hier mehrere Reiche gegründet, von denen einige jetzt von den Holländern abhängig sind, welche sich überhaupt in den letzten Jahrzehnten von Pontianak aus etwa $\frac{1}{3}$ der Insel mit den Diamantgruben- und Goldbergwerksdistricten unterworfen haben. Die bekanntesten sind: das von Banjermassing, an der Südküste, mit der Stadt Martabura an einem ebenso benannten Strome. Die Größe dieses Reiches wird zu 5775 engl. □M. angegeben, worauf nur 60,000 (nach Anderen 120,000) Menschen wohnen sollen. — Die Holländer besitzen in der Nähe das Fort Tatas und sind im Besitz des ganzen Handels. In derselben Gegend, am kleinen Dayakfluß, sind Missionsanstalten von Halle und Barmen aus gegründet worden. Das Reich Sukadana, mit der gleichnamigen Hauptstadt, liegt an der Südwestküste und treibt bedeutenden Handel mit Opium. Das Reich Sambas an der Westküste enthält die wichtigsten Goldgruben; hier besitzen die Holländer das Fort von Pontianak, welches ihr wichtigster Ort an dieser Küste ist. Das Reich Borneo, einst das mächtigste auf der Nordwestküste, mit einer gleichnamigen Hauptstadt, wo ehemals die Engländer eine Niederlassung hatten. Sie liegt zwischen so vielen Canälen eines großen Flusses, daß die meisten Häuser über dem Wasser auf Pfählen stehen, viele sind auch auf Flößen gebaut; das Wasser wimmelt von Krokodilen. Die ganze Nordostküste der Insel, die am besten angebaut ist, steht jetzt unter der Herrschaft des Sultans von Sulu, einer im Osten von Borneo gelegenen kleinen Insel. Zum Schutz gegen die Seeräuberei der Sulu-Insulaner hat die holländische Regierung die benachbarten Landungspunkte militärisch besetzt. Das Innere ist vielleicht in mehr als hundert kleine Staaten unter eigenen Rajas vertheilt.

Die letzte der großen Sundainseln ist Celebes, östlich von Borneo, von welcher sie durch die Straße von Macassar getrennt wird. Sie erstreckt sich vom 137 bis 143° ö. Lg. und vom 2° n. bis zu $5^3/_4$° s. Br., und mag mit den umliegenden kleinen Inseln 3417 □M. enthalten. Sie hat eine höchst zerrissene Gestalt und besteht eigentlich aus 4 Halbinseln, welche auf der östlichen Seite drei große Meerbusen umfassen und nur in der Mitte des Landes zusammenhängen. Gebirgsketten bilden das Gerippe dieser Halbinseln; unter den Bergen befinden sich im nordöstlichen Theile der Insel mehrere Vulcane. Sie ist gut bewässert und hat das Klima und die

Producte der benachbarten Inseln. Die Einwohner, kaum 1 Million, bestehen vorzüglich aus Malaien von verschiedenen Stämmen, worunter die Macassaren auf der südlichen Halbinsel und die Bugis weiter nördlich und im größten Theile des Landes die wichtigsten sind. Im Innern hausen noch einige den Dayaks auf Borneo ähnliche Stämme, welche wie diese mit den Battas nahe verwandt zu sein scheinen, und wenige Hundert Papuas. Die Malaien sind stark, die Weiber gelten für Schönheiten. Die Macassaren werden für die tapfersten, aber auch rachsüchtigsten aller Malaien gehalten, daher sie häufig zu Leibwachen der kleinen Sultane und Rajas anderer Länder gewählt werden. Uebrigens sind sie treu, mäßig und sehr fleißig, vorzüglich gute Seefahrer. — Die Malaien sind fanatische Muselmänner. Sie sollen auch eine eigene Literatur und besonders schöne Romanzen und Lieder besitzen. Sie stehen unter vielen kleinen Rajas, welche aus gewissen Familien, die unter sich das Wahlrecht üben, gewählt werden. Der Despotismus ist also hier durch Aristokratie gemildert. Die Holländer üben zwar einen großen Einfluß auf diese kleinen Fürsten und haben sich den Alleinhandel der ganzen Insel vorbehalten, welche die Molukken vorzüglich mit Reis und anderen Lebensmitteln versieht; aber ihr eigentliches Gebiet ist sehr unbedeutend. Da die Insel in unendlich viele kleine Sultanien und Rajaschaften zerfällt, welche man kaum dem Namen nach kennt und die meist ganz von den Holländern abhängig sind, so begnügen wir uns, die durch den Handel bekannt gewordenen Plätze zu erwähnen. Macassar (Mangkassar), das europäische Quartier heißt Vlaardingen, auf der Westküste der südlichen Halbinsel, einst die Hauptstadt eines mächtigen Reiches; seit 1668 gehört sie den Holländern, welche noch das Fort Rotterdam, wo der Gouverneur residirt, anlegten. Sie hat einen guten Hafen, bedeutenden Handel und 30,000 Einw. An der Ostküste der südlichen Halbinsel liegt Boni, die Hauptstadt eines mächtigen Sultans der Bugis. Manado oder Menado, auf der Spitze der nordöstlichen Halbinsel, gehört mit seinem Gebiete den Holländern und ist, obgleich an sich ein unbedeutender Ort, durch die Goldgruben wichtig, welche sich in der Gegend befinden. — Celebes ist vorzüglich im S. und O. von einer unendlichen Zahl kleinerer Inseln und Eilande umgeben.

b) Die Molukken oder Gewürz-Inseln. Sie bilden eine zahlreiche Gruppe im O. von Celebes, zwischen 143 und $152\frac{1}{2}^{\circ}$ ö. Lg. und 3 n. und $8\frac{1}{2}^{\circ}$ s. Br., und zerfallen wiederum in 3 Gruppen, wovon die südlichste die Banda-Inseln umfaßt. Die Portugiesen waren auch hier die Ersten, welche 1512 sich niederließen; sie wurden 1599 von den Holländern verdrängt, welche, nach langem hartnäckigen Widerstande der Eingeborenen, sich bis 1621 aller dieser Inseln bemeisterten; auf den meisten wurden die Einwohner sogar gänzlich ausgerottet. Sie gehören zu den ungesundesten aller indischen Inseln, daher auch Verbrecher oft hierher verwiesen wurden und die holländischen Besatzungen und selbst die Beamten zu dem Auswurf aller Nationen gehörten. Von jeher war hier das Vaterland des Muskatnußbaumes, dessen Cultur den einzigen Werth dieser Inseln ausmacht; denn nach Ausrottung der Eingeborenen fehlte es an den ersten Lebensbedürfnissen, die von den kleineren Sunda- und anderen benachbarten Inseln herbeigeschafft werden müssen. Die Holländer ver-

theilten nun den Boden in kleinen Loosen oder Perken oder Parks an Europäer zum Anbau der Muskatnuß, und obgleich die Perkeniers nur an die Ostindische Compagnie verkaufen durften und nur 1 Stüber für das Pfund Nüsse erhielten, welches die Compagnie zu 2 Gulden 18 Stüber wieder verkaufte, so wurden sie doch reich dabei. Auf allen kleinen umherliegenden Inseln dieser Gruppe unterhielten die Holländer kleine Besatzungen, oft nur 2—3 Mann, vorzüglich um jeden etwa wild aufwachsenden Mukatbaum zu zerstören. Nur auf Banda, Neira, Gunong-Api und Ay war der Anbau erlaubt. Erst seit 1824 ist dies zu Gunsten der Molukken erlassene Verbot des Anbaues der Gewürze von der Regierung aufgehoben worden, und derselbe verspricht auch anderwärts, z. B. auf Java, den günstigsten Erfolg. Der Baum erreicht eine Höhe von 40—50′, trägt Jahr aus Jahr ein und wird über 70 Jahre alt. Als Gewürz werden die Blüthen, die Schalen und die Nuß benutzt. Nur hier erlangt er seine größte Vollkommenheit; wild war er sonst wenigstens auf vielen Inseln dieser Meere bis nach Neu-Seeland verbreitet.

Die größte dieser Inseln, Banda, ist die ungesundeste; deshalb ist auch der Sitz der holländischen Regierung auf dem Eilande Neira, wo die Forts Nassau und Belgica, welche eine sehr sichere Rhede haben. Es fehlt gänzlich an Trinkwasser und das Klima ist ungesund. Ganz dicht westlich neben ihr liegt das Eiland Gunong-Api (d. i. brennender Berg), dessen Vulcan beinahe beständig in Thätigkeit ist. Nur Sclaven besorgen hier den Bau der Muskatnüsse. — Ay, im NW. von Neira, ist die gesundeste und reizendste dieser Inseln, hat aber keinen guten Landungsplatz. Alle übrigen Inseln dieser Gruppe, worunter sich doch ganz ansehnliche befinden, wie Timorlaut, werden in die Gruppen der Südost- und der Südwest-Banda-Inseln getheilt und von holländischen Vasallen beherrscht, sind jedoch den Europäern wenig bekannt. — Die Aru-Inseln, östlich von den südlichen Banda-Inseln, werden von Einigen zu diesen gerechnet, von Anderen zu Australien. Sie zerfallen in 2 parallele Reihen, eine östliche und eine westliche, und sind von Malaien und Harafuren oder Alfuren, welche ebenfalls dem Stamme der Battas verwandt und auch auf den übrigen Molukken und Celebes angetroffen werden, bewohnt; nur auf den westlichen Inseln haben die Holländer einige Factoreien, und ein Theil der Einwohner hat sich zum Christenthum bekannt.

Die Amboina-Gruppe, nordwestlich von der vorigen. Sie besteht aus 3 größeren und 8 kleineren Inseln, und wie die Banda-Inseln ausschließlich für den Muskatnußbaum, so war die einzige Insel Amboina für den Nelken- oder Gewürznägeleinbaum bestimmt. Dieser Baum gleicht einem Lorbeerbaume, wird aber kaum 10′ hoch. Die Blüthe wird vor ihrer gänzlichen Entwickelung gepflückt und am Feuer gedörrt: ein Baum giebt 5—7 Pfund Nelken; die Frucht selbst, Mutternelken genannt, ist bei weitem weniger gewürzhaft. Die Insel Amboina selbst, mit 170,600 Einw. auf 20 □M., gilt für die gesundeste dieser Gegenden; auch hat sie ein treffliches Quellwasser. Sie wird durch einen von SW. eindringenden Meerbusen, der zugleich ihre Rhede bildet, in zwei Halbinseln getheilt. Amboina ward 1511 von den Portugiesen entdeckt, welche 1605 von den Holländern vertrieben wurden. Sie ist die älteste und nächst Ba-

tavia wichtigste holländische Besitzung in Indien. Die Stadt Ambon, mit dem Fort Victoria, ist zwar gut und regelmäßig gebaut, hat aber sehr oft durch Erdbeben gelitten. Sie zählte etwa 13,000 Einw. Auch von den Eingeborenen bekennt sich etwa die Hälfte zum Christenthum. — Die übrigen Inseln, worunter Ceram, die größte, sehr stark bevölkert und reich an Sagopalmen ist, wurden von den Holländern nur deshalb besetzt, zum Theil auch nur jährlich besucht, um die etwa zufällig wachsenden Nelkenbäume zu zerstören.

Die eigentlichen Molukken, die nördlichsten dieser ganzen Gruppe. Sie wurden 1511 von den Portugiesen entdeckt; seit 1605 und 1607 siedelten sich die Holländer an, welche seitdem mit großen Kosten die Herrschaft über diese Inseln behaupten, die ihnen wenig nützen, seitdem sie alle Gewürzbäume darauf vertilgt und nach Amboina und Banda verpflanzt haben. Die ursprünglichen Bewohner sind die nämlichen wie auf Borneo, aber jetzt auf den kleineren Inseln vertilgt und nur noch in geringer Zahl auf den größeren vorhanden. Die Hauptmasse der Küstenbewohner sind auch hier muhammedanische Malaien. Die größte dieser Inseln, Dschilolo oder Halmahera, hat eine auffallende Aehnlichkeit in der Gestalt mit Celebes; sie wird nur von Holländern besucht, die indeß hier nicht ansässig sind, und von eingeborenen Rajas beherrscht. Ternate, ein vulcanisches Eiland, welches sehr durch Eruptionen gelitten hat, im W. der vorigen, ist der Sitz des holländischen Gouverneurs, welcher mitten in der Hauptstadt Ternate im Fort Oranien residirt. Die Insel hat übrigens ihren eigenen, von den Holländern abhängigen Sultan, dessen Herrschaft sich über einen Theil von Dschilolo und selbst von Celebes ausbreitet und früher über fast sämmtliche Molukken erstreckte. Im S. von Ternate liegt das Eiland Tidor, dessen Sultan, sonst sehr mächtig, jetzt von den Holländern abhängt. Die übrigen Inseln dieser Gruppe, wenn auch von Holland abhängig, sind fast ganz unbekannt.

c) Die Philippinen, die nordöstliche der Inselgruppen, welche noch zu Asien gerechnet werden. Sie besteht aus 10 bis 12 größeren und vielen Hunderten von kleinen Inseln und Eilanden, welche sich zwischen 137 und 145° ö. Lg. und vom 4 bis 19° n. Br. ausdehnen, und hat mit dem kleinen Sulu-Archipel ca. 5370 □M. Oberfläche. Diese Inseln wurden zuerst von dem Weltumsegler Magelhaens 1521 entdeckt, welcher hier auf der kleinen Insel Matan im Kampfe mit den Eingeborenen seinen Tod fand. Sie erhielten nun von den Spaniern 1542 den Namen, den sie noch führen, und wurden 1571 in Besitz genommen; doch ist diese Eroberung sehr unvollständig geblieben, indem selbst auf der Halbinsel Luzon noch die ganze Ostküste von freien Eingeborenen bewohnt wird. Nur einmal, 1762, wurden die Spanier von den Engländern beunruhigt, welche die Hauptstadt Manila eroberten, sie aber 1764 den Spaniern im Frieden zurückgaben. Diese Inseln sind äußerst fruchtbar, sie haben alle vulcanischen Boden; auf Luzon allein zählt man 10 Vulcane, wovon der Taal, in der Mitte einer Lagune oder eines Sees, nur eine Tagereise von der Hauptstadt, und der Mayon auf der südöstlichen Halbinsel Camarines, durch einen 1814 von entsetzlichen Verwüstungen begleiteten Ausbruch die bekanntesten sind. Das Klima ist schön, aber äußerst feucht, und Alles

verheerende Orkane nicht selten; den Europäern ist die Luft nicht sonderlich zuträglich, besonders bei der trägen Lebensweise, die sie führen. Nächst Java haben diese Inseln die größte Fülle und Mannigfaltigkeit ostindischer Producte, allein der Anbau ist gänzlich vernachlässigt; selbst das Gold, das sich in Menge findet, wird nur äußerst nachlässig aufgesucht. Reis, das gewöhnlichste Nahrungsmittel der Einwohner, Zucker, Indigo, Baumwolle, Hanf, Kaffee, Taback, Alles von der vorzüglichsten Güte, könnte zu einer reichen Ausfuhr Veranlassung geben. Die Einwohner, deren Zahl sich etwa auf 6 Millionen beläuft, bestehen aus zwei verschiedenen Völkerschaften. Die ursprünglichen, jetzt in die Gebirge und Wälder zurückgedrängten Bewohner waren Papuas, hier Antas genannt, welche nur von Jagd und Fischfang leben und zum Theil nicht einmal Hütten haben, sondern auf Bäumen hausen. Weit zahlreicher und schon vor der Ankunft der Spanier im Besitz des Landes und bürgerlicher Einrichtungen sind die Tagaler oder Bissayer, malayischen Ursprungs, wovon sich viele jetzt zum Christenthum bekennen. Die Spanier mit allen Mischlingen betragen höchstens 4000 Seelen; an Chinesen aber sind wohl 60—70,000 vorhanden. Ein Generalcapitain, der gewöhnlich auf 6 Jahre ernannt wird, regiert im Namen des Königs von Spanien; an der Spitze der einzelnen Provinzen stehen Alcalden. Die Geistlichkeit, besonders die Mönche sind außerordentlich reich und üben den größten Einfluß auf das Volk aus; der Cultus wird mit der größten Pracht vollzogen. Unter spanischer Herrschaft stehen über 2½ Millionen; aber im Ganzen sind diese Colonien ein unsicheres Besitzthum und Aufstände keine Seltenheit. Die unabhängigen Bewohner der Inseln sind noch Heiden und stehen unter eingeborenen Fürsten.

Die Hauptinsel Manila oder Luzon, auch Neu-Castilien, mit 2000 □M. Oberfläche, ist die größte und nördlichste von allen und der Hauptsitz der spanischen Macht, die sich über die ganze West-, Nord- und Südküste ausbreitet. Im Innern hausen Papuas und an der Ostküste sind unabhängige Malaien-Staaten. Die spanischen Besitzungen haben nur über 1¾ Millionen Einwohner und sind in 15 Provinzen getheilt. Die Hauptstadt Manila, unter 14½° n. Br., an der Mündung des Flusses Passig und an der schönen Bai, die ihren Namen führt, besteht aus der eigentlichen Stadt auf dem linken Ufer, worin nur Europäer und Mestizen wohnen dürfen, und aus acht großen Vorstädten auf dem rechten Ufer des Flusses. Die Stadt selbst hat breite Straßen und steinerne Häuser, eine Universität, viele schöne Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude, ist gut gepflastert und sogar des Nachts erleuchtet. Die Stadt mit den Vorstädten hat ca. 165,000 Einw. Außer der Stadt ist noch eine Citadelle vorhanden. In der Vorstadt Bidondo liegen die großen königlichen Cigarrenfabriken, welche 10,000 Mädchen beschäftigen. Der Handel ist bedeutend; die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Indigo, Zucker, Hanf, Kaffee, Reis, Cigarren, Häute und Holz; er könnte aber unendlich stärker sein, wenn die Spanier betriebsamer wären, und hat in neuerer Zeit schon durch Aufhebung des Monopols einer spanischen Handelsgesellschaft einen erheblichen Aufschwung erhalten. Es herrscht hier viel äußerer Prunk und Schein des Reichthums; aber das gesellige Leben ist überaus einförmig und steif. Der eigentliche Hafen der Stadt ist Cavite auf einer Landspitze in der

Bai, wo die größten Schiffe Sicherheit finden; hier sind ein Arsenal und Schiffswerfte. — 3 St. von Manila liegt die merkwürdige Grotte St. Matheo, die sich 1700 Schritte weit an einem unterirdischen Flusse hinzieht.

Die übrigen, südlich von Manila gelegenen Inseln werden sämmtlich unter dem Namen Bissayer oder Bissajische Inseln begriffen und sind nur durch schmale Canäle von einander getrennt. Nur auf einigen derselben, wie Samar, Leyte, Bohol, Zebu, Panay, Mindoro, haben die Spanier einen Theil der Küsten im Besitz, und die ihnen unterworfenen Malaien sind Christen; größtentheils aber sind die Einwohner muhammedanische Malaien, die eigene Fürsten haben. Alle diese Inseln sind schwach bevölkert (man rechnet 800,000 Einw.) und leiden sehr von den Seeräubereien der Bewohner von Magindanao.

Die Insel Magindanao oder Mindanao, 1175 □M. mit ca. 1 Mill. Einw., die südlichste der Gruppe, wird häufig nicht zu den Philippinen gerechnet, obwohl sie augenscheinlich ihrer Lage nach dazu gehört. Auch diese große und schöne Insel ist noch so gut wie ganz unbekannt. Sie ist höchst fruchtbar, leidet aber wie die übrigen häufig an gefährlichem Klima und Erdbeben; sie hat mehrere Vulcane. Die Bewohner der Küsten gehören zu den Malaien und haben sich als Seeräuber furchtbar gemacht; ihre Raubzüge sind meistens gegen die nördlichen Philippinen und hauptsächlich darauf gerichtet, Dörfer zu überfallen und die Bewohner als Sclaven fortzuschleppen. Im Innern wohnen wildere Stämme, wie auf Borneo, unter denen es höchst wahrscheinlich Anthropophagen giebt. Die meisten dieser Völker bekennen sich zum Islam. Die Hauptstadt Magindanao, oder vielmehr das daneben liegende neuere Selangan, an der Westküste, ist die Residenz eines mächtigen Sultans; doch soll sie nicht über 200 Häuser haben, die auf Pfählen stehen. Die Besitzungen der Spanier sind an verschiedenen Punkten der Nord- und Ostküste zerstreut. Der Hauptort ist Samboangan, Stadt und Festung mit etwa 1000 Einw., die aber von ihren räuberischen Nachbarn sehr beunruhigt werden; auch wird dieser Ort als Strafort für Verbrecher benutzt.

Nördlich von den Philippinen liegen die kleinen unbekannten Babujanen- und Baschi-Inseln in der Straße von Formosa.

d) Die Sulu-Inseln, eine kleine Inselreihe, welche sich von der NO.-Küste von Borneo zur SW.-Küste von Mindanao zieht, zwischen 5 und $6^3/_4{}^0$ n. Br. und 136 bis $140^1/_2{}^0$ ö. L. Sie sind höchst fruchtbar und gesund; unter den Producten nehmen die eßbaren Vogelnester, welche vorzüglich hier gefunden werden, und die Perlen einen bedeutenden Rang ein. Die Einwohner, an 200,000, sind muhammedanische Malaien, vom Stamme der Bissayer, und die gefährlichsten Seeräuber dieser Meere. Dem Sultan von Sulu, welcher auf der gleichnamigen Insel in der Stadt Sung, mit einem Hafen und 7000 Einw., residirt, gehört noch die südwestliche Hälfte der großen, aber fast ganz unbekannten Insel Paragoa oder Palawan, die sich bei geringer Breite von Borneo in nordöstlicher Richtung 60 M. weit erstreckt und ähnlich, wie südlicher die Sulu-Kette, eine Verbindung der Nordostspitze Borneos mit der im NO. gelegenen Inselgruppe der Philippinen herstellt, sowie auch der nordöstlichste Theil der Insel Borneo.

VII. Das chinesische Reich.

Wenn man sowohl die mittelbar als die unmittelbar den Chinesen unterworfenen Länder zusammenrechnet, so erreicht das chinesische Reich beinahe den Umfang des russischen, übertrifft aber dieses unendlich an Bevölkerung. Es umfaßt den größten Theil des mittleren und östlichen Asiens, vom 89 bis 162° ö. Lg. und vom 18 bis 56° n. Br., und wird nördlich vom russischen Asien, westlich von der freien Tatarei und Afghanistan, südwestlich und südlich von den beiden indischen Halbinseln, östlich und südöstlich aber vom Ocean begrenzt. Der Flächeninhalt der unmittelbaren Länder mit den tributpflichtigen Lehnstaaten und Inseln beträgt nach Engelhardt 220,846 □M., welche nach v. Reden von 497, nach Anderen von 360 bis 500 Millionen Menschen bewohnt werden. Es umfaßt also etwa 2/7 von ganz Asien, aber vielleicht mehr als die Hälfte aller Einwohner Asiens (vergl. hiermit Europa). Indeß ist auch hier, wie in Rußland, die eigentliche Kraft des Ganzen auf einen verhältnißmäßig geringeren Theil concentrirt, das eigentliche China, welchem die großen nördlich von seinen Grenzen gelegenen Länder nur als Außenwerke zu seinem Schutze dienen. Wir werden zur leichteren Uebersicht das Ganze in drei Theilen betrachten: 1) das eigentliche China; 2) die große Tatarei; 3) die unter chinesischem Schutze stehenden Vasallenländer.

1. Das eigentliche China.

Es macht den südöstlichen Theil des ganzen Reiches aus und erstreckt sich vom 18 bis 41° n. Br., sowie vom 115 bis 141° ö. Lg. Die Grenzen sind im N. die große Tatarei, im W. eben diese, Tübet und das Reich der Birmanen, im S. das Reich Anam; östlich und südlich wird China vom Ocean umgeben, welcher hier im Ganzen das Chinesische Meer, Nan-hai und Tung-hai, heißt, nördlich aber zwischen China und Korea einen großen Meerbusen, Whang- oder Hoang-hai, das Gelbe Meer, mit dem in seinem nordwestlichen Theile befindlichen kleineren Busen, Po-hai oder von Pe-tschili bildet; am südlichen Theile der chinesischen Küste liegt der Meerbusen von Tonkin. Das chinesische Meer ist wegen der auf demselben häufiger und gewaltiger als sonst wo wüthenden Typhons den Seefahrern gefährlich; das Gelbe Meer ist es nicht minder durch seine vielen Untiefen; es scheint, daß der Schlamm der großen Flüsse, welche in diesen Meer-

busen münden und seinem Wasser eine trübe Farbe mittheilen, auch den Meeresboden nach und nach erhöhe. — Der Umfang des eigentlichen Chinarmag 60,000 bis 70,000 □M. betragen. Ueber die Zahl der Einwohne herrschen sehr verschiedene Ansichten; Einige nehmen für das Jahr 1852 450, Andere über 500 Millionen an; doch möchte die Zahl 450 Millionen wohl der Wahrheit am nächsten kommen, was etwa 6430 Einw. auf die □M. giebt. Dies wäre eine Bevölkerung, welche für ein so altes, hoch civilisirtes, im Ganzen sehr fruchtbares Reich gar nicht übertrieben stark ist; doch soll auch diese Volksmenge vorzüglich an den Ufern der Flüsse und Canäle außerordentlich zusammengedrängt leben, wie etwa in Holland; andere Gegenden hingegen sind gebirgig und daher nur schwach bevölkert. — Der Name China ist im Lande selbst unbekannt; der Chinese nennt sein Vaterland Tschung-kue, oder das Reich der Mitte; die Mongolen nennen es Katay, unter welchem Namen es auch im Mittelalter lange Zeit in Europa bekannt war; die Araber Sin oder Tschin, woraus die Europäer den Namen China gebildet haben.

Das ganze China ist, wie wir schon in der Einleitung zu Asien gesehen haben, ein am Ostrande von Hochasien gelagertes Alpen- und Bergland, eine Stufenlandschaft, welche sich an den beiden großen Strömen des Reichs ausbreitet. Seine nordwestlichen und westlichen Theile sind daher noch sehr gebirgig, der mittlere östliche Theil des Landes aber ist eine fruchtbare Niederung, ähnlich der Lombardei, von großen Strömen und Canälen durchschnitten; hier sind denn auch große Städte und unzählige Dorfschaften dicht an einander gedrängt. Vom Innern des Landes ist den Europäern wenig bekannt: man weiß nur, daß mehrere Zweige der großen westlichen Gebirge auch einen Theil des Innern durchziehen und namentlich oft die Grenzen der verschiedenen Provinzen ausmachen. Von den beiden Hauptströmen des Landes, dem Hoang-ho und dem noch größeren Jan-tse-kiang, ist ebenfalls schon in der Einleitung gesprochen. Außer diesen beiden, welche viele Nebenflüsse aufnehmen, hat China noch: den Pay, welcher sich ins Gelbe Meer ergießt; den Sikiang oder Tiger, welcher in den Busen von Kanton mündet; — und an großen Landseen den Tong-ting, 120 □M. groß, am südlichen Ufer des Jan-tse-kiang, den Poyang, 64 □M. groß, östlicher ebenfalls an demselben Ufer dieses Flusses, und mehrere andere nur weniger bekannte. Gegen W. ist China durch hohe, wilde, unzugängliche Gebirge geschützt, gegen N. aber lag es den Verheerungen der nördlichen Nomadenvölker schutzlos offen. Deshalb ward hier schon vor mehr als 2000 Jahren, etwa 250 v. Chr., unter dem Kaiser Tsching-wam, jenes berühmte Bollwerk errichtet, die große Mauer, welche, im äußersten NW. bei der Stadt So-tschen beginnend, in einer Strecke von mehr als 300 M. über Berge, Thäler, Abgründe, Flüsse, bis zum Gelben Meere reicht und allerdings eine hinreichende Schutzwehr gegen die meist berittenen Schaaren der nördlichen Barbaren gewährte. An besonders gefährlichen Stellen, wichtigen Päſſen u. dgl. ist die Mauer doppelt, ja dreifach. Sie ist 25′ hoch und an ihrer Grundfläche ebenso stark; oben ist sie 15½′ dick und mit einer 5′ hohen mit Schießscharten versehenen Brustwehr umgeben. Sie besteht eigentlich aus einem 20′ hohen, 11′ dicken Erdwalle, der aber auf beiden Seiten mit starken Mauern

bekleidet ist; diese sind unten aus Bruchsteinen, meist Granit, weiter oben aus Backsteinen erbaut. Um dies ungeheure Werk noch zu verstärken, sind etwa alle 300 Schritte nach beiden Seiten hervorspringende kegelförmige Thürme angebracht, welche 12—23′ über die Höhe der Mauer hervorragen. Ein Engländer hat berechnet, daß sämmtliche Gebäude Englands und Schottlands zusammengenommen nicht eine solche Masse Mauerwerk enthalten, als diese einzige Riesenmauer. Natürlich wölbt sich die Mauer bogenförmig über Flüsse und hat mehrere Thore, welche ehemals streng bewacht wurden. Jetzt aber, wo der ganze Norden den Chinesen gehorcht, wird dieses Bollwerk sehr vernachlässigt und ist schon an vielen Stellen verfallen. — Nicht minder bewunderungswürdig als diese Mauer ist das große System von Canälen, wodurch fast alle Flüsse und alle Provinzen Chinas mit einander verbunden sind und welche es möglich machen, mit einer einzigen nicht bedeutenden Unterbrechung, zu welcher ein Gebirge nöthigt, Waaren zu Wasser von Kanton bis nach Peking zu schaffen. Der größte und außerordentlichste von allen ist der Jung-leang oder sogenannte Kaiser-Canal. Er beginnt im N. des Reichs bei Peking, durchschneidet rechtwinklig nach S. bis Ning-po laufend die beiden großen Ströme des Landes und mag in Allem eine Länge von 150 M. haben. Oft hat man Höhen tief ausschneiden, oft hohe Dämme durch Moräste und Seen führen müssen, auf welchen der Canal fortläuft, und doch giebt es Stellen, wo sein Fall zu schnell ist, andere, wo die Schiffe gezogen werden müssen; die Schleusen sind das einzige Unvollkommene in diesem Riesenwerke, welches der Eroberer Chinas, der Mongolenfürst Kublai Chan, seit 1252 zur Beförderung des Binnenhandels ausführen ließ; doch mußte er sich arabischer und persischer Meßkünstler zu diesem schwierigen Unternehmen bedienen. — Bei der großen Ausdehnung des Landes ist das Klima bedeutend verschieden in den nördlichen und in den südlichen, bis über den Wendekreis hinausreichenden Gegenden, indeß ist es überall gesund; der Norden gleicht den milden Gegenden des mittleren Europa, doch mit ziemlich strengen Wintern, der Süden erreicht nirgend die Gluth Indiens; im Ganzen genommen ist das Klima von China kälter, als das der europäischen Länder unter gleicher Breite. An den Küsten wüthen im südlichen China, wo die Jahreszeiten noch von den Mussons abhängen, heftige Stürme, welche hier Tei-funs genannt werden.

Producte.

Die Producte Chinas, sowohl die natürlichen Erzeugnisse des Landes als die künstlich dahin verpflanzten, sind äußerst mannigfaltig und viele derselben den Europäern noch beinahe gänzlich unbekannt. Wir begnügen uns, die bedeutendsten und eigenthümlichsten anzugeben. An Thieren besitzt China nichts besonders Ausgezeichnetes; das nicht seltene Vorkommen von Tigern und Leoparden beweist, daß große Strecken wenig bewohnt und schlecht angebaut sein müssen. Unter allen Hausthieren werden Schweine am zahlreichsten gehalten. An Fischen sind die Flüsse und Seen reich; man bedient sich hier häufig zum Fischfang einer Art abgerichteter Pelikane, denen man

einen Ring um den Hals legt, damit sie die Fische, die sie aus dem Wasser holen, nicht verschlucken können. Millionen von Einwohnern leben nur von Fischerei. — Unter den Pflanzen sind die vorzüglichsten Gegenstände des Anbaues: die Baumwolle und der Reis, die allgemeine Nahrung des Volks; er gedeiht indeß nur in den mittleren und südlichen Provinzen; in den nördlichen werden auch unsere Getreidearten angebaut. Ferner wird Indigo, Pfeffer, Betel und Arekanuß häufig gebaut. Die wichtigste Pflanze nach dem Reis ist für China der Theebaum. Dies ist ein kleiner Baum oder Strauch, welcher im wilden Zustande höchstens 12′ hoch wird; den angebauten läßt man nur eine Höhe von 6′ erreichen. Er vermehrt sich durch Samen und wird in großen Plantagen gezogen, da der Genuß des Thees nicht allein in China ganz allgemein ist, sondern auch ungeheure Quantitäten Thee nach allen Erdtheilen versandt werden. Der Theestrauch gedeiht vorzüglich auf den kühleren Vorterrassen des chinesischen Alpenlandes, auf dem schlechtesten, besonders sandigen Boden und kann einen bedeutenden Kältegrad ertragen. Man sammelt die Blätter vom dritten bis zum siebenten Jahre, wo dann der Baum abgehauen wird und aus der Wurzel wieder ausschlägt. Man fängt im Februar an, die Blätter zu sammeln; diese erste Lese der jungen Blätter, welche einzeln gepflückt werden, giebt den feinsten, die zweite im April, wo die Blätter schon stärker, einen minder feinen, die Sammlung der übrigen Monate aber den schlechtesten Thee. Die verschiedenen Sorten, die zu uns kommen, sind nur verschieden zubereitete Blätter derselben Pflanze. Werden die frischen Blätter in eisernen Pfannen über Feuer getrocknet und geröstet, so entsteht der schwarze Thee; den grünen erhält man, indem man die Blätter zuerst mit heißen Wasserdünsten in Berührung bringt und nachher erst in der Pfanne trocknet. Die Seeluft soll dem Thee schädlich sein, darum wird der über Rußland zu Lande versandte sogenannte Karawanen-Thee am höchsten geschätzt. Der beste oder sogenannte Kaiser-Thee kommt wohl nicht leicht nach Europa. Im Handel unterscheidet man grünen Thee und Theebou oder braunen; zu dem ersteren gehört der Kaiser-Thee, der Haisan-Thee und der Songlo- oder Singlo-Thee; zu dem zweiten schlechteren gehören der Congo, Pecco und der eigentliche Theebou oder Bohé. An wildwachsenden Pflanzen besitzt China eine große Mannigfaltigkeit von Waldbäumen, worunter auch Eichen und Cedern, viele nutzbare Bäume und Pflanzen. Der Rhabarber findet zwar hier nicht sein eigentliches Vaterland, wird aber doch in den hochgelegenen Nordwestprovinzen gefunden; ebenso der Ginseng, eine Wurzel, deren Heilkräfte dort sehr hoch geschätzt werden und welche die Nordamerikaner seit einiger Zeit auch in ihrem Lande entdeckt haben und den Chinesen zuführen. Mehrere Baumarten geben einen guten Firniß, welcher aus Einschnitten in die Rinde hervorquillt; der wichtigste ist der des eigentlichen Firnißbaums (Rhus vernicifera), dessen Saft aber im frischen Zustande so giftig sein soll, daß man ihn nur mit der größten Vorsicht einsammelt. Uebrigens gestehen die Chinesen selbst, daß sie von den Japanern in der Kunst zu firnissen bei weitem übertroffen werden. Zwei ganz von einander verschiedene Bäume liefern in ihren nußartigen Früchten ein brauchbares Talg, wovon man Lichter macht. Der Maulbeerbaum, welcher sich häufig findet, dient zur Unterhaltung der

Seidenwürmer, deren Cultur hier außerordentlich stark, da die Kleidung meist nur aus Seide und Baumwolle besteht, auch die Ausfuhr der Seide sehr bedeutend ist. Der Anbau des Landes wird mit einer außerordentlichen Sorgfalt betrieben und das Land ist dadurch in einen jedoch fast baum- und schmucklosen Garten verwandelt. — An Mineralien besitzt China Gold und Silber; es wird aber nicht darauf gebaut, man begnügt sich mit dem, was man in den Flüssen findet; auch sollen einige Edelsteine vorkommen. Sehr reich ist China an Eisen, Blei, Zinn und Kupfer; auch findet sich Quecksilber. Bedeutender und merkwürdiger sind die beiden Erdarten, woraus die Chinesen das Porzellan, hier Tseki, bereiten. Sie nennen sie Kaolin und Petuntse; jenes ist höchst wahrscheinlich nur ein verwitterter aufgelöster Feldspath oder unsere Porzellanerde, dieses ist Quarz. Die Erfindung des Porzellans reicht nicht über das 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinauf; die Chinesen haben es aber in der Bearbeitung desselben zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Der Hauptort für die Fabrikation desselben ist das große Dorf King-te-tsching, in der Provinz Kiang-si, wo allein an 3000 Porzellanöfen sein sollen und dessen Einwohner (angeblich 1 Million) sich fast ausschließlich von diesem Industriezweig ernähren. Ein anderer wichtiger Zweig der chinesischen Industrie ist die Papierfabrikation. Das chinesische Papier wird nicht aus Seide bereitet, wie man gewöhnlich glaubt, sondern aus dem Baste und den Fibern von verschiedenen Pflanzen, besonders des Bambusrohrs und des Baumwollenbaums; sie verstehen ungeheuer große Bogen zu verfertigen. Die Buchdruckerei ist indeß noch in der Kindheit; die Schriftzüge werden in hölzerne Platten geschnitten, mit Farbe überzogen und so abgedruckt, die Schwärze besteht aus Tusch, welcher aus dem Ruß verschiedener Oele bereitet wird. Diese drei Künste, die Verarbeitung der Seide, die Verfertigung des Porzellans und die des Papiers sind ganz unstreitig chinesische Erfindungen.

Einwohner.

Die große Masse der Bewohner Chinas besteht aus eigentlichen Chinesen, unter welchen etwa 2½ Millionen Mandschu-Tataren und vielleicht ebenso viele Mongolen wohnen, aber Sprache und Sitten der Chinesen angenommen haben. Die Mandschus werden wir im Abschnitte 2 näher kennen lernen; ebenso die Mongolen, welche seit der Zeit Dschingis-Chans, des Eroberers von China, im Lande geblieben. Außerdem leben noch in China einige kleinere, ganz von den Chinesen verschiedene Völkerschaften; dies sind vorzüglich: die Miaotsé, ein kräftiger und tapferer Menschenschlag, welcher die Gebirge mehrerer südlichen und nordwestlichen Provinzen bewohnt, meist von der Viehzucht lebt und sich bisher immer noch unabhängig erhalten hat; die Lolos, in den westlichen und südlichen Gebirgen, genießen ebenfalls einer bedeutenden Freiheit und stehen unter ihren eigenen Oberhäuptern; sie scheinen zum Hindu-Stamm zu gehören oder doch zu den Bewohnern der östlichen Halbinsel Indiens, deren Grenznachbarn sie sind.

Die eigentlichen Chinesen, zur mongolischen Race gehörend, sind gewöhnlich nur von mittlerer Größe und haben viel Anlage, fett zu werden, was sogar von ihnen gewünscht und befördert wird. Hände und Füße sind klein; die Gesichtsfarbe ein schmutziges Gelb; Nase und Lippen haben etwas Negerartiges, jene platt mit weiten Nasenlöchern, diese etwas aufgeworfen; die Backenknochen stehen hervor; das Auge, für diese Menschenart höchst charakteristisch, ist klein und nach der Nase zu in einem spitzen Winkel nach unten gebogen; der Bart ist dünn; das Haupthaar, bis auf einen Büschel auf dem Wirbel, Pentse, der als Flechte getragen wird, geschoren. Das Abschneiden dieses Zopfes ist eine Strafe der Verbrecher. Das weibliche Geschlecht schminkt sich, oft vom siebenten Jahre an; gleich nach der Geburt werden den Mädchen, versteht sich nur der höheren Stände, die Zehen unter die Fußsohle gedrückt und durch Binden befestigt, wodurch der Fuß oft nur eine Länge von 4 bis 5 Zoll erhält, allein auch die Knöchel anschwellen und das Gehen höchst beschwerlich und unsicher wird. Die Weiber werden übrigens hier mit der größten Eifersucht, nicht selten von Verschnittenen, bewacht, und Niemand, ausgenommen der Kaiser, darf mehr als eine rechtmäßige Gemahlin haben. Dennoch ist die Sittenlosigkeit groß und allgemein; unzählige Kinder, besonders Mädchen, werden erbarmungslos gleich nach der Geburt ausgesetzt und kommen zu Tausenden um; der Vater kann seine Kinder auch zu Sclaven verkaufen. Im Ganzen wird der Charakter der Chinesen von allen Reisenden mit äußerst ungünstigen Farben geschildert. Unmenschliche Gefühllosigkeit, der schmutzigste Eigennutz und alle Laster, die daraus fließen, als Kriecherei und Sclavensinn, Hinterlist, Lüge und Betrug, grausamer Stolz gegen Geringere und thierische Sinnlichkeit, werden allgemein als die Schattenseiten des chinesischen Charakters angegeben. Alle diese Fehler aber sind auf eine widerliche Weise mit den feinsten und umständlichsten Formen äußerer Höflichkeit und Milde bedeckt, welche ein Hauptstudium der Jugend ausmachen und wogegen der kleinste Verstoß streng geahndet wird. Dagegen ist der Chinese äußerst arbeitsam und ausdauernd; der Ackerbau wird mit dem Fleiße der Gärtnerei betrieben, die Viehzucht ist minder bedeutend. In allen Handarbeiten ist der Chinese unglaublich geschickt, so daß chinesische gemeine Arbeiter mit ihren ungeschickten Werkzeugen oft zum Erstaunen der Engländer Dinge nachmachten, die man in Europa nur durch die vollkommensten Instrumente und Maschinen zu Stande bringt. Unleugbar hat China in einer sehr frühen Zeit eine bedeutende Bildungsstufe erreicht, ist aber auch unwandelbar darauf stehen geblieben, und obgleich die Chinesen das Pulver, die Buchdruckerei, den Compaß und andere Erfindungen viel früher gekannt als wir, so stehen sie doch jetzt in jeder Wissenschaft und Kunst tief unter dem Europäer. Obgleich am Meer wohnend und es häufig befahrend, sind sie ganz unwissend in den Seewissenschaften; nur mit Hülfe europäischer Missionare sind sie im Stande, einen Kalender anzufertigen; ihre Musik ist geräuschvoll, aber ohne Harmonie; sie ahmen die Natur in ihren Gemälden mit der peinlichsten Treue nach, haben aber keinen Begriff von der Perspective, und tadeln an europäischen Gemälden den Schatten, den sie für Schmutzflecke ansehen; nichtsdestoweniger verfertigen sie nach europäischen Vorbildern sehr saubere Gemälde auf Porzellan, lackirtem

Blech u. s. w. Selbst ihre Baukunst ist höchst unbedeutend. Die Form der chinesischen Dächer ist bekannt und ohne Zweifel eine Nachahmung der Zeltform, was auf die älteste Lebensweise des Volkes deutet; die leichten Säulen, welche sie überall anbringen, entsprechen den Zeltstangen. Obgleich sie seit uralter Zeit die Kunst zu wölben verstanden haben, sind ihre Brücken doch weder schön noch besonders fest. Eine sclavische Verehrung des Herkömmlichen und die besondere Natur ihrer Sprache sind die beiden Haupthindernisse ihrer weiteren Fortschritte.

Die Bevölkerung gruppirt sich in folgende 4 Classen: 1) Gelehrte; 2) Ackerbauer; 3) Gewerbtreibende; 4) Kaufleute. Kasten giebt es jedoch nicht; jeder kann sich zum Gelehrten hinaufarbeiten.

Für jedes Alter haben die Chinesen besondere Bezeichnungen; das Alter von 10 Jahren heißt die „Eröffnungsstufe", von 20: die „Jugend", von 30: „Kraft und Heirath", von 40: „officiell befähigt", von 50: „Irrthums-Erkenntniß", von 60: „Schluß des Cyclus", von 70: „seltener Altersvogel", von 80: „verrostetes Gesicht", von 90: „aufgeschoben", von 100: „äußerste Altersgrenze". Mit der Zahl der Jahre wächst die Ehrfurcht vor dem Alter. Altersschwache Personen nicht zu unterstützen, gilt für eine Schande. — Die ungeheure Auswanderung liefert den Beweis der Uebervölkerung. Allein aus zwei Provinzen, wo die Auswanderung am häufigsten ist, sind 2—3 Millionen ausgewandert — nach den Inseln des indischen Archipels, Cochinchina, Australien, Californien, Westindien 2c., nach der Mandschurei, nach Tübet. — Die Künste des Drainirens und Bewässerns sind ihnen längst bekannt. — Sie essen Alles, was Nahrungsstoff enthält: Hunde, Ratten, Mäuse, Affen und Schlangen, selbst riechende Fische. — An Krankheiten und Hunger sterben oft Hunderttausende. Der Mensch hat keinen Werth. Die Leichname zu bestatten, hält man oft nicht der Mühe werth. Der Kindesmord ist in vielen Provinzen etwas ganz Gewöhnliches. Dagegen wird es wieder für eine Schande gehalten, keine Kinder zu haben. Ein Kinderloser gilt für einen unglücklichen oder entwürdigten Menschen. Der Mann im Hause wird mit der Sonne, die Frau mit dem Monde, die übrigen Frauen mit den Planeten und Sternen verglichen. Die Kinder sind den Eltern gehorsam. Das erste Gesetz des Confucius ist Autorität der Vorgesetzten, Unterordnung unter die Führer. Die Hauptangelegenheit der Eltern in Betreff der Kinder ist ihre Verheirathung. Ein ausgezeichneter Sohn adelt den Vater, Großvater 2c.

Die chinesische Sprache ist eine einsilbige, überaus einfach und unvollkommen in ihrem Bau, und hat sich seit Jahrtausenden nur wenig verändert. Die Zahl der einfachen Wurzelwörter soll nicht über 450 steigen; viele derselben erhalten aber durch verschiedene Betonung wohl an 30 bis 50 verschiedene Bedeutungen, woraus ein Sprachschatz von 1200 einfachen und im Ganzen von etwa 7700 Wörtern entsteht, vermittelst welcher alle übrigen Begriffe durch Zusammensetzung ausgedrückt werden. Sie hat weder Conjugation, noch Declination (diese werden jedoch im neueren Stil durch Hinzufügung von Partikeln ersetzt), noch Verbindungswörter, woraus eine Unbestimmtheit und Unbehülflichkeit entsteht, welcher der Chinese selbst oft nur dadurch abhilft, daß er im Gespräch mit den Fingern Zeichen in die Luft macht, um den ihm fehlenden Ausdruck anzudeuten. Nur die

Construction, welche nach strengen Regeln geschieht, läßt das grammatische Verhältniß der Wörter erkennen. Mehrere unserer Buchstaben, besonders b, d, r, x uns z können sie nicht aussprechen. Die Sprache zerfällt übrigens in eine gebildete Hof- oder Mandarinensprache und eine gemeine Umgangssprache, wovon sich mehrere Dialekte finden; auch giebt es noch eine ältere Büchersprache. Die Schriftzüge der Chinesen sind ebenso eigenthümlich als ihre Sprache. Jedes einzelne Wort wird durch ein eigenes willkürliches Zeichen, ursprünglich eine Art Bilderschrift, angedeutet; doch giebt es unter den von den Chinesen aufgeführten 40,000 Charakteren etwa 214 Grundzeichen, welche Schlüssel genannt werden und welche gewissermaßen die alphabetische Ordnung unserer Buchstaben vertreten. Zusammengesetzte Begriffe werden nun erstlich durch einen dieser Schlüssel und dann durch viele andere daran gefügte Zeichen ausgedrückt, und die Eleganz des Dichters oder Schriftstellers besteht nur darin, eine solche Zusammensetzung zu erfinden, welche den zusammengesetzten Begriff auf eine sinnreiche Art ausdrückt, wie z. B. wenn Unglück durch Zeichen von Haus und Feuer ausgedrückt wird, oder ein Einsiedler durch die Zeichen von Berg und Mensch. Die chinesische Poesie ist daher eine wahre Räthselschrift. Auf diese Weise begreift man wohl, daß die Zahl der Zeichen, die ein Gebildeter kennen muß, vielleicht mehr als 80,000 betragen, und daß das ganze Leben kaum hinreicht, dasjenige in China zu lernen, was bei uns ein Kind mit geringer Mühe in wenigen Tagen erlernt. Dies gilt indeß nur für den Umfang der ganzen Sprache; die einfachere Sprache des gemeinen Lebens fordert nur etwa 4—6000 Zeichen. Außerdem besitzen die Chinesen noch eine Art von Silbenschrift, womit sie sowohl die Aussprache ihrer eigenen Worte, als die Namen der Gegenstände in fremden Sprachen anzudeuten vermögen. Uebrigens schreiben die Chinesen die Worte unter einander, so daß die Zeilen columnenweise die Seite von oben nach unten füllen; sie fangen an der rechten Seite an und bedienen sich des Pinsels statt der Feder, und des Tusches statt unserer Dinte. Die Chinesen besitzen eine alte, sehr reiche Literatur, gewiß die umfangreichste des Orients. Die wichtigsten Schriften sind die von ihnen heilig geachteten Kings, welche dem Kon-fu-tse und seinen Schülern zugeschrieben werden. Vorzüglich geachtet unter diesen Büchern sind die Abtheilungen: Schu-king, welche die ältere Geschichte des Landes, Schi-king, welche eine Sammlung von Liedern, und Li-ki, welche Vorschriften über heilige Gebräuche und bürgerliche Sitten enthalten. Diesen Kings stehen an Werth zunächst die 4 Bücher Se-schu, welche von Kon-fu-tse und seinen Schülern verfaßt und philosophischen Inhalts sind. Außerdem besitzen sie sehr weitläufige encyklopädische Werke, viele Schriften über einzelne Wissenschaften, große geographische und Geschichtswerke und viele Romane, lyrische und dramatische Dichtungen.

Die Verfassung des Reichs ist unumschränkte Monarchie, die aber ihre fühllose Härte und Willkür unter den Formen väterlicher Leitung und Züchtigung verbirgt*). Jeder Chinese, vom höchsten bis zum geringsten, mit

---

*) Unabhängig von der Regierung und theoretisch über der Centralverwaltung stehend ist das Collegium der öffentlichen Censoren. Es besteht aus 40 bis 50 Mitgliedern und hat allein das Recht, Vorstellungen und Beschwerden dem

einziger Ausnahme der Mitglieder der kaiserlichen Familie, ist der Strafe der Prügel mit dem Bambus, hier Pantse, unterworfen; eine noch härtere Strafe ist der Kangu, ein schweres Brett, durch welches der Kopf des Verbrechers gesteckt wird und welches er oft Monate lang tragen muß, ohne die Hände zum Munde bringen zu können. Die Todesstrafen sind oft empörend grausam. Der Kaiser, der Sohn des Himmels genannt, ist über alle Gesetze erhaben und wird als der einzige Eigenthümer alles Grund und Bodens betrachtet. Erbliche Stände giebt es in China nicht; jeder kann zu den höchsten Würden emporsteigen, und die Aemter werden, dem Gesetze nach, nur dem Verdienst ertheilt. Die Beamten jeder Art, Koangs, werden von den Europäern Mandarine genannt, ein Name, welchen die Chinesen wegen des r nicht einmal aussprechen können und welcher portugiesischen Ursprungs ist. Ihr Rang wird durch einen Knopf an der Mütze, verschieden an Farbe und Stoff, bezeichnet; man steigt nur durch unzählige Prüfungen von Stufe zu Stufe. Es versteht sich übrigens von selbst, daß Bestechung und Gunst hier überall im Spiele sind, und daß jeder Mandarin in seinem Geschäftskreise wieder der Despot seiner Untergebenen ist. Kein Reich der Welt hat vielleicht dem Scheine nach weisere, väterlichere Gesetze und Einrichtungen, und in keinem Lande ist der Druck fürchterlicher, als eben hier, wo er nicht allein unerschwingliche Abgaben auflegt, sondern jedes edlere Gefühl des Menschen erstickt. Die chinesische Regierung befolgt seit Jahrhunderten das System, sich so viel als möglich von allen übrigen Staaten zu isoliren; den Europäern war bis auf die neueste Zeit nur ein einziger Landungsplatz vergönnt *); und sie that wohl daran, denn sie ist sich trotz ihrer Anmaßung ihrer wahren Schwäche vollkommen bewußt. Sähe man nur auf die Zahl, so sollte ein Heer von 1 bis 2 Millionen **) freilich eine unüberwindliche Macht verkündigen; allein das Heer vermag bei seiner schlechten Bewaffnung, dem geringen und höchst ungeschickten Gebrauch des groben Geschützes und der Feigheit der eigentlichen Chinesen

---

Kaiser vorzulegen. Ein Mitglied desselben wohnt den Sitzungen der 8 Ministerial-Departements bei, ohne jedoch an den Berathungen theilzunehmen; andere bereisen das Reich und üben die Oberaufsicht über die Verwaltung und die höheren Beamten.

*) Erst das Verbot der Opiumeinfuhr durch die Engländer (1839) veranlaßte hierin eine Aenderung, denn es brach ein Krieg mit England aus, in welchem 1840 die Engländer die Insel Tschusan an der chinesischen Küste besetzten, vorzüglich um den Welthandel zu sichern, und sich selbst der Residenz Peking und Nanking näherten. Seit dem Friedensschlusse zwischen Großbritannien und dem Reiche der Mitte, 1842, sind die fünf Häfen Kanton, Amoy, Fu-tschen-fu, Ningpo und Schanghai für den Handel mit China geöffnet und die Insel Hong-kong förmlich abgetreten; außerdem erhielt England die bedeutende Kriegsentschädigungssumme von 21 Millionen Dollars. In neuester Zeit ist es Rußland, der nordamerikanischen Union, England und Frankreich gelungen, durch die Verträge von Tien-tsin oder Thian-tsin (Juni 1858) und durch den nach vorübergehender Eroberung von Peking (13. October 1860) das Land dem Welthandel und den christlichen Missionen mehr und mehr zu erschließen und den Handelsverkehr auch auf das Innere des Landes auszudehnen. Ja man trägt sich schon mit Plänen für Eisenbahnbauten im himmlischen Reiche.

**) Die ganze militärische Bevölkerung beträgt etwa $3^1/_4$ Millionen Seelen (beide Geschlechter), wovon die größere Hälfte aus Mandschus besteht, welche trotz ihrer geringen Anzahl nun bereits zwei Jahrhunderte lang über das gewaltige Reich die Herrschaft ausüben.

einem unendlich geringeren europäischen Heere nur einen schwachen Widerstand zu leisten. Ist es doch der Regierung nie gelungen, nur die kleinen unabhängigen Gebirgsvölker in ihren Grenzen und die zahlreichen Räuberbanden gänzlich zu überwältigen. Noch viel unbedeutender ist die chinesische Seemacht.

Der Handel von China ist größtentheils Binnenhandel, und dieser ist außerordentlich lebhaft, indem er durch die leichte Wasserverbindung sehr begünstigt wird. Der auswärtige Handel beschränkt sich jetzt auf die genannten Küstenpunkte, worunter der Hafen von Canton am wichtigsten und wohin alle seefahrenden Nationen Europas, vorzüglich die Engländer, kommen, und auf zwei Punkte an der äußersten nördlichen Grenze des Reiches, wo ein nicht unbedeutender Verkehr mit den Russen stattfindet. Der Hauptartikel, welchen die Europäer aus China holen, ist der Thee; nächstdem rohe Seide, Nanking und etwas Porzellan, und dieser Handel bereichert China mit ungeheuren Summen; die Einfuhr, sowohl die erlaubte, als die durch Schmuggelei bewirkte, nimmt mit jedem Jahre zu. Die Hauptgegenstände derselben sind: Pelzwerk aus Sibirien und aus Amerika; Tuch, manche feinere Luxusartikel, vorzüglich aber einige der chinesischen Schwelgerei zum Bedürfniß gewordene Gegenstände, als indianische Schwalbennester, Trepang und Opium. Der Trepang (bèche de mer), unter welchem Namen verschiedene Holothurien- (Mollusken-) Arten verstanden werden, wird an den Küsten vieler ostindischen und australischen Inseln gefischt und gilt getrocknet oder geräuchert für einen großen Leckerbissen. Das Opium ist streng in China verboten, und dennoch betrug die heimliche Einfuhr in den letzten Jahren jährlich an 3 Millionen Pfund zu einem Werthe von 20 Millionen Thalern. Die Chinesen selbst besuchen mit ihren Junken Japan, die Philippineninseln, Batavia und andere Punkte des Indischen Oceans; doch wagen sie sich beinahe nie über die Straße von Malacca hinaus. Ihre Schiffe oder Junken sind ungeschickt gebaut und bedürfen einer sehr starken Bemannung; dabei sind die Chinesen von allen Kenntnissen der Schifffahrt entblößt, so daß jährlich viele Junken in diesen gefährlichen Meeren zu Grunde gehen. Die einzige vortheilhafte Einrichtung ist die, daß die Junken im Innern in viele kleine wasserdicht verpichte Abtheilungen zerfallen, so daß bei einem Leck nicht gleich das ganze Schiff, sondern nur ein kleiner Theil desselben sich mit Wasser füllt. Der Verkehr Chinas mit den benachbarten asiatischen Völkern findet meist mittelst Karavanen statt und ist den Europäern wenig bekannt. — Die einzige Courantmünze in China ist der Kasch, wovon 1000 auf einen Taël, eine Rechnungsmünze, gehen, welche etwa 2 Thlr. 1½ Sgr. beträgt.

Religion.

Drei verschiedene Hauptlehren herrschen in China; die des Kon-fu-tse, die des Fo und die der Taotsé.

Kon-fu-tse mag etwa 500 Jahre v. Chr. gelebt haben; er war aus königlichem Geblüte, weihte aber sein Leben ganz der Belehrung des Volkes. Seine Lehre beruht auf den einfachen Wahrheiten vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, verbietet den Bilderdienst, befiehlt

aber die Verehrung der Vorfahren; seine Moral ist vortrefflich. Eben deshalb aber sind nur Gebildete und Gelehrte seiner Lehre zugethan, dem Volke ist sie zu einfach und zu erhaben. Dem höchsten Wesen, Tien oder Himmel, ist nur ein Tempel bei Peking geweiht, in welchem der Kaiser allein opfern darf. Ihm selbst aber, dem Stifter der Lehre, hat der Mißverstand viele Tempel errichtet, und sein Geschlecht ist das einzige, welches nächst dem kaiserlichen eines Erbadels genießt.

Die Lehre des Fo stammt aus Indien und ist nichts Anderes, als der Buddhaismus, und weil diese Lehre unzählige Untergottheiten zuläßt und dem Aberglauben günstig ist, so ist der größte Theil des Volkes ihr zugethan. Die Religion des Lama, zu welcher sich der Hof und alle Mandschu und Mongolen bekennen, ist nur eine Ausbildung des Buddhaismus; wir werden sie bei Tübet näher kennen lernen.

Die Taotsé oder Söhne der Unsterblichkeit leiten ihre Lehre von Laotsé ab, welcher nach Einigen vor, nach Anderen nach Kon-fu-tse gelebt haben soll. Er lehrte die Leidenschaften mäßigen und doch des Lebens genießen; dabei behaupten seine Anhänger, das Geheimniß zu besitzen, einen Trank der Unsterblichkeit zu bereiten; unter diesem Vorwande täuschen sie den Aberglauben des Volkes durch angeblich magische Künste. Die Priester wohnen in Klöstern vereinigt und führen ein eheloses Leben.

Die Tempel, in welchen die verschiedenen Götter angebetet werden, stehen unendlich zurück gegen die herrlichen Pagoden der Hindus. Wie die Wohnhäuser der Chinesen äußerst einfach, mit einem zeltartigen, nach innen ausgebogenen und gewöhnlich über die Mauern weit vorspringenden Dache versehen sind, welches oft noch auf hölzernen Säulen ruht, die aber bloße Pfähle sind, ohne Capital und Fußgestell; so, nur in einem größeren Maßstabe, sind auch die Tempel beschaffen, die nichts als einen weiten Saal enthalten, der sein Licht durch die Thüren empfängt, mit grotesken, aus Gyps gebildeten Götterfiguren angefüllt und inwendig oft recht hübsch mit gefirnißtem Holze ausgelegt ist. Das einzige architektonisch Bedeutende sind die Thürme, die sich bei einigen befinden. Sie sind oft an 200′ hoch, bestehen aus 6—8 Stockwerken, wovon jedes ein hervorspringendes Dach hat, an dessen Ecken oft noch bewegliche Glocken angebracht sind, die im Winde tönen. Die Spitze ist dann wohl noch besonders verziert und vergoldet. Die Ziegel der Dächer sind gewöhnlich grün lackirt. Einer dieser Thürme, der sogenannte Porzellanthurm bei Nanking, gehört zu den höchsten und schönsten und führt seinen Namen, weil er auswendig mit Porzellanfliesen bekleidet ist. Ebenso unbedeutend sind die Ehrenbogen, chinesisch Pailew, welche dem Kaiser oder auch den Verdiensten einzelner Privatpersonen oder den Verstorbenen zu Ehren errichtet werden; sie sind meistens nur von Holz, und auch die steinernen halten gar keinen Vergleich mit ähnlichen Bauten anderer Länder aus.

Außer jenen drei eigentlichen Landesreligionen gab es bis auf die neuere Zeit noch viele Muhammedaner, welche aber größtentheils in den Jahren 1783 und 1784 ausgerottet wurden. Das Christenthum ist seit dem 16. Jahrhundert in China eingedrungen, und lange Zeit gab es zahlreiche Missionare der katholischen Kirche in China, welche besonders auch wegen ihrer astronomischen Kenntnisse geduldet wurden. Es soll Zeiten ge-

geben haben, wo mehr als 100,000 Christen im Lande existirten; allein in der neuesten Zeit (noch 1837) sind harte Verfolgungen über sie ergangen, und wenn sie auch nicht gänzlich ausgerottet sind, so ist doch der christliche Cultus sehr beschränkt. Juden giebt es vorzüglich in der Provinz Honan, wo sie auch einen Tempel haben; übrigens haben sie ganz die Sitten und Gebräuche der Chinesen angenommen.

Die Geschichte der Chinesen ist in den ältesten Zeiten ein Gewebe von Fabeln und Mythen, welche dem Reiche ein unglaubliches Alter geben; in den neueren Zeiten bietet sie ebenfalls nichts als einen für uns uninteressanten häufigen Wechsel von einigen zwanzig verschiedenen Dynastien dar. Oft war China in viele kleine Reiche, oft nur in zwei, ein südliches und ein nördliches, getheilt, und die nördlichen Tataren machten häufige Einfälle und Eroberungen in den nördlichen Provinzen. Zum ersten Male ward ganz China von dem Feldherrn Dschingis-Chans, Kublai-Chan, erobert, 1279. Ein gemeiner Chinese, Tschu, vertrieb die Mongolen 1368 und stiftete die bis ins 17. Jahrhundert herrschende Dynastie Ming. Im Jahre 1644 drangen die Mandschu-Tataren in das Reich ein, eroberten es gänzlich und gründeten die noch jetzt herrschende Dynastie Tsing. Der berühmteste Fürst dieses Geschlechts, der Kaiser Kien-long, ein die Wissenschaften liebender Herrscher, regierte über 50 Jahre, bis 1798. Der vorletzte Kaiser Tao-kuang hatte viel mit inneren Unruhen zu kämpfen und ward 1840—1852 mit den Engländern in Krieg verwickelt; und die Chinesen verbergen es sich nicht, daß ihnen wahrscheinlich bald ein neuer Dynastienwechsel bevorsteht. Der Kaiser wählt seinen Nachfolger nach Willkür aus der Zahl seiner rechtmäßigen Söhne. Der jetzige Kaiser Hienfung*) hat ebenfalls viel mit inneren Unruhen zu kämpfen.

Die Unparteilichkeit fordert zu den oben angegebenen Andeutungen über den Charakter der Chinesen einige Zusätze.

Nach den Berichten der neuesten Reisenden in China und den (englischen) Schriftstellern über Land und Leute drängt sich dem Leser die Meinung auf, daß man die Chinesen — wahrscheinlich besonders durch die, wie bekannt, nicht immer zuverlässigen Berichte christlicher Missionare veranlaßt — viel zu tief gestellt hat, nicht nur, was ihre Cultur und Bildung überhaupt, sondern auch ganz besonders was ihre Religion und Sittlichkeit betrifft. Wir fügen daher aus jenen Berichten, namentlich aus dem Werke von Meadows (London 1856), der sich viele Jahre in China aufgehalten hat, einige Bemerkungen hinzu.

Der Gedanke eines Geburtsrechts auf den Thron ist den Chinesen unbekannt. Zwar gründet sich der Anspruch auf die Thronfolge hauptsächlich auf den Willen eines regierenden Kaisers; allein beweisen kann der Ernannte sein göttliches Recht nur durch weise und gute Regierung. Hat ein Aufstand glücklichen Erfolg, so sieht man darin einen untrüglichen Beweis seiner Berechtigung. Die Regierung ist wesentlich auf moralische Macht gegründet, also dem Princip nach kein Despotismus. „Alles", sagt der genannte Schriftsteller, „was man aufgeklärte Selbstsucht nennt, hat in der chinesischen Moral, alle Nützlichkeit, sofern sie

*) Hienfung d. h. „vollständige Glückseligkeit".

dem Rechte widerstreitet, in der chinesischen Politik keinen Platz. Viele Maßregeln, aus denen man im hochgebildeten Europa sich kein Gewissen macht, werden in China mit Entschiedenheit verworfen; so hat der Kaiser, trotz der äußersten finanziellen Armuth, sich standhaft geweigert, auf das Opium eine Steuer zu legen." Dem Glauben der Chinesen, daß der Mensch von Natur gut sei, schreibt der Verfasser die segensreichsten Wirkungen zu; er nennt ihn „den Grund aller löblichen Einrichtungen und Erscheinungen im Leben der Chinesen".

Als die Ursache der beispiellosen Dauer und beständigen Zunahme des chinesischen Volkes betrachtet er drei Lehren und ein Institut, die Lehren: jede Nation muß durch sittliche Triebfedern regiert; die weisesten und tüchtigsten Männer müssen in die Regierung berufen werden; die Nation hat das Recht, einen Kaiser abzusetzen, der aus Bosheit oder Trägheit zu Tyrannei und Bedrückungen Veranlassung giebt; das Institut: das System fortdauernder Staatsprüfungen, wodurch die fähigsten Köpfe in dem Proceß fortwährender Bildung erhalten werden und wodurch die Regierung diese fähigsten Köpfe kennen lernt. Als die Schattenseiten des Chinesenthums bezeichnet der genannte Verfasser: die allzu große und andauernde Autorität der Väter über die Kinder, — den niedrigen socialen Standpunkt der Frauen, obgleich gemildert durch die unbegrenzte Ehrfurcht der Kinder auch vor den Müttern, — das erlaubte Concubinat im Fall der Kinderlosigkeit, — die Existenz gekaufter Sclaven, deren Zahl jedoch nicht groß und deren Behandlung menschlich sei, — das Kastenwesen hinsichtlich gewisser verachteter Berufsarten, — die „peinliche Frage" in Criminalfällen.

Nach diesen Andeutungen wäre es Unrecht, ein endgültiges Urtheil über die Chinesen zu fällen.

Wie jedermann aus den Zeitungen bekannt ist, wüthet schon seit vielen Jahren (1851) in einigen Provinzen des ungeheuren Reiches eine Revolution. Ihre Absicht ist, die jetzt herrschende Dynastie der Mandschu zu stürzen. Hung-seu-tseuen heißt der Urheber derselben, der als „Friedensfürst" in der Stadt Nanking, das die Rebellen eingenommen hatten, herrschte. Seinem Geschäfte nach war er ein Schulmeister, hielt sich als solcher zum Reformator berufen, glaubte durch himmlische Botschaften dazu aufgefordert zu werden und wurde in diesem Glauben durch das Lesen der Bibel, die er von einem Missionar erhalten hatte, bestärkt. Er wurde Christ, bekehrte seine Verwandten und Freunde und zog dann mit seinen Anhängern nach der Provinz Kuangsi, in deren Bergen tapfere Männer wohnen, stiftete dort die Gesellschaft der „Gottanbeter", zerstörte mit seinem Apostel Fung-tsun die Götzenbilder und setzte das Bekehrungswerk mit Eifer fort. Da sich die Zahl seiner Anhänger täglich mehrte, so nahm er den Fürstentitel an und ernannte außer seinem Premierminister vier Fürsten: des Ostens, Westens, Südens, Nordens. Mit 16,000 Mann trug er über die ihm entgegengeschickten 30,000 kaiserlichen Soldaten einen glänzenden Sieg davon, erschien 1851 mit 80,000 vor Nanking, eroberte es und machte es zum Sitze seiner Regierung, die er bereits durch eine Flotte zu verstärken gewußt hatte. Seine Anhänger halten an folgenden Lehren fest:

Sie glauben an einen ewigen Gott, Unsterblichkeit der Seele, Lohn und Strafe im Jenseits nach ihrem Verhalten im Diesseits, an

Christum, als das vollkommenste Geschöpf, jedoch nicht als Gott, an den Teufel als Urheber des Bösen; sie verwerfen das Dogma der Erbsünde und der Erlösung durch den Tod eines Opfers, verwerfen den Priesterstand als Mittler, halten sich an die „zehn Gebote" und die Lehren des Evangeliums und verwerfen alle abergläubischen Gebräuche. Ihr Haupt hält oder erklärt sich für den Vollender der „reinen Lehre" und zum Beherrscher der ganzen Welt bestimmt. Unter der „reinen Lehre" versteht er die mit den Lehren der alten chinesischen Weisen übereinstimmenden Lehren der Bibel, welche fromme und sittliche Gesinnung fordern und ein tugendhaftes Leben erzeugen — abgesehen von der Verschiedenheit der Meinungen über metaphysische Fragen, welche, wie er mit einem der früheren chinesischen Kaiser, der darum die Wirksamkeit der Missionare nicht duldete, meint, nur geeignet seien, um Zwiespalt und Haß unter den Menschen zu erzeugen und das menschliche Herz zu verderben. Er reformirt übrigens nicht blos in der Religion, sondern auch in den Sitten. Seine Anhänger müssen sich den Zopf abschneiden und dürfen sich den Kopf nicht rasiren u. s. w. Die Engländer, besorgt, daß die im Frieden vom Jahre 1842 ihrem Handel und ihren Consuln geöffneten fünf Häfen Canton, Amoy, Fu-tscheu-fu, Ningpo und Schanghai ihnen durch die beschriebenen Unruhen entrissen werden konnten, haben sich beeilt, sich mit dem Haupte der Rebellion in Einvernehmen zu setzen. Die Briten, sowie alle europäischen Nationen, welche mit China Verträge geschlossen, stehen auf der Seite der Regierung und mit Hülfe europäischer Truppen sind die Rebellen in letzter Zeit öfter geschlagen worden.

Topographie.

Ganz China wird jetzt in 18 Provinzen oder Statthalterschaften eingetheilt, welche wieder in Bezirke (Fu) zerfallen, wovon die Hauptstädte, auch Fu genannt, ersten Ranges sind; die Städte vom zweiten Range heißen Tscheu, die vom dritten Hiang. Wir begnügen uns damit, ohne die einzelnen, uns doch nur höchst unvollkommen bekannten Provinzen durchzugehen, nur die wenigen den Europäern durch den Handel und einige Gesandtschaften bekannt gewordenen größeren Städte zu erwähnen.

In der Provinz Pe-tsche-li, der nordöstlichsten des Landes, liegt die Hauptstadt.

Pe-king, d. h. Nordresidenz (chinesisch Tschung-tiang-fu) unter 39° 54′ n. Br. und 134° 8′ ö. Lg., in einer trocknen, waldlosen Ebene an einem kleinen Flusse, welcher die Stadt um- und durchfließt und durch einen Canal mit dem Payho in Verbindung steht. Sie zerfällt in die eigentliche Stadt und 12 Vorstädte. Die eigentliche Stadt, ein unregelmäßiges Viereck, mit hohen und sehr starken Mauern umschlossen, hat 4 M. im Umfange; jede der Vorstädte ist etwa ½ Meile lang. Die Stadt selbst zerfällt in zwei Theile, einen nördlichen, Tschintsching, d. h. Thronstadt oder Residenz, und einen zweiten größeren südlichen, Wailotsching oder äußere Stadt; in jenem wohnen die Mandschu, in diesem die Chinesen. Die Straßen sind meist schnurgerade und sehr breit, aber von engen Gäschen durchschnitten; die Nebenstraßen werden des Nachts durch Gitterthore ge-

sperrt. Die Häuser sind in der Regel niedrig und nur ein Stock hoch, selten mit Fenstern nach der Straße; aber gewöhnlich sind beide Seiten der Hauptstraßen mit Kaufläden besetzt, und ganz ebenso sind alle übrigen Städte Chinas eingerichtet. Die Straßen sind übrigens größtentheils ungepflastert, und da hier die Hitze im Sommer sehr groß, der Regen aber ungewöhnlich stark fällt, so leidet man häufig vom Staube oder vom Kothe. Das Hauptgebäude ist der kaiserliche Palast, Dsüntschintsching, die gewöhnliche Residenz der Kaiser in der nördlichen Stadt; er soll allein eine Stunde im Umfange haben und enthält eine große Menge Gebäude, Hallen, Gärten, Höfe, und wird nicht allein von der ganzen kaiserlichen Familie, sondern auch von allen Hofbeamten und der sehr zahlreichen Leibwache bewohnt. Daselbst befindet sich auch die kaiserliche Druckerei, eine bedeutende Bibliothek und eine naturhistorische Sammlung. Die Gebäude sind von außen gar nicht bedeutend, sollen aber im Innern einen unglaublichen Luxus zeigen. Außerdem enthält Peking, welches eine sehr alte Stadt ist und schon einige Jahrhunderte v. Chr. die Hauptstadt des Reiches war, an 10,000 Paläste der Großen, die aber ebenfalls nichts Ausgezeichnetes haben, 33 große Tempel, buddhistische Klöster, eine zahllose Menge kleinerer, zwei von portugiesischen Franciscanern besetzte Klöster, ein griechisch-russisches Kloster nebst Kirche, welches in Folge von Verträgen Rußland hier unterhalten darf; einige Moscheen, 26 Gebäude für die Reichscollegien, eine Universität und andere hohe Schulanstalten, und ist überhaupt der Sitz der höchsten Behörden. Die Zahl der Einwohner wird höchst verschieden angegeben; $1^3/_4$ Millionen möchte die wahrscheinlichste sein. Obgleich die Provinz Pe-tsche-li nicht zu den fruchtbarsten gehört, so herrscht doch in der Stadt beständige Wohlfeilheit der Lebensmittel, weil die Regierung große Magazine unterhält und aus allen Provinzen Zufuhr herbeischafft. Trotz dem großen Gewühle in den Straßen findet man eine große Sicherheit und Ordnung in der Stadt; Nachts werden die Straßen gesperrt und man sieht Niemand als die zahlreichen Wachen, welche auch bei Tage beständig umhergehen und in der unglaublichen Menschenmenge mit langen Peitschen Ordnung erhalten. Etwa 2 Meilen von Peking liegt das kaiserliche Lustschloß Juang-ming, mit einem sehr großen Park und schönen Gärten.

Die zweite Stadt des Reiches und bis zu Anfang des 15. Jahrh. Residenz der Kaiser in der Provinz Kiang-nan ist Nanking (d. h. Südresidenz) oder Kiang-ning-fu, in geringer Entfernung von dem südlichen Ufer des mächtigen Jan-tse-kiang, unter 32° 5′ n. Br. und 136° 27′ ö. Lg. Obgleich sie noch der Sitz eines Statthalters über mehrere Provinzen ist, so ist sie doch sehr von ihrer ehemaligen Größe herabgesunken; der kaiserliche Palast und viele alte Gebäude liegen in Trümmern, ein Drittel der Stadt ist jetzt in Gärten verwandelt. Von älteren Gebäuden steht nur noch der berühmte Porzellanthurm, welcher achteckig ist, aus 9 Stockwerken mit Galerien besteht, von Backsteinen erbaut, aber mit Porzellan bekleidet und 200′ hoch ist. Die Bevölkerung der Stadt, welche 7 Stunden im Umfange hat, wird auf 500,000 Einw. angegeben. Uebrigens gilt die Stadt für einen Hauptsitz der Wissenschaften und chinesischer Gelehrsamkeit; auch wohnt hier ein katholischer Bischof. Sie besitzt bedeutende Fabriken in Seide und Baumwolle; der Nanking hat seinen Namen von

dieser Stadt. Sie ist mit einer 40′ hohen, 17′ dicken, dreifachen Mauer umgeben, durch welche 10 prächtige Thore führen. — Oestlich davon liegt die Stadt Su-tscheu-fu, am Kaisercanal, welche viele Baumwollen-, Nanking- und Seidenfabriken besitzt, ½ Million Einwohner zählen soll und wo viele reiche Kaufleute leben. Südlich davon Hang-tscheu-fu, in einer paradiesischen Gegend am Kaisercanal; sie besitzt ebenfalls viele Fabriken und ihre Kaufmannsgewölbe sollen sich an Reichthum und Glanz mit denen von London messen können; sie zählt über ½, nach Anderen sogar 1 Million Einwohner. Ningpo, am Yung-kiang, nahe dem Meere, mit 400,000 Einw., treibt ansehnlichen Handel. An der Straße von Fu-kian, welche die Insel Formosa vom festen Lande trennt, liegt Fu-tscheu-fu, eine ebenfalls stark bevölkerte Stadt von 600,000 Einw., berühmt wegen einer großen Brücke aus Quadersteinen mit mehr als hundert Bogen über den Siho; in der Nähe wird der beste schwarze Thee gebaut, für welchen die Stadt der Hauptstapelplatz ist. Ferner Amoy, mit 300,000 Einw., unter denen es viele reiche chinesische Kaufleute giebt, und einem trefflichen Hafen.

Schang-hai (Shang-hai) am Wusung, unweit der Mündung in den Jan-tse-kiang, wichtigste Seehandelsstadt mit den Vorstädten, 1 Mill. Einw. Die „Fremdenstadt“ ist in 2 Jahrzehnten auf 123,000 Einw. angewachsen. Der Handel im Jahre 1866 mit dem Auslande belief sich in vom Auslande eingeführten Waaren auf 47,022,995 Taëls, Wiederausfuhr ins Ausland 2,254,479 Taëls, bleibt nach Abzug der letzteren ein Werth der Einfuhr von 44,768,516 Taëls. Der Export chinesischer Erzeugnisse nach dem Auslande war 25,324,670 Taëls, die Geldeinfuhr vom Auslande betrug 5,856,384 Taëls, die Geldausfuhr 12,526,482 Taëls. — Der Verkehr mit den Häfen betrug: Zufuhr chinesischer Erzeugnisse aus chinesischen Häfen 37,080,252 Taëls; Wiederausfuhr davon ins Ausland für 14,255,793 Taëls und nach chinesischen Häfen 6,941,397 Taëls, bleibt nach Abzug der Wiederausfuhr ein Import chinesischer Erzeugnisse von 5,883,052 Taëls; Export chinesischer Erzeugnisse nach anderen chinesischen Häfen 6,448,592 Taëls; Zufuhr fremdländischer Artikel aus chinesischen Häfen 389,089 Taëls; Wiederausfuhr ausländischer Waaren nach chinesischen Häfen 23,295,050 Taëls; eingegangene Baarsendungen aus chinesischen Häfen 15,888,520 Taëls; nach chinesischen Häfen gemachte Baarsendungen 2,158,550 Taëls.

Die von Shang-hai aus im regelmäßigen Betriebe befindlichen Dampferlinien sind: die „Peninsular- und Oriental-Steamcompagnie“ fährt zweimal des Monats nach Hongkong und correspondirt mit der Post nach Europa, — ebenso zweimal nach Yokohama und einmal nach Nangasaki, ebenfalls im Anschluß an die europäische Post. Die „Messageries Imperiales“ fährt den Monat einmal nach Hongkong und einmal nach Yokohama in Verbindung mit der europäischen Post. Nach Ningpo gehen täglich Dampfer ab. Nach Tschefoo und Tientsin haben zwei Häuser, von welchen jedes über Dampfschiffe disponirt, eine regelmäßige Verbindung eingerichtet, welche in der Zeit, wo der letztere Hafen offen ist, wöchentlich zweimal benutzt werden kann. Die „Amerikanische Shang-hai-Dampfschifffahrtsgesellschaft“ mit ihren acht Dampfern von circa 2000 Tonnen jeder, gewährt Shang-hai eine fast tägliche Verbindung mit Hankow und den Häfen des

Yangtse. Etwa zwanzig dem Shang-hai-Hafen außerdem angehörende Dampfer helfen die Communication mittelst der obigen Linien ergänzen, indem sie Shang-hai in constanter Verbindung mit Honkong, wie ebenso mit den verschiedenen Häfen der Küste erhalten.

Laut Zeitungsnachricht sollen Ende 1869 auch folgende Städte dem auswärtigen Handel geöffnet werden: Nanking am Yangtse, Wenchow bei Amoy und Lienchow an der Küste von Kwangtung.

Kanton, Kantong oder Kwang-tscheu-fu, in der Provinz Kwang-tung, unter 23° 8′ n. Br. und 130° 56′ ö. Lg., am mächtigen Flusse Pe-kiang, welcher sich an seiner Mündung zu einem Meerbusen erweitert, die Bocca Tigris oder Tigerrachen von den Europäern genannt, in welchem mehrere Inseln liegen, darunter die den Engländern abgetretene Insel Hong-kong. Die Stadt, welche aus der alten, nördlichen oder Tatarenstadt, der südlichen Neustadt und mehreren Vorstädten besteht, hat etwa 3 M. im Umfange und ist nebst den Vorstädten ummauert; außerdem hat sie noch drei Citadellen. Die Straßen sind hier sehr enge. In der südlichen Vorstadt am Flusse auf einem schmalen, sehr beschränkten Raume liegen die Factoreien der verschiedenen europäischen Nationen, welche hier Handel treiben. Die Zahl der Einwohner wird von Einigen auf mehr als 1,200,000, von Anderen nur auf 800,000 angegeben, wovon an 60,000 nur auf Junken und Kähnen und, wegen Raummangels, 300,000 auf dem Wasser, das mit Bohlen bedeckt wird, leben. Der europäische Handel ist ganz in den Händen einer Gesellschaft von den reichsten Kaufleuten, Hong, d. h. Bürgen, genannt, weil sie der Regierung für die Bezahlung der Abgaben verantwortlich sind; viel andere einheimische Kaufleute nehmen indeß Theil an diesem Handel. Europäische Schiffe können wegen der Seichtigkeit des Flusses die Stadt nicht erreichen und müssen bei der Insel Wampu anlegen. Seit 1517 wird dieser Hafen von Europäern besucht; die ersten englischen Schiffe kamen 1634 hier an. Nächst den Engländern machen jetzt die Amerikaner die bedeutendsten Geschäfte. — Westlich am Eingange der Bocca Tigris liegt die Insel.

Macao, von welcher seit 1586 den Portugiesen, wegen geleisteter Hülfe gegen die Seeräuber, eine südlich auslaufende, nur durch eine schmale Erdzunge mit der Halbinsel zusammenhängende Halbinsel eingeräumt worden ist; sie müssen aber jährlich 450,000 Gulden dafür entrichten und sind durch eine Mauer, welche die Landzunge durchschneidet, von dem Verkehr mit den Eingeborenen abgeschlossen. Der Raum, welcher den Portugiesen gehört, wird von etwa 40,000 Menschen bewohnt, darunter 30,000 Chinesen, 6000 Portugiesen und 4000 Mischlinge ꝛc. Auf der südlichen Spitze der Halbinsel liegt die Stadt und der Freihafen Macao, der Sitz eines eigenen portugiesischen Gouverneurs, eines katholischen Bischofs und der englischen Mission für China. Sie ist stark befestigt, hat aber nur einige Hundert Mann Besatzung und leidet im Sommer an unerträglicher Hitze. Die Häuser sind meist auf europäische Weise gebaut; der Palast des Gouverneurs, der früher von Goa abhing, und mehrere Kirchen, sind die bedeutendsten Gebäude. Die Polizei in der Stadt wird von einem chinesischen Mandarin verwaltet. Der eigentliche Hafen an der Stadt ist seicht, die meisten Schiffe ankern daher in einer östlich davon gelegenen vortrefflichen Rhede.

Seitdem die Engländer von Hong-kong Besitz genommen und den Chinesen einen freien Handelsverkehr abgedrungen haben, hat Macao sehr an Wichtigkeit verloren, obwohl hier noch starker Schmuggel von Opium getrieben wird. — In einem Garten auf einer Anhöhe vor der Stadt wird noch die Grotte gezeigt, worin Camoens einen Theil seiner Lusias gedichtet haben soll.

Außer diesen den Europäern bekannteren Städten giebt es deren im Innern viele von bedeutender Größe. Wir nennen darunter nur: Wu-tschang-fu, die Hauptstadt der Provinz Hu-peh, am Jan-tse-kiang, welche 500,000 Einw. zählt und der Mittelpunkt des ganzen Binnenhandels von China ist. In der Umgegend sind viele Theeplantagen. — Kia-ting-fu, in der Provinz Se-tschuan, ist wegen der vielen künstlichen Salzbrunnen, deren Zahl auf mehrere Hunderttausende angegeben und deren Wasser zum Salzsieden benutzt wird, merkwürdig.

Im SW. der Provinz Kanton, durch eine etwa 2 M. breite Meeresstraße vom festen Lande geschieden, liegt die große Insel Hai-nan, die 80—90 M. im Umfange hat. Sie ist den Europäern wenig bekannt, soll aber äußerst fruchtbar sein und Städte von 100,000 Einw. und darüber enthalten. Die Küsten sind von den Chinesen besetzt; im Innern hauset ein Stamm von Ureinwohnern, über deren Abstammung uns alle Nachrichten fehlen und welche sich unabhängig erhalten haben. — Ebenso verhält es sich mit der noch größeren, 50 M. langen Insel Tai-wan, von den Europäern Formosa (die Schöne) genannt. Sie liegt 20 M. östlich vom Festlande von China und ist über 1000 □M. groß. Der größte Theil der Insel, namentlich die ganze Ostküste, wird von einem freien Urvolke bewohnt; nur auf einem Theile der Westküste haben sich die Chinesen seit 1430 festgesetzt. Einst hatten die Portugiesen hier eine Niederlassung; sie wurden aber 1624 von den Holländern vertrieben, welche wiederum einem mächtigen chinesischen Seeräuber weichen mußten, der hier einen Staat gründete, welcher sich bis 1683 gegen die Chinesen behauptete. Die Insel wird von den Chinesen eifersüchtig bewacht, weil sie eine wahre Kornkammer für die gegenüber liegenden Provinzen ist. — Thai-wan, mit 50,000 Einw., in dem Theile der Insel gelegen, welcher seit 1683 China unterworfen ist. Auf der Insel sind außer der genannten Stadt noch die Häfen von Takau, Tamsui, Tan-schui, Kilung den Fremden geöffnet.

2. Die unterworfenen Länder,

oder was wir vorhin die große Tatarei nannten. Dieses große, von den Chinesen mit ängstlicher Politik bewachte und jedem Fremden verschlossene, daher auch wenig bekannte Land umfaßt vorzüglich fast die ganze Hochfläche des inneren Asiens. Es erstreckt sich vom 70 bis 133° ö. Lg. und vom 31 bis zum 53° n. Br. und wird in 3 große Ländermassen getheilt: 1) die Mandschurei, 2) die Mongolei, und 3) Turfan oder die kleine Bucharei.

1) Die Mandschurei, auch Tungusien oder Amurland genannt, bei den Chinesen selbst heißt es Schink-king, der östliche Theil des

Ganzen zwischen der Mongolei und dem Großen Ocean, dem russischen Asien und dem eigentlichen China, oder zwischen dem 39 und 56° n. Br. und dem 136 bis 161° ö. Lg. Der Flächeninhalt mag nach Verlust des nördlichen und östlichen Theils noch 25,000 □M. betragen. Gegen W. sind die Grenzen sehr unbestimmt; desto genauer ist die Nordgrenze gegen Rußland bestimmt und bewacht. Es ist der nordöstliche Theil des großen Hochlandes, welches sich hier nach O. hin senkt, wie man aus dem Laufe aller Gewässer sieht; im Ganzen mag das Land doch noch 3—4000′ über dem Meere liegen. An der Küste zieht sich ein nicht sehr hohes, schön bewaldetes Gebirge, mit steilem Abfalle zum Japanischen Meere, und läßt nur einen schmalen Küstenstrich übrig. Dies Meer ist wegen häufiger Nebel den Schiffern gefährlich. Etwas nördlich bildet es mit der Insel Karafto, auch Tarakai oder Sachalin und Tschoka genannt, die bis jetzt noch größtentheils eine terra incognita ist, den Tatarischen Meerbusen oder die Meerenge von Sachalin; nordöstlich stößt die Küste an das Ochotskische Meer. Der einzige bedeutende Fluß des Landes ist der uns schon bekannte Amur, dessen Quellflüsse aus Sibirien und der Mongolei kommen und der sich, nachdem er auf der rechten Seite den Songari aufgenommen, in die Meerenge von Sachalin ergießt; die übrige Küste hat nur unbedeutende Bäche. Im Ganzen ist das Klima strenger, als man es unter diesen Breiten erwarten sollte; der Winter beginnt mit dem Ende September und reicht bis in den April; alle Flüsse sind Monate lang gefroren und die Kälte steigt nicht selten auf —30°; die Sommer sind dagegen sehr heiß, die Vegetation üppig, und bei dem im Ganzen fruchtbaren Boden fehlen dem Lande nur Menschen und Anbau. Herrliche Wälder, die voll Pelzwild und Raubthiere stecken, und treffliche Weiden bedecken den Boden. Es giebt hier fast keine ansässigen Bewohner; alle sind Nomaden, Hirten, auch Fischer, da der Amur und die See außerordentlich fischreich sind; nur wenige treiben einen geringen Ackerbau, und dies sind meistens Chinesen, welche häufig zur Strafe hierher verbannt werden. Von den Schätzen der Gebirge weiß man nichts; nur etwas Salpeter und Kochsalz wird gewonnen. Die Zahl der Einwohner läßt sich nicht bestimmen; sie ist jedenfalls gering und erreicht vielleicht nur $1\frac{1}{2}$ Millionen. Alles dies versteht sich nur von dem größeren Theile des Landes, denn der kleine Küstenstrich am Gelben Meere ist wie die angrenzenden Provinzen von Chinesen bewohnt und angebaut. Die Einwohner, im Ganzen Mandschu oder Mandschuren genannt, zerfallen in mehrere Völkerschaften, welche indeß alle zur mongolischen Race gehören. Die wichtigsten von allen sind die eigentlichen Mandschu, ein kleines Gebirgsvolk, welches sich vor den Chinesen durch einen höheren, kräftigeren Wuchs, eine schönere Farbe, wie auch durch Muth, Redlichkeit und Stolz auszeichnet. Sie haben China seine gegenwärtigen Beherrscher gegeben und bilden noch immer den besten Theil der chinesischen Heere, die Leibwache des Kaisers, an dessen Hofe viele ihrer Oberhäupter, die einen wahren Erbadel bilden, sich auch ohne amtliche Anstellung aufhalten. In China haben sie zwar Sprache und Sitte der Ueberwundenen angenommen, sind aber noch leicht von ihnen zu unterscheiden. Andere Stämme dieses Volkes sind die Da-urier, vorzüglich im Amurthale, wo sie etwas Ackerbau, meistens aber Viehzucht treiben. Die Tungusen, hier Solon

genannt, gelten für die tapfersten Mandschuren und bewachen die russische Grenze. Die Jupi, klein und häßlich, bewohnen die Ufer der See und nähren sich ganz von Fischen. Die Ketschen, Fischer und Jäger, leben am Ausfluß des Amur. Andere noch weniger bekannte Stämme sind die Humaren und die Ghilaken. Die einzigen Städte von einiger Bedeutung sind die Hauptstadt und der Sitz der Regierung, Mukden, unter 42° n. Br. auf einem Hügel; sie besteht aus einer inneren unmauerten Stadt, einem Palast des Kaisers und den das Ganze rings umgebenden Vorstädten. — Saghalin-ula, am Amur, ist stark befestigt und hat einen starken Pelzhandel. — Tsitsikar, am Nonni-ula, einem linken Nebenflusse des Songari, ist ein Verbannungsort der Chinesen.

So, wie bisher geschildert, waren die Verhältnisse, bis vor etwa 20 Jahren, seit welcher Zeit sie angefangen haben, sich wesentlich zu ändern. Die Russen sind über die nördliche Hälfte der Mandschurei bis zum Amur vorgedrungen und haben daselbst Colonien und Festungen angelegt. Zugleich haben sie sich an den Ufern des südlichen Theiles des Japanischen Meeres festgesetzt, der Insel Sachalin gegenüber. Ihr Vorrücken geschieht nicht mit Hacken und Spaten, sondern mit Spießen und Kanonen, und man kann mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß die ganze Mandschurei bald eine russische Provinz sein wird, die den Weg nach Peking bahnt. (!) Bereits sitzen sie auf der rechten Seite des Amur fest, wo sie, nicht weit von dessen Mündung, die Forts Mariinsk und Nikolajewsk angelegt haben. Von seiner Mündung an längs der Küste bis zu Castriesbai, in Entfernungen von 4—5 deutschen Meilen, existiren Castelle, mit Russen besetzt, und eine russische Flotille fehlt in diesen Gewässern nicht. Dieses ist nur ein Beispiel der fortschreitenden russischen Eroberungspolitik in Asien auf allen Punkten nach Süden zu, von dem Schwarzen Meere an über die Gebiete des Caspischen Sees nach Persien, in der großen turanischen Ebene gegen die Gebirgsscheide des indo-britischen Reiches, bis zum chinesischen und japanischen Reiche hin. Die Absichten sind deutlich. Hier liegt Rußlands Zukunft. Innerhalb der letzten 20 Jahre haben sie in den genannten Richtungen mindestens 22,000 deutsche □M. erworben.

2) Die Mongolei, ein Land von etwa 90,000 □M., welches sich im S. der russisch-asiatischen Grenzen bis zum 35. Breitengrade erstreckt, mit äußerst ungewissen Grenzen gegen seine beiden Nebenländer, die Mandschurei und Turfan. Dieses Vaterland der größten Weltstürmer, eines Dschingis-Chan, welcher im 13. Jahrh. seine Verwüstungen bis nach Schlesien ausdehnte, eines Timurleng im 14. Jahrh., welcher ganz Vorderasien eroberte und auf dem Zuge nach China 1405 starb, ist jetzt gänzlich von den Chinesen unterjocht und gehört zu den unbekanntesten Ländern der Erde. Es nimmt die Scheitelfläche Hochasiens ein, wo die größten Ströme ihren Ursprung nehmen. Die Höhe des hinterasiatischen Plateaus steigt hier in den höchsten Theilen schwerlich viel über 5000′ auf; aber darüber erheben sich noch mächtige Gebirge, welche größtentheils holzlos sind. In der Mitte erstreckt sich in der Richtung von SW. nach NO. die große Wüste Schamo (chinesisch) oder Gobi (mongolisch), deren Boden meist aus grobem Kies fast ohne alle Vegetation besteht; nur wenige bald im Sande wieder versiegende Quellen zeigen sich hier, und dabei herrscht hier 10

Monate hindurch ein äußerst strenger Winter. In anderen Theilen des Landes sind grasreiche Steppen, und manche Thäler haben eine Fülle von Vegetation. Die mächtigen Flüsse, welche die Hochebene entsendet, sind der Irtysch, der Jenisei und die Selenga, welche nach dem Eismeere fließen, der Amur nach O., der Hoang-ho und der Jan-tse-kiang nach China. Außerdem giebt es noch viele Steppenflüsse, welche meist in Binnenseen sich ergießen. Solcher zum Theil salziger Seen hat die Mongolei viele; die bekanntesten sind der Balkasch im nordwestlichen Theile, bis an welchen (oder über welchen hinaus?) das russische Sibirien jetzt hinanreicht; der Dzeisan oder Ssaidsang, welchen der Irtysch durchfließt; der Kuku-noor oder blaue See, unweit der chinesischen Grenze. Das Klima ist nur in den der chinesischen Mauer zunächst gelegenen Thälern gemäßigt und im Sommer so schön, daß die Kaiser hier ihren Sommeraufenthalt nehmen; sonst äußerst strenge; auf der Hochebene ist Frost selbst in dem nur zwei Monate langen Sommer nichts Seltenes. — Merkwürdig ist, daß sich hier die meisten Hausthiere der Menschen noch im wilden Zustande finden. So der Dschiggetai (Equus hemionus), eine Art wilder Esel von unglaublicher Schnelligkeit; das wilde Pferd; der Kulan (Onager) oder wilde Esel; der wilde Ochs; das wilde Schaf oder Argali. Heuschrecken und Mücken gehören zu den Plagen des Landes. Die zwei wichtigsten Producte aus dem Pflanzenreiche sind zwei Wurzeln, der Ginseng und der Rhabarber. Der Ginseng (Panax Schin-seng und quinquefolius) erreicht eine Höhe von 2′; seinen in mehrere Zweige gespaltenen Wurzeln schreiben die Chinesen wunderbare Kräfte zur Stärke der Kranken zu: deshalb sind immer viele tausend Menschen mit der Aufsuchung dieser Wurzel beschäftigt; seit einigen Jahren haben die Nordamerikaner diese Wurzel auch in ihrem Lande entdeckt und treiben damit einen einträglichen Handel mit China. Der Rhabarber kommt vorzüglich in der Gegend des Kuku-noor vor. — Die Zahl der Einwohner beträgt schwerlich über 3 Millionen, und da sie fast ohne Ausnahme Nomaden sind, so könnte das Land auch nicht wohl mehr ernähren. Ueberfülle der Bevölkerung mag vielleicht zu den bekannten Verheerungszügen der Mongolen mit Veranlassung gegeben haben. Die südliche, an China grenzende Mongolei war den Chinesen seit undenklichen Zeiten bekannt; weit später erst erscheint die nördliche; in letzterer hat die Bevölkerung ansehnlich abgenommen. Die Einwohner unterhalten vorzüglich Kameele, doch nur in den südlichen Gegenden, gute Pferde und zahlreiche Schafheerden, von der Art mit Fettschwänzen. Das Fleisch und die Milch dieser Thiere ist ihre Hauptnahrung, die Jagd nur Nebenbeschäftigung und die Fischerei unbedeutend. Aus der Stutenmilch bereiten sie ein berauschendes Getränk, den Kumiß; Wohlhabendere genießen viel Thee. Sie zerfallen in drei Hauptstämme: die eigentlichen Mongolen, mit der uns schon bekannten Körperbildung, sie theilen sich in Kalkasmongolen, welche die mehr nördlichen, in Scharraigol- oder Scharramongolen, welche die südlicheren Gegenden bewohnen. Sie haben alle Tugenden der Nomaden, sind mäßig, redlich, gastfrei, aber träge und unreinlich, und leben in beständigen Fehden unter einander. Sie bekennen sich zum Lamaismus, welchen wir bei Tübet näher kennen lernen werden, und zerfallen in Adel, Geistliche und Volk, wovon ein Theil Leibeigene, und stehen unter ihren

eigenen Chanen. Obwohl die Mongolen Unterthanen Chinas sind, so zahlen sie an die chinesische Regierung doch ganz und gar keine Abgaben, sondern nur Steuern an die einheimischen (mongolischen) Gebieter. Die Oelöten, Eleuten oder Kalmücken, im südwestlichen Theile des Landes, zeichnen sich nur durch ihre Hinterlist, ihren diebischen Charakter, tiefen Aberglauben und unglaubliche Unreinlichkeit aus. Die Buräten, Buruts, auch Kirgisen genannt, sind nur ein Zweig der Kalmücken; ein großer Theil von ihnen steht unter russischer Hoheit. (Man schlägt die Bevölkerung der 3 Kirgisenhorden zusammen, bei einer Fläche von 13,500 □M., auf 2—2½ Millionen an; davon kommen auf die große Horde, welche zum Theil China angehört, 400,000, auf die mittlere, etwa 1 Million und auf die kleine 900,000 Seelen.) Außerdem leben noch im nordwestlichen Theile des Landes einige Stämme der Kirgisen, tatarischen Ursprungs, unter ihren eigenen Chanen. An Chinesen sind nur die Mannschaften in den kleinen Festungen vorhanden, welche China hier unterhält und welche Ackerbau zu ihrem Unterhalt treiben, chinesische Kaufleute in den wenigen Städten und viele Verbannte aus China. — Nach der chinesischen Geographie wird die Mongolei in 26 Fürstenthümer (Aimaks) eingetheilt, die unter eigenen Oberhäuptern stehen.

Im ganzen Lande giebt es keine Stadt nach europäischen Begriffen; die Oerter, die man so nennt, wenn sie nicht kleine Festungen sind, bestehen nur aus vielen reihenweise gestellten Zelten oder Jurten, und gleichen mehr einem Dorfe, als einer Stadt. So ist selbst der Ort Dschehol oder Tsching-te, im N. der Mauer, nordöstlich von Peking, wo der Kaiser einen Sommerpalast hat, nur ein elendes schmutziges Dorf. Eine schöne Chaussee führt von hier nach Peking, ist aber so wenig dauerhaft angelegt, daß sie jährlich zweimal für die Reisen des Kaisers neu gemacht werden muß. Der große Park, welcher einen See, Berge, Wälder und Wasserfälle einschließt, soll an 40 einzelne Paläste oder Lusthäuser enthalten. Der Hauptort der Kalkasmongolei, Kuren, bei den Russen Urga genannt, an der Tula, einem Nebenfluß der Selenga, besteht aus mehreren Tempeln, einer sehr großen Schule und etwa 6000 Jurten, welche sehr enge Straßen bilden. Hart an der russischen Grenze, dem russischen Orte Kjachta gegenüber, liegt der kleine Ort Maimatschin, der aus einer Straße artig gebauter Häuser besteht und wo der Handelsverkehr mit Rußland betrieben wird.

Die Dsungarei, der westliche Theil der Mongolei, welcher erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von China erobert wurde, wobei die mongolischen Dsungaren fast ganz ausgerottet wurden, enthält einige besonders des Handels wegen merkwürdige Orte, nämlich: Ili oder Guldscha, an dem gleichnamigen Steppenflusse, wo ein großer Zusammenfluß von Handelsleuten stattfindet. Tarbagatai, eine feste Grenzstadt mit chinesischer Besatzung. Urumtsi, in dessen Nähe eine große Solfatara und der merkwürdige Vulcan Ho-tscheu liegt.

3) Das Land Turfan, Ost-Turkestan, die kleine Bucharei, oder die hohe Tatarei, auch Ost-Dschagatai genannt; letzteren Namen führt es von Dschagatai, einem Sohne Dschingis-Chans, zu dessen Reiche dieses Land und die westlicher gelegene große Bucharei gehörte, doch ist letztere

kleiner als Turfan und nur deshalb groß genannt, weil sie der Sitz des Herrschers war. Turfan ist der chinesische Name, von der Hauptstadt entlehnt. Dies Land grenzt im NO. an die Mongolei, im S. an Tübet und im W. an die freie Tatarei; es erstreckt sich, mit sehr unsicheren Grenzen, etwa vom 89 bis 113° ö. Lg. und seine Oberfläche wird auf 25—27,000 □M. gerechnet. Das Land hat ganz die Beschaffenheit des vorigen, enthält die nächst dem Himalaya höchsten Gebirge Asiens und den westlichen Theil der Wüste Schamo, welcher aber hier aus reinem Flugsande besteht. Kein Fluß überschreitet die Grenzen. Der größte Binnenfluß ist der Tarim oder Jarkiang, welcher, von W. nach O. fließend, den Kaschgar, den Aksu u. a. aufnimmt und sich in den Lop-noor d. h. Lopsee ergießt. So kalt die Winter, so glühend heiß sollen die Sommer sein, wozu noch häufiger Mangel an Regen kommt. Nur der westliche Theil des Landes ist einer spärlichen Cultur fähig und auch wirklich angebaut. — Die Einwohner sind Bucharen (Perser oder Tadschiks), türkische Stämme, Kirgisen, Kalmücken, Dsungaren und Chinesen; ihre Zahl läßt sich nicht bestimmen, beträgt aber wohl nicht über 1 oder 2 Millionen. Die Tadschiks und Türken, welche sich zum Islam bekennen, sind ein bei weitem schöneres Volk als ihre östlichen Nachbarn, und treiben wie die meisten Tataren Ackerbau und Gewerbe; die Kirgisen, Kalmücken und die meisten Dsungaren sind Nomaden. Die mongolische Bevölkerung bekennt sich zum Lamadienst. Erst seit 1759 haben ihre Chane die chinesische Hoheit anerkannt und zahlen Tribut. Wie gering auch die Bevölkerung, wie unbekannt uns im Ganzen das Land, so finden wir hier doch einige Ortschaften, welche theils in der Geschichte, theils des Handels wegen bekannt sind. So: Turfan, in einer milden und fruchtbaren Gegend, hat dem Lande seinen Namen gegeben und ist eine wichtige Station für die Karavanen, welche aus China weiter westlich ziehen. Dicht bei der Stadt befindet sich der bedeutende Vulcan Ho-tschen. Kaschgar, am Fuße gleichen Namens, war einst als Residenz eines mächtigen Mongolenherrschers, eines Nachkommen Dschingis-Chans, in ganz Asien berühmt, und soll noch jetzt 40,000 Einw. haben, welche blühenden Handel und Gewerbe treiben. Jarkand, der wichtigste Ort dieser ganzen Gegend, daher auch von den Chinesen besetzt und befestigt, soll an 100,000 Einw. haben, welche sehr gut in Seide, Leinen und Baumwolle arbeiten. Bis hierher gehen die chinesischen Karavanen, und hier treffen Kaufleute aus dem fernsten Westen, ja aus Indien ein, welche Kaschmirshawls, Edelsteine, Moschus bringen, um sie gegen Thee, lackirte Waaren, Porzellan u. s. w. zu vertauschen. Andere berühmte Handelsstädte sind: Hami oder Komun in einer fruchtbaren Oase, welche viel Weintrauben und Melonen liefert, im nordöstlichen Theile des Landes. Aksu, mit 40,000 Einw., im nordwestlichen, an einem Nebenflusse des Jarkiang, verfertigt viel Baumwollenzeuge und treffliche Jaspisarbeiten. Oestlich davon Ku-tsché, welche in der Nähe des Vulcans Pe-schan liegt und in deren Gebiet viel Salmiak, Salpeter, Schwefel und Kupfer gefunden wird. Khotan, in der Nähe des Küen-lün-Gebirges, treibt starken Seidenbau. — Seitdem die Chinesen die Herren des Landes geworden, hat die chinesische Bevölkerung namentlich in den größeren Städten, wie Kaschgar und Jarkand, bedeutend zugenommen.

3. Die unter chinesischem Schutze stehenden Länder.

Es sind folgende vier: Tübet, Bhutan, Korea und die Liu-kiuinseln.

1) Tübet oder Tibet, von den Eingeborenen Puekeachim genannt, erstreckt sich mit sehr unbestimmten oder vielmehr unbekannten Begrenzungen etwa vom 91 bis 117° ö. Lg. und vom 27½ bis 38° n. Br. Im NO. hat es Turfan, im S. Hindustan; nordwestlich berührt es die freie Tatarei, östlich China, und mag einen Umfang von 23,000 □M. haben. Es ist eines der erhabensten Hoch- und Gebirgsländer der Erde; die Plateau- und Thalflächen haben eine Höhe von 8000′ bis vielleicht an 14,500′. Auf der einen Seite erhebt sich die Kette des Himalaya mit ihren riesigen Schneegipfeln; dieser parallel ziehen auf der anderen Seite der Küen-lün und dazwischen das Kentaissé- und andere wenig bekannte Gebirge; selbst das Innere des Landes ist durchaus mit hohen, kahlen, meist von ewigem Eise starrenden Bergen bedeckt. Daher ist auch hier der Ursprung mehrerer größerer Flüsse Asiens, des Sind (Indus), des Irawady, des Brahmaputra, des Me-khong, des Jan-tse-kiang ꝛc. Unzählige Bäche stürzen in den herrlichsten Wasserfällen aus den gewaltigen Gletschern, womit das Hochgebirge bedeckt ist. Die Pässe von Indien aus über diese Gebirge liegen zum Theil in einer Höhe von 15—18,000′ und sind über alle Beschreibung beschwerlich und gefahrvoll. Unter den zahlreichen Landseen befinden sich mehrere von bedeutendem Umfange, so der Tengri-noor; der Jamtschong oder Paltesee mit einer über 6 M. breiten Insel, der Manassarowara und vielen weniger bekannten. Der Boden ist meist sandig, steinig und wenig fruchtbar, wird aber mit großem Fleiß angebaut; doch reicht der Betrag bei weitem nicht zum Unterhalt der Bewohner zu. Das Klima bietet starke Gegensätze dar; es ist größtentheils sehr kalt, wenn auch im Ganzen gesund; die Winter sind lang und streng, aber heiter und sehr trocken; die Sommer bringen einzelne Regen, zeitigen aber das Getreide so langsam, daß die Ernte in den höchsten Gegenden erst Ende December, oft unter Schneegestöber stattfindet. Da der Ackerbau nur an wenigen Stellen möglich ist und kaum das nöthige Brotkorn liefert, so macht die Viehwirthschaft, besonders die Zucht feinwolliger Hausthiere, die Hauptbeschäftigung der Tübetaner aus, und Fleisch, Milch, Butter und Käse sind die Hauptnahrungsmittel der Weltlichen; Wohlhabendere genießen viel Thee. Zu den Hausthieren gehört: der Yak oder grunzende Büffel mit einem schön behaarten Pferdeschweif (Bos gruniens); diese Schweife, in Indien Tschauries genannt, werden als Fliegenwedel und zum Putz sehr geschätzt. Die Schafe, die in großer Menge gehalten werden, geben eine äußerst feine Wolle. Noch wichtiger ist der zarte Flaum, der sich unter dem gröberen Brusthaar der tübetanischen Ziege befindet und das Hauptmaterial für die Kaschmirshawls liefert. Unter den wilden Thieren, worunter auch viele Pelzthiere, ist das Moschusthier merkwürdig; es gleicht einem kleinen Reh, und das Männchen hat in der Gegend des Nabels eine Drüse von der Größe eines Hühnereies, welche den bekannten Moschus oder Bisam enthält. Auch behauptete man lange Zeit, das fabelhafte Einhorn in Tübet gefunden zu haben, welches Andere in Afrika suchten. Der Holzmangel

verbietet den Bergbau, indeß findet sich viel Waschgold und Quecksilber. Ein Hauptproduct des Landes ist aber der Tinkal, ein natürliches Salz, welches sich an seichten Stellen vieler Landseen ausscheidet und woraus der Borax bereitet wird. — Die Einwohner, deren Zahl wohl höchstens 5—6 Millionen betragen kann, gehören zur mongolischen Race, sind jedoch besser gebildet als die eigentlichen Mongolen und ein gutmüthiges, höfliches, aber äußerst unreinliches und abergläubisches Volk. Zu den Sonderbarkeiten ihrer Sitten gehört auch die hier gewöhnliche Polyandrie (Vielmännerei), vielleicht absichtlich als Sitte begünstigt, um die Uebervölkerung des armen Landes zu verhindern; doch sind es immer nur mehrere Brüder, welche eine Frau gemeinschaftlich haben; übrigens sind die Sitten untadelig und die Frauen genießen einer anständigen Freiheit. Das Volk ist größtentheils äußerst arm, aber in Handarbeiten nicht ungeschickt, und steht in Hinsicht auf Wissenschaft und Künste wenigstens auf gleicher Stufe mit den Chinesen. Es sind sehr wenig Städte im Lande, aber unzählige Klöster, um welche her Dörfer entstanden sind; viele Einwohner wohnen unter Zelten. Sie haben eine heilige Sprache Utschen und eine Volkssprache Umin, welche dem Wesen nach der chinesischen verwandt ist; aber ihre Schrift ist eine alterthümliche indische Silbenschrift und wird von der Linken zur Rechten geschrieben. Sie besitzen zahlreiche Bibliotheken; doch besteht ihre Literatur größtentheils aus Werken, die aus dem Sanskrit übersetzt und meist religiösen Inhalts sind. — Die Religion, welche hier tiefer als irgendwo auf Erden in alle bürgerlichen Verhältnisse eingreift, ist der Lamaismus, dem Wesen nach die Religion des Buddha; auch soll sie aus Indien stammen. Neben den gemeinschaftlichen Lehren der Seelenwanderung und der unzähligen Menge von Untergöttern haben die Tübetaner die besondere Ansicht, daß der oberste dieser Untergötter, den sie Xaca nennen (ganz wie der Buddha oder der Fo der Chinesen), ewig auf Erden lebe, in irgend einem Menschen verkörpert. Diesen, dem sie daher göttliche Verehrung leisten, nennen sie Lama; bei seinem Tode nennt er gewöhnlich Denjenigen, in welchem er wieder erscheinen werde; wenn dies nicht geschehen, wissen die Geistlichen den neuen Lama oft in einem neugeborenen Kinde wieder zu erkennen; woran aber? dies wird als das größte Geheimniß behandelt. Da nun aber alle vornehmen Geistlichen Lamas genannt werden, so unterscheidet man den, in welchem der Gott wohnt, durch den Titel Dalai-Lama. Außer ihm giebt es in Tübet noch einen zweiten oberen Lama, den Bogdo- oder Tischu-Lama, in welchem nach Einigen der sich verdoppelnde Xaca, nach Anderen ein anderer Gott wohnt; beide haben sich das Reich, welches gleichsam der Kirchenstaat der buddhistischen Welt ist, getheilt und wohnen jetzt friedlich neben einander. Auch von vielen anderen Lamas, ja selbst von weiblichen, wird geglaubt, daß ein Gott sie beseele. Die große Verehrung, welche die Lamas genießen, hat die Zahl der Geistlichen, deren Einfluß auf die Gesittung des Volkes keineswegs ein gesegneter zu sein scheint, unverhältnißmäßig gesteigert. Sie werden im Allgemeinen Gylongs genannt, leben in Klöstern vereinigt, haben eine eigene Kleidung, dürfen nicht heirathen, müssen sich aller Fleischspeisen wie aller geistigen Getränke enthalten und blos von Almosen leben. Das ganze Land ist mit unzähligen Klöstern für beide Geschlechter bedeckt. Auffallend und den katholischen

Missionaren besonders anstößig sind viele Gebräuche der tübetanischen Geistlichen, welche mit den katholischen übereinstimmen; so außer dem schon erwähnten Mönchswesen, dem wahren Papstthum der Lamas, der Ehelosigkeit, den vielen Fasten und Kasteiungen, noch der Gebrauch des Rosenkranzes, eine Art Kindertaufe mit Wasser und Milch, die Vorstellungen von einem Fegefeuer und von der Verdienstlichkeit der Gebete und Almosen für die Seelen der Verstorbenen. Diese oberflächliche Aehnlichkeit des Buddhaismus mit manchen Formen der katholischen Kirche hatte im Mittelalter die Sage veranlaßt von einem mächtigen christlichen Fürsten, welchen man den **Priester Johannes** nannte und bald im inneren Asien, bald, als man von dem Christenthum in Habesch Nachricht erhalten hatte, in diesem Lande suchte. — Die beiden Großlamas sind zugleich die unumschränkten weltlichen Beherrscher des Landes; doch muß man gestehen, daß die Gesetze menschlicher als in China und die Abgaben gering sind. Ueberhaupt gehört Duldsamkeit und Milde zum Charakter dieses Volkes. — Außer den eigentlichen Tübetanern sollen noch einige unbekannte Nomadenvölker in einigen Gegenden hausen. — Obgleich die Tübetaner tapfer sein sollen, so hält die Regierung doch nur wenig Truppen, und die Chinesen unterhalten zum Schutz des Landes in den vorzüglichsten Plätzen eine Besatzung von etwa 1000 Mann. Das Land ist jetzt unter die beiden Lamas getheilt, steht aber im Wesentlichen unter der Oberhoheit und dem Schutze des chinesischen Kaisers.

Im Gebiete des Dalai-Lama, dem nördlichen und westlichen Theile des Landes, liegt die Hauptstadt **H'lassa** oder **Lassa** unter $30^3/_4{}^0$ n. Br. an einem kleinen Flusse, der sich in den Tampsu ergießt. In ihr erhebt sich der sehr prächtige und große Haupttempel des Landes, zu welchem unzählige Pilger wallfahrten; die Zahl der Tempel, Klöster und der Gylongs soll sehr groß sein. Die Chinesen halten darin 400 Mann Besatzung. Zugleich ist H'lassa der Mittelpunkt des Handels und wird von vielen Karavanen besucht; auch sollen hier 2 hohe Schulen und eine Buchdruckerei sich befinden. Die eigentliche Residenz des Dalai-Lamas ist das sehr große Kloster **Pobrang-Marbo** auf dem Berge **Botala** im SO. von H'lassa. Das Hauptgebäude soll 367′ hoch sein und 10,000 Zimmer enthalten. Rund um die Stadt liegen noch eine große Menge Tempel und Klöster.

Im Gebiete des Bogdo-Lama, dem südlichen und östlichen Theile von Tübet, liegt unter 29° n. Br. die Hauptstadt **Tissu-Lumbu** oder **Dschaschi-H'lumbo**, deren Höhe über dem Meere auf mindestens 8000′ geschätzt wird, in einem von Felsen eingeschlossenen Thale. Sie besteht fast einzig aus dem weitläufigen Palaste des Lama und vielen Klöstern. Das Merkwürdigste in diesem Orte ist das Mausoleum, welches der Kaiser von China dem letzten in China auf einer Reise an den Blattern gestorbenen Bogdo-Lama hat errichten lassen. Die Engländer, die es gesehen, beschreiben es als einen großen, viereckigen, mit Säulengängen umgebenen Thurm, in dessen Innern eine schöne Pyramide steht, unter welcher der goldene Sarg des Verstorbenen sich befindet; auf dem Gipfel der Pyramide ist er aus Gold in sitzender Stellung abgebildet, und zur Seite derselben noch einmal in vergoldetem Silber; umher brennen viele nie verlöschende Lampen. Ueber

das ganze Denkmal wölbt sich eine schöne, auf eigenen Säulen ruhende, vergoldete und mit vielen im Winde klingenden Glocken verzierte Kuppel. Dies Denkmal giebt keinen schlechten Begriff von der Baukunst und der Kunstfertigkeit der Tübetaner, wenn nicht vielleicht das Ganze von Chinesen angefertigt worden ist.

2. Bhutan oder Tangustan; letzteres ist der im Lande selbst übliche Name. Dies Land ist ein südliches Stufenland von Tübet nach Hindustan. Die nördliche Grenze macht der Himalaya, hier Rimola genannt; ein anderes Gebirge macht die südliche Grenze gegen Assam. Es ist zwar ganz gebirgig, aber bei weitem milder und fruchtbarer als Tübet. Hier gedeihen schon wieder der Reis, Obst aller Art und Südfrüchte; der Anbau des Landes wird sehr sorgfältig betrieben; von eigenthümlichen Producten ist indeß nichts bekannt. Die Einwohner scheinen zur mongolischen Race zu gehören, reden einen Dialekt der tübetanischen Sprache, sind aber ungleich kräftiger und hochstämmiger gebaut. Die Religion, die Sitten, die Kleidung und Nahrungsweise sind in beiden Ländern gleich. Hier herrscht ebenfalls ein Groß-Lama, unter dem Namen Dharma-Lama, der aber in geistlichen Dingen dem Dalai-Lama den Vorrang einräumt; die Zahl der Gylongs und der Klöster ist auch hier außerordentlich groß. Alle Geistliche tragen hier rothe Büschel an den Mützen, wie in Tübet gelbe; ein Unterschied, der eine religiöse und politische Verschiedenheit andeutet. Das Land steht zwar unter dem Schutze von China, doch haben die Chinesen keinen Statthalter und keine Besatzung hier. — Für den Hauptort des Landes gilt Tassisudon, die Sommerresidenz, unter 27° n. Br., wo der Dharma-Lama und sein weltlicher Stellvertreter, der Daeb-Raja, in einem weitläufigen Schlosse wohnen, welches zugleich Festung und Tempel ist; es wohnen hier fast nur hohe Staatsbeamte und an 1500 Mönche. Im Winter wird die Residenz wegen der Kälte zu Punakha aufgeschlagen. — Der südwestliche, nach Bengalen sich neigende Rand des Landes ist von einem 6 M. breiten Gürtel sumpfiger und höchst ungesunder Wälder gebildet, worin einige halbwilde Stämme schwächlicher Menschen von kleiner Körperbildung hausen.

3. Korea oder Kaoli, wie die Chinesen, oder vielmehr Tsiosien, wie die Eingeborenen es nennen; eine bedeutende Halbinsel von 4000 □M., welche sich von der Mandschurei nach S. zu erstreckt, und westlich vom Gelben, östlich vom Japanischen Meere bespült wird. Das Innere wird von einem hohen Gebirge, einer Fortsetzung der mandschurischen, durchzogen; die Ostküste ist äußerst schroff und gefährlich, die Westküste milder und hat gute Häfen; an der West- und Südküste des Landes liegt eine große Menge kleiner Inseln. Die nördlichen Gebirge sind fast immer mit Schnee bedeckt; überhaupt hat das Land ein für seine Lage, zwischen dem 34 bis 43° n. Br., rauhes Klima. Es gehört zu den weniger bekannten Ländern der Erde. Korea steht in sehr schwacher Abhängigkeit sowohl von China als von Japan, so daß es beiden mehr Geschenke als Tribut bezahlt. Nur mit diesen beiden Ländern steht es im Handelsverkehr, und Seiden- und baumwollene Zeuge, Ginseng und vorzüglich schönes Papier, trefflicher Firniß, rohe Seide, sowie Tiger- und Pantherfelle werden ausgeführt. Das Land ist nicht ausgezeichnet fruchtbar, bringt aber doch Weizen, Gerste, Hirse, Kohl, Taback, Baumwolle,

mehrere unserer Obstsorten, auch Südfrüchte hervor. Der Thee ist hier nur wenig im Gebrauch. Die Einwohner (9 Millionen) sind vermuthlich Mandschuren, seit Jahrhunderten mit Chinesen vermischt, deren Sitten sie größtentheils angenommen haben; doch reden sie eine eigene Sprache, die ebenfalls durch chinesische Beimischung verunreinigt ist, und bedienen sich zwar der chinesischen Schrift, haben aber auch eine Buchstabenschrift zum Gebrauch im gemeinen Leben. Ihre Religion ist der Buddhaismus. Der König, nach außen zwar abhängig, ist völlig unumschränkt im Innern, und der Despotismus tritt hier noch härter und grausamer als in China hervor. Das Land soll sehr fleißig angebaut und stark bevölkert sein. Die Hauptstadt des Landes ist Han-jang (kjeng-kei-to), sie liegt fast in der Mitte des Landes, zwischen zwei Flüssen.

4. Die Liu-kiu- auch Lieukhieu-Inseln bestehen aus einer kleinen Inselkette zwischen dem 141 und 148° ö. Lg. und dem 24 bis 30° n. Br., und enthalten über 125 □M. und 400,000 Einw. Die meisten sind von Kalkfelsen und Korallenriffen umgeben, doch haben sie auch gute Landungsplätze; die Berge im Innern erheben sich nicht über 4—500′. Das Klima ist, durch Seewinde gemildert, sehr angenehm. Der Boden ist vortrefflich angebaut und trägt, außer Reis, Weizen und einer Fülle der schönsten Früchte, noch Thee, Zuckerrohr, Pfeffer, Baumwolle, Taback und Firnißbäume. Ackerbau und Viehzucht beschäftigen die Einwohner; dieselben werden uns als äußerst gutmüthig, reinlich und verständig geschildert. Sie haben einen König und einen Erbadel; ihre Sprache ist die japanische. Ihre Religion ist die des Fo. Wir verdanken unsere älteren Nachrichten über diese Inseln fast einzig einem englischen Schiffe, welches 1818 hier einige Zeit verweilte. Aus der neuesten Zeit haben wir interessante und wichtige Nachrichten den japanischen Expeditionen zu danken. Im Jahre 1853 besuchte Commodore Perry die Inseln. Einem deutschen Maler Heine, welcher diese berühmte Expedition begleitete, danken wir manche schöne Illustration.

Die Liu-kiu bilden einen Lehnsstaat, der an Japan Tribut bezahlt. Der Inhaber der höchsten Gewalt stand zur Zeit, als Perry die Insel besuchte, noch in unmündigem Alter, der Commodore hatte deshalb mit dem Vormund, einem ehrwürdigen Greis zu verhandeln. — Der Hauptahafenort ist Napa oder Nawa auf der Insel Okinawa (Gr. Liu-kiu) gelegen. Eine halbe Meile entfernt von diesem liegt die Hauptstadt Schudy.

VIII. Die freie Tatarei.

Wir haben diesen Namen gewählt, im Gegensatz gegen die den Chinesen und Russen unterworfenen Tataren. Einen allgemeinen Namen hat das Land nicht, wie es auch nicht einen geschlossenen Staat ausmacht. Es wird von Anderen **Dschagatai** genannt, ein Name, den es im Mittelalter von einem Sohne Dschingis-Chans, dem damaligen Beherrscher, führte; die Engländer nennen es auch **Turkestan**, weil es das Stammland der Türken ist; Andere nennen es die **große Bucharei**, im Gegensatz der unter chinesischer Herrschaft stehenden; von den Persern wird es mit dem Namen **Mawaralnahar** oder **Turan** bezeichnet. Es breitet sich zwischen 67½ und 95° ö. Lg. und vom 34 bis 48° n. Br. aus; der Flächeninhalt läßt sich bei den fast überall unbestimmten Grenzen auf etwa 38,000 □M. annehmen. Im N. wird es von russischen, im O. von chinesischen, im S. von afghanischen und persischen Besitzungen, im W. vom Caspischen Meere begrenzt. Nur der südliche und östliche Rand dieses Landes ist gebirgig: es sind die Abhänge des Bolor, des Thian-schan und des Hindu-khu, nebst seiner westlichen Fortsetzung, welche zwar mehrere Aeste in das Land senden und schöne Alpenthäler bilden, aber nur einen geringen Theil des Ganzen ausmachen. Alles Uebrige besteht in einer fast ununterbrochenen, baumlosen, sich nach dem Caspischen Meere unmerklich senkenden, beckenartigen tiefen Ebene, einer Wüste, welche nur in einzelnen Oasen, besonders an den Ufern der Flüsse den Anbau gestattet; und deutliche Spuren beweisen, daß hier einst Meeresboden gewesen. Diese Wüste führt verschiedene Namen; im N. die Wüste **Kara-kum** und **Kizil-Kum**; im S. die Wüste **Descht-Kowar**; übrigens findet sich beinahe überall Wasser in geringer Tiefe unter der Oberfläche. Das Land hat bedeutende Gewässer. Im W. liegt das Caspische Meer, welches von O. her nur sehr unbedeutende Zuflüsse erhält und drei große Meerbusen bildet, den von **Mertwyi-kultuk** (Todter Meerbusen), den von **Mangischlak**, **Adji Darja** und die **Balkan-Bai**. Oestlich vom Caspischen Meere breitet sich der große **Aral-See** aus. Er nimmt die beiden größten Ströme des Landes auf: von der Ostseite nördlich den **Sir-darja** oder **Sihon** (Jaxartes), welcher am westlichen Rande von Hochasien herabkommt und sich vor seiner Einmündung in den See in zwei große Arme theilt. Von S. her empfängt der Aral den bedeutendsten Strom, den **Amu-darja** oder **Gihon** (Oxus); er entspringt aus dem Alpensee Sirikul und mehreren

Bächen im Hochlande Pamer, einer westlichen Terrasse am Bolor-Tagh, durchströmt zuerst in westlicher Richtung mehrere schöne Thäler und fruchtbare Gegenden, wendet sich dann nördlich, wo seine verschiedenen Arme viele Inseln bilden, und ergießt sich endlich durch ein großes Delta in den Aral. Er empfängt vom rechten Ufer den bedeutenden Kohik oder Serafschan, d. h. der goldgießende Fluß, welcher indeß, der vielen Bewässerungsanstalten und Abzugscanäle wegen nur bei sehr hohem Wasserstande den Amu erreicht. Ein Arm des Amu hat sich wahrscheinlich vor alten Zeiten in das Caspische Meer ergossen, und man erkennt noch die Spuren alter Flußbetten auf dem Truchmenen-Isthmus. Von den vielen Steppenflüssen, die sich im Sande verlieren, sind nur der Sarasu, von N. her dem Sir-darja zufließend, ohne ihn jedoch zu erreichen, und der aus dem Hindu-khu kommende Murgab, welcher Khorassan durchfließt und sich in der Wüste Descht-Kowar im Sande verliert, von einiger Bedeutung. Alle diese Flüsse haben in ihrem unteren Laufe baumlose öde Ufer, sind aber sehr stark mit Schilf und Rohr bewachsen. — Das Klima ist in hohem Grade continental, jedoch im Ganzen gesund. Es ist zwar reizend in den Alpenthälern des Süd- und Ostrandes, in den Ebenen aber glühend heiß und trocken im Sommer, und die Winter sind hier trotz der südlichen Breite doch so strenge, daß die großen Flüsse frieren; Regen fällt nur im Frühjahr und Herbst, daher auch der Anbau der künstlichen Bewässerung nicht entbehren kann. Als Producte des Landes kennen wir sehr schöne Pferde, Kameele, Rindvieh, Schafe mit Fettschwänzen, aber auch Panther, Schakale, Hyänen, Wölfe, Bären, Füchse. Unsere Getreidearten gedeihen hier trefflich, außerdem Reis, Baumwolle, Flachs, Taback, vieles und schönes Obst, worunter die edelsten Südfrüchte und ausgezeichnet große und so süße Melonen, daß man Zucker daraus gewinnt; ferner kommen aus diesem Lande durch den Handel viele Edelsteine, vorzüglich schöne Rubine, Türkise, Lapis Lazuli oder Lazurstein; auch Steinkohlen und Steinsalz werden gefunden. Ehemals gab der Bergbau viele edle Metalle, doch ist er jetzt ganz aufgegeben. Dieses Land, im Mittelpunkte Asiens gelegen, scheint von der Natur zum Handelsvermittler vieler Nationen bestimmt, und war es auch im Mittelalter; jetzt, wo es meist von räuberischen Nomaden besetzt, ist der Handel zwar sehr gesunken, doch gehen noch immer bukharische Karavanen nach Rußland, China, Hindustan und Persien.

Die Einwohner, deren Zahl wohl mehrere Millionen betragen mag, sind Tataren mit einer starken mongolischen Beimischung, mit Ausnahme einiger Bewohner der südöstlichen Gebirgsgrenze, welche, weil sie Heiden, von den Muhammedanern unter dem allgemeinen Namen Kaffirs begriffen werden; ihr Ursprung ist unbekannt. Die Tataren, welche fast alle Nomaden sind oder doch den Ackerbau nur als Nebensache betreiben, zerfallen in 4 Hauptstämme. 1) Die Usbeken, jetzt das bei weitem vorherrschende und zahlreichste Volk; sie sind zwar von kleiner Statur, aber stark gebaut, leben größtentheils unter Zelten und verschmähen den Aufenthalt in den Städten; sie sind beinahe stets zu Pferde. Ihre Macht besteht blos in Reiterei. Sie sind erst im 15. Jahrhundert von der Wolga hierher gewandert. 2) Die Türken, die Stammeltern der Osmanen, die wir gewöhnlich Türken nennen. Sie sind ein wohlgebildetes, schönes, stolzes und

tapferes Volk, das aber jetzt von den Usbeken beinahe auf die Wüste, südlich vom Amu bis zum Caspischen Meere beschränkt ist. Sie mögen zusammen über 500,000 Seelen betragen. Außer Viehzucht und sehr geringem Ackerbau sind Raubzüge in das benachbarte Iran und Menschenraub ihre liebste Beschäftigung. Sie zerfallen in mehrere Stämme, wovon die Turkmanen oder Truchmenen, die räuberischsten von allen, im S. und W. des Amu, die Karakalpaken aber nördlicher hausen. 3) Die Kirgisen, ein wildes, höchst räuberisches Nomadenvolk im NO. des Landes; sie gehören zu der sogenannten großen Horde; die der mittleren und kleinen haben sich der russischen Hoheit unterworfen. Sie leben meist von Pferdefleisch und bereiten aus der Stutenmilch ein berauschendes Getränk, Kumiß genannt. 4) Die Bokharen oder Bucharen, auch wohl Tadschiks genannt, die civilisirtesten, aber auch die schwächsten von allen. Sie sind die Bewohner der Städte, die einzigen, welche ein ansässiges Leben führen, und die einzigen Handelsleute und Fabrikanten dieser Gegenden. Alle diese Völker sind eifrige Muhammedaner. Außerdem leben in diesen Gegenden viele tausend Perser und Russen als Sclaven, welche von den räuberischen Nomaden aus den angrenzenden Ländern entführt und an die ansässigen Völker verkauft werden. Am Ende des vorigen Jahrhunderts soll die Zahl der hierher verkauften Russen an 60,000 betragen haben. — Von dem politischen Zustande des Landes haben wir in neuerer Zeit zuverlässigere Nachrichten; jedes Volk und jeder Stamm hat seine eigenen Chane oder Fürsten, die Dynastien wechseln oft, und nicht selten wird, was früher eine unterjochte Provinz war, das Hauptland. Am sichersten lassen sich vier Hauptmassen ansässiger Bewohner unterscheiden, welche meist nach ihren Hauptstädten benannt werden.

1. Der Staat von Buchara oder der Usbeken, auch Mawaralnahar genannt, der vorherrschendste und wichtigste unter den Staaten Turkestans, nimmt ungefähr 4100 □M. ein und zählt nicht mehr als 3 Millionen Einw. Der Hauptsitz ihrer Macht ist im SO. des Landes, in den schönen Gebirgsthälern und an den Ufern des Amu und seiner Nebenflüsse: eine Gegend, welche von älteren arabischen Geographen als ein Paradies geschildert wird und es noch sein könnte, wenn es nicht von einem räuberischen Nomadenvolke bewohnt würde, welches nur zum Theil in Städten und Dörfern wohnt. Die alte, einst weltberühmte Stadt Samarkand, der glänzende Sitz Timurs, die gefeierte Hochschule muhammedanischer Wissenschaften und der Mittelpunkt des Handels, hat jetzt nur noch wenig Spuren ihrer alten Größe aufzuweisen und vielleicht kaum 25,000 Einw. Sie liegt am Kohik oder Serafschan, in dem reizenden Thale al-Sogd, in einer höchst fruchtbaren Gegend unter 39° n. Br., sie ist mit einem Erdwall und Graben umgeben und hat ein Schloß, worin der Großchan im Winter residirt. Noch jetzt sind ihre Schulen berühmt und werden von fernher besucht. — Buchara oder Bokhara, westlicher, eine Meile von dem nämlichen Flusse, aber durch Canäle mit ihm verbunden, und 1200′ über dem Meere gelegen, ist Hauptstadt des Landes und der ansehnlichste Handelsplatz in Mittelasien; sie soll über 70,000 Einw. zählen, die bedeutenden Handel treiben und selbst baumwollene und seidene Zeuge anfertigen. Sie hat ein Schloß des Großchans, viele Moscheen, Bäder, Karavanserais

und gelehrte Schulen (Medresses), worin aber nichts als muhammedanische Theologie gelehrt wird. — Südlicher liegt die Handelsstadt **Karschi**, mit 30,000 Einw.

Seit 1823 hat der Chan von Buchara den Afghanen die am nördlichen Fuß des Hindu-khu und Paropamisus gelegene Provinz **Balkh** (Bactria) entrissen. Der bei weitem größte, nordwestliche Theil des Landes gehört schon zu den Steppen und Wüsten des Landes der Turkmanen; der südliche und östliche dagegen ist gebirgig und von vielen Bächen bewässert, welche alle dem Amu zufließen. Die Einwohner sind theils Bucharen und Tadschiks in den Städten, theils Usbeken und Turkmanen, welche das Nomadenleben vorziehen. Das Klima in den Ebenen ist heiß, lieblich in den Gebirgsgegenden; der Boden fruchtbar, wo er nur bewässert werden kann. Der einzige Ort von einiger Bedeutung ist **Balch** (Bactria) am **Dehaz** mit einem etwas ungesunden Klima. Sie ist eine der ältesten Städte Asiens, einst von ungeheurem Umfange, der Sitz morgenländischer Gelehrsamkeit und eines ausgebreiteten Handels. Jetzt ist von allem dem, wie von ihren zahlreichen Palästen, Moscheen u. s. w. nichts als Trümmer und Schutthaufen zu sehen und die Zahl der Einwohner beträgt höchstens 2000, obgleich die Stadt, vermöge ihrer Lage auf der Straße von Süden und Osten nach dem Norden, immer noch einen bedeutenden Handel treibt.

2. Das Chanat **Khokhand** oder **Fergana**, wie es die Alten nannten, nordöstlich von Buchara, mit 2 Millionen Einw., hat durchaus unbestimmbare Grenzen. Das Land besteht östlich aus den hohen Vorbergen des Thianschan oder Himmelsgebirges, welche zum centralen asiatischen Hochlande führen; westlich senkt es sich bis zur Wüste Kizil-Kum. Der Sir-darja oder Sihon mit seinen zahlreichen Zuflüssen aus dem östlichen Gebirge ist der Hauptstrom des Landes. Die Einwohner bestehen aus Usbeken, Kirgisen und Karakalpaken und leben in entschiedener Feindschaft mit ihren nördlichen Nachbarn, den Russen, weshalb auch bis in die neueste Zeit hinein der Krieg mit den Russen, welcher zur Niederlage der Khokhandisen führte. An Städten kennt man: **Khokhand**, in einiger Entfernung vom Sir-darja, an einigen Bächen, 100,000 Einw. und bedeutender Handel.

Durch den 1868 erst beendeten Krieg mit den Russen ist das Chanat Khokhand bedeutend verkleinert worden; außer dem großen Territorium, das es verlor, mußte es den Russen drei der wichtigsten Städte, Turkestan, Taschkend und Chodschend überlassen. Da wir das Manuscript über Rußland schon geschlossen hatten, bevor die Terrainabtretung definitiv zugesichert war, so wird es gestattet sein, die früher zum Chanat gehörenden Städte hier mit aufzuführen.

Der zuletzt abgetretene Theil Khokhands bildet mit einem schon früher eroberten Theile Turkestans die russische Provinz Sir-darja.

Die wichtigsten Städte darin sind: **Turkestan** oder **Hazret**, **Tschemkend**, **Taschkend**, eine wichtige Stadt mit ca. 20,000 Einw. und lebhaftem Handel. Chodschend am Sir-darja, in der Nähe Türkisgruben.

3. Der **Staat von Chiwa** (Khiwa) oder **Urgendsch**, sonst ein Theil von Charesm *), eine wahre Oase, am unteren Laufe des Gihon,

---

*) Charesm ist ein persisches Wort und bedeutet kriegerisch, kriegslustig.

nach dem Aral-See zu, überall von Wüsten umgeben, hat gegen 2500 □M. und 500,000 Einw. Das angebaute Land ist nur 20 M. lang und 10 M. breit. Usbeken sind auch hier das herrschende Volk; außer ihnen werden die Städte von Bucharen bewohnt, und Turkmanen besitzen die westlicheren Gegenden, die Steppen nach dem Caspischen Meere zu, und treiben Menschenraub an dem Caspischen Meere und an der persischen Grenze. Der Boden, den man künstlich zu bewässern versteht, ist an solchen Stellen sehr ergiebig und das Klima schön und heiter. Die Hauptstadt Chiwa liegt an einem Arme des Amu in einer gartenmäßig angebauten Gegend. Sie hat Wälle, ein Schloß des Chans, viele Moscheen und über 10,000 Einw. Hier ist der größte Sclavenmarkt in Dschagatai. Noch bedeutender als Handelsplatz war sonst Urgendsch, nördlich von der vorigen, mit 5000 Einw.

Die westlichen Gegenden, das Truchmenen-Land, besonders der Isthmus zwischen dem Aral und dem Caspischen Meere, werden von noch ziemlich unabhängigen Truchmenen bewohnt, welche keine feste Ansiedelung haben. Es ist eine sandige, meist unfruchtbare Steppe oder Flugsandwüste, in der das einst blühende, jetzt aber verödete Land Merve liegt.

4. Das Chanat Kundûz, sonst zu Balch gehörig, am westlichen Abhange des Bolor und am oberen Oxus gelegen, mit etwa 2000 □M. und 500,000 Einw., umfaßt das vormalige Königreich Badachschan, ein reizendes Gebirgsland, und andere kleine Länder auf der Westseite des Bolor. Bei der alten Hauptstadt Feizabâd liegen berühmte Rubingruben und Brüche von Lasurstein. — Zwischen diesem Staate und Buchara liegen die kleinen Bergstaaten Kesch (Schehri-Sebz), Hissar und Derwâz.

IX. Das Kaiserthum Japan.

Japan, bei den Eingeborenen Nipon oder Niphon oder auch Zippon (daher im Mittelalter Zipango), besteht aus mehreren in einem Bogen, den Küsten von Korea und der Mandschurei gegenüber liegenden Inseln, welche sich vom 24 bis 50° n. Br., und vom 147 bis zum 170° ö. Lg. erstrecken. Das eigentliche Reich wird von der Hauptinsel Nipon (Niphon) und den zwei südwestlich davon liegenden Inseln Sikok und Kiusiu gebildet; die weiter nördlich sich erstreckende Inselreihe ist erst später von den Japanern in Besitz genommen worden. Der Flächeninhalt beträgt nach Engelhardt fast 8000 □M. mit 30 Millionen Menschen (v. Reden). — Dieses Reich wurde zuerst 1543 von den Portugiesen entdeckt, bis zum Jahre 1852 wußte es sich noch strenger als China dem Weltverkehr zu verschließen. Seit der denkwürdigen Expedition Perrys, 1852—1854, ist es dem Verkehr wieder erschlossen; doch ist uns das Innere immer noch nicht genügend bekannt. Die drei Hauptinseln sind durchaus bergig und das Land den Erdbeben sehr unterworfen; auch giebt es noch mehrere brennende Vulcane. Als die höchsten Berge und Vulcane von Nipon werden Fusi-no-yama, 12,000′ hoch, und der westlich davon gelegene Sira-yama genannt. Viele reißende und doch zum Theil schiffbare Flüsse ergießen sich nach O. und W., und der Fleiß der Einwohner hat außerdem noch viele Bewässerungscanäle angelegt. Im Ganzen ist die Westküste von Nipon milder und fruchtbarer, die Ostküste äußerst steil. Das Meer um alle diese Inseln gehört wegen der häufigen Stürme und Nebel zu den gefährlichsten auf Erden; ehemals gaben die Holländer von 6 Schiffen, die sie dahin schickten, jedesmal eins verloren, und oft gingen noch mehr zu Grunde. Der Boden ist im Allgemeinen nicht sonderlich ergiebig, mehr steinig und sandig; allein der unglaubliche Fleiß der Japaner hat selbst die höchsten Berge für den Anbau gewonnen; kein Land in der Welt ist vielleicht in solcher Ausdehnung und so gartenmäßig angebaut, als dies. Das Klima dieser Inseln ist in Folge des oceanischen Einflusses nicht so warm, als man nach ihrer geographischen Breite vermuthen sollte; es fällt sehr viel Regen, und Nebel und Stürme sind häufig; vorzüglich aber ist die Temperatur schnellen und großen Wechseln unterworfen. Bei der großen Bevölkerung des Landes und dem allgemeinen Anbau sind die wilden Thiere nicht allzu häufig, doch kommen Eber, Hirsche und Bären vor, Füchse in unglaublicher Anzahl, Ratten und Mäuse gehören zu den

Landplagen. Wasservögel sind in zahlreichen Gattungen vorhanden. Japan hat wenig zahme vierfüßige Thiere; man unterhält weder Kameele noch Esel, und selbst Schafe und Ziegen sind hier selten. Die einzigen Hausthiere sind Rinder, kleine Pferde, Hunde, Katzen und etwas Geflügel, was indeß auch nur der Eier wegen gehalten wird, da der Japaner meist nur Vegetabilien und Fische genießt. Religiöse Scrupel halten ihn vom Genuß des Fleisches ab. Die Seidencultur ist bedeutend und das Meer liefert, außer einer großen Menge von Fischen: Austern, Korallen und Schwämme. Walfische sind an den Küsten häufig und werden von europäischen Schiffen aufgesucht. Unter den Culturpflanzen nimmt der Reis den ersten Rang ein; er macht die Hauptnahrung aller Japaner aus und soll hier besser sein als irgendwo in Asien; man baut auch unsere Getreidearten und hat einen Ueberfluß an schönem Obste, wie auch an Südfrüchten. Der Thee, schon im 9. Jahrhundert aus China eingeführt, ist jetzt hier im allgemeinen Gebrauch, und der Theestrauch wird im ganzen Lande gebaut. Auch hier kennt man den Unterschied von grünem und schwarzem Thee, welcher aber lediglich aus der verschiedenen Art, die Blätter zu trocknen, entsteht. Ferner wird viel Baumwolle, Taback und Hanf gebaut. Der Firnißbaum giebt hier einen schöneren Firniß als der der Chinesen; der Kampher aber ist viel schlechter als der von Borneo. Das Land erzeugt eine große Mannigfaltigkeit von Blumen, welche aber weniger Geruch haben sollen als in anderen Gegenden. Man findet viel Gold, theils in Gängen, theils in Flüssen; etwas Silber, außerordentlich viel und schönes Kupfer, wenig, aber sehr feines Zinn; ebenso nicht viel, aber ausgezeichnet schönes Eisen, so daß die japanischen Säbelklingen und Stahlarbeiten überhaupt zu den besten in der Welt gehören. Endlich findet sich Quecksilber, Steinkohlen, sehr viel Schwefel, Porzellanerde und Asbest, welcher auch zu unverbrennlichen Zeugen verarbeitet wird.

Einwohner.

Die Zahl derselben läßt sich zwar nicht genau bestimmen, mag aber bei dem tiefen Frieden, dessen das Land schon seit lange genießt, und dem trefflichen Anbau, leicht 30 Millionen übersteigen. Nach Heine*) ist die Angabe von 50 Millionen noch zu gering. Die Japaner oder Japanesen gehören augenscheinlich zur mongolischen Race; wenigstens zeichnen sie sich vor den Chinesen, die sie verabscheuen, höchst vortheilhaft aus. Sie sind in der Regel nicht groß, besonders die Frauen auffallend klein, aber gut und kräftig gebaut und nicht so zum Fettwerden geneigt wie die Chinesen. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Japaner ein stolzes und tapferes Volk seien; man rühmt ihre Wißbegierde, ihre leichte Fassungsgabe und ihre Redlichkeit. Dabei sind sie freundlich und leutselig, intelligent, patriotisch, mäßig, höchst arbeitssam, sehr reinlich, aber auch hart und rachsüchtig, wozu die furchtbare Strenge ihrer Regierung viel

*) Reise um die Erde nach Japan 1853–55. Von Wilhelm Heine. Leipzig 1856.

beitragen mag. Auf den meisten Verbrechen steht die Todesstrafe. Von ihrer Todesverachtung giebt es wohl keinen stärkeren Beweis, als daß, wer sich von einem Anderen beleidigt glaubt, sich nicht selten den Leib mit seinem Säbel aufreißt, was dem Anderen, wenn er nicht für ehrlos gelten will, dasselbe zu thun gebietet. Die Männer scheeren den Bart und den Kopf bis auf einige Haare an den Schläfen und im Nacken, welche oben zusammengebunden werden; Hüte tragen sie nur im Regen, dagegen gewöhnlich Sonnenschirme und Fächer. Die verheiratheten Frauen reißen sich die Augenbrauen aus und schminken das Gesicht, vorzüglich die Lippen. Nur vornehme Frauen leben sehr zurückgezogen; geringere gehen frei umher. Das Gesetz erlaubt zwar nur eine Frau, aber Vornehmere nehmen so viel Concubinen als sie wollen. Die Kleidung gleicht unseren Schlafröcken, mit weiten Aermeln, welche zum Theil zugenäht als Taschen dienen. Man zieht mehrere solcher Röcke, Frauen wohl an zwanzig bis dreißig über einander an; ein Gürtel, woran ein, auch wohl zwei Säbel befestigt sind, hält die Kleidung zusammen. Beinkleider werden meist nur auf Reisen getragen; die gewöhnliche Farbe ist die schwarze, weiß deutet Trauer an. Reichere tragen nur Seide, Aermere Baumwolle. Die Nahrung aller Nichtreichen besteht fast nur in Reis und Fischen; überhaupt wird wenig Fleisch genossen. Thee ist das gewöhnlichste Getränk; doch wird aus dem Reis auch ein berauschendes Getränk, Sakki genannt, bereitet. Männer und Frauen rauchen leidenschaftlich. — Die Familiennamen erben zwar fort, jeder aber legt sich selbst einen eigenen Namen bei, den er oft mit einem anderen bei irgend einer Veranlassung vertauscht. — Im Allgemeinen stehen die Japaner etwa auf der nämlichen Stufe der Cultur wie die Chinesen; doch übertreffen sie diese weit in manchen Fertigkeiten und vorzüglich an Bildsamkeit. Die japanische Sprache ist eine durchaus eigenthümliche und vielsilbige: man unterscheidet auch hier eine Hof-, eine Bücher- und eine Volkssprache, und bedient sich theils der chinesischen Charaktere, theils eines eigenen Alphabets. Fast jedermann kann schreiben und lesen. Die Disciplin in den Schulen ist sehr streng. Auf einer Art Hochschule werden die Reicheren weiter gefördert, besonders in den Ceremonien, die jeden Lebensact begleiten. Ihre wissenschaftliche Cultur mag indeß wohl nur sehr gering sein. Sie übertreffen die Chinesen in der Kunst zu lackiren, in allen Stahlarbeiten, in Tischler- und Drechslerarbeit und in einigen Geweben, vorzüglich Kreppflor; dagegen ist ihr Porzellan weniger fein als das chinesische, was aber wohl nur am Material liegt. In der Architektur zeichnen sie sich wenig aus; fast alle Häuser sind nur von Holz und ein Stockwerk hoch, was auch der Erdbeben wegen nothwendig ist; nur der größere Umfang zeichnet die Paläste aus. Das Innere der Häuser ist nur durch bewegliche Wände oder Schirme in mehrere Zimmer getheilt, aber sehr reinlich, die Wände gewöhnlich mit Papier beklebt, der Boden mit feinen Matten bedeckt, Hausgeräthe findet man wenig, und die Fenster haben statt des Glases nur geöltes Papier. Zur Erwärmung dienen nur Feuerbecken. Reichere haben gern hübsche Gärten an ihren Häusern. Die Zahl der Dörfer und Städte ist unglaublich groß; sie erstrecken sich oft meilenlang neben den Landstraßen, sind aber höchst einförmig gebaut, da man hier keine Prachtgebäude kennt; nur die Brücken sollen schön sein. Die Land-

straßen sind vortrefflich und leicht zu unterhalten, da man in Japan fast kein Fuhrwerk sieht. Man reist zu Pferde, wobei das Pferd eine Art von Strohschuh an hat und stets von einem Diener geführt wird, oder man läßt sich in Sänften tragen oder geht zu Fuß.

Die älteste Landesreligion war bloße Verehrung der Kami, d. h. eigentlich Ahnen; doch scheint es, daß auch weltschaffende Gottheiten und namentlich die Sonne mit zu den Kamis gerechnet werden. Diese Religion wird gewöhnlich Sinto, d. h. alter Gottesdienst, genannt und ist noch im ganzen Lande bei allen Ständen verbreitet. Erst 552 n. Chr. drang der Buddhaismus von Korea aus nach Japan. Buddha wird hier unter dem Namen Schikia-Muni oder Sjaka verehrt, und das erste nach Japan gekommene Bild dieses Götzen wird noch in einem Tempel zu Mijako hoch in Ehren gehalten. Der Buddhaismus ist jetzt als die herrschende Religion im Lande zu betrachten, doch so, daß theils viele Vorstellungen der Sinto-Religion darin aufgenommen, theils die Gelehrten und höheren Stände mehr den Lehren Konfutse's zugethan sind. Der Sintodienst ist höchst einfach; er hat zwar Gebäude, worin die einzelnen Kamis verehrt werden, aber man sieht darin keine Abbildungen derselben, sondern nur das sogenannte Goheï, ein aus weißen, auch wohl mehrfarbigen Papierstreifen bestehendes Geräth, welches oft mit einem Spiegel verbunden ist, als Symbol der Reinheit und des Gewissens; vor diesem verrichtet der Japaner seine Gebete. Der Buddhaismus dagegen ist hier wie fast überall in die gröbste Abgötterei ausgeartet und wird daher von den besser Unterrichteten als Pöbelglaube verachtet, obgleich er äußerlich betrachtet die Staatsreligion ist. — Das Christenthum hatte im 16. Jahrhundert schon sehr bedeutende Fortschritte gemacht, wurde aber im 17. gänzlich ausgerottet. Nachdem nämlich der erste Portugiese, Fernando Mendez Pinto, 1543 durch Sturm verschlagen, Japan entdeckt, sandten die Portugiesen 1549 ein Schiff dahin mit der doppelten Absicht, eine Niederlassung zu begründen und den christlichen Glauben zu verbreiten; auch der später als Heiliger verehrte Jesuit Franz Xaverius († 1552) befand sich auf diesem Schiffe. Beide Absichten gelangen über Erwarten. Den Portugiesen wurden Niederlassungen auf Kiusiu und freier Handel durch das ganze Reich gestattet, was ihnen unermeßliche Vortheile erwarb; auch die Missionare fanden eine willige Aufnahme, und bald hatten sich sogar mehrere der damaligen Landesfürsten zum Christenthume bekehrt. Allein der Geiz und die Anmaßung der portugiesischen Missionare empörte bald wider sie die Geistlichkeit und die Großen; schon 1597 brach die erste Verfolgung der Christen aus und ward unter blutigen Kriegen mit unerhörter Grausamkeit bis 1622 und 1640 fortgesetzt, wo die letzten Christen in Japan ausgerottet wurden. Die Holländer, welche aus Handelsneid den heidnischen Japanern gegen die dortigen Christen kräftige Hülfe geleistet, blieben nun die einzigen Europäer, denen einiger Handel, aber unter den erniedrigendsten Bedingungen, gestattet wurde; die Portugiesen wurden gänzlich verbannt, aber die Japaner selbst verabscheuten das Betragen der Holländer und gaben ihnen die stärksten Beweise ihrer Verachtung. Die Aengstlichkeit der Regierung nahm vor dem Jahre 1853 eher zu als ab; einsichtige Japanesen sahen den Zeitpunkt heranrücken, von dem ab sie ihre Abgeschlossenheit nicht mehr

würden erhalten können; und in der That der Welthandel sandte seine mächtigen Wogen auch an das Ufer von Nippon. Die nordamerikanische Union war nicht gesonnen, die Handelsinteressen durch eigensüchtige und auf die Dauer doch unhaltbare Absperrungspolitik der Japanesen länger geschädigt zu sehen; sie schickte den als Seemann wie Diplomaten gleich tüchtigen Commodore Perry mit einer Achtung gebietenden Flotte nach Japan, brach den Eigensinn der Japanesen und erzwang 1854 zu Kanagawa einen Vertrag, kraft dessen ihr die Häfen von Simoda im Fürstenthum Idsu und Hakodadi im Fürstenthum Matsmai zum Handel und Verkehr geöffnet wurden.

Im Jahre 1858 folgten die Briten dem Beispiel Amerikas, sie schickten einen Gesandten, Lord Elgin, mit einem Geschwader nach Jeddo und am 26. August brachten auch sie einen Vertrag mit den Japanesen zum Abschluß. Bald kamen Vertreter von Rußland, Preußen, Frankreich und den Niederlanden nach Japan, um ähnliche Verträge, wie Nordamerika und England geschlossen, zu vereinbaren. Der Vertrag zwischen Preußen und Japan wurde 1861 zu Jeddo vom Grafen zu Eulenburg und den Japanesen Muragaki Awadsi no Kami, Takemoto Dsushio no Kami und Kurokawa Satsiu unterzeichnet. Die Concessionen, welche den Japanesen von den mächtigen europäischen Nationen abgerungen werden, mehren sich von Jahr zu Jahr, und die Zeit, wo der freie Verkehr mit Japan wie mit anderen hier freien Handel treibenden Ländern hergestellt werden wird, ist vor der Thür.

Laut japanischer Bekanntmachung ist es vom 1. Januar 1868 an gestattet, daß Ausländer in Jeddo und Osaka zum Betriebe ihres Geschäfts wohnen, daß Producte aus allen Theilen des Landes frei zu diesen Orten zugelassen und frei dort verkauft werden dürfen. Auch ist der Hafen von Hiogo seit 1868 geöffnet.

Die Regierung in Japan ist eine reine Despotie, welche sich ganz giebt für das, was sie ist, und wenigstens nicht die erlogenen Formen der chinesischen heuchelt. Die Gesetze sind mit Blut geschrieben, fast jedes Vergehen wird mit dem Tode gebüßt, und nicht selten muß die Familie des Schuldigen, ja seine Nachbarn, sein Schicksal theilen, wodurch jeder zum strengen Beobachter seiner Angehörigen wird. Die Macht ist gänzlich in den Händen des Kaisers oder Mikado, auch Kubo-sama, welcher Zusatz das Höchste andeutet. Bis 1142 war der Daï-ri das Oberhaupt des ganzen Landes, der Papst Japans; aber neben ihm gab es viele Erbfürsten, welche große Provinzen besaßen. Um diese Zeit ward die Würde eines Kubo-sama oder Kron-Großfeldherrn eingeführt, welche schon die Macht des Daïri sehr beschränkte, bis endlich 1585 ein Mensch aus dem niedrigsten Stande sich durch Tapferkeit und Talente zu dieser Würde emporschwang, den Namen Taiko-sama (höchster Herr) annahm und die Macht sowohl der Erbfürsten als des Daïri fast gänzlich vernichtete. Seine Nachfolger sind diesem Systeme treu geblieben. Der Daïri, angeblich der Nachkomme der ältesten Beherrscher des Landes, ist jetzt der ohnmächtige Repräsentant der geistlichen Macht; es wird ihm göttliche Ehre erwiesen, aber eben dies dient nur zum Vorwand, ihn als Staatsgefangenen zu behandeln. Dem Volke unsichtbar lebt er von Wachen und Spionen um-

geben in einem weitläufigen Palaste in Mijako, und selbst sein Name wird dem Volke erst nach seinem Tode bekannt. Alle Befehle und Gesetze werden zwar noch in seinem Namen erlassen und selbst der Taikun (der eigentliche Kaiser, das weltliche Oberhaupt), auch Seogun oder Kubo genannt, nimmt Ehrentitel von ihm an und fragt ihn bei wichtigen Angelegenheiten um Rath; allein auf die Regierung und die Angelegenheiten des Landes hat er nicht den geringsten Einfluß. Trotzdem wird er vom Volke wie ein Gott auf Erden betrachtet. Alles, was er berührt, ist heilig; er stirbt nicht, sondern erneuert von Zeit zu Zeit seine Seele. Sein Hof besteht aus 22,000 Priestern, welche in den 4000 Tempeln der ungeheuren Stadt den Dienst verrichten. Der Leichnam eines verstorbenen Daïri verwandelt sich durch ein Wunder in eine lebendige Person, indem die Priester unter einem verschleierten Baldachin den Leichnam durch seinen Sohn und Erben ersetzen. Nachdem dann in der nächsten Nacht der Leichnam des Verstorbenen von den Priestern in einem Tempel (wer sich demselben zu nahen wagt, wird lebendig verbrannt) dem Feuer übergeben worden, durchzieht der neue Daïri, von allen Priestern umgeben, auf einem von 100 Schimmeln gezogenen Wagen die Stadt, wo alles Volk ihm göttliche Verehrung zollt. Bei dieser Feier werden alle Gefangenen freigelassen und alle Criminalprocesse niedergeschlagen. — Bis jetzt giebt es zwar viele Damjos oder Erbfürsten, die in ihren Gebieten unumschränkt herrschen, aber doch so gänzlich vom Kubo abhängen, daß er sie verbannen und hinrichten lassen kann; auch müssen ihre Familien stets als Geißeln in der Residenz des Kubo wohnen und sie selbst jährlich mehrere Monate sich dort aufhalten, stets von Spionen umgeben. Sie bilden die erste Classe. Die zweite Classe sind die Edeln, die dritte die Priester, die vierte und fünfte die Soldaten. Diese Classen, mit Ausnahme der Priester, haben das Recht, zwei Schwerter und weite Pantalons zu tragen. Die sechste Classe bilden die Großhändler, die siebente die Krämer, Handwerker und Künstler, die achte die Bauern und Tagelöhner. Unter der achten Classe stehen noch, wegen des Abscheues der Japanesen gegen das Todte, die Lederarbeiter und Gerber. Die Sclaven bestehen aus den Nachkommen ehemaliger Kriegsgefangenen und aus solchen Kindern, welche die Eltern aus Armuth verkauft haben. — Die Kriegsmacht der Japaner ist nicht unbeträchtlich, denn sie beläuft sich auf ½ Million; außer den eigentlichen Reichstruppen des Kubo hält noch jeder Damjo ein kleines Heer. Die Soldaten sind nur zum Theil mit Luntenflinten versehen, die meisten führen Bogen. Die Artillerie ist ganz unvollkommen. Noch schlechter sind die Fahrzeuge der Japaner; Kriegsschiffe haben sie gar nicht, und selbst ihre kleinen Handelsfahrzeuge sind äußerst schlecht gebaut. — Der Handel der Japaner war ehemals sehr bedeutend; jeder Fremde durfte zu ihnen, und sie besuchten alle Theile Indiens; aber die argwöhnische Politik Taiko-samas hatte dieses gänzlich verändert. Der Uebersichtlichkeit wegen wollen wir hier die Städte, welche dem Welthandel geöffnet sind, nennen. Es sind: Hiogo, Kanagawa (Jokuhama, Bai von Jeddo), Jeddo, Niegata, Hakodade (Jeso), Nagasaki und Osaka.

Eintheilung und Topographie.

Wir wissen nur im Allgemeinen, daß das eigentliche japanische Reich in 8 große Landschaften (Do, d. i. Wege), diese wieder in 68 Provinzen (Kokfs) zerfallen. Von jenen kommen 5 auf Nipon, und die beiden Nebeninseln machen jede eine aus, wozu dann noch die anderen den Japanern unterworfenen Inseln kommen. Wir begnügen uns, nur die wenigen den Europäern bekannt gewordenen Oerter zu bezeichnen.

I. Auf der Hauptinsel Nipon oder Niphon, welche durch die Straße von Sangar von Jesso geschieden wird, über 4000 □M. groß ist, von einer hohen Gebirgskette mit Schneegipfeln der Länge nach durchzogen wird und die höchsten (wohl über 12,000′ hohen) Vulcane Japans, den Fusi und Sira, trägt, liegen:

Jeddo oder Dscheddo, die Hauptstadt des Reiches und Residenz des Taikun, am Flusse Tonjack. Sie liegt halbmondförmig in einer sehr fruchtbaren Ebene, einige Meilen von einem Meerbusen an der Südostküste, soll über 12 M. im Umfange und an 2 (nach Anderen 1½) Millionen Einwohner haben, was leicht möglich ist, da sich hier alle Behörden, ein zahlreicher Hofstaat, die Familien aller Vasallenfürsten zusammendrängen und der Handel überdies sehr bedeutend ist. Zahlreiche Canäle durchschneiden die Stadt; ihre Straßen sind sehr breit, aber die Häuser ohne Ausnahme nur von einem Stockwerk. Die Tempel und öffentlichen Gebäude sind sehr unbedeutend. Der Palast des Kaisers, im nördlichen Theile, bildet eine eigene, von mehreren Citadellen und mit Mauern und Gräben umgebene Stadt und soll einen Umfang von 5 Stunden haben, worin aber viele Casernen, Paläste der Großen, Gärten u. s. w. einbegriffen sind. Der eigentliche kaiserliche Palast ist nicht höher als alle übrigen Häuser, aber sehr reich verziert: alle vier Jahre mußten die Holländer eine Gesandtschaft mit Geschenken hierher senden, um dem Kaiser ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Da alle Häuser nur leicht und meist von Holz erbaut sind, so sind trotz der vortrefflichen Löschanstalten Feuersbrünste sehr häufig und gefährlich. Eine hier neu errichtete Sternwarte ist mit europäischen Instrumenten versehen, mit welchen die sehr lernbegierigen Japanesen schon gut umzugehen wissen, wie sie denn auch solche Instrumente zu Höhenmessungen und zur Anfertigung genauer Landkarten anwenden. Auch besteht hier eine große Buchdruckerei.

Mijako, Miako oder Kio, die alte Hauptstadt des Reiches und jetzige Residenz des Mikado oder Daïri, am Flusse Kamo-gawa, welcher sich an der Südwestküste ins Meer ergießt. Sie ist kleiner als Jeddo, mag aber doch leicht eine halbe Million Einwohner zählen. Sie hat natürlich sehr zahlreiche Tempel, die indeß, mit Ausnahme des Buddhatempels Fokosi, nicht besonders ausgezeichnet sind. Die Stadt selbst ist offen und liegt in einer reizenden Gegend, weshalb sie für das Paradies von Japan gilt. Nur die Residenz des Daïri, welche den nördlichen Theil einnimmt, ist befestigt, aber von kaiserlichen Soldaten bewacht. Mijako ist der Sitz der japanischen Gelehrsamkeit, der Gewerbe und Künste. Sie hat eine Art

Universität und viele berühmte Schulen; hier werden die meisten Bücher gedruckt; auch ist hier die einzige Münze des Reiches. Ihre Fabriken in Lack, Seide, Gold, Silber, Kupfer und Eisen, sowie ihr Handel sind bedeutend. Das Fürstenthum, worin es liegt, ist dem Dairi zu seinem Unterhalte überlassen. — Osaka, eine der größten und reichsten Handelsstädte des Reiches, welche als der Hafen von Mijako betrachtet werden kann, da sie an der Mündung desselben Flusses in die Bai von Osaka liegt. Sie hat eine reizende Lage und ist gut befestigt. Das südöstlich davon gelegene steile Eiland wird als Verbannungsort der Großen des Reiches benutzt.

2) Auf Kiusiu oder Ximo, 800 □M. groß, liegt der berühmte Hafen Nangasaki, unter 32¾° n. Br., an einem schönen, von Bergen umgebenen Meerbusen; er war bis 1853 der einzige, wohin Holländer und Chinesen kommen durften. Die Stadt selbst, welche 70,000 Einw. zählt, ist offen, seewärts aber stark befestigt, und enthält eine Menge von Tempeln; die Straßen sind eng und krumm, die Fabriken nicht sehr bedeutend; der Handel macht hier das Hauptgeschäft. Dicht an der Stadt, doch durch einen schmalen Seearm davon getrennt, liegt das künstlich aufgeschüttete Eiland Desima, 624′ lang und 216′ breit; dies ist der Punkt, der den Holländern eingeräumt ist. Er wird zwar durch eine Brücke mit der Stadt verbunden; allein dieser Eingang ist stark bewacht, die ganze Insel ist mit Pallisaden umgeben, und selbst im Meere zeigen Pfähle die Entfernung an, in welcher ausländische Fahrzeuge sich vom Ufer halten müssen. Auf dem Eilande befindet sich eine Straße hölzerner Häuser, die den Holländern zur Wohnung und zu Magazinen eingeräumt sind, wofür sie aber eine starke Miethe zahlen müssen; ein botanischer Garten und ein Küchengarten sind die einzigen Spaziergänge der hier eingeschlossenen Ausländer. Sobald ein Schiff hier ankommt, wird es von Polizeibeamten besetzt, das Steuerruder ausgehoben, die Kanonen, Pulver und Waffen abgeliefert. Nur vereidigte Dolmetscher verkehren mit den Holländern; ihre Waaren werden von Japanern ans Land gebracht, von eben diesen abgeschätzt, und ihnen dafür andere Waaren, vorzüglich Kupfer und Kampher, auf die Schiffe geliefert. Jeder andere Verkehr mit den Holländern, besonders jeder Schleichhandel, wird mit dem Tode bestraft. Während ihres Aufenthaltes auf Desima dürfen sie dies Gefängniß nie verlassen, nicht Gottesdienst halten und kein äußeres Zeichen des Christenthums blicken lassen. Vor der Abfahrt wird das Schiff noch einmal aufs Genaueste nach verbotenen Waaren untersucht. Die Chinesen haben am Südende der Stadt einen ähnlichen Landungsplatz und werden nicht minder strenge bewacht und beschränkt. Ehemals war die Niederlassung der Holländer auf der Insel Firato, in älteren Büchern auch Firando genannt, an der Nordwestküste von Kiusiu; sie verloren dieselbe aber 1641. — Im Innern von Kiusiu erhebt sich u. a. der Vulcan Aso.

3) Die Insel Sikok oder Sikokf, nordöstlich von der vorigen, ist ebenso bevölkert und ebenso gut angebaut als die vorige.

4) Die Insel Jesso, Jedso oder Matsmai, deren Inneres ebenfalls noch nie von Europäern besucht worden ist und welche mit den Kurilen gegen 1460 □M. enthält. Sie liegt nördlich von Nipon und wird durch

die Straße La Pérouse von Saghalin getrennt. Die Insel bildet im Innern ein hohes Tafelland, ist mit sehr hohen, ewigen Schnee tragenden Bergen, worunter ebenfalls mehrere Vulcane sind, bedeckt und hat ein für ihre Lage außerordentlich kaltes Klima, vorzüglich an der Westküste. Der Schnee liegt noch am Ufer bis Ende April. Nur der südlichste Theil der Insel ist von Japanern bewohnt und angebaut; ihre Hauptbeschäftigung besteht indeß in der sehr ergiebigen Fischerei, im Schlagen des Holzes, welches die Insel bedeckt, und im Tauschhandel mit den Eingeborenen. Die Japaner bewohnen vorzüglich die Stadt Matsmai, welche der einzige Hafen von Bedeutung ist und an der Südwestspitze liegt. Sie soll an 50,000 Einw. zählen; um sie her liegen zahlreiche Dörfer, theils von Japanern, theils von Eingeborenen bewohnt, welche nach und nach anfangen, sich anzubauen. — Die Eingeborenen, Aïnos, werden von Einigen für gleichen Stammes mit den Japanern, von Anderen wohl mit mehrerem Rechte für Kurilen gehalten, deren Sprache sie reden. Es ist ein einfaches, gutmüthiges Völkchen, welches ehedem nur von der Jagd und dem Fischfange lebte; durch die Japaner haben sie Garten- und Landbau erlernt. Sie sind träge und unreinlich, ausgezeichnet aber durch den starken Haarwuchs am Bart, Haupt und am ganzen Leibe. Sie sind zwar den Japanern unterworfen, zahlen aber keinen Tribut; nur ist ihnen jeder Verkehr mit Fremden untersagt. Sie bewohnen den größeren nördlichen Theil der Insel, sollen aber sehr wenig zahlreich sein. — Nordöstlich von Jesso zieht sich die vulcanische Kette der Kurilen bis nach der Südspitze von Kamtschatka hin. Die südlichsten dieser Inseln, Kunaschir, Iturup oder Staateninsel, ebenfalls von Aïnos bewohnt, kalt und neblig, sind von den Japanern besetzt; doch werden sie einzig des Pelzhandels und des Heringsfanges wegen, welcher hier sehr ergiebig ist, besucht.

5) Die Inselgruppe Bo-nin, von den Japanern Mu-nin genannt. Dieser Archipel zählt 89 Inseln, wovon etwa der fünfte Theil nur aus Riffen besteht, liegt im SO. von Japan zwischen 24 und 30° n. Br., und war bis auf die neueste Zeit unbekannt. Gegen das Ende des 17. Jahrh. haben sich Japaner auf 10 derselben niedergelassen; die meisten sind zu klein und zu felsig, um den Anbau zu gestatten. Sie genießen eines milden Klimas und sind reich an köstlichen Vegetabilien jener Breiten. In neuerer Zeit sind die Inseln häufig von den Walfischjägern besucht worden, und es haben sich, von den Sandwich-Inseln aus, Engländer, Portugiesen und Sandwich-Insulaner daselbst angesiedelt. Auf den südlichen Eilanden finden sich noch thätige Vulcane.

Inseln, welche zu Rußland gehören:

6) Die Insel Karafto, Saghalin, Tarakai oder Tschoka; den ersteren Namen führt sie bei den Japanern. Sie liegt im N. von Jesso und streckt sich mit geringer Breite bis über die Mündung des Amur hinaus, an der Küste der Mandschurei entlang. Der südliche Theil derselben ist durchaus gebirgig, der nördliche flach und sandig. Sie ist fast ganz mit Wald und Gesträuch bewachsen; ihr Klima muß sehr rauh sein, da man im Mai noch Schnee in den Thälern gefunden. Die Einwohner bestehen im größeren südlichen Theile aus Aïnos, welche keine Art von Landbau kennen, sondern einzig von der Jagd auf Pelzthiere und vom

Fischfange leben; auch sind sie wenig zahlreich. Auf der nördlichen Spitze der Insel hat sich ein mandschurischer Stamm angesiedelt; auch dieser scheint nur Fischfang zu treiben. Der Hund ist das einzige Hausthier auf dieser Insel. Auf der Südspitze haben die Japaner ein Paar kleine Ansiedelungen zur Aufsicht über den Fischfang; übrigens sind die Aïnos ganz sich selbst überlassen. Diese Insel wie die südlichen Kurilen haben die Japaner erst 1780 bis 1790 ernstlich zu besetzen angefangen, weil die Ausbreitung der Russen in diesen Gegenden ihnen Besorgniß erweckte. Seit 1856 haben die Russen allmälig ihre Herrschaft über die ganze Insel Saghalin und zwei der südlichen Kurileninseln Urup und Iturup ausgebreitet.

C. Australien.

Der Große Ocean, welcher auch, wiewohl sehr unpassend, die Südsee oder gar das Stille Meer genannt wird, weil der erste Beschiffer desselben, Magelhaens, zufällig sich einer Monate langen Seefahrt ohne Stürme erfreute, derjenige Theil des allgemeinen, alle Theile der Erde umspülenden Weltmeeres, welcher westlich von Asien und östlich von Amerika begrenzt wird, enthält, besonders zwischen dem 24° n. und dem 30° s. Br., eine große Menge theils einzeln zerstreut liegender, theils zu Gruppen vereinigter Inseln, welche man in Ermangelung einer naturgemäßen Classification als einen eigenen Welttheil betrachtet und zu diesem Ende mit den großen Inseln verbindet, welche im südlichen Theile des Großen Oceans nur durch eine willkürlich gezogene Linie von dem großen ostindischen Archipel getrennt sind. Nach einer freilich oberflächlichen Schätzung, mag das Ganze etwa 160,000 □M. betragen. Das Hauptland dieses Welttheils, die Insel Neu-Holland, von den Engländern aber stets Australien, oft auch Neu-Süd-Wales und Botanybay genannt, verhält sich offenbar zu Asien wie Südamerika zu Nordamerika, und verdient wegen seiner Größe, welche, wenn man wie billig die nahe gelegenen großen Inseln mit hinzurechnet, der von Europa sehr nahe kommt, wohl den Namen eines Continents oder Festlandes. Sein geographisches Verhältniß zu Asien hat uns veranlaßt, ihm hier seinen Platz anzuweisen, und ihn nicht, wie gewöhnlich zuletzt, als fünften Welttheil, blos aus dem Grunde, weil er den Europäern zuletzt bekannt geworden, aufzuführen. Der Gesammtname aller dieser Inseln, Australien, bedeutet südliches Land; Andere nennen sie Polynesien (Viel-Inselland), noch Andere unterscheiden Polynesien, welches dann nur die vielen im Großen Ocean zerstreut liegenden Inseln umfaßt, von Australien, womit sie das Hauptland und die zunächst gelegenen großen Inseln bezeichnen. Die Grenzen dieses Welttheils lassen sich nur sehr unbestimmt angeben, und zwar so, daß man die den asiatischen und amerikanischen Küsten zunächst gelegenen Inseln zu diesen Welttheilen und nicht zu Australien rechnet, weil man sonst Japan, die ale-utischen Inseln u. s. w., welche geschichtlich zu Asien gehören, davon trennen müßte. Am willkürlichsten ist die Grenze gegen die ostindischen Inseln, wo die Natur offenbar gar keine angedeutet hat, und nur der Umstand der späteren Entdeckung entscheidet, was zu Australien gezählt wird und was nicht.

Die Entdeckung dieser so weit von einander zerstreut liegenden Länder hat natürlich zu sehr verschiedenen Zeiten stattgefunden. Manche Insel ist von einem Seefahrer gesehen worden, hat von anderen aber nicht können wieder aufgefunden werden; manche ist von verschiedenen zu verschiedenen Zeiten gesehen und daher auch verschieden benannt worden, woraus eine große Verwirrung in den Namen mancher Inseln entstanden ist. Gerade denjenigen Nationen, welche, weil sie früh auf den ostindischen Inseln ansässig geworden, am leichtesten nach Osten hin hätten Entdeckungen machen können, den Portugiesen und Holländern, verdankt man in dieser Hinsicht am wenigsten, weil nur rohe Habsucht ihre Unternehmungen leitete und eben dieser Grund sie veranlaßte, ihre etwaigen Entdeckungen so lange als möglich zu verheimlichen. Es ist nämlich so gut als erwiesen, daß die Portugiesen, welche seit 1511 die Molukken besuchten, auch Kenntniß hatten von den so ganz nahe gelegenen australischen Inseln, so daß sogar einer ihrer Geschichtschreiber, Barros, sie schon mit dem Namen Polynesien belegt. Auch den Holländern, den Nachfolgern der Portugiesen, blieben sowohl manche Inseln, als auch mehrere Punkte der Küsten von Neu-Holland, wie sie das Land nannten, nicht unbekannt; indeß ist doch die wahre Gestalt und Lage aller dieser Länder erst durch des unsterblichen Cook Bemühungen ans Licht getreten. Der erste Europäer, welcher es wagte, den Großen Ocean zu durchschiffen, war der kühne Portugiese Ferdinand Magelhaens. Im Dienste Spaniens segelte er mit fünf Schiffen 1519 von Sevilla ab, entdeckte die noch seinen Namen führende Straße zwischen der Südspitze von Amerika und dem Feuerlande, durchschiffte den ganzen Großen Ocean und entdeckte zuerst die Ladronen und dann die Philippinen, wo er 1520 in einem Gefechte mit den Eingeborenen blieb. Seine Gefährten vollendeten die erste Weltumsegelung und kehrten, 18 Mann stark von 237, auf dem einen ihnen gebliebenen Schiffe Vittoria 1522 nach Spanien zurück. Der Engländer Franz Drake umsegelte zuerst 1578 das südlichste Vorgebirge von Feuerland, Cap Horn. Die verschiedenen Inselgruppen aber des Großen Oceans wurden nach und nach von den Spaniern Mendana 1595 und Quiros 1605, welche von Callao in dieser bestimmten Absicht ausgesegelt waren, zu Ende des 17. Jahrh. von den Holländern La Maire und Schouten, sowie zu Anfang des 18. Jahrh. von dem Holländer Roggeween entdeckt. Ganz bestimmt wurde das Festland 1606 von dem Holländer Tasman entdeckt. Der Engländer Dampier besuchte auf zwei Reisen, 1688 und 1699, theils mehrere Inseln, theils die Ostküste von Neu-Holland und Neu-Guinea. Wahrhaft entdeckt und zur allgemeinen Kenntniß gebracht wurde indeß der größte Theil dieser Gegenden erst durch die drei Reisen Cooks. Auf der ersten, 1770 ward die Ostküste von Neu-Holland genau bestimmt und Neu-Seeland entdeckt. Auf der zweiten, 1772, ward das Nichtdasein eines allgemein geglaubten großen südlichen Continents erwiesen und die Inselgruppen der neuen Hebriden und Neu-Caledonia entdeckt; auf der dritten, 1777, wurden die Sandwich-Inseln entdeckt, auf welchen Cook seinen Tod fand. Seitdem haben sich noch große Verdienste um die Entdeckung und Bestimmung mancher Küstengegenden und Inseln dieses Meeres erworben der unglückliche La Pérouse, von 1785 bis 1788, welcher mit seinem Schiffe unterging; d'Entrecasteaux, welcher ausgeschickt

worden, um womöglich Nachrichten von La Pérouse einzuziehen; Vancouver, 1790, ein Schüler Cook's; Baudin, Freycinet, Flinders u. A. Erst 1798 entdeckte der englische Wundarzt Baß die nach ihm benannte Straße, welche Van-Diemens-Land von Neu-Holland trennt. Die neuesten Seereisen, weniger durch bedeutende Entdeckungen, deren überhaupt nicht viel mehr zu machen sein möchten, als durch wissenschaftliche Untersuchungen ausgezeichnet, sind die von Krusenstern 1803—1806, von Kotzebue zuerst 1816, dann 1823—1826, beides Russen, von dem Engländer King, welcher vier Entdeckungsreisen machte, 1817—1821, von dem Franzosen Dumont d'Urville u. m. A. Als erfolgreicher Entdecker im Innern des australischen Festlandes ist vor Allen zu nennen der berühmte Capitain Charles Sturt und ebenso hat unser kühner deutscher Landsmann, Dr. Leichhardt, in den vierziger Jahren sehr viel zur Erforschung des unbekannten Innern beigetragen; leider ist er seit dem Jahre 1849 spurlos verschwunden. Seit dem Jahre 1840 waren folgende Männer mit der Erforschung des Continents beschäftigt:

Eyre, von 1840—1841.
Leichhardt, 1845.
Sturt, 1845.
Gebrüder Gregory und Helpman, 1846.
Kennedy, 1847.
A. C. Gregory, 1848.
Kennedy, 1848.
Roe, 1848—1849.
A. C. Gregory, 1852.
Austin, 1854.
A. C. Gregory, 1858.
F. Gregory, 1858.
Stuart, 1858.
Babbage, 1858.
Stuart, 1860.
Morton, 1860.
F. Gregory, 1861.
Stuart, 1861.
Gebrüder Dempster, Clarkson und Harper, 1861.
Burke und Wills, 1860 u. 1861.
Neilson, 1861.
Walker, 1861.
Landsborough, 1861—1862.
Mc. Kinlay, 1861—1862.
Landsborough, 1862.
Howitt, 1862.
Stuart, 1862.
H. M. Lefroy, 1863.
Hunt, 1864.
F. und A. Jardine, 1865.
Delisser und Hardwicke, 1865.
Mc. Intyre, 1865—1866.
Warburton, Walder, Kramer und Meissel, 1866—1867.

Der Drang, das Innere Australiens kennen zu lernen, entspringt besonders aus der Nothwendigkeit, immer neue Weideländereien für die Heerden der Colonisten aufzufinden. Der Forschungseifer entspringt also mehr einem praktischen Bedürfniß. — Wir werden nun, vom Hauptlande beginnend, die einzelnen Länder und Inselgruppen dieses Meeres in einer möglichst natürlichen Ordnung durchgehen.

I. Neu-Holland

(bei den Engländern Australia)

und die zunächst gelegenen Inseln.

Dieser Continent breitet sich vom 10° 43′ (Cap York) bis 39° 11′ s. Br. (Cap Wilson) und vom 131 bis 171²/₃° (Cap Byron) ö. Lg. aus, er enthält 138,530 □M. Bei dieser Zahl sind die dem Festland nahe liegenden Inseln mitgerechnet. Das Festland allein beträgt 138,026 □M. Nach dem Census von 1861 betrug die Bevölkerung 1,116,970 Seelen, darunter ca. 55,000 Eingeborene. Die größte Ausdehnung von N. nach S. beträgt 430, die kleinste nur 220, die größte von W. nach O. gegen 550 M.; der Küstenumfang ist 1940 M., so daß über 72 □M. auf 1 M. Küste kommen; ein Verhältniß in der Verbindung des Landes mit dem Ocean, welches nur von Europa und Nordamerika übertroffen wird. Seine Gestalt hat einige Aehnlichkeit mit der von Afrika, nur daß die Nordküste nicht so gerade von O. nach W. geht und es nach S. weniger lang gestreckt ist. Im N. wird es durch die Torresstraße (der südliche Theil derselben heißt die Endeavourstraße), eine der gefährlichsten, die es auf Erden giebt, von Neu-Guinea, im S. durch die Baßstraße von der Insel Van-Diemens-Land getrennt. Die große Nordküste bildet die große Bai Carpentaria und westlicher den Cambridgegolf; die Südküste die Spencers- oder Napoleonsbai, mit dem benachbarten Busen von St. Vincent, und die Encounterbai weiter östlich den Phillipphafen; an der Westküste ist die Sharkes- oder Haifischbai und südlicher die Geographenbai; sonst hat die Küste keine bedeutenden Einschnitte. Die einzelnen Theile der Küste dieser großen Insel sind zum Theil nach dem Namen ihrer ersten Entdecker benannt worden. Wenn wir im N. vom Carpentariagolf nach W. zu gehen, so finden wir zuerst Arnhem's-Land, dann Tasman's-Land (nach dem Entdecker Abel Tasman so genannt), dann De-Witt's-Land, an der Westküste Eendragt-Land (entd. 1616), wovon der südliche Theil auch wohl Edel's- und Dinnig's-Land heißt; an der Südküste Leeuwin's-Land; Nuyt's-Land; die ganze folgende Küste vom 150 bis zum 163° ö. Lg. ist von den Franzosen, welche sie zuerst genauer unter-

sucht, Napoleons-Land genannt worden; bei den Engländern wird der westliche Theil der Südküste vom 148 bis zum 158° ö. Lg. Flinder's-Land, von da bis zum Cap Northumberland Napoleons-Land (jetzt Süd-Australia) und endlich bis zum Cap Wilson Grant's-Land genannt. Die ganze Ostküste, fast die einzige, auf welcher uns wenigstens einige Striche bekannt sind, wird Neu-Süd-Wales (der südlichste Theil Australia felix) genannt. Unter allen Erdtheilen ist Australien ohne Vergleich der einförmigste und in sich abgeschlossenste; die Oberfläche des australischen Festlandes und alle seine Organismen im Thier- und Pflanzenreich stehen augenscheinlich auf einer tieferen Stufe der Entwickelung; Alles hat den Charakter des Unfertigen. Die Küsten sind nur wenig eingeschnitten, obwohl es nicht an guten Häfen fehlt, und die Zahl der vorliegenden Inseln ist höchst gering. Das Innere ist uns seit Eyre's Entdeckungen 1840 und seiner zahlreichen Nachfolger nicht mehr so unbekannt. Der Reisende John Eyre behauptete, das ganze Innere sei eine große sandige Wüste, unterbrochen von Bassins ausgetrockneter oder noch jetzt bestehender flacher Salzseen und isolirter Gebirgskämme, die theilweise Vegetation zulassen möchten. Charles Sturt glaubte an die Existenz eines großen Sees als den Mittelpunkt eines großen vegetationsreichen Landes im Nordwesten des Innern jenseit des Wendekreises des Steinbocks. Seit zehn Jahren ist das Innere der östlichen Hälfte des Continents erschlossen und es hat sich erwiesen, daß die Hypothesen zum Theil ganz falsch waren. Man hat sehr gutes Weideland gefunden. Die Flüsse, deren man zwar neuerdings viele und ansehnliche entdeckt hat, haben einen von anderen Ländern oder Erdtheilen abweichenden Charakter; selten bilden sie ein eigentliches Flußthal, meist bestehen sie in ihrem trägen Laufe aus zusammenhängenden Seen, verlieren sich zum Theil in Morästen, versiegen oft im Sommer und treten dann wieder weit über ihre flachen Ufer; wenn sie das Meer erreichen, ist die Mündung meistens durch Sandbänke verstopft und noch nirgend hat man hier die Deltabildung der großen Flüsse anderer Erdtheile gefunden. Der Charakter dieses ganzen Continents ist Einförmigkeit. Zwar sind unglaublich heftige Gewitter und sehr starke, aber nur kurz anhaltende Regengüsse häufig; aber der Boden, der fast durchaus sandig oder thonig ist, nimmt wenig Wasser auf und veranlaßt die unregelmäßigen und gewaltsamen Anschwellungen der Bäche und Flüsse, welche dagegen bei der hier oft Jahre lang anhaltenden Dürre fast alle versiegen. Nur der nördliche Küstenstrich hat tropisches Klima, ohne doch die Fülle der Vegetation Indiens zu zeigen. Von dem den Europäern bekannt gewordenen Lande ist kaum $^{1}/_{8}$ des Anbaues fähig und vielleicht $^{1}/_{4}$ des Ganzen ist zur Viehweide brauchbar; alles Uebrige ist steinig, sandig, oder ein Thonboden, der abwechselnd als grundloser Morast und als dürre verbrannte Ebene erscheint. Selbst der Boden der am meisten angebauten Südostküste ist nichts weniger als ergiebig, denn nur die den Ueberschwemmungen ausgesetzten Flußufer sind wahrhaft fruchtbar. In einer Entfernung von 15 bis 20 M. von der Ostküste erhebt sich plötzlich das sanft ansteigende, wellige und dicht bewaldete Land zu einem stellenweise nur schlecht bewaldeten, von tiefen, unzugänglichen Schluchten durchrissenen Berglande von 2—3000′ Höhe, welches bis zur Baßstraße südlich fortzieht, aber nicht aus einer oder mehreren

Parallelketten besteht, sondern aus einem mannigfaltig wechselnden Gemisch von Hochebenen und Bergketten zusammengesetzt ist. Dies Hochland, zwischen dem 32 und 35° s. Br., heißt die Blauen Berge und erhebt sich in der Richtung von SW. nach NO. überaus jäh, von vielen tiefen und engen Querthälern und gefährlichen Abgründen unterbrochen, aus der östlich angrenzenden Ebene; nur wenige Gipfel steigen über 4000′ auf und nach dem Binnenlande senkt sich die breite Scheitelfläche theils steil, theils sanft. Nördlich davon erhebt sich die Liverpooler und Hardwicker Kette, sowie südlich von den Blauen Bergen das höchste Gebirge des Landes, das Weiße Gebirge oder die australischen Alpen, von den Eingeborenen Warragong genannt. Dieses trägt auf der der Küste zunächst gelegenen Kette alpenähnliche Gipfel, Mt. Hotham erreicht die Höhe von 7500 engl. Fuß; der höchste gemessene Berg, der Mount Kosciuszko, erhebt sich an den Quellen des Murray zu 6500′. Westlich von diesen Gebirgen dehnen sich wieder Plateauebenen aus, welche von meist niederen Bergketten unterbrochen werden, unter denen die australischen Pyrenäen und Grampians im NO. von Port Phillip die bedeutendsten sind. Weiter westlich scheint sich eins der bedeutendsten Tiefländer der Erde auszubreiten, welches in seiner großen Ebenheit kaum von niedrigen Hügelketten unterbrochen wird, aber großen Mangel an Quellen und Bächen leidet, und deshalb wenig Aussicht zur Ansiedelung bietet. Erst seit 1813 sind die Engländer über die Blauen Berge gedrungen und haben verschiedene Landstraßen darüber angelegt. Die Ansiedelungen der Engländer an der Südwestecke von Neu-Holland oder in West-Australien haben ähnliche Verhältnisse kennen gelehrt: auch hier findet sich parallel der Westküste ein niedriges Bergland von höchstens 3800′ Erhebung, dem größere Flüsse jedoch gänzlich fehlen. Die bis jetzt bekannten bedeutendsten Flüsse sind: a) östlich von der Bergebene von Neu-Süd-Wales, von S. an gerechnet, der Shoal-Hafen-Fluß; der Hawkesbury, welcher in die Broken-Bai mündet und meistens in nordöstlicher Richtung, am Fuß der Blauen Berge fließt; er führt an verschiedenen Stellen verschiedene Namen, vorzüglich wird er Nepean genannt, bis er sich plötzlich nach SO. wendet und nun Hawkesbury genannt wird; der Hunter; der Hastings; endlich der Brisbane, welcher sich in die Moreton-Bai ergießt. Viel bedeutender, aber noch nicht in allen Theilen ihres Laufes bekannt, sind die Flüsse auf der Westseite der ostaustralischen Berge. Sie scheinen sich, so weit man sie jetzt kennt, alle durch den Murray, unter 157° ö. Lg. in den See Victoria oder Alexandrina zu ergießen, welcher selbst durch eine nicht schiffbare Mündung mit der Encounter-Bai zusammenhängt. Der Murray ist ein prächtiger Strom, 1400 engl. Meilen weit schiffbar, bildet die Nordgrenze der Provinz Victoria und entspringt auf dem Kosciuszko-Berge. Seine hauptsächlichsten Nebenflüsse sind auf der Nordseite der Logan, der Murrumbidgee, Lachlan und Darling, auf der Südseite der Mitta-Mitta mit dem Livingstone und dem Gibbo, der Owens mit dem Kingfluß, der Goulburn mit dem Broken-Creek, der jedoch nur mehrere Monate 300 engl. Meilen weit schiffbar ist, der Campaspe mit dem Loddon. Diese zum Theil sehr großen Flüsse sind kaum eigentlich schiffbar zu nennen, da sie theils oft ganz versiegen, theils sich in große flache Moräste und Seen

verbreiten; ein neuerer Forscher*) sagt von den Flüssen Australiens: Zur Regenzeit vom April bis August füllen sich ihre Betten meist ebenso plötzlich und vehement, als die tropischen Regengüsse sich einzustellen pflegen, in einem Maße, daß z. B. der Hawkesbury in der Nähe von Sydney wiederholt um 97′ innerhalb weniger Stunden gestiegen ist. So werden fast ohne Ausnahme die Ufer weithin überschwemmt. In der trockenen Jahreszeit aber, welche gewöhnlich acht Monate anhält, versiegt der Zufluß, und da die Flüsse selten in Quellen ihren Ursprung nehmen, so hören mit ihr die gesammten Flußsysteme Australiens auf, belebt zu sein. Daher fehlt ihnen die andauernde, nachhaltige Kraft, sich ein geregeltes Bett zu graben, an jedem Winkel derselben befindet sich eine Sandbank, welche bei vermindertem Zufluß des Wassers den Fluß zunächst in eine Kette von Teichen, bei den größeren Flüssen sogar kleiner Seen sich auflösen läßt, bis auch diese, was meistens der Fall ist, gänzlich vertrocknen, so daß z. B. der ganze Staat Süd-Australien mit einem Flächenraume so groß wie Frankreich keinen einzigen Fluß aufzuweisen hat, der im Stande wäre, das ganze Jahr hindurch ein einziges Mühlrad zu treiben. Mit Ausnahme des Murray, welcher in dem Schneewasser der australischen Alpen zur Zeit des Sommers hinreichende Nahrung erhält, um sich sein Bett durch die Wüsten zu graben, bis er an der Encounter-Bai nach einer zurückgelegten Strecke von mehr als tausend Meilen sogar die See erreicht, fehlen dem ganzen Festlande Flüsse im europäischen Sinne des Wortes; denn „Wasser" ist in Australien nicht ihr nothwendiger Attribut und daher in den australischen Reiseberichten stets die sonderbare, aber nothwendige Bemerkung, ob in einem entdeckten Flusse auch „Wasser" war. Aus diesen Contrasten erklären sich leicht die unzähligen Täuschungen der australischen Reisenden bis in die letzten Jahre. Man trifft ein herrliches Flußsystem, üppige, grasreiche Vegetation ringsum, glanzvolle Hoffnungen erfüllen die erregte Phantasie des Entdeckers, er sieht bereits blühende Dörfer und Städte in seinem Bereich — aber eine zweite Expedition findet nur ein vertrocknetes Bett, kümmerliche Vegetation, eine trostlose Einöde, und wenn man die Eingeborenen fragt, wo das Wasser geblieben, heißt es: „Die Sonne hat es genommen." So an allen bewohnten Orten Australiens im Winter die Gefahr des Ertrinkens, im Sommer des Verdurstens. Und aus allem dem erklärt sich wiederum leicht, weshalb die Oberfläche des Festlandes aller Orten dem Auge den Eindruck einer wilden, ungeregelten, unfertigen Natur darbietet. — Bei solcher Beschaffenheit des Landes im Westen der Berge ist es begreiflich, daß sich hier die Ansiedelungen fast ganz allein auf die, wenn auch nicht sehr fruchtbaren, doch anbaufähigen Gegenden zwischen den Bergen und dem Meere beschränken. Die ganze Ausdehnung der zusammenhängenden Ansiedelungen der Ostküste erstrecken sich vom 36 bis 32° s. Br.; nördlicher sind nur noch einige isolirte Punkte der Küste besetzt.

Daß der Winter dort in unsere Sommermonate und der Sommer

---

*) Dr. Albert Heising, das australische Festland, die Goldentdeckungen und die Civilisation der Südsee. Regensburg 1855.

umgekehrt fällt, versteht sich wegen der Lage auf der südlichen Hemisphäre von selbst. Das Klima, wenngleich bei der Ausdehnung des Landes verschieden, ist doch im Ganzen viel kälter, als man es nach der Breite vermuthen sollte. Die nördlicheren, hier also die wärmeren, Gegenden nehmen noch Theil an dem schwülen tropischen Klima der ostindischen Inseln und stehen gleichfalls unter der Herrschaft der Moussons, von denen auf dieser Halbkugel der NW. Regen, der SO. trockene Jahreszeit (April bis October) bringt. Südlicher, namentlich in Neu-Süd-Wales, leidet man sehr häufig an einer lang anhaltenden Dürre, wobei zuweilen die Hitze so groß wird, daß sie Thiere tödtet und das verdorrte Gesträuch leicht in Brand geräth; besonders merkwürdig sind hier die ungemein trocknen, aus NW. wehenden heißen Winde, welche sich auch über Tasmania (Van-Diemens-Land) erstrecken, auf die Vegetation höchst schädlich wirken und einige Aehnlichkeit mit dem Sirocco und anderen heißen Luftströmen der alten Welt besitzen. Hierauf folgen schwere Gewitter mit großem Hagel und Stürme; auch wohl leichte Erdbeben hat man verspürt. Der Winter (hier Juni, Juli und August) gilt wegen der Heiterkeit der Luft, wobei es jedoch, wenigstens an der Ostküste, nie friert, für die angenehmste Jahreszeit. Nördliche Winde bringen warmes, südliche kaltes Wetter.

Die Verschiedenheit in der mittleren Temperatur wird aus folgenden Zahlenelementen ersichtlich:

Ort:	S. Br.	Jahreswärme.	Winter.	Sommer.	Kältester Monat.	Wärmster Monat.
Australien:						
Adelaide	34° 35′	16,20°	10,86°	22,18°	9,89° Juli	23,31° Jan.
Albany........	35 2	12,47	10,48	14,27	9,92 "	15,04 "
Brisbane	—	14,83	20,65	23,35	20,24 "	24,27 Nov.
Hobarton	42 52	9,54	5,78	13,13	5,20 "	13,38 Jan.
Melbourne	38 18	11,66	7,70	15,14	6,30 "	15,50 "
Macquarie Harb.	42 12	10,42	6,06	14,32	4,91 Juni	14,32 "
Port Jackson ..	33 50	15,03	10,44	18,78	9,92 Juli	19,29 Feb.
Sydney	—	13,03	8,47	16,97	7,91 "	17,64 Jan.
Neu-Seeland.						
Auckland	36 50	11,81	8,33	15,51	7,55 Juni	15,96 Jan.
Wellington	41 16	11,69	8,17	15,05	7,42 Juli	15,29 "
Polynesien.						
Honolulu	21 16	19,30	18,18	20,70	17,64 Jan.	20,95 Aug.
Rajatca	16 40	20,64	21,11	20,14	15,65 "	20,10 "
Waioli	22 15	18,11	16,20	19,85	19,42 Juli	21,73 März

Besonders ist die große Veränderlichkeit der Temperatur oft an einem Tage merkwürdig. Die Flüsse sind häufigen und ganz unregelmäßigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Dennoch ist das Klima im Ganzen gesund und die Fruchtbarkeit bei den Thieren merkwürdig. — Von den **Producten** dieses Landes kennen wir erst wenige. Die Berge in der Nähe der eng-

lischen Niederlassungen bestehen meist aus Sandsteinen und sehr wenig Kalk; man hatte bisher nur Steinkohlen, Steinsalz und Eisen gefunden, seit 1851 aber sehr reiche Gold- und Kupferlager. Die Pflanzen und Thiere dieses Welttheils aber weichen im höchsten Grade von denen aller anderen Erdtheile ab. Die Flora hat die nächste, wenn auch immer nur geringe Uebereinstimmung mit der von Südafrika und wird vorzüglich charakterisirt durch die hier eigenthümlichen Familien der Epacrideen, Casuarinen, Stylideen u. a. Obwohl schon jetzt sehr viel neue Arten von Bäumen und viele aber geruchlose neue Blumen hier entdeckt worden sind, so ist doch im Ganzen auch die Vegetation höchst einförmig. Die Wälder der Ostküste wenigstens bestehen vorherrschend nur aus zwei Pflanzenfamilien, den Myrtaceen (Eucalyptus, Melaleuca, Leptospermum) und den Mimosaceen, welche hier die Stelle der Acacien vertreten. Die meisten Bäume sind harzreich, aber wenig brauchbar als Bauholz, und die Wälder haben bei weitem nicht das Frische und Lebendige der unserigen. An genießbaren Früchten hat man aber nur die Sagopalme, die Kohlpalme, eine kleine Feigenart, schlechte Pisangs und einige Beerenarten gefunden. Unser Obst gedeiht gut und die Weincultur ist schon nicht unbedeutend. — Das Thierreich ist äußerst arm; man hat noch kein größeres Raubthier, keine Affen und keine wiederkäuenden Thiere gefunden; dagegen aber viele Arten von Beutelthieren, und einige von höchst wunderlicher abweichender Gestalt. So vor allen das Känguruh (Halmaturus giganteus), das größte Säugethier dieses Continents. Es ist völlig ausgewachsen über 150 Pfd. schwer; die Vorderbeine sind sehr kurz, die Hinterbeine außerordentlich lang und stark, und mittelst ihrer bewegt sich das rattenähnliche Thier, in aufrechter Stellung aber mannshoch, in gewaltigen Sprügen; es lebt nur von Vegetabilien. Noch wunderlicher gebaut ist das Schnabelthier (Ornithorhynchus); es bildet einen Uebergang von den Säugethieren zu den Vögeln, ist 1½′ lang, gleich der Fischotter, lebt wie diese am Wasser, und der Vordertheil des Maules geht in einen breiten Entenschnabel aus. Den Heerden gefährlich ist der Dingo oder neuholländische Hund. An Vögeln, unter denen die Honigsauger, mit langen Zungen versehen, vorherrschen, sind merkwürdig: der schöne blaue Bergadler, 3′ hoch; der Kasuar oder Emu, 7′ hoch, welcher den afrikanischen Strauß vertritt; die kleinen Lories, welche über alle Inseln des Großen Oceans verbreitet sind, und viele Papageien; aber wie des Duftes der Blumen, so ermangelt Australien auch der Singvögel. Das Meer ist reich an Walfischen, Delphinen und Robben, an Korallen, welche längs der Küsten sehr gefährliche Riffe bilden, und an Muscheln, Austern, schönen und seltenen Schnecken, Krabben, Schildkröten, welche einem großen Theile der Einwohner zur einzigen Nahrung dienen. Seit der Ansiedelung der Engländer haben sich unsere Hausthiere, ganz besonders die Schafe, unglaublich vermehrt; manche, wie Rinder und Schweine, sind zum Theil verwildert.

In keinem Lande von gleicher Ausdehnung hat man noch den Menschen auf einer so niedrigen Stufe des Daseins gefunden, als hier. Die Eingeborenen von Neuholland, wie die dieses Welttheils überhaupt, scheinen zu derselben Negerrace zu gehören, welche wir schon unter dem Namen Papuas und Negritos oder Australneger auf einigen ostindischen Inseln

gefunden haben. Der Graf Strzelecki rechnet sie zu der malayischen Race, von welcher sie jedoch in wesentlichen Stücken abweichen. Sie sind bald ganz schwarz, bald dunkelbraun oder schmutzig gelb; das Haar ist bei manchen ganz wollig, bei den meisten nur kraus; der Kopf ist affenartig, der Mund groß, die Lippen dick; die Nase, wenn auch nicht immer ganz platt, doch mit sehr weiten Nasenlöchern; die Augen liegen tief, der Hinterkopf ist klein; die Weiber haben widerlich lang herabhängende Brüste. Ein allgemeines Kennzeichen dieser Race sind die äußerst dünnen Arme, Schenkel und Beine, bei übrigens kräftigem Körperbau. Sie haben fast gar keine Bedeckung, selbst in den rauheren Monaten; dafür aber bemalen und tättowiren sie meistens den Körper und vorzüglich das Gesicht, und die Zierrathen, mit denen sie sich behängen, machen ihre äußere Erscheinung nur noch abschreckender, als sie ohnedies ist. Fast alle tragen einen Knochen oder Rohr in dem durchbohrten Nasenknorpel; den Knaben werden, wenn sie mannbar werden, ein oder zwei Vorderzähne des Oberkiefers ausgeschlagen. Ihre Nahrung besteht fast nur in Fischen, Muscheln und wildwachsenden Früchten und Wurzeln. Von Anbau hat sich nirgend eine Spur gefunden; doch besitzen sie Hütten, welche dorfähnlich zusammenliegen, woselbst sie auf ihren Wanderungen ihr Nachtlager aufschlagen und eine Zeit lang in der Umgegend jagen und fischen. Diese Hütten sind elend und aus Baumrinde gebaut; man findet darin gar kein Hausgeräthe, und nur selten sieht man ein erbärmliches Kanoe von Baumrinde. Die Australier werden allgemein als höchst stumpf, roh und thierisch geschildert, am meisten die Binnenbewohner, welche in den Wäldern leben und äußerst schnell und geschickt die höchsten Bäume erklettern, um kleinere Thiere zu haschen. Sie sind tapfer, aber falsch und höchst rachsüchtig; ohne alle Veranlassung überfallen sie die Fremden, mit denen sie eben noch freundlich verkehrten, und einen Augenblick darauf sind sie wieder ruhig und gleichgültig. Andere schildern ihre Temperamentseigenschaften als weniger gehässig; sie seien freundlich und gutmüthig, heiter und fröhlich, wenn auch gegen die Europäer mißtrauisch, aber ehrlich und treu. Der oben genannte Graf bezeichnet sie als außerordentlich wild, ihre Gesetze athmeten denselben Geist. Nach demselben Forscher sollen sie ihren Gefangenen Stücke von ihrem lebendigen Leibe reißen und verzehren. Von Regierung hat man kaum leise Spuren wahrgenommen; sie leben meist familienweise, zuweilen halten sich auch mehrere Familien zusammen, die einen Stamm, Gal, bilden. Fast jeder Stamm redet eine eigene Sprache und einige derselben sollen wohlklingend sein; mit Ausnahme einiger Stämme im nördlichen Theile Neuhollands scheinen dieselben alle zu einem einzigen Sprachstamme zu gehören. Der Zustand der Weiber ist sehr traurig. Der heirathslustige Jüngling raubt sich ein Mädchen unter harten Mißhandlungen, und Jeder kann so viel Weiber nehmen, als er will. Diese müssen die meiste Arbeit verrichten; nicht selten tödten sie daher mit der größten Gleichgültigkeit ihre Kinder, um des Säugens überhoben zu sein; stirbt eine Mutter, so wird gewöhnlich der Säugling mit begraben. Kinder werden gewöhnlich begraben, Aeltere verbrannt. Sie haben einige rohe Begriffe von einem zukünftigen Leben und glauben an die Macht böser Geister; ihre Zauberer, Carradis, sind zugleich ihre Aerzte. Ihre Waffen bestehen in Schildern von Holz oder Rinde; in Speeren von 12′ Länge, welche sie auf mehr als

100 Schritte mit großer Sicherheit werfen und deren Spitze aus einer scharfen Muschel oder einem spitzen Steine besteht; in Keulen von schwerem Holz und in steinernen Aexten. Das Feuer machen sie durch Zusammenreiben zweier Hölzer an. Die Zahl aller Eingeborenen muß äußerst gering sein und mag vielleicht nur 55,000 betragen. Da man nirgend Anbau gefunden, die Stämme in beständigen blutigen Fehden unter einander leben, und so viele Kinder umkommen, ist eine Abnahme die natürliche Folge. Die höchste Zahl, die man je beisammen sah, war etwa 200. Alle Versuche der Europäer, sie an ein geordnetes Leben, an feste Wohnsitze und den Anbau des Landes zu gewöhnen, ihre Kinder zu erziehen u. s. w., sind bis jetzt stets ohne Erfolg geblieben.

Existirten im ganzen Welttheile nur 55,000 Ureinwohner und 1,116,970 Europäer, so kommen circa 80 Menschen auf die Quadratmeile. Die erste europäische Colonie entstand in Port Jackson, wo Sydney jetzt steht. Neu-Süd-Wales bildete bis 1843 eine Verbrechercolonie. Tasmania oder Van-Diemens-Land wurde 1803 gegründet, war bis 1853 eine Verbrechercolonie. 1829 wurde in West-Australien die Colonie am Schwanenfluß gegründet. Die Provinzen Victoria und Süd-Australien, 1835 und 1836 gegründet, waren nie Verbrechercolonien. Wir stellen hier die Bevölkerung der Provinzen übersichtlich in Zahlen zusammen, wie sie für 1861 angegeben wurde:

	Deutsche □Meil.	Bewohner excl. der Eingeborenen.
West-Australien (Western Australia) .	45,898	15,593
Süd-Australien (South Australia) . .	17,902	126,830
Nördl. Territorium (Northern Territory)	24,624	
Königinland (Queensland)	31,432	30,059
Neu-Süd-Wales (New South Wales) .	14,513	350,860
Victoria (Victoria)	4,160	538,628 *)
	138,529	1,061,970
	Eingeborene	55,000
	Summa	1,116,970

	Deutsche □Meil.	Einwohner.
Tasmania	1233	90,000
Neu-Seeland	5000	155,000

Nach bekanntem Gesetze mindert sich ein Stamm der Ureinwohner nach dem anderen im Conflict mit civilisirten Menschen, bis sie gänzlich verschwinden.

Der ganze Continent (Australien) zerfällt zur Zeit (1869) in sechs britische Colonialländer mit besonderer Verwaltung unter Gouverneuren, denen ein ausführender und ein gesetzgebender Rath zur Seite stehen, nämlich: Neu-Süd-Wales, Victoria, Süd-Australien, Queensland, Nord-Australien und West-Australien.

*) Victoria zählte 1867 bereits 647,589 Seelen, darunter ca. 30,000 Deutsche.

1) Neu-Südwales, 14,513 □M., das östlichste Land zwischen Cap Howe im Süden und 29° s. Br. im Norden, zerfällt in 57 Grafschaften und 9 Districte, jetzt mit ca. 370,000 Einw. In der Grafschaft Cumberland liegt: Port Jackson, unter 33³/₄° s. Br., ein tief ins Land gehender Meerbusen, welcher Raum, Tiefe und Sicherheit für alle Flotten der Erde gewähren könnte. Im Januar 1788 ward hier, nachdem man die etwas südlicher gelegene Botanybai zur Ansiedelung unpassend befunden, durch den ersten Gouverneur Phillip der Grund zur Stadt Sydney gelegt. Die Gegend ist anmuthig; Berg, Wald und Thal begrenzen den Meerbusen; die erste Meile vom Strande ist sandig und felsig, dann folgt ein 2 Meilen breiter Gürtel von schönen Wäldern; weiterhin wird das Land hügelig und fruchtbar bis an den Fuß der die Ostküste in einiger Entfernung begleitenden Kette der Blauen Berge. Diesseits, d. h. östlich von diesen Bergen, fließt längs derselben der aus dem Nepean und einigen Bächen gebildete ansehnliche Fluß Hawkesbury und ergießt sich in die nördlichere, als Hafen vortreffliche Brokenbai. Seine Ufer sind außerordentlich fruchtbar, aber, obgleich 30′ hoch, doch häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, da der Fluß oft 80, einmal sogar 97′ hoch gestiegen ist. Die Hauptstadt der Colonie

Sydney, Sidney oder Sidney Cove, liegt am südlichen Ufer der Bai an einer Landzunge, neben welcher das Meer eine große Tiefe hat, auf einem hügeligen Boden; sie nimmt einen großen Raum ein, und ist eine stattliche im Emporblühen begriffene Stadt. Sie hat regelmäßige Straßen und einige schöne öffentliche Gebäude, namentlich das Gouvernementshaus, Kirchen aller Religionsgesellschaften, die Waarenmagazine, das Hospital und die Casernen. Neben der Stadt liegt das Fort Phillip, und der Eingang zur eigentlichen Bucht von Sydney wird durch die Forts Macquarie und Dawes beschützt. Auf dem südlichen Vorgebirge der Bai von Port Jackson steht ein Leuchtthurm und ein Telegraph. Seit 1817 hat Sydney eine öffentliche Bank; ferner sind hier mehrere Handels- und gelehrte Gesellschaften, ein Theater, ein botanischer Garten und zwei öffentliche Schulen für Knaben und für Mädchen; letztere, meistens Waisen, erhalten zur Ausstattung 50 bis 100 Morgen Land und etwas Vieh. Da ein Bach, welcher innerhalb der Stadt ins Meer fällt, nicht hinreichend Wasser liefert, so ist jetzt eine 3 Meilen lange Wasserleitung erbaut. Die glückliche Lage der Stadt wird sie unfehlbar einst zu einer bedeutenden Handelsstadt erheben; 1833 hatte sie schon 94 eigene Schiffe, und über 500 liefen jährlich aus und ein; Wolle, Thran, Walrath und Fischbein sind die Hauptartikel der Ausfuhr; ihr Hafen ist jetzt schon der größte Wollhafen der Welt. Die erste Ansiedelung bestand in 778 Verbrechern und 212 Freien, ohne das Militär. Die Verbrecher wurden theils zu öffentlichen Arbeiten, Holzfällen, Kalkbrennen, Straßenbau, Steinkohlengraben u. s. w. gebraucht, theils an die Colonisten vertheilt; nach Ablauf ihrer Strafzeit können sie sich dort ansiedeln und erhalten Land. Die unverbesserlichsten Verbrechen wurden nach der ganz von Felsen umgebenen kleinen Insel Norfolk, unter 29° s. Br. und 185° ö. Lg., gebracht. Jetzt ist die Bevölkerung von Sydney mit den Vorstädten schon auf ca. 100,000 Seelen gestiegen. Eisenbahnen und sehr gut unterhaltene Landstraßen führen

nach den übrigen Städten der Colonie. Im Hintergrunde der Bai, 3 M. westlich von Sydney, liegt an einem kleinen Flusse Paramatta, sonst Rose-Hill, mit 11,000 Einw. Der Ort hat eine Kirche, ein Hospital, eine Sternwarte, ein Waisenhaus, eine Tuchfabrik, gute Gasthöfe, Märkte, und eine Schule für Kinder der Eingeborenen. — Kleinere Städte sind: Windsor, am Hawkesbury, etwa 10 M. von der Küste; es liegt in einer fruchtbaren Gegend auf einem Hügel. Liverpool, am Georg-Flusse, der in die Botany-Bai mündet, hat einen wenig fruchtbaren Boden. Südöstlich davon liegen in der Grafschaft Camden die Cow-Pastures, Kuhtriften, ein großer Bezirk mit vielen Rindviehweiden; ebenso enthält die Grafschaft Argyle viel schönes Weideland. — Newcastle oder Kingston, am Hunter, 12 M. nördlich von Port Jackson, hat treffliche Steinkohlengruben. Bathurst am Macquarie, jenseit der Blauen Berge, ist eine schnell aufblühende, in einem Golddistrict gelegene Stadt. Sie wurde erst 1814 gegründet und liegt gegen 2000′ über dem Meere. Die schöne Straße, welche von Sydney dahin führt, läuft neben dem Mount York, 3300′ hoch, durch den Coxes-Paß. — Am Ausfluß des Hastings Port Macquarie und an der Moreton-Bai lagen sonst Strafcolonien. Seit 1843 wurde in Folge der dringenden Forderungen der freien Colonisten die Deportation nach Neu-Süd-Wales und seit 1852 auch nach Tasmania eingestellt. Strafcolonien giebt es nur noch in West-Australien. Die Küste von Queensland war bis vor kurzem noch wenig bekannt, ist äußerst gefährlich und wird, wegen der vielen Korallenriffe, das Korallenmeer genannt. — Die Haupterzeugnisse der gesammten Colonie sind Weizen, Mais, Roggen, Gerste und Hafer; alle unsere Gemüse, auch die feineren, wie Spargel und Blumenkohl, gedeihen vortrefflich; weniger unsere Obstbäume, wie auch der Wein. Nur Pfirsiche gedeihen so außerordentlich, daß man das Vieh damit füttert. Bohnen und Kartoffeln wollen nicht gerathen. Am wichtigsten für die Colonien ist die Rindvieh- und Schafzucht — man rechnet die Zahl der Schafe auf nicht weniger als 24 Millionen, — und die Hauptausfuhr besteht gegenwärtig, außer Walfischthran und Fischbein, in Wolle, da die trockenen Weiden der Schafzucht ganz außerordentlich günstig sind. Der Handel ist in mächtigem Aufblühen begriffen. Die Gesammtzahl aller Einwohner dieser Colonie, welche 1788 nur aus 1011 Menschen bestand, mag jetzt, wie oben bemerkt, wohl 370,000 betragen.

2) Victoria, 4160 □M., mit (1867) 647,589 Seelen, ist die kleinste, aber volkreichste der australischen Colonien. Im S. wird die Colonie von der Baßstraße berührt und ihre Küstenlinie vom Cap Howe bis zum Cap Northumberland ist die südlichste vom Continent Australien. Die australischen Alpen mit ihrem Culminationspunkte, dem Mt. Hotham, 7500′, erfüllen den Nordosten dieser Colonie. Sie zerfällt in 25 Grafschaften und 3 Districte, größtentheils Bergland, reich an Gold und Kupfer. Die Schafzucht ist bedeutend. Die Länge der befahrenen Eisenbahnen betrug 1867 schon 72 deutsche Meilen.

Die Hauptstadt Melbourne, in fruchtbarer Gegend gelegen, hat sich schnell zu einer Großstadt entwickelt und befindet sich fortwährend im Wachsen, 1867 zählte sie mit den Vorstädten schon 150,000 Einw. Hier leben viele Tausend Deutsche. Andere wichtige Orte sind Greelong im reichsten

Ackerland- und Weidebezirk, mit 23,000 Einw. Sandhurst 13,000 Einw. Ballaratt, 23,000 Einw.

3) Süd-Australien, 17,902 □M., 1868 172,860 Einw., in 14 Grafschaften getheilt, hat sehr ergiebigen Boden und bringt vorzüglichen Weizen und Gerste hervor. Die Colonie hat keine Wiesen, aber herrliches Weideland für Schafe, deren Zucht von Jahr zu Jahr bedeutender wird. Der Erzreichthum an Kupfer und Blei ist bedeutend. Die Hauptniederlassungen liegen zwischen dem St. Vincentgolf und dem Murray.

Die Colonie besaß im Jahre 1866 bereits 56 engl. Meilen Locomotiveisenbahnen und 90 engl. Meilen Pferdebahnen, sowie 1582 engl. Meilen Telegraphenleitung. Der Viehstand hatte von 1865 zu 1866 sich in Folge der Dürre etwas vermindert, doch zählte man an 74,000 Pferde, 158,000 Rinder und 3,773,300 Schafe und Lämmer.

Die Hauptartikel der Ausfuhr bestanden in Wolle (990,174 Pfd. Sterl.), Kupfer (810,092 Pfd. Sterl.), Weizen und Mehl (625,525 Pfd. Sterl.).

Die Hauptstadt Adelaide, eine halbe Meile vom Vincentgolf, zählte 1866 bereits 23,000 Einw. Der Ort treibt blühenden Handel. Es leben hier viele Deutsche. Sieben engl. Meilen von Adelaide entfernt liegt der Hafen Port Adelaide. Beide Orte sind seit 1856 durch Eisenbahnen verbunden.

4) Queensland, 31,432 □M., mit ca. 50,000 Einw. Diese Colonie wurde 1859 erst gebildet, sie zerfällt in 20 Grafschaften und 8 Districte. Schafzucht bildet die Hauptbeschäftigung. Baumwolle und Zuckerrohr wird gewonnen. Die Hauptstadt Brisbane mit 7000 Einw. ist in schnellem Aufblühen begriffen. Die zweite wichtige Stadt ist Ipswich mit 4000 Einw.

5) West-Australien ist im Jahre 1829 angelegt worden und hat 45,898 □M. mit (1861) 15,593 Einw., ohne die Eingeborenen, ist also die größte von allen Colonien, aber auch die am dünnsten bevölkerte, ihre Entwickelung ist gegen die anderen sehr zurückgeblieben. Die Hauptstadt ist Perth am Schwanenfluß.

6) Nord-Australien ist streng genommen erst in der Entwickelung zu einer Colonie begriffen. Im Jahre 1863 wurde es der Colonie Süd-Australien zur Verwaltung übertragen.

Nach einer Zusammenstellung über den Handel von den fünf erstgenannten Colonien mit Tasmania vom Jahre 1865 betrug die Einfuhr 54,937,987, die Ausfuhr 30,432,438 Pfd. Sterl. Innerhalb der letzten 16 Jahre (seit 1849) producirten die beiden Colonien Victoria und Neu-Süd-Wales für 150 Mill. Pfd. Sterl. Gold, von welchem Betrag $^5/_6$ auf Victoria kommen.

Wir schließen diese kurze Beschreibung des Festlandes von Australien mit einigen übersichtlichen Bemerkungen.

Das Land ist im Aufschwunge begriffen; wie die Zahl der Bewohner, so steigt auch die Cultur des Bodens und des Menschen, von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat.

Alljährlich werden neue Kirchen und Schulen gebaut; für die kirch-

lichen Bedürfnisse sorgen die Bekenner desselben Glaubens selbst, und schon besuchen Tausende von Kindern die öffentlichen und Privatschulen. Ueber jene ist in Australien, wie in England und Irland, ein lebhafter Streit entstanden. Die Gouverneure und Staatsbehörden dringen auf die Einführung des irischen Nationalsystems, demzufolge die Kinder aller Confessionen dieselbe Schule besuchen, indem nur in approbirten Bibeln gelesen, der eigentliche Religionsunterricht aber den Geistlichen der verschiedenen Confessionen überlassen wird. Dagegen aber haben sich sowohl die katholischen wie die episcopalen Bischöfe erhoben, behauptend, daß solche Schulen Gleichgültigkeit gegen die Religion erzeugten. Die Behörden sind aber der Meinung, daß in einer aus Confessionen aller Art gemischten Bevölkerung ein anderes System als das irische nicht ausführbar sei.

Der Hauptreichthum des Landes besteht bis jetzt in den großen Viehheerden, besonders den Schafen.

Ein Schiff war 1793 in der Nähe von Sydney gescheitert, eine kleine Zahl von Schafen ward geborgen, ein emsiger Colonist, Macarthur, pflegte den kleinen Stamm, er hatte überraschende Erfolge und mit einer Schnelligkeit, die ohne Gleichen ist, verbreiteten sich diese kostbaren Thiere durch das Land. Neu-Süd-Wales hatte 1810: 26,000 Schafe, 11 Jahre nach Durchbrechung der Blauen Berge, 1824: 170,000, 1828: 635,000 und 1854 durch alle australischen Siedelungen: 18 Millionen! „Die enorme Entwickelung alles durch die Kunst hierher verpflanzten Lebens aus dem Thier- und Pflanzenreich Europas“ — sagt A. Heising — „ist so auffallend, daß man sich im Allgemeinen des Eindrucks nicht erwehren kann, als wollte hier die Natur, trotz aller heimischen Unvollkommenheit, ihre ungeschwächte jugendliche Kraft in größere Fülle und Frische entfalten, als auf den alten, schon siech gewordenen, erschöpften Festlanden.“

Auf jedes in Australien lebende Menschenindividuum kommen gegen 40 Schafe, 6 Stück Rindvieh, $^2/_3$ Pferd und $^1/_3$ Schwein. Der Weinbau ist sehr im Zunehmen. Die seit drei Jahren betriebenen Goldminen liefern eine sehr reiche Ausbeute.

Von Metallen grub man bis zum Jahre 1851 vornehmlich Kupfererz. Ausbeute bot jedoch nur die eine, 100 engl. Meilen von Adelaide entfernte, 600 Menschen beschäftigende Mine Burra-Burra an der Stadt gleichen Namens, mit 5000 Einw.; Steinkohlen müssen aus England eingeführt werden. In jenem Jahre wurden die Goldfelder bei Bathurst, 100 engl. Meilen von Sydney, entdeckt, und Goldminen daselbst angelegt. Seit dieser Entdeckung strömten Tausende von Menschen über die Blauen Berge und fast ebenso viele Tausende strömten auf die Kunde von dieser Entdeckung aus fast allen Ländern der Welt, selbst aus Californien, nach Australien — das „Goldfieber“ begann, es erzeugte das „Auswanderungsfieber“. Man findet das Gold als feinen Staub in Flüssen, als Körner im Thonschiefer, als Klumpen im Quarze. Von letzteren hat man einzelne bis zu einer Schwere von vielen Pfunden gefunden. Aus einem einzigen Quarzstück hat man einen Centner Gold gewonnen. Natürlich steigerte dieser Fund die „verfluchte Goldwuth“.

Zu diesen Goldgruben in Neu-Süd-Wales gesellten sich bald die neuentdeckten in Victoria bei Ballarat und am Berge Alexander, wohin sich im

Herbste 1851 Tausende von Menschen wälzten, so daß im Mai 1852 am letzteren Berge 30—40,000 Menschen beschäftigt waren.

Das Goldsuchen ist mit großen Beschwerden verknüpft, es muß häufig im Wasser geschehen. Doch sind die Goldgräber in Australien nicht wie in Californien der Gefahr, von Räubern und Wilden überfallen zu werden, ausgesetzt. Ohne Lösung eines Scheines darf Niemand Gold graben.

Die Bedeutung der australischen Goldminen läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß bis zum Februar 1852 aus Neu-Süd-Wales für fast vier, aus Victoria für mehr als 9 Millionen Pfd. Sterling Gold ausgeführt wurde. Den allerneuesten Nachrichten zufolge zeigt sich aber auch schon in den australischen Golddistricten eine Abnahme der jährlichen Goldgewinnung, wie sie bereits in Californien und schon längst im Ural eingetreten ist.

Die Zahl der jährlich Einwandernden wächst von Jahr zu Jahr.

Das 1829 von Edward Gibbon Wakefield aufgestellte System der Colonisation Australiens, das in England durch Mangel an Arbeit in Armuth verkommende Proletariat nach dem neuen Lande überzusiedeln, um hier durch Arbeit den gewünschten Wohlstand und somit physische und sittliche Gesundheit wieder zu erlangen, hat sich vortrefflich bewährt. In den 24 Jahren von 1831 bis 1. Januar 1855 wurden allein nach Sydney 180,000 Arme, nach Süd-Australien 50,000, nach Victoria und Neu-Seeland zusammen 100,000, in die junge Welt an den Antipoden, also über 300,000 Arme aus Großbritannien und Irland verpflanzt, die sich hier regenerirten und eine neue Welt ins Leben riefen. Durchschnittlich betrugen die Uebersiedelungskosten für jeden Kopf 15 Pfd. Sterl.

Durch Einwanderung vieler Personen des weiblichen Geschlechtes hat sich das Leben der Schafhirten und Farmers sehr gehoben. Traurig war ihr Leben ohne Hausfrauen. Das Verhältniß der Zahl der Männer zu den Frauen war ursprünglich = 6 : 1, jetzt ist es besser.

Die Zahl der Verbrechen hat sehr abgenommen, und man sorgt nicht blos für die Kranken und Armen, sondern auch für Wittwen und Waisen; selbst an Irrenhäusern fehlt es schon lange nicht mehr.

Wer die größten Wohlthäter Australiens aufzählen will, darf den Namen einer edlen Frau nicht vergessen, die als ein Muster von menschenliebender Sorgfalt genannt zu werden verdient, — Caroline Chisholm. Ergriffen von der oft höchst unglücklichen Lage der Einwanderer, besonders der Mädchen, die schaarenweise von England ankamen, ergriffen von ihrer Armuth, von ihrer Rathlosigkeit im fremden Lande, von den sittlichen Gefahren, von denen sie umringt waren, schuf die genannte Frau durch rastlose Thätigkeit Zufluchtsstätten oder Asyle, sorgte für Unterkommen durch Rath und That und hat in solcher Art während der sechs Jahre ihres Aufenthaltes in Australien für Tausende von Menschen wie ein menschenfreundlicher Genius gewirkt. Von ihr sagt der Engländer S. Sidney (1854): „Die Freundin der Colonisten machte an der Spitze von Auswandererzügen forcirte Märsche von 300 engl. Meilen weit in das Innere, zuweilen campirte sie im Busche. Bald nahm sie müde Kinder in ihre zweiräderige Karre, bald stieg sie zu Pferde und galopirte über die Hügel voran, um zu recognosciren, bald war sie mit der Anleitung junger Mäd-

chen zu den im Lande üblichen Arbeiten beschäftigt, sorgte für ihr Unterkommen, ihre Verheirathung u. s. w.“ Aus dem Munde von Menschen aller Länder und Confessionen vernimmt man nur Anerkennung und Dank, den sie jetzt in noch höherem Maße verdient, da sie in den Jahren 1850—1852 mehr als 1000 Auswanderer persönlich aus England nach Australien spedirt und Zehntausenden den besten Rath ertheilt hat.

Eine der neuesten Beschreibungen Australiens (1854, von S. Sidney) sagt von dem Lande: Es ist ein Land der Verheißung für den Abenteurer, eine friedliche und freie Wohnung für den Fleißigen, ein Eldorado und Arcadien (Gold und Schafe) zugleich, wo die schwerste, wie die leichteste bestbezahlte Arbeit zu finden ist, wo jeder strebende Mann, der eine Reihe fleißiger Kinder hat, im Schatten seines eigenen Feigenbaums sitzen kann — nicht ohne Arbeit, aber mit wenig Sorgen — wo er auf seinem eigenen Grund und Boden lebt — die reichste Niederlassung der britischen Krone, in der sich gegenwärtig alle Grundbedingungen socialen und politischen Gedeihens vorfinden. Diese Colonie, welche aus einer Verbrecher- und Strafcolonie erwachsen ist, beweist die ausgezeichnete Befähigung des angelsächsischen Stammes zum Colonisiren und die belebende Einwirkung englischer Institutionen. Mit Recht staunt man, was Alles sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in etwa 70 Jahren, in einer Entfernung von Tausenden von Meilen vom Mutterlande aus einer anfänglichen Verbrechercolonie trotz der ungeheuersten Hindernisse von Seiten des ursprünglich bearbeiteten Bodens und trotz der entsetzlichsten Fehler von Seiten der Gouverneure entwickelt hat, von dem strengsten (nothwendigen) Despotismus zu Anfang bis zur heutigen Selbstbesteuerung und Selbstregierung und den drei gesetzgebenden Versammlungen in Neu-Süd-Wales, Victoria und Süd-Australien. Bei freien Institutionen, uneingeschränktem Handel, großen Einkünften, ohne Schulden und ohne Militärmacht muß sich Australien mit reißender Schnelligkeit erheben, besonders wenn es der wachsenden Gesittung gelingt, den Krämersinn, die Gewissenlosigkeit und den Götzendienst des Goldes zu verbannen.

Wir gehen nun zu den zu Australien gerechneten Inseln über, mit Vorausschickung einiger allgemeinen Bemerkungen.

Der Bodenbeschaffenheit nach sind sie entweder vulcanischen Ursprunges oder sie verdanken den Korallenthieren ihr Dasein. Jene liegen mehr südwestlich, diese nordöstlich, welche zugleich die kleineren sind. Die Menge der Pflanzenarten nimmt nach Osten zu bedeutend ab. Dasselbe gilt von den Thiergattungen. Der Charakter der Vegetation ist weniger, der Thierwelt mehr australisch als indisch. Von amerikanischer Flora kommen nur geringe Spuren vor. Die Bewohner zerfallen in zwei Abtheilungen: in den roheren, schwarzen Stamm von australischem Charakter und in den viel weiter verbreiteten, hellfarbigeren Stamm, der den Völkern des indischen Archipels verwandt ist. Jene haben einen abgeschlossenern Charakter

als diese; die Einführung des Christenthums ist auch nur bei letzteren theilweise gelungen. Es sind zum Theil von der Natur mit sehr glücklichen Anlagen begabte, schöne und gutherzige Menschen. Von den europäischen Nationen dominiren auf jenen Inseln die Engländer, Franzosen und Spanier.

Südlich von Neu-Holland und durch die 30 M. lange Baßstraße davon getrennt, liegt die bedeutende Insel und Colonie:

Tasmania oder Van-Diemens-Land genannt, nach ihrem Entdecker, mit einem Flächeninhalt von mehr als 1233 □M. Das Land hat ein viel besseres Ansehen als Neu-Holland und ist auch viel anbaufähiger. Die Insel ist nur im Norden niedrig, sonst eine Hochfläche, mit mäßigen Bergketten bedeckt, wo der Humboldtsberg, westlich von Hobart-Town gelegen, gegen 5200′ hoch, der höchste in der westlichen Kette, und der Ben-Lomond, im O. von Launceston, 4700′ hoch, der höchste in der östlichen sind, und andere, wie der Tafelberg, sich bis 4000′ und darüber erheben. Viele schöne, wenn auch nicht große Flüsse ergießen sich nach allen Seiten, worunter der im Süden mündende Derwent der bedeutendste; sie haben alle einen schnellen Lauf, gestatten daher die Anlegung von Mühlen, was in Port Jackson nirgend der Fall ist, und sind keinen Ueberschwemmungen unterworfen. Die Insel hat auf allen Küsten treffliche Häfen. Das Klima ist etwas rauher als in Sydney, sagt aber den Europäern besser zu; auch kennt man hier nicht jene dort so häufige Dürre, wiewohl im Jahre durchschnittlich weniger Regen als in Neu-Süd-Wales fällt. Wenige Berge sind mehrere Monate lang mit Schnee bedeckt, und in den Thälern bleibt er nur auf Stunden liegen. Die mittlere Wärme an der NW.-Spitze, unter $40^3/_4{}^0$ s. Br., beträgt etwa 11^0 R., zu Port Arthur, unter $43^1/_4{}^0$ Br., $11^1/_2{}^0$, so daß dieselbe über $2^1/_2{}^0$ geringer ist, als die der italienischen Halbinsel. Daran ist besonders die niedrige, oceanische Sommertemperatur Schuld, welche über 5^0 niedriger als dort ausfällt, während die Winter ziemlich gleiche Wärme besitzen. Wie an der Südküste Neu-Hollands fällt auch hier der meiste Niederschlag in den Wintermonaten, während die Gewitter wie am Mittelländischen Meere vorherrschend im Sommer eintreten. — Die Producte sind dieselben wie um Port Jackson; nur gedeihen hier bei der niedrigen Sommerwärme die Südfrüchte, selbst der Mais nicht mehr, desto besser dagegen mehrere unserer Obstsorten, besonders Aepfel. Van-Diemens-Land hat einige schöne Waldbäume, welche man in Neu-Holland noch nicht gesehen, und selbst ein größeres Raubthier von der Art des Panthers, welches aber den Menschen flieht. Sehr wichtig ist hier die Schafzucht, welche viel feine Wolle liefert. Eisen findet sich an der Nordküste in ganzen Bergen; auch Kupfer und Steinkohlen hat man entdeckt. Die Eingeborenen, von gleicher Art wie die Neu-Holländer, lebten einzig von der Jagd, kannten nicht einmal den Fischfang und hatten keine Kanoes. Sie waren erbitterte Feinde der Colonisten, welche aber die erste Veranlassung dazu gegeben. Ihre Zahl betrug 1842 nicht mehr als 54, nachdem man 1835 noch 210 nach einer benachbarten Insel verpflanzt hatte, wo sie verpflegt werden. Jetzt (1869) sind die Eingeborenen ganz ausgestorben. — Die Hauptniederlassung der Engländer, welche sich hier erst 1803 ansiedelten und unter dem Gouverneur von Neu-Süd-

Wales stehen, ist Hobart-Town (—taun), 2 Meilen vom Ausfluß des Derwent, welcher hier einen der geräumigsten und schönsten Häfen der Welt bildet, gleich Rom auf sieben Hügeln erbaut. Sie wurde regelmäßig angelegt und hat etwa 20,000 Einw. Der Walfischfang an dieser Küste ist erstaunlich ergiebig. — An der Nordküste liegt der ebenfalls vortreffliche Hafen Dalrymple nebst dem 1817 angelegten kleinen Orte Georgetown, mit 3000 Einw., und etwa 6 Meilen davon die kleine, jedoch lebhaften Handel treibende Stadt Launceston. Dem Aufblühen dieser Colonie stand lange ein furchtbares Hinderniß entgegen. Viele in die Wälder entlaufene Verbrecher hatten nämlich Räuberbanden gebildet, welche nur mit großer Mühe ausgerottet werden konnten. Die europäische Bevölkerung von Van-Diemens-Land, welches in neun Bezirke zerfällt, betrug 1854 65,000 Menschen, nachdem sie 1853 durch Auswanderung 2000 verloren hatte. Es befanden sich bis zu diesem Jahre 12,000 Sträflinge auf der Insel. Vom Jahre 1852 ab würden keine Verbrecher mehr aus England nach Tasmania transportirt. Die jetzigen Bewohner sind die Nachkommen der vom Jahre 1803—1853 dorthin geschafften Verbrecher. Die Colonie ist sehr im Aufblühen. In der Baßstraße liegen die Fourneaux-Inseln und die Insel King.

Neu-Seeland.

Oestlich von Tasmania (Van-Diemens-Land), zwischen 184 und 197° ö. Lg. und vom 34½ bis 47° s. Br., liegt Neu-Seeland, welches aus zwei größeren, durch die Cookstraße getrennten Inseln und der kleinen, durch die Foveauxstraße geschiedenen Stewart-Inseln im Süden besteht. Von jenen heißt die nördliche Eaheinomauwe oder Ikana-maui, d. i. der Fisch des Maui, und enthält 2576 □M.; ihre Küste ist sehr zerrissen und ausgezackt, doch sind die Ufer meist niedriges Flachland. Die mittlere Insel Te-Wahi-Punamu (d. h. Ort des Grünsteins) enthält 2219 □M.; ihre Küsten erheben sich in vielen Gegenden steil, oft wandartig aus dem Meere, sind meist wild zerrissen oder zeigen waldige Thäler; im Innern breiten sich Hochflächen mit unzähligen Seen aus und ein vollkommenes Alpenland breitet sich im Westen der Insel in der Richtung von SW. nach NO. streichend mit Schneefeldern, Gletschern, Bergseen und Wasserfällen aus. Der höchste Berg dieser Alpen ist etwa von der Höhe der Jungfrau in unserer Schweiz, Mount Cook 12,400′ hoch. Der wissenschaftliche Erforscher der Neu-Seeland-Alpen ist ein Deutscher, Dr. Haast, diesem thatkräftigen, unternehmenden Manne ist es auch gelungen, Goldfelder an der Westküste der von ihm speciell erforschten Provinz Canterbury zu entdecken. Durch Dr. Haast's Arbeiten besitzen wir einen Schatz an Material, wie er uns über einzelne Theile von Europa noch nicht so reichhaltig vorliegt. Die Karten und Landschaftsbilder, welche seine zahlreichen „Reports“ begleiten, haben uns mit einem großen Theil der Mittelinsel bekannt gemacht. Neben englischen Namen von Bergen und Gebirgstheilen begegnen wir auch zahlreichen deutschen Namen wie Mt. Göthe, Mt. Martius,

Mt. Carus, Mt. Petermann, Mt. Frauenfeld, Ritter Range*), Naumann Range, Lange Range u. A.

Die Westküste der Mittelinsel wurde im Jahre 1642 von Tasman zuerst erblickt. Es mußten 200 Jahre vergehen, ehe Thomas Brunner (1847) den Küstenstrich im Westen der Neu-Seeland-Alpen durchwanderte. Wurzeln, Farrnkräuter und Seetangen bildeten seine Nahrung. Wo bis zum Jahre 1865 nur selten ein kühner Forscher die endlose Wildniß mühselig durchstreifte, da entstehen jetzt Städte in europäischem Styl mit Magazinen, Banken, Hotels und Concertsälen, zahlreiche Handelsschiffe und Passagierdampfer legen dort an, über die kaum entdeckten Gebirgspässe ziehen Schaaren von Unternehmungslustigen dieser Küste zu, schon führt eine fahrbare Straße dahin und selbst eine Telegraphenleitung verbindet diesen plötzlich zu geschäftigem Leben erwachten Erdenwinkel mit den älteren Ansiedelungen im Osten des Gebirges. Diese zauberhafte Umwandlung hat, wie an manchen anderen Punkten der Erde, so auch hier das Gold zuwege gebracht**).

Die Nordinsel ist in vielen Beziehungen von der Mittelinsel merklich verschieden. Die Küsten sind sehr buchtenreich und vielfach gegliedert, wodurch das Innere leichter zugänglich ist. Das Innere der nördlichen Insel ist von bewaldeten Gebirgen erfüllt, welche zahlreiche Vulcane aufzuweisen haben. Die Gebirge erreichen keine alpine Natur. Die höchsten Berge sind der Mt. Egmont nahe der Küste 7800′ und mehr nach der Mitte zu der Ruapehu 8700′.

Vulcanische Thätigkeit zeigt sich in vielen Erscheinungen, wie Kratern, Erschütterungen, heißen Quellen, vorzüglich auf Eaheinomauwe. Unter den mineralischen Producten ist der Beilstein, eine Art Nephrit, merkwürdig, aus welchem die Eingeborenen ihre Beile und Streitäxte machen; er findet sich auf der südlichen Insel. Die Gebirge entsenden unzählige Bäche und Flüsse, meist nach O., und bilden malerische Gegenden mit den größten Wasserfällen. Das Klima ist in hohem Grade insularisch, d. h. die Winter sind milde, die Sommer kühl; daher friert es nicht in den Ebenen; Nebel und Orkane sind häufig; milder ist natürlich die nördliche Insel. Deshalb erfreut sich Neu-Seeland nicht nur einer sehr kräftigen Vegetation; worunter viele immergrüne Gewächse auftreten, sondern man begegnet selbst noch tropischen Pflanzen, z. B. einer Art Kohlpalme, dem schönen Baume Dracaena australis, welcher mit seinen breiten Blättern die Pandanenform vertritt; ferner Mimosen, Myrtaceen u. a. Die Einwohner leben von der Wurzel eines Farrnkrautes, von Kürbissen, mehlreichen süßen Bataten (Kumera) und mancherlei wildem Obste. Unter den vielen noch wenig bekannten Pflanzen zeichnet sich der neuseeländische Flachs (Phormium tenax) aus, woraus treffliche Netze und Stricke gemacht werden. Von den zahlreichen schönen Waldbäumen liefern einige treffliches Material zum Schiffbau. Diese Inseln hatten kein größeres vierfüßiges Thier. Durch die Europäer sind jetzt Pferde, Rinder, Schafe und vorzüglich Schweine eingeführt, welche sich im wilden Zustande außerordentlich vermehrt haben.

*) Range = Gebirgskette.

**) Petermann's Mittheilungen 1867.

Viele neue Vögelarten hat man entdeckt und das Meer wimmelt von Fischen und Schalthieren. Auf einer Insel der Südsee trafen die ersten Ankömmlinge noch den paradiesischen Zustand. Die Vögel setzten sich auf Kopf und Hand des Menschen. Nur ein schwarzer Schwan war flüchtig. Er war ein Zugvogel, hatte anderwärts die Tücke des Menschen erfahren. Die Thiere machen Erfahrungen und bilden sich, bis zu einer gewissen Grenze, fort. Die Einwohner sind einer der kräftigsten, schönsten und bildsamsten unter den Volksstämmen Polynesiens; derselbe gehört zu der Menschenrace, welche alle östlicher gelegenen Inseln bewohnt und zu den Malaien gerechnet wird. Es sind schöne Menschen von mehr oder weniger dunkler Farbe, schönen schwarzen Augen, langem schlichten Haar, deren Gesichtszüge denen der Europäer gleichen; nur ihre Schenkel sind nicht wohlgestaltet. Sie werden allgemein als kühn, aber höchst rachsüchtig und verrätherisch geschildert; schon viele Europäer sind von ihnen ohne Veranlassung überfallen und dann auch verzehrt worden. Sonst zeigt ihr Charakter auch Züge von Redlichkeit und besonders von Bildsamkeit. Auch hier herrscht Vielweiberei, und die Weiber werden übel gehalten. Ihre Kleidung besteht aus Matten von Phormium, die um den Hals gehängt werden; sie tättowiren oft mit großer Kunst das Gesicht und andere Theile des Körpers, und lieben Ohrgehänge von Knochen, Federn u. s. w., Halsbänder von Haifisch- und Menschenzähnen und anderen Putz. Ihre Wohnungen bestehen in niedrigen Hütten von Stäben und Gras, die aber oft zu Dörfern vereinigt und dann wohlbefestigt, nicht allein mit Pallisaden umgeben, sondern auch meist an unzugänglichen Orten angelegt sind. Die roheren Bewohner der südlichen Insel leben meist nur familienweise, die der nördlichen Insel sind in Stämme vereinigt und erkennen Oberhäupter. Ihre Nahrung besteht theils in den oben erwähnten Naturproducten, die sie aber auch selbst anbauen, wie sie auch sogar schon gelernt haben, Mais und Weizen zu bauen; theils in Fischen, die sie in sehr großen und gut gemachten Netzen fangen. Sie sind gar nicht ohne große Kunstfertigkeit; besonders machen sie schöne Kanoes oder Piroguen, die aus einem ausgehöhlten Cedernbaume bestehen, dessen Seiten aber durch Planken erhöht sind und dessen Vordertheil oft mit recht künstlichem Schnitzwerk verziert ist; die größten, zum Kriege bestimmten, sind wohl 60′ lang und 6′ breit und führen Ruder und Segel. Ebenso sind auch die Waffen sehr gut gearbeitet; sie bestehen in einer Lanze, einer Keule und einer Art Streitaxt von Beilstein, 14″ lang und 6″ breit. Bogen und Pfeile kennen sie nicht, haben aber durch die Europäer den Gebrauch des Schießgewehres gelernt, welches sie begierig gegen die Producte ihres Landes eintauschen. Auch wissen sie die Fische zu rösten und von diesen wie von Vegetabilien Vorräthe in ihren befestigten Wohnplätzen anzulegen. Ihre Sprache ist dieselbe wie die der Einwohner der Gesellschafts-Inseln, so auch ihre Religion. Ihre Todten werden begraben. Der Selbstmord soll nicht selten unter ihnen sein. Ihre Zahl ist wegen der ewigen Fehden wohl nur gering und vermindert sich von Jahr zu Jahr, namentlich durch die fortwährenden Kriege mit den Engländern.

Bei uns in Deutschland ist vielfach der Glaube verbreitet, diese Kriege seien durch die englische Colonialregierung verschuldet, das ist aber, wie mir Dr. Haast schreibt, durchaus nicht der Fall.

Dr. Haast hat auf seinen Forschungsreisen vielfach mit den Eingeborenen (Maoris) im Verkehr gestanden, er sagt von ihnen, sie seien ihm stets treue Freunde und Helfer gewesen.

Der ganze Wirrwarr ist auch hier wie ja so häufig anderswo durch die Pfaffen herbeigeführt, dieselben, als sie vor ca. 40 Jahren nach Neu-Seeland kamen, wünschten hier wie die Jesuiten in Südamerika sich ein eigenes Reich zu stiften. Sobald Colonisten in die nördliche Insel kamen, suchten sie stets die Eingeborenen aufzuwiegeln, weil sie wohl einsahen, daß ihr allmächtiger Einfluß durch erstere zu nichte gemacht würde. Es waren die Missionäre 2c., welche stets den Eingeborenen predigten, kein Land an die Regierung zu verkaufen. Manche Stämme hatten Millionen Morgen Landes als ihr Eigenthum und bebauten kaum 500 Morgen. Der Rest lag wüst und brach und doch sollte dasselbe nicht verkauft werden. Es waren mittelbar und unmittelbar die Missionäre, welche das Maorikönigthum aufhetzten. Sie mußten aber schließlich selbst das Feld räumen.

Der Maorikrieg entstand zu allem Anfang nicht, weil die englische Regierung die Eingeborenen zwingen wollte, Land an sie zu verkaufen, sondern weil ein Bund gebildet wurde, welcher die einzelnen Stämme verhindern wollte, ihr Eigenthum oder einen Theil desselben zu veräußern. Die Colonisten haben den Krieg stets mit Schonung geführt und die gefangenen Maoris gut behandelt oder ihnen auch die Freiheit geschenkt. Die Maori-Secte der Hau-haus aber haben in früheren und im gegenwärtigen Kriege sich die größten Grausamkeiten erlaubt.

Die englische Regierung entwickelt zu wenig Energie, behandelt die Eingeborenen mit zu großer Schonung. Sie suchte sie eine Zeit lang durch Geschenke an sich zu fesseln, man nannte die Politik die — „Sugar and Blanket policy“ — die Eingeborenen aber hielten die Schonung für Schwäche und wurden immer frecher, mordeten Colonisten und bestahlen sie, bis endlich die sich von Zeit zu Zeit wiederholenden Kriege unvermeidlich wurden. Dieser Kampf aber wird nur mit dem Untergang der Eingeborenen enden.

Der Holländer Tasman entdeckte, wie oben bereits gesagt, Neu-Seeland 1642; aber Cook, welcher diese Gruppe 1769, 1773, 1774 und 1777 besuchte, untersuchte sie zuerst genauer. Später versuchte der englische Missionar Marsden aus Neu-Süd-Wales hier 1815 in der Insel-Bai, am nordöstlichen Ende der Insel, eine Ansiedelung und legte unter dem Schutze mehrerer Oberhäupter eine Schule an, um nützliche Kenntnisse und menschliche Bildung bei den Eingeborenen zu verbreiten. 1840 hat Großbritannien förmlich Besitz von Neu-Seeland genommen und das Land dadurch in eine britische Colonie umgewandelt. Diese Colonie steht unter einem Gouverneur und ist in 9 Provinzen getheilt, deren jede einen gesetzgebenden Rath hat.

Die Nordinsel zerfällt in die Provinzen Auckland, Taranaki, Wellington und Hawke Bay. Die Mittelinsel eigentlich Südinsel Te Wahi Punamu ist in folgende Provinzen zertheilt: Nelson, Marlborough, Canterbury, Otago und South Land.

Hauptstadt der Colonie und der Nordinsel ist Auckland, mit 9000 Einw.; Wellington, Haupthandelsplatz in der gleichnamigen Provinz an

der Nordküste der Cookstraße mit 6000 Einw. und einer mittleren Jahrestemperatur von 11,8° R.

In der Südinsel, welche gegenwärtig schon an 200,000 Einw. zählt, sind die wichtigsten Städte: Nelson, auf der Südseite der Cookstraße, mit 5650 Einw., darunter viele Deutsche. Christchurch, mit 6600 Einw., in der Provinz Canterbury. Dundee, in der Provinz Otago am Hafen von Otago, mit 7000 Einw., durch Goldbergwerke rasch aufblühend. Invercargill, Hauptort von der Provinz South Land.

Nach dem Census vom 19. December 1867 hatte

die Nordinsel	79,913	Einw.
„ Südinsel	138,540	„
„ Chathaminsel	114	„
	218,567	Einw.
Militärpersonen, incl. Frauen und Kinder	1,455	„
Summa	220,022	Einw.

Die einzelnen Provinzen mit ihren Hauptstädten weisen folgende Ziffern auf: Auckland 48,321, mit der Stadt Auckland, 17,606 Einw., Taranaki, 4359 Einw., mit New-Plymouth, 2180 Einw., Wellington, 21,950 Einw., mit der Stadt Wellington, 7460 Einw., Hawke's Bay, 5283 Einw., mit Napir, 1827 Einw., Nelson, 23,814 Einw., mit der Stadt Nelson, 5652 Einw., Marlborough, 4371 Einw., mit Picton, 465 Einw., Canterbury, 53,843 Einw. (wovon die County of Westland mit 15,418 Einw. abgetrennt ist), mit Christchurch, 6647 Einw. und Hokitika, 4866 Einw., Otago, 48,569 Einw., mit Invercargill, 2006 Einw.

Während die weiße Bevölkerung durchschnittlich per Jahr um 30 % wächst, geht die eingeborene Bevölkerung rasch zurück. Zu Anfang des Jahres 1861 schätzte man die Eingeborenen auf 55,336 Köpfe, die approximative Zählung von 1867 ergab nur 38,500; von diesen kommen auf die Nordinsel 37,107, auf die Südinsel 1433. Auf letzterer wurden 1861 noch 2280 Maori gezählt.

Neu-Guinea. *)

Im N. von Neuholland und durch die Torres-Straße davon getrennt, liegt die große Insel Neu-Guinea, zwischen 149 und 167° ö. Lg., und von 10° s. Br. bis beinahe an den Aequator. Es ist bereits erinnert, daß die Portugiesen wahrscheinlich schon seit 1511 einige Punkte dieser Insel gekannt haben; sicher ist es, daß der Portugiese de Meneses 1526 wirklich bis an die Küste von Neu-Guinea verschlagen worden ist. Genauer ward sie jedoch erst von den Spaniern Ortez de Rez und Bernardo della

*) Wer sich über Neu-Guinea ausführlicher als es hier möglich ist, zu unterrichten wünscht, dem empfehlen wir „Neu-Guinea und seine Bewohner" von Dr. Otto Finsch, Bremen, Verlag von C. Ed. Müller 1865.

Torre 1545 untersucht und ihr wegen der Farbe der Einwohner der Name Neu-Guinea gegeben. Größere Verdienste erwarben sich um diese Gegenden Dampier 1688, Bougainville 1768, Cook 1770, und vorzüglich d'Entrecasteaux 1793. Dennoch sind die unregelmäßigen Umrisse dieses großen Landes noch keineswegs genau bestimmt, und der Flächenraum läßt sich nur muthmaßlich mit den Nebeninseln auf 13,000 □M. angeben. Die Europäer, vorzüglich in neuester Zeit die Holländer, haben immer nur selten und auf kurze Zeit einige Küstenpunkte, nie aber das Innere besucht; daher beschränkt sich Alles, was wir von diesem Lande wissen, auf Folgendes. Die Insel, welche gegen NW. eine große Halbinsel aussendet, ist sehr gebirgig, besonders steil an der Nordküste, aber schön bewaldet; an mehreren Stellen und auch auf den kleinen umherliegenden Inseln hat man Vulcane gesehen. Die Temperatur ist mäßiger, als man erwarten sollte, aber das Klima für Europäer nicht sehr günstig. Von der nur an den Küsten bekannten Pflanzenwelt läßt sich sagen, daß sie der der Molukken gleich ist, wie sich denn auch der Muskatbaum hier findet. Diesem Lande eigenthümlich scheinen die durch Goldfarbe und lange Schwanzfedern ausgezeichneten Paradiesvögel. Von Thieren kennt man nur wilde Schweine, Ratten und fuchsähnliche Hunde, deren sich die Einwohner zur Jagd bedienen; auch giebt es hier viel eßbare Vogelnester. Das Meer ist reich an Fischen und Schildkröten; auch sollen sich Perlenmuscheln hier finden. Besonders wird hier die Holothurien-Art häufig gefunden, welche die Chinesen unter dem Namen Trepang als Leckerbissen aufsuchen. Die Einwohner bestehen aus zwei verschiedenen Menschenracen. Die Küsten sind im Besitz der Papuas oder Austral-Neger, welche hier mehr Bildung zeigen, als anderswo. Sie haben geräumige, auf Pfählen ruhende Häuser am Ufer des Meeres, gute Boote, Bogen und Pfeile, und zeigen sich kriegerisch. Von ihrer Verfassung und ihrer Religion wissen wir nicht viel. Auffallend ist es, daß bei den verschiedenen Stämmen der Papuas sehr abweichende Sitten herrschen. Während bei den Bewohnern des Reiches Kapia und am Utanatefluß Vielweiberei gebräuchlich, d. h. jeder Mann nimmt so viele Frauen, als er ernähren kann, ist bei den Bewohnern von Doreh die Vielweiberei gänzlich verboten. Die Sitten der Bewohner Dorehs sind übrigens viel weniger barbarisch als man vermuthete. Diese Naturkinder haben viel lobenswerthe Eigenschaften. Gewöhnlicher Diebstahl gilt bei ihnen als das größte Verbrechen. Menschenraub aber ist erlaubt. Die Sclaven werden wie Mitglieder der Familie behandelt. Ehrfurcht vor dem Alter, Liebe gegen die Eltern und Geschwister und Keuschheit sind allgemein unter ihnen zu finden.

Den schönsten Menschenschlag fand man bis jetzt an der Humboldts-Bai (2° 32′ s. Br. und 140° 54½′ ö. L. v. Greenwich, entdeckt 1827 von Dumont d'Urville), die nähere Bekanntschaft verdanken wir der Expedition des „Etna" im Jahre 1858.

II. Der eigentliche australische Archipel.

Um diese Tausende von Inseln, welche vom 149 bis zum 270° ö. Lg. im Großen Ocean zerstreut liegen, einigermaßen übersehen zu können, wollen wir sie in zwei Hälften theilen, in die Inseln südlich und in die nördlich vom Aequator. In Hinsicht auf die physische Beschaffenheit dieser Inseln theilt man sie auch in hohe und niedrige. Die hohen Inseln sind, wie die unendliche Mehrzahl aller Inseln, die Gipfel von Gebirgen, einzelnen Bergen oder Hochländern, welche sich über die Oberfläche des Meeres erheben. Die niedrigen Inseln, auch Korallen-Inseln genannt, haben eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit. Sie haben in der Regel eine runde oder länglich runde Gestalt, doch so, daß sie gewöhnlich nur einen kleinen kreisförmigen Rand bilden, welcher sich nur wenig über das Meer erhebt und einen inneren See oder Lagune umschließt. Dieser Rand ist stets höher an der Windseite, niedriger und meistens durchbrochen an der entgegengesetzten Seite, wo eine oder mehrere Oeffnungen des Randes Canäle bilden, durch welche die Schiffe in die Lagune eindringen können. Ist der Rand, was aber selten, ganz geschlossen, so ist die Lagune ein kleiner Landsee, zuweilen auch schon ausgefüllt, und bildet dann nur eine flache Niederung. Bei vielen dieser Inseln ist der Rand so durchbrochen, daß das Ganze einem Kranze oder einer Perlenschnur von mehreren kleinen Inseln gleicht. Der Boden dieser Inseln besteht durchgängig aus Korallentrümmern, mit Sand und Schlamm vermischt; dieser Umstand, sowie die gewöhnlich kreisförmige Gestalt dieser Inseln, das nicht seltene Vorkommen von vulcanischen Producten und von Erdbeben auf denselben, der Umstand endlich, daß das Meer dicht am äußeren Rande sehr tief, in der Lagune stets von ungleich geringerer Tiefe ist, hat die nicht unwahrscheinliche Vermuthung veranlaßt, daß diese Inseln nichts als unterseeische erloschene Vulcane seien, deren Kraterränder durch den Bau der Korallen bis über die Meeresfläche erhöht worden, während die Lagune in der Tiefe des Kraters ebenfalls nach und nach von dem Korallenbau ausgefüllt werde. Dadurch würden sich auch viele Veränderungen an diesen Inseln erklären lassen, wenn man, ähnlich wie dies anderwärts beobachtet worden, örtliche Hebungen und Senkungen an solchen Meeresstellen annimmt, welche in vulcanischen Regionen nicht selten sind. Andere Korallenbauten bilden einen Kranz um Inseln und

lassen zwischen sich und der eingeschlossenen Insel einen breiten und tiefen Canal mit ruhiger See, wo Schiffe sicher vor Anker liegen können, so z. B. bei den Gesellschafts-Inseln; und endlich giebt es langgestreckte schmale Riffe, welche sich zuweilen hundert Meilen und darüber fortziehen, und wovon das großartigste Beispiel, das Great Barrier Reef, längs der NO.-Küste von Neuholland hinzieht. Offenbar hängen diese verschiedenen Formen von der Gestalt der Felsmassen ab, auf denen sich die Korallenthiere angesiedelt haben.

a) Inseln südlich vom Aequator. Sie bilden von Neu-Guinea aus eine ziemlich zusammenhängende, erst sich nach SO., parallel der Nordostküste Neu-Hollands, ziehende Kette, in deren Fortsetzung auch Neu-Seeland liegt, an welche sich eine gerade nach O. laufende Reihe von Inselgruppen anschließt. Südöstlich zunächst an Neu-Guinea erstreckt sich eine gebirgige Inselreihe, welche zuerst durch Bougainville und dann von d'Entrecasteaux untersucht und Louisiade genannt worden. Ihre Producte sind völlig unbekannt; man weiß nur, daß die Einwohner zur Race der Papuas gehören. — Etwas nördlich davon schließt sich an Neu-Guinea, durch die Dampiers-Straße davon getrennt, der beträchtliche Archipel von Neu-Britannien und Neu-Irland. Letzteres wurde von Carteret 1767, ersteres von Dampier 1699 und dann von Carteret genauer untersucht. Diese beträchtlich großen und stark bevölkerten Inseln sind bergig, wahrscheinlich vulcanisch, die Berge schön bewaldet und reich an Bächen, der Boden fruchtbar. Mehrere Palmenarten, Kokos, Pisangs, der Brotfruchtbaum, der Tikbaum, Yams wurden hier gefunden; an Thieren: das wilde Schwein, der Hund, das Krokodil, die Schildkröte. Die Einwohner, ebenfalls Papuas, sind kühn und verrätherisch, bauen aber das Land sehr sorgfältig, haben gute Wohnungen, zierliche Kanoes, schöne Fischergeräthe und als Waffen Schleudern, Keulen und Lanzen. Westlich von diesen größeren Inseln liegen viele kleinere, wie die Admiralitäts-Inseln u. a. — Südöstlich von Neu-Britannien liegt der große Salomons-Archipel oder Neu-Georgien. Er besteht aus einer Reihe von 6 größeren und vielen kleineren Inseln. Wahrscheinlich ist schon Mendana der erste Entdecker gewesen; später haben Bougainville, Surville und d'Entrecasteaux mehrere Punkte genauer bestimmt. Diese Inseln sind mit zum Theil sehr hohen, aber gut bewaldeten Bergen bedeckt, fruchtbar und scheinen gut angebaut; man will Gold in den Flüssen gefunden haben. Die Vegetation und das Thierreich ist denen auf den vorigen Inseln gleich. Die Einwohner gehören theils zur Papua-Race, theils sind sie kupferfarbig und braungelb mit schlichtem langen Haar. Sie gehen meist nackt, tättowiren aber das Gesicht und den Körper, in den Ohren und Nasen tragen sie Ringe, Muscheln und anderen Schmuck. Ihre Hütten bilden regelmäßige Dörfer. Ihre Fahrzeuge, aus mehreren Stücken zusammengesetzt und bis 80' lang, sind meisterhaft gearbeitet und zierlich ausgelegt, und doch bestehen ihre Werkzeuge nur aus Steinen und Muscheln. Sie haben gut gearbeitete Keulen, Bogen, Pfeile und Lanzen. Sie sind kühn und wild und leben in beständigen Fehden, wobei zuweilen Feinde gefressen werden. Sie stehen unter despotischen Oberhäuptern. — Oestlich von Neu-Georgien liegt der von gefährlichen Korallenriffen umgebene Archipel von Santa-Cruz, zuerst von

Mendana 1595, dann von Carteret 1767 besucht, welcher diese Inseln Königin-Charlotte-Inseln, die Hauptinsel aber Egmont nannte; zuletzt und am genauesten sind sie von d'Entrecasteaux 1793 beobachtet. Es sind 8 größere und 3 kleinere; die größte, auch Sta. Cruz genannt, hat sehr fruchtbaren Boden, schön bewaldete Berge und eine üppige Vegetation. Die Einwohner scheinen ein Gemisch der Negerrace und der eigentlichen Bewohner der Südsee-Inseln. Sie gehen zwar fast nackt, allein sie scheinen nicht ohne Kunstfertigkeit, wie ihre Häuser, welche in Dorfschaften zusammenliegen, Kanoes, Waffen und Plantagen beweisen; auch leben sie unter Oberhäuptern vereinigt. Bei einer dieser Inseln, Manicoli oder Wanikoro, auch Isle de Recherche genannt, ist La Pérouse verunglückt, dem 1828 hier ein kleiner Obelisk zum Denkmal errichtet worden. Mehrere kleine umherliegende Inseln müssen hier übergangen werden. — Südlich von Sta. Cruz liegen die neuen Hebriden und die große Insel Neu-Caledonia. Die ersteren wurden von Quiros 1606 entdeckt, welcher ihnen den Namen Tierra del Espiritu Santo (Heilige-Geist-Land) gab; Bougainville nannte sie die großen Cykladen, Cook 1774 neue Hebriden. Sie tragen schön bewaldete Hügel und Vulcane und gleichen in ihrer Beschaffenheit und ihren Producten, worunter besonders das Sandelholz zu nennen, den früher erwähnten. Wir nennen darunter die Gruppe der Banks-Inseln, 1789 entdeckt; die Heilige-Geist-Insel, welche die größte ist und gegen 100 □M. enthält; Mallicolo und das Vulcaneiland Tanna. Die Einwohner gehören zu den Papuas, sind braun, schmächtig und klein, fast wie die Neu-Holländer; auffallend ist der Schädel an der Stirn zurückgebogen oder eingedrückt. Sie gehen fast ganz nackt, werden aber als gutmüthig, gastfrei und als redlicher denn die meisten Bewohner dieser Inseln geschildert; auch sind sie thätig und zeigen viel Fassungskraft. Sie leben fast ganz von den Vegetabilien, die sie anbauen, und zeigen wenig Geschick zum Fischfange. — Die große Insel Neu-Caledonien, südlich von den vorigen, ward erst von Cook 1774 entdeckt; nach ihm war d'Entrecasteaux 1792 dort. Sie ist weniger von der Natur begünstigt, furchtbare Felsenrisse auf allen Seiten verhindern fast jede Annäherung, die Berge sind nackt und besonders die Westküste unfruchtbar. Die Einwohner, 40—50,000, ebenfalls Neger, aber groß und kräftig gebaut, gehören zu den Anthropophagen; sie sind sehr kriegerisch, haben aber keine Bogen, sondern nur Lanzen und Keulen, und bauen sich bienenkorbartige Hütten. Sie sind sehr arm, haben nicht einmal Schweine oder Hunde, sondern nur Hühner; auch verzehren sie nicht allein manche widrige Insecten, wie Spinnen, sondern sogar eine Art Speckstein. Neuerdings ist die Insel von der französischen Regierung statt des ungesunden Cayenne zu einer Verbrecher-Colonie ausersehen.

Im O. der neuen Hebriden treffen wir die Fidschi- oder Viti-Inseln, über 200 an der Zahl. Sie wurden von dem Holländer Tasman 1643 entdeckt; Bligh (blei) fand 1789 die nördlicheren derselben, welche auch nach ihm benannt werden. Die größte heißt Pau (pa-u) und erzeugt viel Sandelholz. Man kannte sie bis vor ca. 10 Jahren so gut wie gar nicht, da Korallenriffe die Annäherung äußerst gefährlich machen. Die Einwohner sind die gefürchteten Feinde ihrer Nachbarn auf den Freund-

schafts-Inseln, welche sie als roh und kriegerisch schildern, nichtsdestoweniger gehören sie zu den civilisirtesten Südsee-Insulanern, haben treffliche Kanoes, bauen sich große Wohnungen und unterhalten Pflanzungen. Vor mehr denn zehn Jahren verlangte die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika von den Häuptlingen der Viti-Inseln Schadenersatz für allerhand Unbilden, die einigen ihrer Bürger dort widerfahren waren. Thakombau, der Fürst von Mbau, der die Bezeichnung als König der Viti-Inseln von Seiten der Weißen acceptirt und damit die Verantwortung als oberster Machthaber auf sich genommen hatte, mußte die Forderung anerkennen und seitdem hat diese kleine Schuld von 45,000 Dollars nicht nur Eingeborene und Fremde auf Viti in Unruhe erhalten, sondern wiederholt die Regierungsorgane von England und Nordamerika ernstlich beschäftigt. Es ist kaum zweifelhaft, daß diese Schuld das Schicksal der ganzen Inselgruppe bestimmen wird. Aber Thakombau, außer Stande das Geld zu zahlen, trug 1858 durch Vermittelung des engl. Consuls die Souverainetät über die Inseln der englischen Krone an. Zur näheren Untersuchung der Verhältnisse schickte die Regierung 1860 den Oberst Smyth und Dr. Seemann nach den Viti-Inseln, aber der Bericht dieser beiden Männer fiel abrathend aus.

Eine Handels- und Colonisations-Gesellschaft unter dem Namen „Polynesia-Company“ bildete sich 1868 zu Melbourne, und schloß mit dem König Thakombau und seinen Nachfolgern einen Vertrag, welcher die Verhältnisse bis zur schließlichen Besitznahme der Inselgruppe durch die Briten oder Amerikaner zu schlichten geeignet ist*).

Die Freundschafts-Inseln oder der Tonga-Archipel, im SO. der vorigen, wurden zuerst von Tasman 1643, dann viel genauer von Cook 1773 und 1777, zuletzt von La Pérouse 1787 untersucht und sind seitdem auch häufig besucht worden. Sie erstrecken sich vom 18 bis 22° s. Br. und vom 199 bis 203½° ö. Lg.; ihre Zahl beträgt über 150. Mit diesen Inseln betreten wir eine viel gebildetere Welt. Sie gehören meistens zu den sogenannten niedrigen Inseln, ruhen auf Korallenfelsen und sind mit Riffen umgeben, welche gefährliche Brandungen erzeugen; die Hauptinsel Tongatabu liegt kaum 20′ über dem Meeresspiegel. Alle sind dem Erdbeben ausgesetzt, und auf einigen finden sich thätige Vulcane. Sie sind äußerst fruchtbar und haben ein höchst angenehmes Klima. Zu den Hauptproducten gehört der Brotbaum (Artocarpus), der 40′ Höhe erreicht, eine schöne Krone hat und 10—11 Zoll im Durchmesser haltende Aepfel hervorbringt, deren Fleisch vor der Reife weiß, später gelb und breiartig wird und ein Hauptnahrungsmittel abgiebt. Ferner die Kokospalme, der Pisang, die Yams- oder Igname-Wurzel von 2½′ Länge, süße Bataten, mehrere Feigenarten, Zuckerrohr, welches das beste bis jetzt bekannte ist. An vierfüßigen Thieren hat man nur Schweine, Hunde, Ratten und Vampyre, welche sämmtlich gegessen werden. Die Einwohner sind schöne, kräftige Menschen von kastanienbrauner Farbe, mit schwarzen krausen Haaren und

*) Der Wortlaut des Vertrages ist in der „Australian and New-Zealand Gazette“ 7. Nov. 1868, S. 296 abgedruckt. S. auch Petermanns Mittheilungen 1869.

schönen Augen; die Weiber, etwas kleiner, sind wohlgebildet. Man findet unter ihnen mehrere Albinos oder Kakerlaken. Ihr Charakter verdient alles Lob: sie sind gutmüthig, fröhlich und arglos; der häufige Diebstahl an Fremden ist mehr Folge ihrer Unwissenheit und Neugier. Sie bauen ihr Land vortrefflich und treiben die Fischerei im Großen. Zu ihren Fehlern gehört der häufige Genuß des Kawa, eines berauschenden Getränks, welches aus ausgekauten und mit Wasser zur Gährung gebrachten Wurzeln einer Pfefferart bereitet wird; es betäubt und veranlaßt ekelhafte Hautausschläge. Sie gehen fast nackt, nur die Weiber sind etwas bedeckt; alle, mit Ausnahme des Königs und einiger Oberhäupter, tättowiren sich. Ihre Wohnungen bestehen in einem Dache, welches fast bis zur Erde reicht, sind aber reinlich mit Matten ausgelegt und bilden sehr hübsche Dörfer. Die Vielweiberei herrscht auch hier; so leichtsinnig aber auch die Mädchen gegen Fremde, so zurückhaltend sind die Frauen. Sie erziehen ihre Kinder mit großer Milde und halten das Alter in Ehren. Alle diese Inseln standen sonst unter einem erblichen Könige, der abgöttisch verehrt wurde und dessen Vasallen-Fürsten, gegenwärtig unabhängige Häuptlinge, wiederum das Volk sehr grausam behandelten. Diese Insulaner zeigen viel Kunstfleiß: sie machen vortreffliche Matten und Zeuge aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaums. Ihre Piroguen sind künstlich gebaut, mit Segeln und Auslegern versehen: so nennt man Balken, welche über beide Seitenborde des Fahrzeugs mit der Wasserfläche parallel sich erstrecken und das Umschlagen verhüten. Ihre Waffen bestehen in Keulen und Speeren; des Bogens bedienen sie sich selten. Sie haben eine nicht unangenehme Musik und bedienen sich zweier Arten Flöten, wovon die eine aus mehreren Röhren besteht, eine wahre Pans-Flöte, die andere einfach und mit einem Nasenloche geblasen wird. Ihr Tanz besteht in langsamer und einförmiger Bewegung der Hände und Füße. Der Gruß besteht wie bei vielen Südsee-Insulanern in gegenseitigem Annähern und Berühren der Nasenspitzen. Sie beten eine große Menge Götter an; jede Naturerscheinung, jeder Ort hat seine besonderen Götter, denen Opfer, zuweilen sogar Menschenopfer, gebracht werden. Beim Tode eines Königs führen sie laute Klage, wobei sie sich den Körper fürchterlich zerfleischen. Es werden den Todten Denkmäler errichtet, wovon einige aus alter Zeit aus pyramidenförmig aufgerichteten und gut behauenen Steinen bestehen; eins derselben soll 165′ lang und 150′ breit sein. Auf der größten dieser Inseln, Tongatabu oder Tonga, welche stark bevölkert ist, haben die Engländer seit 1826 eine Mission errichtet, welche einen Theil der Einwohner zum Christenthum bekehrt hat. Niua oder Savage, mit 15,000 christl. Einw. — Im N. der Freundschafts-Inseln liegen die Schiffer-Inseln, welche zuerst von Bougainville 1768 bestimmt und von La Pérouse 1787 genauer untersucht sind. Sie gehören zu den reichsten, schönsten und bevölkertsten dieser Inselwelt. Alle sind hoch, bergig, aber fruchtbar, schön bewässert, reich an Wäldern und allen Producten dieser Gegend; auch scheinen sie sehr gut angebaut. Die Einwohner gehören zu den größten und stärksten Menschen und übertreffen darin die Europäer; besonders schön sind die Weiber, deren Sitten aber höchst schamlos. Diese Insulaner zeigen in allen Dingen viel Geschick, vorzüglich in der Behandlung ihrer Fahrzeuge, weshalb auch den Inseln

ihr Name gegeben worden. Gegen Fremde haben sie sich höchst verrätherisch gezeigt, vorzüglich gegen La Pérouse, welcher hier nach dem freundschaftlichsten Empfang ohne alle Veranlassung überfallen wurde. Gegenwärtig haben sich auch hier Missionare niedergelassen.

In weiter Entfernung östlich von den Schiffer-Inseln liegen unter 16—18° s. Br., zwischen 223 und 230° ö. Lg., die reichsten und schönsten der australischen Inseln, die Gesellschafts- oder Societäts-Inseln, auch wohl der Georgische Archipel genannt, 13 an der Zahl. Quiros sah sie zuerst 1606, nach ihm Wallis 1766, Bougainville 1768, Cook 1769; dann wurden sie häufig von Europäern besucht, und Wilson brachte 1797 die ersten englischen Missionare dahin. Alle diese Inseln erheben sich wie steile Gebirge aus dem Meere, sind aber auch zum Theil zirkelförmig von Korallenriffen umgeben, innerhalb welcher das Meer zwar sicher ist, aber welche oft nur einen schmalen und gefährlichen Zugang gewähren. Die größte von allen, Tahiti oder Otaheiti (o ist der Artikel), mag 28 □M. enthalten und wird von vielen englischen und amerikanischen Schiffen besucht. Sie sind größtentheils vulcanischen Ursprungs, aber hinreichend mit Bächen und Seen versehen. Das Klima gehört zu den reizendsten in der Welt. Der Brotfruchtbaum macht auch hier den Hauptreichthum der Einwohner aus; außerdem bauen sie die Kokospalme, den Pisang, die Yams und andere Wurzeln, haben mehrere Feigenarten, Zuckerrohr, welches besonders von europäischen Ansiedlern gebaut wird und selbst einen Ausfuhrartikel liefert, Bambus, den Papier-Maulbeerbaum und mehrere Farbepflanzen. An Hausthieren besitzt man nur Schweine, Hunde und Hühner. Das Meer ist äußerst fischreich und liefert auch Perlenmuscheln. Die Bevölkerung dieser Inseln soll ehemals sehr bedeutend gewesen sein; die Kriege aber, welche die Einführung des Christenthums veranlaßt hat, und die von den Europäern mitgebrachten Krankheiten haben sie sehr verringert, und Taheiti soll kaum noch 10,000 Menschen zählen. Die Einwohner gehören zu den größten und schönsten Menschen dieser Gegenden, besonders die Vornehmern, während das niedere Volk kleiner, dunkler und schwächer ist. Nur ist die Nase etwas flach und der Mund etwas zu groß. Sie sind äußerst leichtsinnig, fröhlich und sinnlich, nicht rachsüchtig, aber äußerst diebisch und oftmals zur Verrätherei geneigt. Die Weiber sind schön und als Mädchen höchst zügellos. Sie wissen ihre Speisen mannigfaltig und reinlich zuzubereiten, und namentlich die Brotfrucht auf mancherlei Weise Monate lang aufzubewahren. Das berauschende Getränk aus der Pfefferstaude, hier Awa genannt, war sonst auch hier gewöhnlich. Sie bekleiden sich etwas mehr und sorgfältiger, als die übrigen Südsee-Insulaner, und wissen sehr hübsche Zeuge aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes zu verfertigen; ihr Kopfputz ist mannigfaltig und schön; sie tättowirten ehemals den Leib, aber nicht das Gesicht, und sind so reinlich, daß sie täglich mehrere Male baden. Ihre Häuser sind eigentlich nur Dächer, die auf der Erde ruhen, und dienen nur zum Schlafen, werden aber sehr reinlich gehalten. Sie haben Kanoes von verschiedener Art; die kleineren sind äußerst schmal, die zum Kriege eingerichteten sind oft 70′ lang, zu zweien verbunden, mit Masten, Segeln und Auslegern versehen. Ihre Waffen bestehen in Schleudern und Lanzen. Sie hatten

auch früher schon eine ordentliche Regierung, einen erblichen König (oder eine Königin), unter welchem viele Oberhäupter, Eris, stehen, und mehrere andere Abstufungen des Ranges, mit einer Art von Lehnssystem; das eigentliche Volk, die Mahanunen (oder Bauern) und die Tautaus (das Gesinde), wurden sehr gemißhandelt. Das Zeichen der königlichen Würde war ein rother Leibgürtel. Jetzt haben sie eine der englischen sich nähernde Verfassung angenommen. Die Weiber wurden wenig geachtet, durften nie mit dem Manne essen und mußten sich mancher Speisen ganz enthalten. Sie lieben ihre Kinder sehr und unterrichten sie sorgfältig. Bei den Großen herrschte fürchterliche Unzucht; es gab ganze Gesellschaften, Areyos, von jungen Leuten beider Geschlechter, welche sich zu allen Ausschweifungen verbanden, und die daraus entstehenden Kinder wurden getödtet; ebenso tödtete eine vornehmere Frau das Kind, wenn es von einem Manne geringeren Standes war. Die Sprache dieser Insulaner ist äußerst sanft und wird fast auf allen australischen Inseln gesprochen. Sie sind nicht ohne Anlage zur Poesie; ihr Gesang ist angenehm. Ihre öffentlichen Vergnügungen bestanden in Ringen, woran auch Weiber Theil nahmen, vorzüglich aber in Tanz, theils von Weibern allein, theils von beiden Geschlechtern zugleich, womit sie eine Art von mimisch-dramatischer Darstellung verbanden. — Sie erkannten früher einen obersten Gott, Eatua rahai, und viele Untergötter, sowie auch Hausgötter, und glaubten an ein zukünftiges glückliches Dasein; ihre Priester waren zugleich Aerzte und Zauberer. Die Begräbnißplätze großer Familien, Moraïs, waren zugleich Oerter der Anbetung, wo sie die grob gearbeiteten Statuen ihrer Götter in verzerrten Menschengestalten aufstellten, wo laute Gebete gehalten und Opfer, zuweilen Menschenopfer, gebracht wurden. Ein solcher Morai bestand zuweilen aus einer 40′ hohen Pyramide mit Stufen und mit schönen Bäumen umpflanzt. Die Leichen der Großen wurden gewissermaßen einbalsamirt und Monate lang aufbewahrt, dann erst begraben. Der König war tabu (heilig, unantastbar) und ebenso Alles, was er berührte, daher er in kein fremdes Haus ging, weil sonst Niemand es hätte benutzen dürfen; selbst der Becher, woraus er getrunken, wurde gleich zerstört; aber auch die Priester sprachen das Tabu aus über Oerter und Gegenstände, die dann Niemand betreten oder berühren durfte; ja oft über gewisse Speisen, deren man sich dann eine Zeit lang enthalten mußte. — Sehr viel von diesen Einrichtungen und Sitten ist jetzt, nachdem es den englischen und nordamerikanischen Missionaren gelungen, das Christenthum einzuführen, gänzlich verschwunden *). Die ausgelassene Fröhlichkeit, die zügellosen Sitten, die Tänze und die Gesänge des Volks sind nicht mehr vorhanden; man hat viele Kirchen und Capellen erbaut, welche sehr regelmäßig besucht werden; die Sonntagsfeier wird mit puritanischer Strenge beobachtet; ein großer Theil des Volks hat lesen und schreiben gelernt, und man hat schon angefangen, die Bibel und andere Andachtsbücher in der Landessprache zu drucken. Leider hat es aber auch blutige Kämpfe gekostet, wobei ganze Volksstämme ausgerottet worden, um

*) Auf der Tahiti benachbarten Insel Eimeo fand zuerst in Australien das Christenthum Aufnahme.

diesen Samen einer besseren Bildung auszustreuen, und dazu ist seit 1835 noch der Kampf und die Eifersucht zwischen den älteren protestantischen Missionaren Englands und den neuen katholischen Frankreichs gekommen, in Folge dessen letzteres sogar die Inseln unter sein Protectorat stellte (1843) und militärisch besetzte, obwohl die Königin und das Volk sich den Franzosen abhold zeigten. Die Bevölkerung dieser Inselgruppe soll dadurch auf $1/_{10}$ ihres früheren Betrages herabgekommen sein. — Westlich von den Gesellschafts-Inseln liegt die kleine Gruppe der Cooks-Inseln, nach ihrem Entdecker genannt. Sie gehören zu den niedrigsten Koralleneilanden und leiden an Wasser Mangel. Die Bevölkerung ist zahlreich und größtentheils zum Christenthume bekehrt. — Im O. der Gesellschafts-Inseln liegt eine sehr große Anzahl kleiner Koralleninseln zerstreut, welche zuerst wohl von Quiros theilweise gesehen, dann von anderen Seefahrern gelegentlich berührt, fast nie aber genauer untersucht worden sind. Der größte Theil von ihnen ist flach und das ganze Meer dort bei großer Tiefe mit den gefährlichsten Korallenriffen bedeckt, daher auch diese Gegenden die südlichsten Austral-Inseln, der gefahrvolle Archipel, das böse Meer, die Inseln selbst aber die niedrigen Inseln genannt werden. Ihre Producte und Bewohner gleichen im Ganzen denen der vorigen; viele sind ganz unbewohnt; auch hier ist ein Anfang mit Verbreitung des Christenthums gemacht worden. — Im NO. der Gesellschafts- und im N. der niedrigen Inseln, vom $7^3/_4$ bis $10^1/_2{}^0$ s. Br., liegen die Marquesas-Inseln, eine Gruppe von 13 hohen Inseln mit ungefähr 24 □M. Oberfläche und 25,000 Einw. Der erste Entdecker Mendaña, woher sie auch wohl Mendañas-Archipel genannt, gab ihnen den Namen des Marquis von Mendoza, daher auch Mendozas-Archipel. Erst Cook fand sie 1774 wieder, und 1791 gab ihnen der Nordamerikaner Roberts den Namen Washingtons-Archipel; sie sind von den Russen unter Krusenstern 1804 untersucht worden. Natur und Menschen sind denen auf den Gesellschafts-Inseln ziemlich gleich; nur scheinen diese Inseln nicht so reich an Vegetabilien, auch sind die Schweine selten. Die Einwohner sind auch hier schön und kräftig, aber im höchsten Maße sittlich entartet, und die Weiber über alle Begriffe schamlos. Sie tättowiren den ganzen Körper, besonders die Vornehmeren, mit größter Sorgfalt. Auf der Hauptinsel Nukahiwa giebt es soviel Könige, als Thäler, aber ihr Ansehen ist sehr unbedeutend. Die verschiedenen Thäler hatten sonst häufige Kriege unter einander, die erschlagenen Feinde wurden verzehrt, und nur zu deutlich haben sie bewiesen, daß die Furcht sie abhält, es mit jedem Fremden so zu machen. Diesem Zustande ist dadurch ein Ende gemacht, daß im Herbste 1842 Frankreich den ganzen Mendaña-Archipel, obwohl ohne den geringsten Schein eines Rechtsgrundes, in Besitz genommen hat; die Lage der Gruppe auf dem Wege von Panama nach China verleiht dieser Colonie für die Zukunft in der That eine außerordentliche Wichtigkeit. Auf einigen dieser Inseln befinden sich seit 1827 christliche Missionare. — Von ganz ähnlicher Beschaffenheit sind die Roggeveens-Inseln im NW. der Gesellschafts-Inseln, welche der Holländer Roggeveen 1722 entdeckte; nur sollen die Einwohner gutmüthiger und sanfter als die auf den Marquesas sein. — Südlich von den niedrigen Inseln liegt, unter 25^0 s. Br. und 247^0 ö. Lg.,

die kleine Insel Pitcairn, worauf etwa 90 Einw. leben, die von englischen Matrosen abstammen, welche 1789 sich gegen ihren Capitän Bligh empört, die Offiziere ausgesetzt und sich nach Otaheiti begeben hatten, von wo sie mit einigen Männern und Weibern dieser Insel nach Pitcairn segelten. Hier kamen die meisten durch gegenseitige Ermordung um; der einzige übrig gebliebene Engländer, der Matrose John Adams, unterrichtete die Weiber und Kinder im Christenthum und bildete einen kleinen, ganz patriarchalischen, sehr wohl geordneten Staat. Er ist vor längerer Zeit gestorben, und seine Insulaner, welche aus Furcht vor Wassermangel von der englischen Regierung die Erlaubniß erbeten hatten, sich auf Otaheiti niederzulassen, sind 1832, nachdem mehrere von ihnen auf Otaheiti gestorben, nach Pitcairn zurückgekehrt. — Wir übergehen eine Menge kleiner unbedeutender Inseln, welche noch zwischen diesen größeren Gruppen zerstreut liegen, und erwähnen nur noch als die östlichste der australischen Inseln die Oster-Insel, unter 27° s. Br. und 268° ö. Lg.; sie hat etwa 4 M. im Umfange, leidet aber großen Mangel an Holz und süßem Wasser; ihre Bewohner (1500 bis 2000) sind wohlgebildet, haben Pflanzungen und Wohnungen und verfertigen Zeuge und Körbe. Noch weiter östlich liegt der kahle Felsen Salas y Gomez. — Wir gehen nun zur zweiten Abtheilung dieser Inselwelt, nämlich zu den

b) Inseln nördlich vom Aequator über. Hier treffen wir zuerst, unter 217½ bis 222¾° ö. L., und unter 19 bis 22¼° n. Br., die beträchtliche Gruppe der Sandwich-Inseln, welche, 22 an der Zahl, zusammen 300 □M. groß sind. Sie wurde von Cook 1778 entdeckt, welcher hier in einem zufälligen Streite mit den Eingeborenen seinen Tod fand. Später sind sie sehr häufig von Europäern besucht und jetzt für Handel und Schifffahrt bei Weitem die wichtigsten aller australischen Inseln geworden. Sie sind alle gebirgig, meistens vulcanisch; auf der Hauptinsel Owaihi, von 187 □M. mit kaum noch 40,000 Einw., erheben sich drei sehr hohe vulcanische Berge, der Mauna (d. i. Berg)-Loa 12,400′, der Mauna-Kea 13,100′ und der Mauna-Wararai über 7900′ hoch; der Mauna-Kea scheint überall hohl zu sein, so daß man auf einer Trommel zu gehen glaubt. Der Mauna-Loa ist ein stets thätiger Vulcan, dessen Krater an der Westseite 1½ M. Umfang hat, an seinem Ostfuße erhebt sich der noch thätigere kleine Vulcan Kiranea, etwa 3750′ hoch, dessen Krater ein ungeheurer Schlund von nahe 2 M. Umfang und 1000′ Tiefe bildet; auf seinem Boden stoßen 50–60 Kegel beständig Lava, Rauch, Asche rc. aus, und besonders interessant sind daselbst zwei fast ununterbrochene siedende Lavaseen. Vom Mauna-Loa zieht sich eine Reihe von Kratern in der Richtung von O. nach W. quer durch die Insel. Dabei sind die Inseln von schönen Bächen bewässert und haben ein mildes Klima. Um von den Temperaturverhältnissen auf dem weiten Gebiete der australischen Inselwelt im Großen Ocean eine Vorstellung zu geben, benutzen wir die einzige längere Beobachtungsreihe auf der dortigen Inselgruppe, nämlich die der Missionare zu Honolulu auf Woahu, in 21⅓° n. Br. und 219⅔° ö. Lg., also nahe an den Grenzen der tropischen Zone, welcher fast sämmtliche Inselgruppen Australiens angehören. Hier beträgt die mittlere Wärme des Jahres 19° R., der Winter ist nur 1¼° kälter, der

Sommer 1¼° wärmer; im Januar sinkt die mittlere Wärme der Monate am tiefsten (17°), erhebt sich aber selbst im wärmsten Monate, dem August, nicht über 20¾°, so daß also auch noch bei diesem Abstande vom Aequator, in Folge des Einflusses des Oceans, eine große Gleichförmigkeit der Temperatur herrscht. Eine Kälte von + 7° und eine Wärme von mehr als 25° R., was die äußersten Grenzen der Schwankungen des Thermometers sind, kommen hier überhaupt nur höchst selten und ausnahmsweise vor. Dies dürfte genügen, um für die noch größere Gleichförmigkeit der Temperatur anderer australischen Inseln, besonders in der Nähe des Aequators selbst, einen Maßstab zu erhalten. Die Producte sind ganz die nämlichen wie auf den oben erwähnten Inseln; nur ist der Anbau hier ungleich besser, und daher auch der Viehstand sowohl der Schweine, welche hier ursprünglich vorhanden, als auch des Rindviehes, welches die Einwohner durch Vancouver erhielten, sehr bedeutend. Das Hauptnahrungsmittel war früher die Taro-Wurzel (Arum esculentum), welche zu Brei gekocht wurde; jetzt sind aber auch der Mais und viele andere europäische Früchte eingeführt worden. Das hier einheimische Zuckerrohr gehört zu den allervorzüglichsten Arten; auch mit der Baumwolle und der Seidenzucht hat man Versuche gemacht. Die Fruchtbarkeit, obwohl sie sich auf die Küste beschränkt, ist ungemein groß, da auf demselben Felde im Jahre mehr als eine Ernte gesammelt werden kann. Unter den Mineralien ist auf Owaihi der Schwefel und Seesalz besonders wichtig. Die Einwohner, wenngleich nicht ganz so schön als die der Gesellschafts-Inseln, übertreffen alle Australier an Fähigkeiten. Sie sind heiter, sehr gesellig und weniger falsch als die übrigen. Alles, was sie anfertigen, ihre Zeuge (Tappa) und Matten, ihre Waffen, ihre Fahrzeuge sind viel besser als die der anderen Insulaner; ja sie haben von den Europäern den Schiffbau erlernt und besitzen jetzt schon mehrere große Seeschiffe, womit sie für eigene Rechnung nach der Westküste Amerikas und China segeln, um vorzüglich mit Salz und Sandelholz Handel zu treiben *). (Außerdem werden Arrow-root, Zucker, Taback, Hölzer, Seeotterfälle 2c. ausgeführt.) Sie sind treffliche Seeleute und schwimmen unglaublich leicht. Einer ihrer letzten Könige, Kameamea, † 1819, war ein ausgezeichneter Mann; er befreundete sich seit 1794 mit den Engländern, schuf sich eine Seemacht, eroberte damit die ganze Inselgruppe, hielt eine regelmäßige Leibwache von 50 Mann, mit Flinten bewaffnet, und hatte an 60 Europäer und Amerikaner in seinen Diensten. Im Jahr 1824 starb sein Nachfolger nebst Gemahlin in London, wohin sie gekommen waren, um Europa kennen zu lernen. Seit 1819 ist der Götzendienst mit seinen Menschenopfern ganz abgeschafft, und Christenthum und Bildung haben unglaubliche Fortschritte gemacht; doch sollen sich die Einwohner nicht so knechtisch den Missionaren unterwerfen, wie die Otaheiter. Der Hauptort auf Owaihi ist das Dorf Karakakua an der Westseite, mit einem stark besuchten Hafen. — Auf der Südwestküste von Woahu oder Oahu, einer Insel von 25 □M. mit 28,000 Einw., ist Hanaruru

*) Jährlich landen zu Honolulu über 100 fremde Schiffe, besonders amerikanische Walfischjäger, um Lebensmittel einzunehmen.

oder Honolulu, unter 21 1/4° n. Br., ein guter und durch 2 Forts vertheidigter Hafen, die Residenz des Königs, mit 10,000 Einw., worunter etwa 400 Ausländer, und der Sitz der englischen und nordamerikanischen Consuln. Hier sind 2 Missionsschulen mit 450 Schülern, ein Liebhabertheater, eine Druckerei, welche eine Zeitung und in der Volkssprache verschiedene religiöse und Schulbücher herausgegeben; ferner viele Handwerker; das beste und größte Gebäude ist das Missionshaus. — Nördlich von Owaihi liegt Mauwi oder Maui, mit 24,000 Einw., eine sehr ergiebige und von Schiffen viel besuchte Insel. Die Gesammtzahl der Einwohner dieser Inselgruppe, welche sich zu Cooks Zeiten noch auf 400,000 belief, beträgt jetzt (nach Zählung von 1861) 67,084 Eingeborene und 2716 Fremde, Summa 69,800 Einw.

Weit im SW. der Sandwich-Inseln liegt zwischen 177 und 197° ö. Lg., vom 13. Grade n. Br. bis über den Aequator hinaus, die lange Reihe der Inseln von Lord Mulgraves-Archipel. Sie wurden 1788 vom Capitän Marshall entdeckt, welcher indeß nirgends ans Land ging. Viele dieser kleinen Inseln gehören zu den niedrigen Koralleneilanden und sind mit Riffen umgeben und durch solche mit einander verbunden, daher höchst gefährlich für den Seefahrer; andere sind bergig. Alle zeigen eine schöne Vegetation; außer Kokos, Kohlpalmen, Brotfruchtbäumen, Bananen und Arum hat man keine Früchte gesehen, ebensowenig Hausthiere. Die Einwohner sind den Bewohnern aller früher erwähnten Inseln verwandt und haben gut gebaute Kanoes. Der südliche Theil dieses Archipels wird auch Gilberts-Archipel genannt. Der nördliche, auch die Marshalls-Inseln genannt, besteht aus den beiden parallelen, von Kotzebue 1816 näher erforschten Ketten Radack und Ralick, wie sie die Eingeborenen nennen, deren Boden wenig fruchtbar und deren Einwohner höchst gutartig, liebenswürdig und verständig sind. Ausgezeichnet sind sie, wie die Bewohner der nächst folgenden Inselgruppen, durch ihre höchst kunstreichen Proen, d. h. Schiffe. Diese bestehen aus einem 17—18′ langen, aber kaum 2′ breiten und etwa 3′ tiefen Schiffskörper, mit welchem parallel sich in einer Entfernung von 11—12′ ein ebenso langer Schwimmbalken befindet. Auf beiden, die dadurch verbunden werden, ruht ein Verdeck oder ein gedielter Boden, auf welchem sich die Mannschaft aufhält; der etwa 20′ hohe Mast erhebt sich zwischen beiden Schwimmkörpern, doch dem Schiffskörper etwas näher. Diese Inseln gehören zu den neuesten Korallenbildungen, sind niedrig und haben meistens noch eine Lagune in ihrer Mitte. — Westlich davon erstreckt sich in der Richtung von O. nach W. die zahlreiche Gruppe der Carolinen oder neuen Philippinen, mit über 400 Inseln vom 150 bis 180° ö. Lg. Sie sind den Europäern zuerst durch Eingeborene dieser Inseln, welche durch Sturm, der hier häufig eintritt, nach den Ladronen verschlagen, 1697 bekannt geworden; aber erst Duperrey und der russische Capitän Lütke, 1828, haben ihre Lage näher untersucht. Sie sind theils dicht bewaldete Felseilande, theils niedere, weit dichter als die vorigen bevölkerte Koralleninseln. Die östlichen werden auch wohl die Gruppe Cittak genannt. Die Einwohner scheinen von derselben Race wie die der früheren Inseln zu sein und zeichnen sich durch ihren Handelsgeist und ihre weiten Seereisen aus. Sie stehen unter mehreren eigenen Häuptlingen. Etwas

bekannter ist der westlichste Theil dieser Gruppe, welcher unter dem Namen Pelew- (pelju) oder Palaos-Inseln häufig als eine eigene Gruppe betrachtet wird. Die Mannschaft eines gescheiterten englischen Schiffes ward 1783 von dem Könige dieser Insel so menschenfreundlich behandelt, daß England 1790 ein anderes Schiff mit Geschenken dahin sandte, wodurch die Lage dieser kleinen Gruppe genauer bestimmt ward. Durch dies Schiff erhielten die Einwohner, welche bis dahin kein vierfüßiges Thier besessen hatten, die meisten unserer Hausthiere und unseres Geflügels. Die Einwohner gleichen den übrigen Südsee-Insulanern, zeichnen sich aber durch besseren Anbau des Landes, bessere Wohnungen und schöne Fahrzeuge aus. Der Umgang mit Spaniern, Engländern und Amerikanern, welche hierher kommen, um Trepang zu fischen, hat jedoch die ursprünglichen Sitten dieser Insulaner sehr verschlechtert. — Wir beschließen die Betrachtung dieser Inselwelt mit den Ladronen oder Marianen. Sie wurden 1521 von Magelhaens entdeckt und Ladronen oder Diebes-Inseln genannt, wegen des allen Australiern eigenen Hanges der Einwohner zum Stehlen. Später, als die Spanier sie in Besitz genommen, erhielten sie von der Gemahlin Philipps IV., Maria, den Namen Marianen. Sie erstrecken sich in einer Reihe unter 164° ö. L. von S. nach N., etwa vom 13¼ bis gegen 21° n. Br., haben daher ein warmes, doch nicht ungesundes Klima, und enthalten noch brennende Vulcane. Es fehlt ihnen an sicheren Häfen. Die Vegetation ist üppig und dieselbe wie auf den vorigen Inseln; erst durch die Spanier sind die Hausthiere eingeführt, welche sich auf einigen jetzt unbewohnten Inseln im wilden Zustande sehr vermehrt haben. Die Einwohner scheinen von den Philippinen abzustammen und reden auch eine dort einheimische Sprache. Sie sollen ehemals weit zahlreicher gewesen sein (150,000), und u. a. lassen einige Monumente, welche aus mehreren Reihen steinerner Pyramiden von 14′ Höhe bestehen, auf eine gewisse Cultur schließen. 1816 war die Zahl der Einwohner durch Krankheiten und den Druck der Spanier, welche sich im Besitz der Inseln befinden, auf die unbedeutende Zahl von 5400 geschmolzen, und mehrere der schönsten Inseln im N. sind gegenwärtig völlig unbewohnt, die ganze Inselgruppe steht unter der Regierung der Philippinen. Die bedeutendsten sind die südlichen, nämlich: Guam oder Guajan, Guahan, auch S. Juan genannt, die größte; Tinian und Rota. Auf Guajan haben die Spanier die kleine Stadt und Residenz des Gouverneurs Agaña gegründet, welche 3000 Einw. zählt und wo ihre aus Amerika kommenden Schiffe anzulegen pflegen. Die Eingeborenen wohnen in Dörfern und bauen das Land.

D. Afrika.

Bei den Griechen hieß dieser Welttheil Libyen, bei den Römern, welche unter Libyen nur den nördlichen Theil desselben verstanden, hieß er Afrika; beide aber kannten davon nicht viel mehr als die Nordküste bis zur großen Wüste, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß, wie Herodot berichtet, schon 600 Jahre v. Chr. Phönicier auf Befehl des Königs Neko von Aegypten ganz Afrika umschifft und der Karthager Hanno etwa 450 v. Chr. wenigstens einen großen Theil der Westküste beschifft hat. Den Portugiesen war es vorbehalten, im 15. Jahrhundert die wahre Gestalt dieses Welttheils zu entdecken; schon 1433 umschifften sie das bis dahin für die äußerste Grenze der südlichen Welt gehaltene Vorgebirge Non (non plus ultra, d. h. nicht darüber hinaus) (Promontorium Herculis), unter 28½° n. Br., den Canarischen Inseln gegenüber; aber erst Bartolomeo Diaz erreichte das südlichste Vorgebirge von Afrika, welches er Cap der Stürme, König Johann II. aber mit besserem Sinn Cap der guten Hoffnung nannte; nun erst vermochte Vasco de Gama, 1498, unter Emanuel dem Großen, Afrika zu umschiffen und in Ostindien zu landen.

Die Erforschung Afrikas ist seit vielen Jahren die Sehnsucht tapferer Männer, obgleich dieselbe seit den letzten 60—70 Jahren, in welchen sie an Heftigkeit zugenommen hat, etwa 150 kühne Forscher das Leben gekostet hat. Zu den verdienstvollsten dieser Männer gehört unter den Briten vor Allen Mungo Park, der 1795—97 den Niger entdeckte, 1805 aber auf der zweiten Reise als Opfer seines Eifers fiel; Brown, Entdecker des Reiches Darfur, 1793—96; Lyon, Entdecker des Landes Fezzan, 1719—20; Oudney, Denham und Clapperton, die zuerst von Osten her bis in die Nähe des Niger vordrangen, was Clapperton auf seiner zweiten Reise 1826—27 auch von anderer Richtung her gelang, dann aber den Anstrengungen unterlag; Laing, der 1827 Timbuktu erreichte, unmittelbar darauf aber ermordet wurde; die Brüder Lander, die Entdecker des unteren Laufs und der Mündung des Niger, 1831; Richardson, der 1845—46 und 1850—51 viele Regionen Nordafrikas erforschte; der Missionar Livingstone, der bis zum See Ngami und von da bis zum Atlantischen Ocean vordrang. Später erforschte er das Land nördlich vom Zambezi. 1859 entdeckte er den Shirwasee. Im Jahre zuvor, 1858, hatte Capitän Speke den südlichen Theil des Ukerewe (Victoria-Nyanza) entdeckt und 1862 am 28. Juli fand der kühne Forscher die nördlichen Ufer des Ukerewe mit einem starken Abfluß, von dem sich vermuthen läßt,

daß es der Weiße Nil sei. Sein Landsmann Baker entdeckte im Nilgebiet den Albert-Nyanza-See. Beide mächtige Seebecken gehören dem Nil an, der von Speke entdeckte Abfluß des Ukerewe geht nach Bakers Feststellung in den Albert-See und verläßt als Weißer Nil den Albert-See. Es bleibt nun noch die Frage zu lösen, ob der Albert-See einen so mächtigen Zufluß aufnimmt, der als Urquell des Weißen Nil betrachtet werden kann; möge es Livingstone beschieden sein, diese Frage zu lösen. Einstweilen aber sind wir vollständig berechtigt, den Ukerewe-See als den Urquell des Weißen Nil und Speke als dessen Entdecker zu betrachten. — Von deutschen Forschern in Afrika sind besonders zu nennen: Hornemann, der Entdecker von Fezzan, 1799—1805; Lichtenstein, der von Süden her die Länder des Beschuanenvolkes aufschloß; 1813 Burkhardt, 1821—25 Rüppell, Hemprich und Ehrenberg, mit jenem die Erforscher Nubiens, indem Rüppell 1831—33 die Forschungen bis Abyssinien fortsetzte; 1835—40 Rußegger, der gleichfalls Nubien und die Länder am Weißen Nil untersuchte. Die Forschungen deutscher Männer, wie Barths, Overwegs, der leider den Anstrengungen erlag, und Vogels, haben die Aufmerksamkeit aller civilisirten Nationen erregt, und den Eifer für afrikanische Forschung in dem Maße angefacht, daß seit Barth und Richardsons Expedition viele Expeditionen gefolgt sind und viele brave deutsche Forscher ihr Leben geopfert haben. 1861 im März landete die erste deutsche Expedition auf afrikanischem Boden. Diese Expedition unter der Führung von Th. v. Heuglin hatte zum Zweck die Forschungen Ed. Vogels fortzusetzen und zu ermitteln, ob dieser Reisende ermordet worden sei oder in Wadai gefangen gehalten würde. Die Expedition bestand aus den Herren v. Heuglin, W. Munzinger (jetzt britischer Consul in Massaua), Th. Kinzelbach, Dr. Steudner, L. Hansal (jetzt österreichischer Consul in Chartum), H. Schubert. Zu dieser Expedition ist auch die des Herrn M. von Beurmann zu rechnen. B. aber ging erst später als die vorgenannten Herren nach Afrika und er ist der Einzige, dem es gelang, die Grenze von Wadai zu erreichen, dem weiteren Vordringen dieses kühnen Forschers steckte der Tod ein Ziel. Er wurde beim Eintritt in Wadai ermordet. H. Schubert und Dr. Steudner starben im Gebiet des Bahr el Gazal. Der glücklichste von den deutschen Forschern in Afrika nördlich vom Aequator ist unstreitig Gerhard Rohlfs, ihm gelang es 1863—64 den hohen Atlas zu überschreiten und den Continent von dem Mittel-Meer bis zum Meerbusen von Guinea zu durchreisen. Im Gebiet des Nil waren, außer den schon genannten, noch folgende deutsche Forscher mit Erfolg thätig: Rußegger 1837—38, Th. Kotschy 1839—40, F. Warne 1840—41, Brehm 1848—50, Kaufmann 1860, Hartmann und Graf v. Barnim 1860; ferner sind in Nebengebieten des Nil zu nennen: Lepsius 1845 (Arabische Wüste ꝛc.), v. Minutoli und Scholz 1820 u. A.

Von den Franzosen, welche sich Verdienste um die Erforschung Afrikas erworben, abgesehen von den Eroberern von Algerien sind zu nennen: Caillié 1828, Duveyrier 1859, u. A.

Südlich vom Aequator. Die bedeutendsten Entfernungen hat in diesem Theil Livingstone zurückgelegt. Burton, Speke und Grant haben große Verdienste um die Erforschung der Quellgebiete des Weißen Nil.

Den Deutschen aber gebührt der Ruhm, Schneegebirge unter dem Aequator nicht nur entdeckt, sondern auch den Kilimandscharo erstiegen und gemessen zu haben. Die ersten Nachrichten brachten die Missionare Krapf und Rebmann, die wissenschaftliche Erforschung dieser interessanten Berggruppe, welche vermuthlich zum alten Mondgebirge gehört, haben wir dem Baron von der Decken und seinen Begleitern zu danken. Von der Deckens Reisen fallen in die Jahre von 1859--65; dieser Edelmann war nach v. Humboldt der erste Cavalier, der es vorzog, ein großes Vermögen und sein Leben lieber der Wissenschaft zu weihen, als wie so häufig in noblen Passionen zu verthun. Seine Bestrebungen werden hoffentlich von nachhaltiger Bedeutung sein. Am 2. October 1865 wurde dieser sich für die Wissenschaft opfernde Mann zu Berdera am Juba aus Rache und Habgier ermordet, mit ihm fiel sein Arzt und treuer Begleiter, Dr. Link. Von den noch lebenden Begleitern haben sich die Herren Dr. O. Kersten und R. Brenner*) hervorgethan. Von deutschen Reisenden und Forschern sind noch zu nennen: Dr. Roscher, C. Mauch, Dr. Fritsch**) (1863—66), die Missionare Hahn und Rath. — Reisende anderer Nationalitäten sind: Du Chaillu, Galton, Anderson, Monteirs, Ladislaus u. A.

Lage. Grenzen. Größe.

Afrika, im S. von Europa, im SW. von Asien, ist eine große Halbinsel,***) welche nur durch den 15 M. breiten Isthmus von Suez, zwischen dem Mittelländischen und Rothen Meere mit Asien zusammenhängt, übrigens aber vom Meere umflossen ist. Im N. wird Afrika vom Mittelländischen Meere bespült, welches hier den großen Meerbusen von Sidra, bei den Alten die große Syrtis, bildet; das nördlichste Vorgebirge dieser Küste ist das Cap Bianco (Râs el Abiad) (Prom. Candidum) unter 37⅓° n. Br., östlich davon Cap Bono (Râs Addar); die nordwestliche Grenze dieser Küste aber das Cap Spartel (Cotes) unter 36° n. Br., an der Straße von Gibraltar, welche hier, etwa 2½ M. breit, Europa von Asien trennt. Im W. grenzt Afrika an den Atlantischen Ocean, welcher den sehr großen Meerbusen von Guinea bildet. Die wichtigsten Vorgebirge auf dieser Seite sind, außer dem schon erwähnten Cap Non, das Vorgebirge Bojador, unter 26½° n. Br.; das Weiße Vorgebirge oder Cap Blanco (Pr. Soloeis), unter 21° n. Br.; das Grüne Vorgebirge oder Cap Verde, das westlichste, unter 14⅘° n. Br. und wenig östlich

*) Baron Carl Claus von der Deckens Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859—1865. Herausgegeben von Kersten und Brenner. Der erste Theil von Dr. Otto Kersten ist (1869) im März erschienen. Das Werk wird im Auftrage der Mutter des Reisenden, der Frau Fürstin Adelheid von Pleß, herausgegeben. Der vorliegende Band, von Kersten bearbeitet, verbindet alle guten Eigenschaften eines Buches. Er ist belehrend und sehr gut geschrieben, dazu giebt er eine reiche Fülle von Illustrationen. Das Werk ist sehr zu empfehlen.

**) Drei Jahre in Süd-Afrika. Reiseskizzen. Nach Notizen des Tagebuchs zusammengestellt. Von Dr. Gustav Fritsch. — Das beste Werk, welches wir über Süd-Afrika besitzen.

***) Der Suez-Canal macht Afrika zur Insel.

von 0° Länge von Ferro; das Rothe Vorgebirge, unter 12° n. Br.; das Cap Sierra Leone, unter 8° n. Br.; das Vorgebirge der Palmen oder Cap Palmas, unter 4½° n. Br.; das Cap der drei Spitzen, unter 15½° ö. Lg.; das Cap Formosa, unter 23½° ö. Lg.; Cap Lopez, unter 1° s. Br.; Cap Negro, unter 16° s. Br.; endlich das südwestlichste von allen, das Vorgebirge der guten Hoffnung, unter 34½° s. Br. und 36° ö. Lg.; das südlichste Vorgebirge von Afrika aber ist das Nadelcap oder Cap Agulhas (Aguljas), unter 34⅘° s. Br. Im O. wird Afrika vom Indischen Ocean bespült, welcher hier zwischen dem festen Lande und der Insel Madagaskar den Canal von Mozambique bildet; an dieser Küste liegen das Cap Corrientes, unter 24° s. Br.; Cap Delgado, unter 10½° s. Br., und das nördlichste Vorgebirge Cap Guardafui (Pr. Aromata?), unter 11⅘° n. Br. und 69° ö. Lg. Im NO. endlich berührt Afrika das Rothe Meer, welches mit der 5 M. breiten Meerenge von Bab el Mandeb unter 12½° n. Br. beginnt und durch den Isthmus von Suez vom Mittelmeer geschieden wird. Afrika erstreckt sich also vom 37⅓° n. Br. bis zum 34⅘° s. Br., oder fast ebensoweit südlich als nördlich vom Aequator, und vom 0° 6′ bis 69° ö. Lg., oder es hat 1080 M. von N. nach S. und etwa 1030 von O. nach W. Der Flächeninhalt, welcher aber keineswegs genau zu bestimmen ist, mag ohne die Inseln 550,000 □M., wovon mehr als ⅔ auf die nördliche Hemisphäre kommen, betragen, die Inseln 10,500 □M. Demnach ist das continentale Afrika 3⅓ Mal so groß als Europa, 4 Mal so groß als das continentale Australien, hat ⅚ der Größe Amerikas und ⅝ von der Asiens. Afrika zeichnet sich durch seine einförmige Gestalt vor allen anderen Erdtheilen aus und hat in seinem Umriß Aehnlichkeit mit Süd-Amerika. Sein Küstenumfang beträgt 3800 M., wovon eine bedeutende Strecke, nämlich über ⅙ (600 M.) allein auf die Küste des Mittelländischen Meeres, das Uebrige zu gleichen Theilen auf den Atlantischen und den Indischen Ocean fällt. Wie Süd-Amerika und Neu-Holland fehlt es dem Continent gänzlich an größeren Meerbusen und Halbinseln oder an einer höheren Gliederung, welche sein Inneres zugänglicher machen würde, denn nach den oben mitgetheilten Zahlen kommen nicht weniger als 143 □M. seiner Oberfläche durchschnittlich auf 1 Meile Küstenlänge. Dieser Umstand, mit anderen Eigenthümlichkeiten verbunden, macht Afrika zu dem unzugänglichsten, verschlossensten Continent, dessen Inneres bisher für die Culturentwicklung fast völlig fremd geblieben ist, weshalb es mit Europa den höchsten Gegensatz bildet. Eine Linie an der Straße Bab el Mandeb zur Bai von Biafra theilt den ganzen Erdtheil in ein gegen S. mit seiner abgestumpften Spitze gerichtetes Dreieck und in ein nördlich davon gelegenes Trapez (Viereck).

Allgemeine Beschaffenheit. Gebirge und Gewässer.

Auch jetzt noch, trotz aller Bemühungen der neueren Zeit, das verschlossene Innere dieses Welttheils genauer zu erforschen, ist es uns noch nicht gelungen, den inneren Kern des Continents zu durchdringen, doch in den letzten 20 Jahren sind enorme Fortschritte gemacht worden und es

heißt nicht zu viel voraussagen, wenn wir behaupten, daß bei gleichem stetigen Fortschritt in der Erforschung dieses Erdtheils in 15—20 Jahren der jetzt noch unbekannte Theil uns zugänglich und bekannt sein wird. Betrachten wir Afrika zuerst im Allgemeinen nach der Vertheilung der Höhen und Tiefen, so finden wir, daß sich etwa südlich vom 10. Grad n. Br. ein bis an die Küsten tretendes großes Hochland ausbreitet, Hoch- oder Süd-Afrika, während nördlich von jenem Parallelkreise ebenso ununterbrochen ein weites Plateau, das zuweilen sich zum Flachland erniedrigt, häufig aber auch zu isolirten Gebirgslandschaften entwickelt, an dessen äußerstem Nordrande zwei gesonderte Gebirgsglieder, nämlich das Plateau von Barka im O. und das Hochland der Berberei im NW., aufsteigen. Afrika zeigt also auch in Bezug auf seine Oberflächengestaltung eine große Einförmigkeit. $^2/_3$ des ganzen Erdtheils gehören der Form des Hochlandes, $^1/_3$ der des Flachlandes an, so daß ersteres hier ein merkwürdiges Uebergewicht hat.

Das südliche oder Hoch-Afrika bildet, soweit dasselbe uns bekannt ist, eine einzige massenhafte Erhebung, etwa 231,000 □M., die wahrscheinlich im Innern nirgend durch Tiefebenen von beträchtlicher Ausdehnung unterbrochen wird und meist nur sehr schmale Räume von Tiefland längs den Küsten übrig läßt. Randgebirge von 4—5000′ Höhe scheiden gegen Süden, im Caplande, die schmalen Küstenebenen von dem inneren Hochlande, welches mit dem wasserarmen, steppenartigen Plateau der großen Karroo-Ebene, 3000′ über dem Meere, beginnt; diese wird wieder weiter nördlich nach dem Innern zu durch parallele und bis 10,000′ aufsteigende Ketten von dem höheren ebenen, wasserarmen und baumlosen Tafellande des Oranje-Stroms, welches sich 5000′ hoch über den Meeresspiegel erhebt, getrennt. Hoch-Afrikas Südrand kann somit als eine Terrassenlandschaft mit wenigstens drei Stufen betrachtet werden, deren Randgebirge wie die einzelnen Stufen nach dem Innern zu an Höhe zunehmen. Aehnlich scheint der erforschte Ostrand bis zum Cap Guardafui gebildet zu sein; indeß ist die Terrassenbildung nur im südlichen Theile bis zum Zambezi-Flusse und im nördlichen bis zum Aequator, einigermaßen bekannt, und die Höhenverhältnisse der Stufen, welche nur einen schmalen Uferrand lassen, und der ziemlich parallel der Küste ziehenden Scheidegebirge lassen sich nicht genau angeben. Etwa unter 15° s. Br. wird ein Gebirge Lupata genannt, welches der Zambezi durchbricht. Auch längs der Westküste wiederholt sich die Stufenbildung am Coanza und Zaire, in Benguela, Angola und Congo: östlich von den Küstenebenen erhebt sich eine Bergkette, welche von jenen Strömen durchbrochen wird und über die man zu einem Berglande, der zweiten Terrasse, gelangt, welche wieder durch der Küste parallele Ketten von vielleicht über 14,000′ Höhe von der inneren und höchsten Stufe geschieden wird, die man für die Scheitelfläche Hoch-Afrikas hält. Als nördlichster Theil dieses Westrandes ist das Hochland der Amboser an der Bai von Biafra zu betrachten, welches sich zu Gipfeln von mehr als 13,000′ Höhe erhebt. Auch über den Nordrand besitzen wir nur spärliche zerstreute Nachrichten. Südlich vom Tschad-See breiten sich die Bergländer Mandara und Adamowa aus; westlich davon tritt die Gebirgslandschaft Haussa, vielleicht ein Vorsprung des Nordrandes, der bis zum mittleren

Laufe des Quorra (Niger) reicht, auf, welcher dieselbe von Hoch-Sudan zu trennen scheint. Dies Hochland, wie das von Habesch, bringt einige Abwechselung in die einförmigen Umrisse Hoch-Afrikas. Im Osten haben wir eine erweiterte Kenntniß des Terrassenlandes den Forschungen von v. d. Decken, Speke, Burton, Roscher u. A. zu danken. Hoch-Sudan ist ein getrenntes Gebirgsglied desselben, welches etwa 40,000 □M. einnimmt, von dem Busen von Guinea etwa bis zum 16. Breitengrade reicht und durch schmale Küstenebenen vom Ocean geschieden wird. Eine lange Bergkette, etwa von O. nach W. ziehend und im O. niedrig (nur 2500′ hoch, bildet den Südrand, nach dem Busen von Guinea hin, und dehnt sich gegen W., zugleich an Höhe zunehmend, unter dem Namen Kong zu einer plateauartigen Gebirgslandschaft aus, die sich selbst noch über die Region des ewigen Schnees erheben soll; zu beiden Seiten lagern sich derselben stufenförmige Bergländer vor, unter denen die Vorterrassen der Fulahs und der Mandingos auf den beiden Ufern des Gambia-Flusses, mit steilen Abfällen ins Tiefland, am weitesten gegen Westen vortreten. Auf ähnliche Weise tritt als ein Vorsprung der Hauptmasse am Ostende des Nordrandes das Alpenland von Habesch (8000 □M.) auf, wo auf dem großen Plateau von Amhara und Gondar der Tzana-See 5800′ über dem Meeresspiegel liegt. Dies wird von hohen Bergketten, dem Gebirge Godjam und dem Schneegebirge Samer umkränzt; östlich von letzterem betritt man das Hochland von Tigre, welches von mehreren parallelen Ketten durchzogen wird, die nach O. an Höhe abnehmen. Die Abfälle dieses Alpenlandes gegen NW. und nach dem Meere hin sind steil, wodurch die Zugänglichkeit sehr erschwert wird; sanfter scheinen dieselben zu den noch wenig bekannten Bergländern im Süden zu sein. Unter den Hochgebirgen, welche sich hier unter dem Aequator und zwar in nicht allzugroßer Entfernung von der Ostküste erheben, haben wir in der Gruppe des mit Schnee gekrönten Kilimandscharo vielleicht das alte Mondgebirge, welches als Quellgebirge des Nil schon von den Alten betrachtet wurde, aufgefunden; es bildet die Wasserscheide zwischen dem Nil-Stromgebiet und den westwärts fließenden Strömen. Zwischen den Gebirgs- und Hochländern von Kordofan und Darfur und denen von Enarea finden sich weite Ebenen, zum Theil Sumpfflächen, in denen am Sobat-Fluß, der rechts in den Weißen Nil mündet, ein breiter Gürtel goldführenden Sandes entdeckt worden, welcher, wie der am Abai oder oberen Blauen Nil, einen ansehnlichen Ertrag liefert.

Die gesonderten Gebirgsglieder des nordafrikanischen Wüstenplateaus, welches in das Flachland von Sudan, unmittelbar am Nordfuße Hoch-Afrikas, in die Sahara und in die unteren Stufenländer des Nil getheilt wird, sind: 1) Das Plateau von Barka (2000 □M.), zwischen der Sahara, dem Tieflande des unteren Nil und dem Mittelländischen Meere; es erhebt sich steil aus dem Meere zu etwa 1500′ mittlerer Höhe, dacht sich dagegen mit seiner flachen Scheitelfläche sanft, gegen SO. selbst unmerklich, zur Wüste ab. Es wird durch die Sultin-Ebene, einen Theil der Sahara, geschieden von 2) dem Hochlande der Berberei, welches gegen N. und W. vom Atlantischen Mittelmeere begrenzt wird und 21,000 □M. einnimmt. Dies besteht aus einer Menge

in verschiedenen Richtungen streichender Bergketten, die östlich bis zum Meerbusen von Sidra oder der großen Syrte ziehen und sich auf einer im O. 1500′ hohen und gegen W. allmälig ansteigenden Plateaufläche erheben. Die dicht oder nahe an der Küste und mit dieser parallel ziehenden niedrigen Bergketten, welche den Nordrand dieses Hochlandes, von der Straße von Gibraltar bis an den Meerbusen von Cabes oder der kleinen Syrte, bilden, werden gewöhnlich zusammen der Kleine Atlas genannt. Zwischen ihnen und dem Meere lassen sie ein schönes, fruchtbares Land mit mehr europäischem als afrikanischem Charakter. Der hohe Atlas, welcher den Westrand bildet und außer zum Atlantischen Ocean überall steile Abfälle zeigt, besteht aus mehreren parallelen, von SW. nach NO. streichenden Ketten, die sich in der Quellgegend des Maluvia, südlich von Fez, am höchsten erheben (13—14,000′, zugleich die größte Erhebung des nordwestlichen Hochlandes) und die ewige Schneegrenze übersteigen. Den Südrand bildet das sehr wenig bekannte, von W. nach O. ziehende Gebirge des Großen Atlas, der sich an die niedrigen felsigen Ketten des Ostrandes anschließt. Südlich von dem hohen und großen Atlas trennt das Berbern-Hochland von der Wüste das Flachland Belâd-el-Dscherid, ein schmaler Streifen bewässerten, fruchtbaren, ebenen Landes, welches als eine Uebergangsstufe in die Region der Wüste anzusehen ist. Diese tritt am Busen von Sidra bis nahe an die Küste des Mittelländischen Meeres und läßt überhaupt östlich nur einen schmalen Küstenstrich der Cultur übrig.

Am Nordrande Hoch-Afrikas bildet der flache Sudan, ein schmales, bewässertes, wellenförmiges Culturland, dessen Ausdehnung auf 40,000 □M. angeschlagen wird und das im Mittel vielleicht etwa 1200′ hoch ist, den Uebergang zum wunderbaren Lande der Wüste Sahara, deren Erscheinung im Ganzen als eine chaotische bezeichnet werden kann. Er ist von S. wie von N. her schwer zugänglich, und die denselben durchströmenden Flüsse verschwinden in dem trocknen Boden der Sandwüste oder bilden salzige Lachen, deren Umfang sich in der Zeit der tropischen Regen ansehnlich ausbreitet. Die bedeutendste solcher Wasserflächen, welche nicht austrocknet, ist der von W. nach O. etwa 45 M. breite, 30 M. lange Tsad- oder Tschad-See*), in welchen von SO. her der aus der Vereinigung des Serbewel oder Flusses von Loggon und des Schari entstehende große Strom und viele andere Flüsse der Nordterrassen Hoch-Afrikas münden, und der von vielen kleinen, meist nur periodisch gefüllten Seen und Lachen umgeben ist. Diese reiche Bewässerung seiner Umgebungen, besonders im Süden desselben, bildet den auffallendsten Gegensatz zu der Dürre der

*) Dr. Barth sagt (in dem Vorworte zum ersten Theile seines Reisewerks) von diesem See, nach dessen Anblick und Untersuchung so viele Reisende getrachtet haben: „Fast unmöglich für den Reisenden ist die Erforschung der ewig wandelbaren Ufer (dieser centralafrikanischen Lagune). Er bildet eine ungeheure seichte Lache, die nur in der Mitte ein schiffbares Fahrwasser hat, ist mit Inseln bestreut, die von einem unabhängigen, den Anwohnern feindlichen Stamme bewohnt sind, während rund umher Sumpf und niedriger Wiesengrund von gewaltiger Ausdehnung sich lagern. Obgleich er keinen Ausfluß hat, ist er dennoch ein Süßwassersee, der durch die gewaltige Verdunstung auf so weiter Fläche, bei geringer Tiefe, den gewaltigen Wasservorrath verliert, den die (oben genannten) Flüsse ihm zuführen.

benachbarten Wüste. Oestlicher scheint ein Gürtel von sumpfigen Wäldern sich an der nördlichen Abdachung von Hoch-Afrika hinzuziehen.

Die Sahara, die größte Wüste auf der Erde (118,000 □M.), ein nur von wenigen fruchtbaren Oasen unterbrochenes Plateau, das, wie schon gesagt, sich zuweilen zum Gebirgsland erhebt und zum Tiefland senkt, erhebt sich von O. gegen W., vom Atlantischen Ocean bis Aegypten, über 650, von N. nach S., mit wechselnder Breite über 200 M. weit. Der westliche Theil, Sahel — der Ocean ohne Wasser, wie ihn die Anwohner nennen —, ist eben und wird aus leicht beweglichem, an vielen Stellen reich mit Salz geschwängertem Flugsande gebildet, den der Wind wellenartig zu wandernden Hügelreihen zusammentreibt. Der völlige Mangel an Bewässerung und Vegetation, welcher die Wüste charakterisirt und die Reisen der Karavanen so gefährlich macht, wird hier noch seltener als im östlichen Theil der Sahara durch kleine, mit Quellen ausgestattete und mit spärlicher Vegetation bedeckte Räume, Oasen, unterbrochen. Nördlich vom Tschad-See erhebt sich die Wüste zu 1200—1300′ Höhe über den Meeresspiegel, und in ihrem östlichen Theile treten an vielen Stellen niedrige Felskämme, Felsbänke, Schluchten (Wadis) aus der Sandfläche hervor, ähnlich wie die Riffe und Klippen im Ocean; die Oasen sind hier häufiger und von größerer Ausdehnung als im Westen. An die Stelle des Flugsandes treten nun hier und da ebenso dürre und vegetationslose Felder von losen Steinen und Geröllen; und je mehr man gegen O. geht, wird der Flugsand immer seltener, die Kieselfelder immer häufiger, bis endlich ausgedehnte, nackte fast horizontale Felsplatten ohne Bodenfurche und ohne ein Sandkörnchen die Oberfläche bilden. Die vorherrschende Windrichtung in diesen Regionen erklärt diese Wanderung des Flugsandes von O. nach W., welche im östlichen Theil die Felsenunterlage blosgelegt hat. Dies gilt vorzüglich von dem östlichen Theil der Sahara, der sogenannten Libyschen Wüste, und in dieser, wo die Herrschaft des Sandes weit geringer ist, liegen die größten und bedeutendsten Oasen, Darfur, Kordofan, und längs des Nilthals eine Reihe kleinerer Oasen, worunter die Große, die Kleine und Siwah oder die Oase des Jupiter Ammon am bekanntesten sind.

In der Libyschen Wüste, welche durch Minutoli, Ehrenberg u. A. genau bekannt geworden ist, täuschen sogenannte Luftspiegelungen (Mirages) den Reisenden und selbst die Kameele. Man glaubt Wasser (Seen ꝛc.) zu sehen, stürzt darauf zu, — und sie verschwinden. Ueberdies wird man durch falsche Beurtheilung der Entfernungen getäuscht. Man hält Alles für zu nah. Die Täuschungen sind überhaupt sehr häufig. Ein fernes Kameel hält man für einen kleinen Vogel und umgekehrt.

Endlich müssen wir noch im N. von Habesch und den Hochländern um die Quelle und den oberen Lauf des Bahr el Abiad die mittleren und unteren Stufenländer des Nil (gegen 20,000 □M.) betrachten. Sie dehnen sich im NW. des abyssinischen Alpenlandes zu beiden Seiten des Stromes, östlich bis zum Rothen Meere, westlich bis zur Wüste und zum Plateau von Barka, aus. Von den niedrigen, kahlen Felsketten, welche das Nilthal in Aegypten begleiten, heißt gewöhnlich die westliche das libysche, die östliche das arabische oder Mokattam-Gebirge; jenes

hängt durch einen Klippenzug mit dem Plateau von Barka zusammen, dieses füllt noch zum Theil den Isthmus von Suez. Das Nil-Thal selbst bildet hier, ähnlich wie der östlich davon ziehende Busen des Rothen Meeres, einen schmalen Einschnitt in die Felsplatte, welcher allein Culturland besitzt und bewohnbar ist. Der Strom hat durch die Schlammablagerungen allmälig sein Mündungsland immer weiter gegen N. vorgeschoben und so besonders in Unter-Aegypten eine breite Niederung mit fruchtbarem Boden, das Delta, geschaffen, welches beständigen Veränderungen unterworfen ist. Die Stromspaltung, welche jetzt in der Nähe von Kairo beginnt, fand in der historischen Zeit noch mehrere Meilen weiter aufwärts statt.

In geognostischer Beziehung scheint Afrika den Revolutionen auf der Oberfläche am wenigsten ausgesetzt gewesen zu sein. Die Erdschichten liegen meist horizontal. Das vorherrschende Gestein ist Kalk, der Kreidegruppe angehörig. Theils über, theils unter ihm und deshalb höheren Alters liegen an vielen Stellen Sandsteine. Auf den Hochebenen Südafrikas bedecken rothe Sandsteine und Thonmassen oft unermeßliche Strecken. In den Zambeziländern und in Natalien findet man reiche Steinkohlenlager. Von fortdauernder vulcanischer Thätigkeit kommen im Innern wenig Spuren vor, mehr auf den Inseln; desto häufiger aber sind dort wie hier die Ablagerungen vulcanischer Massen, Laven und Basalte.

Der Hauptcharakter dieses Welttheiles ist Dürre; trotzdem ist er reich an bedeutenden Strömen, welche das Meer erreichen; in Algerien und am Cap hat man mit gutem Erfolge artesische Brunnen gebohrt. Die große Einförmigkeit der Oberflächengestalt auf großen Räumen verleiht diesen auch eine besondere Uebereinstimmung in ihren Stromgebieten. So stürzen Süd-Afrikas Ströme von der inneren Hochfläche, wo sie den längsten Theil ihres Laufes haben, in Katarakten über die Gebirgsscheiden der Terrassen fort, welche deren Rand in parallelen Zügen einfassen, so daß, umgekehrt wie in Amerika, der mittlere und untere Lauf gewöhnlich nur sehr kurz ist; ähnlich wie in Neuholland scheinen die Gewässer auf dem Plateau breite, flache Betten zu haben, da sie leicht weithin übertreten, so daß viele im Innern große Landseen und Moräste zu bilden scheinen. Mehr entwickelt ist der untere Lauf der vielen Ströme, welche aus Hoch-Sudan nach Senegambien ꝛc. fließen und bei einem geringen Gefälle hier an ihren Mündungen ungesunde, schwüle Sumpfgegenden bilden, während die gesammten Tiefebenen an der Küste sich durch tropische Fülle der Vegetation auszeichnen. — Ins Mittelländische Meer ergießt sich nur ein einziger bedeutender Strom, der weltbekannte Nil, dessen Quellgebiet uns erst in der neuesten Zeit durch die Entdeckungen von Speke und Grant, Baker, v. Heuglin u. A. besser bekannt geworden ist. Als der eigentliche Haupt- und Quellstrom ist immer der Weiße Nil (Bahr el Abiad) betrachtet worden. Wie schon oben in der Einleitung gesagt, kennen wir, jetzt (1869) die Quelle noch nicht genau. Seine uns schon bekannten Quellseen d. h. diejenigen, welche wir einstweilen als seine Quellen betrachten müssen, der Victoria-Nyanza und der Albert-Nyanza, liegen südlich vom 3° n. Br. und vom Aequator; der zweite Hauptzufluß, welcher den Nil mit Wasser speist, ist der Blaue Nil (Bahr el Azrek); dieser nach seiner Farbe so benannt, ntspringt in einer 2′ starken Quelle in einem Sumpf in Central-Abyssinien,

etwa 8500′ über dem Meeresspiegel, durchströmt den See Tzana oder Dembea, fließt spiralförmig in einem großen Bogen um seine Quelle, durchbricht mit sehr starkem Gefälle, mit Wasserfällen und Stromschnellen die westlichen Gebirgsketten von Habesch, um sein mittleres Stufenland (bis 24° Br. reichend) zu betreten. Dies ist eine Fels- und Wüstenplatte, die allmälig von 3000′ bis 600′ nach N. herabsinkt und mit vielen niedrigen Kegelbergen besetzt und von niedrigen Felsrücken durchzogen wird. Hier vereinigt er sich mit dem Bahr el Abiad bei Chartum, unter 15½° n. Br. Vereinigt nehmen sie später noch von O. den wasserreichen reißenden Takazze, im unteren Laufe Atbara (Astaboras) genannt, auf und stürzen sich über viele Katarakten der Fels- und Wüstenplatte, bis sie unter 24° Syene und damit die Grenze Aegyptens und das untere Stufenland erreichen. Von Westen her empfängt der Weiße Nil oder der Nil überhaupt nur südlich des 9° n. Br. Zuflüsse von Bedeutung und der bedeutendste, dessen Quellland noch nicht bekannt, ist der Bahr el Gazal.

Im oberen und mittleren Theil fließt der Nil in einem tiefen, nur 2 Stunden breiten Thale, welches von niedrigen, kahlen Felsketten eingeschlossen ist, während zur Seite des Thales höhere, klippige Wüstenstriche sich ausbreiten. Die östliche Bergkette, welche sich unter 28° im isolirten Gipfel Dschebel Ghareb bis zu 6000′ erhebt, wird durch zwei tiefe wasserlose Thaleinschnitte von W. nach O. durchfurcht und gestattet so eine unmittelbare Verbindung des Nil-Thales mit dem Rothen Meere. In der unteren Stufe fließt der Nil als ein einziger mächtiger Strom, dessen regelmäßige Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit über seine Ufer verbreiten und der keinen einzigen Nebenfluß erhält, bis 5 St. nördlich von Kairo, wo er sich in 2 Hauptarme theilt, den westlichen, welcher bei Rosette, und den östlichen, welcher bei Damiette ins Meer fällt; außerdem aber sendet er eine Unzahl Arme und Canäle sowohl zwischen beiden Hauptarmen, als auch östlich und westlich über sie hinaus ins Meer, und bildet so das hochberühmte, große und fruchtbare Nil-Delta. Die Nil-Schwellen zeichnen sich vor denen aller anderen großen Ströme durch ihre große Regelmäßigkeit und Dauer aus und sind nicht wie anderwärts von gewaltsamen Zerstörungen begleitet*). Ins atlantische Meer ergießen sich: der Senegal, im oberen Laufe Bafing genannt; er entspringt etwa unter 11° n. Br. auf einem Hochgebirge, fließt zuerst in nördlicher Richtung und nimmt von O. her mehrere Ströme auf; nachdem er mehrere bedeutende Wasserfälle, besonders die von Govina, gebildet, tritt er in die senegambische Tiefebene, wo er in nordwestlicher und

*) Nach Ehrenberg ist der Nil in Oberägypten bei Theben (Luxor) 1300′, bei Kairo 7—9000′, ziemlich ¾ St. breit. Die Südspitze des Nil-Deltas ist 32 St. von der Küste entfernt; die Basis desselben hat mit den Krümmungen 29 St. Ausdehnung. Das ganze Areal desselben ist zwar viel kleiner als die Hälfte des Ganges-Deltas; aber es ist das ruhmvollste der Erde für die Entwickelung des Menschengeschlechts. Die Dicke des aufgeschwemmten Culturlandes beträgt im Delta überall 30—36′; unter dem schwarzen Boden, dem eigentlichen Nilschlamme, liegen Sand und größere Geschiebe. Man hat berechnet, daß der Nil jährlich 276 Millionen Centner oder 208 Millionen Cubikfuß Schlamm enthält und ablagert und daß darin 5—10 Proc. als organische Masse erkennbar sind. — Der Nil ist vielleicht der längste Strom der Erde.

dann in westlicher Richtung ruhig fließt und sich in mehreren Armen etwa unter 16° n. Br. beim Fort St. Louis ergießt. Der weniger bedeutende Gambia entspringt ganz in der Nähe nordwestlich vom Senegal, durchbricht in mehreren Fällen das Gebirge, fließt in nordwestlicher, zuletzt in westlicher Richtung und erweitert sich schon 40 M. vom Meere sehr bedeutend, so daß er bei seinem Ausfluß, beim Fort St. James unter 13° n. Br. an 3 M. breit ist. Von den übrigen kleineren Flüssen dieses Küstenstriches kennt man nicht viel mehr als ihre Mündungen und einen geringen Theil ihres unteren Laufes. So ergießt sich der Rio grande oder Bolole unter 11½° n. Br.; der Rio Mesurado unter 6½° n. Br.; in Guinea der Assinie unter 14½° ö. Lg., der Volta, an der Sclavenküste, unter 18° ö. Lg., und der Lagos unter 22° ö. Lg. In dem östlichsten Theile des Meerbusens von Guinea, zwischen 23—26° ö. Lg., kannte man schon lange eine Menge zum Theil bedeutender Flußmündungen, wie der Rio Formoso, der Nun u. m. a., und die Vermuthung lag sehr nahe, sie möchten alle nur die Mündungen eines großen Stromes sein, welcher hier, wie viele andere große Flüsse, ein bedeutendes Delta bildete. Diese Vermuthung ist nun schon lange zur Gewißheit erhoben, seitdem man weiß, daß wenigstens einige dieser Flüsse, namentlich der Nun, nur Arme des lange räthselhaft gebliebenen Dscholiba oder Niger sind. An der Westküste münden südlicher mehrere bedeutende, aber sonst meist unbekannte Flüsse, so der Camarones gegenüber der Insel Fernando Po; südlich vom Aequator treffen wir unter 6° s. Br. den Congo oder Zaire, der bedeutende Gebirge durchbricht; noch etwas südlicher ergießt sich der Coanza (Quanza), und unter dem 13° etwa der Cunene. Endlich im südlichsten Theile von Afrika strömt der Orange-Fluß oder Gariep, unter 28½° s. Br., der längste Strom Südafrikas, dessen Quellen in dem hohen Ostrande des Binnenplateaus liegen und der aus der Vereinigung des schwarzen, des gelben des Hart und anderer Flüsse entsteht, trotzdem aber in der trocknen Jahreszeit für die Schifffahrt nicht benutzt werden kann. — An der Südspitze des Erdtheils münden nur kurze Küstenflüsse. Die Ostküste hat zwar eine sehr große Menge Flüsse, wovon aber die meisten unbedeutend oder wenigstens unbekannt sind. Die wichtigsten sind: der Sabia, unter 21° s. Br.; der Zambeze oder (Ost Luabo), welcher aus dem Innern kommt, das Lupata-Gebirge durchbricht, und unter 18—19° s. Br. in den Canal von Mozambique mündet; der Rovuma unter 10½° s. Br.; der Pangani (Rufu oder Lufu) kommt vom Kilimandscharo, der Sobacki oder Dana; der Juba oder Dschuba, unter 0° Br.; und der Webi oder Wobbi, welcher dicht an der Küste seine südöstliche Richtung in eine südwestliche umwandelt und hier nahe dem Aequator in einem See oder Sumpf endet. — Schon seit langer Zeit hatte man Nachrichten von einem großen Flusse im inneren Afrika, welchen die alten Geographen den Niger nannten; aber sein Ursprung, sein Lauf und vorzüglich seine Mündung waren unbekannt geblieben. Einige meinten, er ergösse sich in ein Binnenmeer, wie etwa das caspische ist; Andere, er stehe mit dem Nil in Verbindung, und erst in der neueren Zeit ward es wahrscheinlicher, daß er irgendwo in den Meerbusen von Guinea münde. Verschiedene Reisende drangen in das Binnenland, um diesen räthselhaften Fluß zu erforschen;

aber fast alle unterlagen dem Klima, den Gefahren der Reise oder der Treulosigkeit der Einwohner. Mungo Park erreichte 1797 und nochmals 1805 diesen Fluß, verfolgte denselben eine Strecke weit von Sego, unter 12° ö. Lg., aus, und kam bis Bussa, einer bedeutenden Handelsstadt unter 10° Br., wo er beim Schiffbruch umkam. Nicht viel glücklicher waren seine Nachfolger Denham, Laing († 1826) und Clapperton († 1827). Endlich war es dem Begleiter des Letzteren, Richard Lander, vorbehalten, 1830 die langgewünschte Entdeckung zu machen. Er landete mit seinem Bruder an der Küste von Guinea, bei Badagry unter 21½° ö. Lg., und drang zu Lande bis nach Zaouri oder Yaouri vor, 11° Br., wo er sich einschiffte und durch den Fluß Nun das Meer wieder erreichte. Jetzt weiß man, daß dieser bedeutende Fluß im Lande selbst wahrscheinlich N'Gir, dann in seinem oberen Laufe Djoliba (spr. dsch—), weiter östlich aber, von Timbuktu an, Quorra genannt wird; daß seine Quellen wahrscheinlich etwa unter 9° n. Br. und 27° ö. Lg. liegen; daß er nach einem kurzen nördlichen Laufe sich im Bogen nach NO. wendet, unter 13° n. Br. etwa aus dem Gebirgslande Hoch-Sudans mit Stromschnellen ins Flachland als breiter und mächtiger Strom tritt, in seinem mittleren Laufe den See Debo oder Dibbie bildet und von Timbuktu an sich gegen SO. und später gegen S. wendet; bis bei der Stadt Bussa fließt er in einem hügeligen Flachlande; dann durchbricht er mit Klippen und Untiefen die vorliegende breite Berglandschaft, um endlich in den Meerbusen von Guinea, durch viele Mündungen in einem weiten, niedrigen Deltalande, sich ins Meer zu ergießen. In der neuesten Zeit sind wiederholt, theils aus Handelsrücksichten, theils zur Unterdrückung des Sclavenhandels, Schiffe ausgerüstet worden, um den Quorra hinaufzufahren und das innere Land zu erkunden, ohne daß dieselben indeß bis jetzt gerade zu erheblichen neuen Resultaten geführt hätten. Jedenfalls bildet der Niger mit seinen vielen Nebenflüssen eine der Hauptwasserstraßen der Welt. — An Binnengewässern kennen wir bis jetzt, aber nur sehr unvollkommen, den großen See Tschad (s. o.), den See Dembea in Abyssinien, den Ukerewe (Victoria Nyanza), den Mwutan (Albert Nyanza), den Tanganjika, den Nyassa (von Livingstone mit einem Boot befahren) und den Schirwa See. Alle diese Seen vom Albert Nyanza bis Schirwa liegen zwischen dem 3° n. Br. und 16° s. Br. und zwischen 28 und 36° östl. L. v. Greenwich.

Klima und Producte.

Die Lage Afrikas zu beiden Seiten des Aequators bedingt auch hinsichtlich des Klimas eine große Einförmigkeit und bedeutende Hitze. Gegen ⁴⁄₅ seiner gesammten Oberfläche (410,000 □M.) gehören allein der tropischen Zone an, oder ⁴⁶⁄₁₀₀, d. i. also fast die Hälfte alles festen Landes der Erde innerhalb dieser Zone kommt auf Afrika; von dem Uebrigen (⅕) fallen ¾ auf den nördlichen gemäßigten Erdgürtel und nur ¼ auf den südlichen. Ein Land, welches vom 37° n. Br. bis 35° s. Br. reicht, kann nirgend einen wahren Winter haben; Schnee und Eis sind daher in Afrika in den Ebenen sehr seltene, immer schnell vorübergehende Erscheinungen und

fast nur an den höchsten Gebirgen bekannt. Den Winter vertritt die Regenzeit, welche (bis etwa 30° n. Br.) mit dem höchsten Stande der Sonne sich einfindet, so daß die in der Nähe des Aequators liegenden Länder zwei Regenzeiten jährlich haben. Diese allein unterbrechen auf ein paar Monate, in denen sich Fieber und andere Krankheiten in vielen Gegenden entwickeln, das sonst ewige Einerlei eines unbewölkten Himmels, von welchem die Sonne mit verzehrender Gluth leuchtet. Die Hitze ist nach Localumständen verschieden, doch überall zwischen den Wendekreisen dem Europäer höchst lästig; am heftigsten ist sie in Sandgegenden, besonders in den östlichen Theilen des Landes, nicht unter, sondern nördlich vom Aequator, in Senegambien, in der Sahara, im Nigerlande, in Oberägypten und Nubien. Deshalb sagt ein arabischer Reisende: „in Nubien sei die Erde Feuer, der Wind eine Flamme". In den heißesten Gegenden erreicht die Hitze im Schatten 40 und mehr Grad (C.), während oft in der folgenden Nacht das Thermometer bis auf 10°, 5° u. s. w. fällt *). Die massenhaft geschlossene Gestalt des Erdtheils bewirkt, daß das Klima überhaupt in hohem Grade continental ist, so daß im Innern die Sommer wärmer, die Winter kälter sind, als bei dem mehr dem Meereseinfluß unterworfenen Süd-Amerika, und daß die täglichen Aenderungen in der Wärme, besonders in der wasser- und vegetationslosen Wüstenregion, so groß wie nirgend sonst unter den Tropen gefunden werden, indem auf die unerträgliche Gluthhitze des Tages sehr kühle Nächte folgen, in denen sich zuweilen selbst Eis bildet. Daher rührt auch der große Gegensatz in den Niederschlägen, welche mit Heftigkeit auf eine Zeit der sengendsten Dürre folgen, welche durch den Mangel großer Waldungen und reicher Bewässerung und die Lebhaftigkeit des aufsteigenden Luftstromes gesteigert wird. Die größere Feuchtigkeit der Atmosphäre an den Küsten, die verhältnißmäßig niedrige Temperatur des Meeres, besonders der Strömungen an der Westküste und andere abkühlende Ursachen scheinen hier die merkwürdige Erscheinung hervorzurufen, daß die mittlere Wärme an der Küste niedriger ist, als unter gleicher Breite im Innern des Landes. Diese beträgt nach den sparsamen Beobachtungen, welche uns bekannt geworden sind und meist nur angenäherte Werthe liefern:

---

*) Die größte Hitze, welche Dr. Barth im 1. Bande seines Reisewerks als erlebt bezeichnet, betrug 1850, 17. Juni 1¾ Uhr nach Mittag, 46° C. = 36⁴/₅° R. Vogel erlebte 39° R.; im Sande zeigte das Thermometer 48° R.

Ort.	Breite,		Höhe. Pariser Fuß.	Mittlere Temperatur des Jahres.	Winters.	Sommers.	kältesten Monats.		wärmsten Monats.		Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
	nördliche			Nördlich vom Aequator							
Algier	36°	47′	61	16,50°	12,30°	20,98°	12,00°	Februar	22,26°	August	10,26° R.
Oran	35	44	154	13,60	9,22	17,16	7,87	"	19,86	Septbr.	11,99
Tripolis	32	50	—	16,35	12,01	19,79	10,06	Januar	21,46	"	11,40
Madeira (Funchal)	32	38	80	15,83	14,00	17,60	13,84	Februar	18,64	"	4,80
Alexandrien	31	13	43	16,57	11,80	20,58	11,27	Januar	21,43	August	10,16
Kairo	30	2	—	17,49	11,17	23,56	10,56	Februar	24,27	"	13,71
St. Cruz (Teneriffa)	28	49	—	17,40	14,60	19,86	14,15	Januar	20,89	"	6,68
St. Louis, Senegal	16		—	19,5	—	—	16	"	24,5	"	8,5 alte Ang.
Chartum	15	35	828	—	—	—	—		27,1	Juni	—
Gondokoro	4	44	1506	22,72	25,00	20,59	20,21	August	26,27	Februar	6,06
Kobbe	14	11	—	21,76	16,45	24,59	15,60	Januar	24,80	Juli	9,20
Kuka	13	10	—	22,95	19,76	23,36	17,42	Decbr.	26,80	April	9,08
Freetown	8	30	—	21,03	21,77	20,29	20	August	22,22	Januar	2,22
Christiansburg	5	24	—	21,52	21,91	20,13	21,79	Decbr.	22,83	April	3,37
	südliche			Südlich vom Aequator							
Zansibar	6	28	—	—	—	20,27	20,04	Juli	22,84	Februar	—
Ascension	8	5	—	19,56	19,73	19,14	18,13	Septbr.	21,04	April	3,03
St. Helena	15	55	—	13,07	14,17	11,74	11,14	"	15,22	März	4,08
St. Denis, J. de Bourbon	20	51	—	19,97	21,34	18,09	17,69	Juli	21,66	Februar	3,52
Capstadt	33	56	—	13,19	16,20	10,24	10,03	"	16,44	"	6,41
Swellendam	34	0	475	14,70	17,72	12,16	11,95	Juni	18,14	Januar	7,19

Diese wenigen Zahlen reichen hin, um über die zunehmende Veränderung der Wärme mit der Entfernung vom Aequator und vom Atlantischen Ocean, über den Einfluß der Meereslüfte auf die Inseln nahe der Küste, auf den Süd- und Nordrand des Erdtheils u. s. w. Aufschluß zu geben; besonders merkwürdig ist noch die Vertheilung der Wärme im Jahre an der Küste von Guinea, welche mit anderen klimatischen Erscheinungen, namentlich einem moussonartigen Wechsel der Windrichtung in Zusammenhang steht. Die Terrassenbildung in einem großen Theile des afrikanischen Bodens bewirkt natürlich, besonders wo sich Gebirge höher erheben, hier wie anderwärts eine Abwechselung des Klimas, welches besonders in den mittleren Stufen- und Bergländern angenehm, milde und gesund ist, die sich dadurch von den schwülen und bei reicher Bewässerung stets ungesunden Küstenstrichen vortheilhaft auszeichnen. — Nach dem Nord- und Südrande des Erdtheils hin zeigen sich schon die Uebergangsjahreszeiten Frühling und Herbst, und der Winter liefert hier den meisten, der Sommer den geringsten Niederschlag. Innerhalb der Wendekreise herrschen die Passatwinde, nördlich vom Aequator der Nordost-, südlich der Südostwind. In den Wüsten sind Stürme, welche den Sand hoch in die Luft führen, Hügel bilden und vernichten und die Atmosphäre verfinstern, nichts Seltenes; noch fürchterlicher ist der Alles erschlaffende, Menschen und Thieren gefährliche Samum.

Der mineralische Reichthum Afrikas ist noch sehr wenig untersucht. Die Gebirge, welche Aegypten begrenzen, waren schon im Alterthum als Fundgruben von Smaragden, Chalcedonen, Carneolen, wie mehreren edlen Porphyr- und Marmorarten bekannt. Der Marmor oder Kalk herrscht besonders im Atlas vor, und an seinen südlichen Abhängen, sowie auch in der großen Wüste finden sich große Lager des reinsten Steinsalzes. Das Hauptproduct Afrikas in dieser Hinsicht ist das Gold, welches sowohl in Körnern im Flußsand, als auch als Goldstaub der Dammerde häufig beigemischt vorkommt; man findet es vorzüglich im inneren Sudan, am oberen Nil, an der Goldküste, sowie auch zwischen 15 und 22° s. Br. an der Ostküste; südlicher scheint es weniger vorzukommen. Silber wird nur in einigen Theilen des Atlas gewonnen. Kupfer kommt im Atlas und am Orangefluß häufig vor. Eisen hat der Atlas und das ganze südliche Afrika, vorzüglich im Sandstein. Quecksilber hat sich bis jetzt nur im Gebiete von Tunis gefunden. Von dem Vorkommen des Bleies weiß man wenig. — Das Pflanzenreich hat die meisten jener tropischen Gewächse, welche wir schon in Ostindien kennen gelernt haben, namentlich eine Menge von Palmenarten, vorzüglich die Kokospalme, die Dattelpalme, Dum-, Fächer- und Oelpalme, viele Arten Pisangs und Feigen, Ananas; ferner Indigo, Kaffee, Zucker, Taback, Baumwolle, Pfeffer; mehrere officinelle Pflanzen, als: die Kassia und die Cassia Senna, von welcher die Sennesblätter kommen; verschiedene Gummibäume und Farbekräuter, mancherlei edle Holzarten, wie Eben- und Sandelholz; den kolossalen Baobab (Adansonia), den Drachenbaum, Aloë-Arten, und vorzüglich reich ist Afrika an gesellig lebenden Acacien, wie auch an Haidekräutern und Zwiebelgewächsen. Der Reis ist hier nicht mehr wie in Asien das Hauptnahrungsmittel; neben ihm stehen hier die Datteln und die Durrha oder Moorhirse; ferner gehören zu den Nahrungspflanzen Yams, Bataten, der Melonenbaum, Manihot &c. Außer-

dem werden im nördlichen und südlichsten Afrika auch unsere Getreidearten, sowie Hanf und Flachs gebaut, vorzüglich Mais; unsere Südfrüchte gedeihen hier vorzüglich in dem westlichen Theile der Nordküste. Verhältnißmäßig ist Afrika viel ärmer an Pflanzenarten als Süd-Amerika; auch fehlen in der tropischen Zone meist die ungeheuren Urwälder, die weiten Grasfluren und die baumartigen Farrnkräuter dieses Erdtheils; statt der Wiesen findet man Schilfdickichte in den Flußthälern; nur Gesträuche und Gebüsche, Wälder von Zwergpalmen treten in den meisten Gegenden an die Stelle der Hochwaldungen. — Afrika mit seinen ungeheuren Wüsten ist das rechte Vaterland der meisten großen vierfüßigen Thiere, sowohl pflanzen- als fleischfressender. Unter den dem Menschen nützlichen Thieren nimmt hier ohne Zweifel das Kameel den ersten Rang ein. Mit Recht nennt es der Araber das Schiff der Wüste, weil ohne dieses Thier die große Wüste, welche jetzt gleich dem Meere von zahlreichen Karavanen jährlich durchzogen wird, ganz unzugänglich wäre. Es giebt verschiedene Arten Kameele: das eigentliche mit zwei Höckern, welches mehr zum Tragen, und der Dromedar, mit einem Höcker, welches mehr zum Reiten benutzt wird; noch eine zum schnellen Lauf ganz besonders geschickte Art wird Heirie genannt. Pferde, Esel und Maulthiere finden sich von vorzüglicher Schönheit; ebenso unsere Hausthiere. Unter den wilden, aber unschädlichen Thieren bemerken wir Elephanten, Flußpferde und Rhinocerosse, mehr in den südlichen als in den nördlichen Theilen, das Capland ausgenommen; erstere sind so zahlreich, daß ein Theil der Südwestküste den Namen Zahnküste erhalten hat, weil hier vorzüglich der Einkauf der Elephantenzähne geschieht. Das höchste aller bekannten Landthiere, die Giraffe, mit langen Vorder- und kürzeren Hinterbeinen und einem wankenden, unangenehmen Gange findet sich auch nur dort; das Gnu ist eine Antilope von der Größe eines kleinen Pferdes, hat Hörner, einen Bart, eine starke Brustmähne und einen Kuhschwanz. Das Zebra, schwarz und weiß gestreift, von Gestalt dem Esel verwandt, aber größer und sehr wild. Der Quagga gehört diesem Erdtheile ebenfalls ausschließlich an. Ueber alle Wüsten verbreitet sind die schnellsten aller Thiere, die Gazellen im nördlichen, die Antilopen im südlichen Theile von Afrika, mitunter in sehr großen Heerden. Auch an Raubthieren ist Afrika reicher als die übrigen Welttheile; hier ist das rechte Vaterland des Löwen, welcher sich vorzüglich an dem Saume der großen Wüste aufhält; Tiger giebt es nicht, wohl aber Hyänen, Leoparden, Schakale, in manchen Gebirgen Bären, Luchse, Füchse und andere geringere Raubthiere. Das Flußpferd findet sich in Aegypten gar nicht mehr, häufig aber noch in den Gewässern des oberen Nil und im Süden von Afrika. Das Krokodil kommt noch häufig vor; auch giebt es viele große und giftige Schlangen, die Riesenschlange &c. Noch ein Hauptbewohner der Wüste ist der Strauß, dessen Eier und Federn sehr gesucht werden; unzählige Arten von Affen und Papageien bevölkern die Wälder. Ameisen, worunter vorzüglich die Termiten, welche kegelförmige Baue aus Lehm und Sand, 10—12′ hoch und von großer Festigkeit, errichten, in den Häusern aber Alles, was nicht Metall oder Stein ist, in unglaublich kurzer Zeit zerstören, und die Heuschrecken sind wahre Landplagen Afrikas. Eine andere Plage für Thier und Mensch sind gewisse Fliegenarten, z. B. die Tsetse oder

Glossina morsitans und die Siruntfliege. Die Tsetse ist besonders den Ochsen, Pferden und Hunden gefährlich, ihr Stich bringt ihnen den sicheren Tod. Livingstone verlor auf einer Reise 43 Ochsen durch ihren Stich. Die Meere liefern Schildkröten in Menge, z. B. die grüne eßbare Riesenschildkröte, außerdem Fische in Ueberfluß, auch Walfische am Cap und bei Madagascar, Korallen im Rothen und Mittelländischen Meere.

Einwohner.

Ueber die Zahl derselben hat man nur sehr unsichere Vermuthungen, die zwischen 30 und 270 Mill. schwanken, wir nehmen 200 Mill. an. Schon Herodot theilt alle Afrikaner in Libyer und Aethiopen, d. h. in hellere und dunklere, und so ist es auch noch jetzt. Zwei Hauptvölker nehmen seit uralter Zeit diesen Welttheil ein, wovon die nördlicheren zur kaukasischen Race gehören, die südlicheren zur äthiopischen. Zu den ersteren, welche man mit dem allgemeinen Namen Berbern bezeichnet, gehören außer den eigentlichen Berbern, welche die Nordküste von Aegypten an bewohnen, noch die Tuariks in der Sahara, die Nubier und Abessinier; zu den anderen die Neger, welche im S. der großen Wüste wohnen, die Kaffern und die Hottentotten an der Südspitze des Welttheils. Die Kopten, die Ureinwohner Aegyptens, haben einige Verwandtschaft mit den Negern. Die Neger, deren körperliche Bildung hinreichend bekannt ist, zerfallen in unendlich viele Stämme und Völkerschaften, deren jede eine eigene Sprache redet und welche auch an Körperbildung sehr von einander abweichen. Sie sind ein sorgloser, fröhlicher, aber träger Menschenstamm. Sie wohnen in Städten und Dörfern; doch sind ihre Häuser nur elende Lehmhütten, und selbst die Paläste ihrer Fürsten sind nicht viel besser, denn sie bestehen nur aus mehreren durch eine Mauer umschlossenen Häusern; die Dörfer haben meist nur Hütten von Lehm, Stroh und Holz. Sie besitzen große Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, bauen das Land mit leichter Mühe und überlassen sich gern der Fröhlichkeit und dem Tanze. Am dichtesten hat man bisher die Bevölkerung in Senegambien, Guinea und am Niger gefunden, am dünnsten in den Sandwüsten, wo man, wie auch theilweise im Kaffernlande, ganze Tage lang keine lebende Seele antrifft, obgleich man in letzterem Lande Spuren ehemaliger starker Bevölkerung antrifft, die durch blutdürstige Herrscher benachbarter Stämme, z. B. der Zulus, ausgerottet worden ist. Noch ist zu bemerken, daß nicht alle schwarzen Menschen Afrikas zur Negerrace gehören. Die Galla nehmen vermöge ihrer physischen Eigenthümlichkeiten eine mittlere Stellung zwischen der weißen und schwarzen Race ein, ihre Sprache scheint mit der der Danakil und Somali verwandt zu sein. Die Galla stehen in ihrer äußeren Erscheinung den Abessiniern am nächsten, so nahe, daß sie beinahe von diesen schwer zu unterscheiden sind. Ihre Farbe wechselt von gelbbraun bis tiefschwarz. Die Bewohner Afrikas sind theils Ureinwohner, theils eingewandert, besonders in Nordafrika, theils stehen sie unter der Botmäßigkeit europäischer Nationen, die Algerier unter Frankreich, die Canarier unter Spanien, die der Azoren und Madeira unter Portugal, die des Caplandes &c. unter England, theils leben sie in

Stämmen unter Häuptlingen, theils in größeren Staatenverbänden und Reichen, deren Verfassung meist monarchisch und zugleich despotisch ist. Hier ist der Wille des Herrschers das einzige Gesetz. Ein Wink entscheidet über das Leben von Tausenden. Hin und wieder sind wichtige Beschlüsse an den Beirath von Aeltesten gebunden. Republikanische Formen kommen auch vor. Selbstständige Republiken sind Liberia an der Guineaküste, und die der holländischen Boeren oder die Orangefluß-Republik und die Transvaalsche Republik. — Aus der Verbindung des Europäers mit der Negerin entsteht der Mulatte, von dunkler, doch nicht schwarzer Farbe; die Verbindung der Mulatten mit den Europäern giebt Terzerons; aus diesen und den Europäern entstehen die Quarterons, welche schon ganz europäische Bildung haben. Den Negern verwandt sind die Stämme der Kaffern, ein schöner kräftiger Menschenschlag, welche nur noch negerartiges Haar haben, und die Hottentotten und Buschmänner. Die ursprünglichen Bewohner des Nordens, die Berbern, welche mit den Guanchen, den Urbewohnern der canarischen Inseln, verwandt waren, sind streng genommen nicht mehr vorhanden; sie sind von den im 7. Jahrhundert eingewanderten Arabern verdrängt worden und in diesen untergegangen; doch giebt man den Namen noch den heutigen Bewohnern der Nordküste. Diese Berbern (Tuariks) sind wohlgewachsen, weiß, gelblich bis zum Braunen, doch durchaus europäisch gebildet. Sie wohnen theils in Städten, die dann ganz die Eigenthümlichkeit der uns bekannten Städte der Orientalen haben; theils sind sie Bewohner der Wüste, Räuber und Kaufleute, welche in großen Karavanen die Wüste nach allen Richtungen durchziehen; diese nicht ansässigen, meist von der Viehzucht und nur gelegentlich von etwas Ackerbau lebenden nennt man Beduinen. Sie bekennen sich fast alle zum Islam. Die besten Aufschlüsse über das Leben und Wesen der Beduinen haben die neueren Afrikareisenden wie Barth, Rohlfs u. A. gegeben. Die Kopten sind die christlichen Nachkommen der alten Aegypter; ihre Zahl beträgt etwa nur 150,000. — Fast der ganze Norden und ein Theil der Mitte von Afrika bekennt sich zum Islam; die Kopten und Abessinier sind dem Namen nach Christen, der größte Theil der Neger Fetisch-Anbeter voll Aberglauben und Furcht vor Zauberei. Nur an einigen Punkten der West-, Süd- und Ostküste hat das Christenthum von Europa aus Wurzel geschlagen. — Unter den muhammedanischen Völkern ist arabisch die Hauptsprache; außerdem giebt es aber wohl noch über hundert verschiedene Sprachen in diesem Erdtheile. — In jeder Art der Cultur steht Afrika tief unter Europa. Der Binnenhandel durch Karavanen soll zwar sehr lebhaft sein, aber einen auswärtigen Handel kennt der Afrikaner nicht; Alles strömt aus der reichen Mitte nach den Küsten, wo die Europäer die Waaren eintauschen. Leider besteht auch jetzt noch, wenn auch in beschränktem Maßstabe, der schändliche Sclavenhandel der Europäer. Uebrigens ist dieser Menschenhandel so alt als die Geschichte, und außer den Europäern versehen sich Araber, Türken und Asiaten mit Negersclaven, welche jährlich aus dem Innern nicht blos nach den Küsten, wo Europäer landen, sondern vorzüglich auch nach den Staaten der Nordküste und nach Aegypten gesendet werden.

Eintheilung.

Wir wollen nun die verschiedenen Länder dieses Welttheils näher betrachten, so daß wir zuerst vom nördlichen Afrika handeln, dann von der Westküste, von den Capländern, von der Ostküste, vom Innern und von den Inseln.

Nord-Afrika bietet vorzüglich drei verschiedene Ländermassen dar: Aegypten mit den südlich sich daran schließenden Ländern, die eigentliche Nordküste und die große Wüste.

I. Aegypten (Aegyptus).

Aegypten ist der griechische Name des Landes, welches Türken und Araber Mesr (Mizraim der Hebräer) nennen. Es liegt an der nordöstlichen Ecke von Afrika und erstreckt sich vom 24 bis 31½° n. Br. und vom 43 bis 53° ö. Lg. Nördlich wird es durch das Mittelländische Meer, südlich von Nubien, östlich vom Rothen Meere und der Landenge von Suez, westlich von der libyschen Wüste begrenzt; diese letztere Grenze ist durchaus unbestimmt. Im strengsten und eigentlichsten Sinn versteht man unter Aegypten nur das oft sehr enge, fruchtbare Nilthal; daher läßt sich bei der großen Verschiedenheit der Angaben weder die geographische Länge noch der Flächeninhalt des Landes genau bestimmen; doch nimmt man gewöhnlich gegen 6000—8000 □M., wovon jedoch kaum der 12. Theil angebaut ist, an. Das Nilthal, etwa 112 M. lang, wird im O. und W. von Gebirgen begrenzt; das östliche, Dschebel Ataka, ist schroff und steil, erstreckt sich von der südlichen Grenze bis an den Isthmus, wo es sich in flache Sandhügel verliert und in dem Mokattam bei Kairo endet; der ganze Raum zwischen diesem Thalrande und dem Rothen Meere ist gebirgig, und einige Querthäler geben die Verbindung von Aegypten mit diesem Meere. Die westliche Kette ist minder schroff und bildet nur einen heilsamen Damm gegen den vom Winde herbeigeführten Sand der Wüste. Ungefähr unter 30° Br. wendet sich das Gebirge in niedrigeren Hügeln nach NW., und hier bildet es noch mehrere parallele Reihen, zwischen welchen das Thal der Natronseen liegt. Beide Gebirgsreihen treten weiter aufwärts sehr nahe zusammen, so daß bis Kairo das Thal oft nur eine Meile, selten vier Meilen breit ist. Der Boden des Landes besteht aus allmälig aufgeschwemmtem Nilschlamm, welcher das Land seit Jahrtausenden so erhöht hat, daß der Fluß jetzt auf dem höchsten Rücken des Thalbodens fließt und der Boden nach beiden Seiten sich nach dem Gebirge zu etwas senkt. Der Nil, der einzige Fluß des Landes und die einzige Quelle seiner Fruchtbarkeit, tritt etwas oberhalb Syene, bei der Insel Elephantine in Aegypten ein. Bis dahin hat er einen von Felsen und Inseln tausendfältig gebrochenen Lauf; in Aegypten selbst strömt er in ungetheiltem Bette ruhig bis 5 St. unterhalb Kairo; bei Syene ist er etwa 3000′ breit. Unterhalb Kairo theilt er sich gegenwärtig in eine Menge von Zweigen, wovon die beiden Hauptarme, der östliche bei Damiette (Ostium Phatniticum) und der

westliche bei Rosette (Ostium Bolbiniticum) sich ins Meer ergießen; beide Orte lagen im Mittelalter noch hart an der Küste, jetzt aber mehrere Stunden davon entfernt, und mit dem Weiterdringen des Deltas ins Meer verändern sich auch beständig die Strandlagunen, Seen und viele Nebenarme. Jene beiden Mündungen sind in gerader Linie etwa 16 M. von einander entfernt, und zwischen diesen Armen liegt der fruchtbarste und angebauteste Theil von Aegypten, das Delta. Da nur diejenigen Theile des Landes des Anbaues fähig sind, welche von den periodischen Ueberschwemmungen des Nils erreicht oder bewässert werden können, so hat man schon in den ältesten Zeiten viele Canäle gezogen, um das Wasser auch dahin zu leiten und durch Schöpfräder auf die Felder zu verbreiten; wohin der Fluß sonst nicht reichen würde. Einer der wichtigsten und größten Canäle ist der sogenannte Josephscanal, welcher unter 26½° Br. beginnt, wo das Nilthal sich etwas erweitert und nun immer sich am Fuße der libyschen Bergreihe hinwindet, bis er sich endlich wieder mit dem westlichen Arm des Deltas vereinigt; er ist im Grunde nichts als ein alter Arm des Nils. Dieser westliche Arm entsendet mehrere Canäle weiter westlich, vorzüglich den Mahmudiecanal, welcher bei Alexandrien in die See mündet. Der östliche Arm steht mit dem westlichen durch viele Canäle in Verbindung und entsendet außerdem noch viele Canäle weiter östlich, welche sich zum Theil in Sümpfe und flache Seen verlieren. Besondere Verdienste um das Bewässerungssystem hat sich Mehemed-Ali erworben; theils ließ er die Canäle aufräumen, theils neue Anlagen, riesenhafte Dämme oder Deiche längs des Nil und um das ganze Delta erbauen, welche eine Höhe von 2, eine mittlere Breite von 6, und eine Gesammtlänge von 2⅓ Millionen Ellen besitzen; Schleusen, in Oberägypten auch Bassins, um die übergetretenen Gewässer zu sammeln, anlegen, den Abfluß des Arms bei Rosette verschließen, der dem nach Damiette führenden zu viel Wasser entzog, u. v. a. Die meisten dieser Canäle werden von Querdämmen durchschnitten, welche bei der Ueberschwemmung die Verbindungsstraßen von Dorf zu Dorf ausmachen; sie dienen überdies dazu, das zu schnelle Ablaufen des Wassers zu verhindern, und man öffnet sie erst dann, wenn das oberhalb liegende Land gehörig getränkt worden. Die Ueberschwemmung wird von den tropischen Regen veranlaßt, welche in den oberhalb Aegypten gelegenen Ländern fallen, tritt regelmäßig in der Mitte Aegyptens (oberhalb natürlich etwas früher) Anfangs Juli ein; zwischen dem 20. und 30. September erhält der Fluß seine höchste Höhe, welche in der Regel 20—24′ über seinem niedrigsten Stande beträgt, worauf er sich etwa 14 Tage hält, während welcher Zeit nur Städte und Dörfer als Inseln aus dem ungeheuren See hervorragen; er fällt noch langsamer, als er gestiegen, und erreicht seinen niedrigsten Stand erst Mitte Mai. Nach dem verschiedenen Stande des Nil bietet das Land ein dreifaches Bild dar. Vom März bis Juni ist es eine dürre Wüste, die Vegetation erstirbt; vom Juni bis October ist es ein Süßwassersee, durch welchen die Dämme ziehen und Tausende von Barken rudern; vom October an, der Zeit der Aussaat, bedeckt sich das Land mit einer grünen Decke und wird zu einem Garten. Bei gewöhnlichem Stande des Flusses ist sein Wasser klar und so rein, daß es dem destillirten gleich kommt; es wird als Trinkwasser sehr

geschätzt, auch hat man beinahe kein anderes; beim Steigen erhält er erst eine grünliche, zuletzt eine röthliche Farbe von dem vielen ihm dann beigemischten fetten Thon, welchen er auf allen Feldern befruchtend absetzt. Der untere Theil Aegyptens, das Delta, ist unstreitig selbst ein Product des Flusses und erst nach und nach aus dem durch den Nilschlamm immer seichter werdenden Meere hervorgegangen, wie selbst die Geschichte deutlich bezeugt. Die Ablagerungen erhöhen das Bett und das Thal des Stromes in einem Jahrhunderte nahe gegen $^2/_5$ Fuß. — Außer dem Nil hat Aegypten keinen Bach, wohl aber mehrere bedeutende Seen, vorzüglich an den Nilmündungen; hier nämlich hat theils der Fluß, theils das Meer soviel Sand und Schlamm angehäuft, daß ein großer Theil der Nordküste aus schmalen Landzungen besteht, hinter welchen große Seen oder Strandlagunen zurückgeblieben sind, welche nur durch einige schiffbare Mündungen mit dem Meere in Verbindung stehen. So östlich der größte von allen, der See Menzaleh (Lacus Tanis); er ist meist nur 3′ tief, aber voll fruchtbarer und gesunder Inseln, und steht durch drei schiffbare Mündungen mit dem Meere in Verbindung. Weiter westlich, zwischen den beiden Hauptmündungen des Nil, ist der 12 St. lange, 6 St. breite, kleinere See von Burlos oder Brulos (Lacus Chemis), welcher nur eine Mündung nach dem Meere hat. Westlich von dem westlichen Nilarm ist 1801 bei Durchstechung eines Dammes durch die Engländer im Kriege gegen die Franzosen ein neuer sumpfiger See, der von Edku, entstanden. Der westlichste von allen ist der sehr beträchtliche See Mariut (Lacus Mareotis), welcher aber nach und nach durch Verdunstung austrocknen wird. Außerdem giebt es in Unterägypten noch verschiedene Seen, welche fast eher Sümpfe zu nennen und nur zur Zeit der höchsten Ueberschwemmung und einige Zeit nachher Wasser halten. Ein solcher ist jetzt der in der ältesten Zeit als ein nützlicher Wasserbehälter für die Umgegend von Menschenhänden ausgegrabene große See Moeris (Lacus Moeris), welcher früher für den salzigen Birket Kerun oder Birket el-Korn, im SO. von Memphis gehalten wurde; dieser aber ist nur eine natürliche Einsenkung des Bodens in einem der Thäler der libyschen Kette, wo sich das überflüssige Wasser des Nil ansammeln konnte.

Der wichtigste Canal für Aegypten verspricht der nahezu vollendete Suêzcanal zu werden. Der Suêzcanal bietet eine dreifache Verbindung. Der Salzwassercanal verbindet das Mittelländische mit dem Rothen Meere, er steht aber mittelst des Temsasees und des Süßwassercanals mit dem Nil in Verbindung.

Klima und Producte.

Aegypten genießt eines schönen, regelmäßigen, aber höchst einförmigen Klimas. Nur December und Januar sind etwas kühl, mit dem Februar beginnt der Frühling; von Juni bis Ende September herrscht eine furchtbare Hitze, welche erst mit Anfang Octobers etwas abnimmt. Nimmt man dazu die Wirkungen der Ueberschwemmung, so gleicht Aegypten bald einem Ocean, bald einem ungeheuren Moraste, bald einer grünen Ebene, bald

endlich einer verbrannten, staubigen Wüste. Oberägypten ist vermöge seiner Lage und seiner Eingeschlossenheit bedeutend heißer als die Gegenden am Meere; dort ist oft der Sand so durchglüht, daß man ihn nicht betreten darf. Eine große Wohlthat für das Land ist der wenigstens 8 Monate, vorzüglich vom Mai bis zum September herrschende, kühle und die Schifffahrt stromaufwärts begünstigende Nordwind. Der Südwind ist erstickend heiß und der Südwest, von den Arabern Smum, Samum, von den Türken Samiel genannt, verfinstert die Luft mit Sand und Staub aus der Wüste, läßt die Sonne erbleichen und würde den Thieren und Pflanzen verderblich werden, wenn er länger als 2 bis 3 Tage anhielte. In Oberägypten ist, ob es gleich oft donnert und blitzt, der Regen eine sehr seltene Erscheinung, am Meere regnet es öfter und stärker vom October bis März. Was die Hitze noch unerträglicher macht, ist der beinahe gänzliche Mangel an Bäumen: man hat nur Palmen, die aber nur wenig Schatten geben, und einzelne schattige Sykomoren. Ueberhaupt ist der Anblick des Landes, wenngleich durch seine Fruchtbarkeit und den beinahe stets glänzenden Himmel anfänglich überraschend, bald durch Einförmigkeit höchst ermüdend: der größte Theil von Aegypten bietet nur eine unübersehbare, durch nichts unterbrochene gleichförmige Ebene dar; Oberägypten, wo das Gebirge an den Fluß tritt, zeigt allerdings mehr Mannigfaltigkeit. — Der eigenthümlichen Producte Aegyptens sind nur wenige; Alles ist von den Menschen dahin verpflanzt. An größeren Bäumen hat man Dattelpalmen in mehr als 20 Arten, Sykomoren, eine Acacienart und Tamarinden, aber nirgend wildwachsend. Man baut Weizen, Gerste, Reis, Durrha (vorzüglich in Oberägypten), Mais, Hirse, Linsen, Bohnen, Erbsen, Lupinen, deren holzige Stengel zur Feuerung dienen, viele Küchenkräuter und Gemüse, ferner Zucker, Pfeffer, Mohn, Senf, Taback; an Farbepflanzen Henne, Safflor, dessen Blüthen zum Färben gebraucht werden, Indigo. Flachs und Baumwolle sind häufig; der Anbau der letzteren hat in neuerer Zeit so zugenommen, daß sie den Hauptausfuhrartikel bildet; eigenthümlich ist die Papyrusstaude, woraus man schon in alten Zeiten Papier zu machen verstand. Rosen werden in der Gegend von Fayum in Menge gezogen, um Rosenwasser und Rosenöl daraus zu bereiten. Die Olive geräth hier nicht gut; man bereitet daher das Oel aus dem Samen des Sesam, Lein u. s. w. Unsere Obstsorten sind hier selten und schlecht, dagegen gedeihen unsere Südfrüchte trefflich; der Weinstock wird nur der Trauben wegen gezogen. Zu Einzäunungen dient der Nopal oder die indianische Feige. An Bau- und Brennholz ist großer Mangel; letzteres ersetzt hier das Stroh und der sonst unnütze Dünger des Viehes. Der Ackerbau ist äußerst leicht; man säet meist ohne alle Vorbereitung in den noch weichen Schlamm; das reife Getreide wird auf dem Felde selbst vermittelst eines von Ochsen gezogenen, mit Walzen versehenen Wagens ausgedroschen, wobei das Stroh wie Häckerling zermalmt wird. — Wilde Thiere giebt es kaum im Nilthal, wohl aber in der angrenzenden Wüste. Der Aegypter hält schöne Pferde, viele Esel und Maulthiere und vorzüglich Kameele, Ochsen, Büffel und Schafe; ferner sehr viele Tauben, Hühner, welche hier auch künstlich in eigens dazu eingerichteten Oefen ausgebrütet werden, Enten und Gänse. Außerdem leben in Aegypten unermeßliche Mengen von Wasservögeln:

Flamingos, Ibis, Pelikane, Reiher, Kraniche rc., von anderen Thieren kommen mehr oder weniger häufig vor: Büffel, Dromedare (aber keine Kameele), breitschwänzige Schafe, Antilopen, in den Wüsten wilde Schweine, Schakals, Hyänen, Leoparden, Strauße, Aasgeier, Wachteln (als Zugvögel) rc. Die Bienen werden meistens auf Kähnen gehalten, und man fährt sie den Nil hinauf, weil in Oberägypten die Blüthenzeit früher beginnt. Der Hippopotamus oder das Nilpferd kommt jetzt nur noch äußerst selten nördlich von Syene vor. — Bergbau wird hier nirgend betrieben, und beinahe das einzige mineralische Product ist das Natron, welches die schon erwähnten Seen liefern.

Einwohner.

Die Zahl derselben läßt sich nur vermuthungsweise angeben und mag wohl zwischen 4 bis 5 Millionen betragen. Eine durch Mehemed Ali 1847 angeordnete Volkszählung ergab 4,376,000 Seelen. Die Bevölkerung besteht vorherrschend aus Fellahs*), Beduinen, Türken, Kopten, Negersclaven, Juden und Franken. Die Kopten, die christlichen Nachkommen der alten Aegypter, obwohl sehr mit anderen Völkern gemischt, haben doch noch manche Züge der Aehnlichkeit mit ihren Voreltern, die braune Farbe, das dicke Gesicht, die platte Stirn, den großen Mund, die kurze Nase und den dünnen Bart. Sie sind im Ganzen nicht sonderlich gebaut, aber listig, gewandt und fleißig, daher sie auch meist als Kaufleute, Handwerker und vorzüglich als Geschäftsleute leben. Ihre Zahl soll nicht über 150,000 betragen. Sie sind zwar Christen, aber die Religion ist bei ihnen zu einem todten Mechanismus, wie bei so manchen Secten des Morgenlandes, herabgesunken. In ihren Gebräuchen stimmen sie häufig mit der griechischen Kirche überein. Ihr Gottesdienst wird des Nachts gefeiert und besteht fast nur in Gebet, Gesang und Vorlesen der Schrift, was aber in der altkoptischen, ihnen jetzt nicht mehr verständlichen Sprache geschieht. Die Bibelübersetzung aus dem 3. Jahrhundert, welche theilweise in zwei Dialekten vorhanden ist, ist auch das einzige auf uns gekommene Denkmal dieser alten Sprache, welche keine Verwandtschaft mit anderen bekannten hat, obgleich sie in dieser Uebersetzung schon stark mit dem Arabischen und Griechischen vermischt ist. Die Messe wird nach Mitternacht gefeiert, und der Gottesdienst dauert bis zum Anbruch des Tages; aber nur wenige vom Volke finden sich dazu ein, und es wird in den Kirchen geraucht, getrunken und geplaudert. Das Abendmahl wird mit frischgebackenem, ungesäuertem Brot und Wein gereicht, letzterer wird vermittelst eines Löffels genossen. Die Kindertaufe wird nur in der Kirche, vermittelst Salbung mit Oel und dreimaliger wirklicher Eintauchung in Wasser, verrichtet. Statuen werden nicht in den Kirchen geduldet, wohl aber Bilder. Die Fasten sind fast noch länger und häufiger, als in der

*) Fellahs nennt man die Ackerbau treibende Bevölkerung. Sie sind wahrscheinlich mehr oder minder mit arabischem Blut gemischte Nachkömmlinge der alten Aegypter.

griechischen Kirche. Die Geistlichkeit besteht aus sehr unwissenden Mönchen, welche ehelos in den Klöstern leben; aus eigentlichen Geistlichen oder Kassis, welche verheirathet sein müssen, aber keine zweite Ehe eingehen dürfen; aus Bischöfen, welche gewöhnlich aus den Mönchen gewählt werden; und einem Primas, dem Patriarchen von Alexandrien, der aber gewöhnlich in Kairo wohnt und nicht verheirathet sein darf. — Die Araber, welche die Mehrzahl der Bewohner Aegyptens ausmachen, zerfallen in Beduinen, welche unter Zelten in der Wüste hausen, und in ansässige. Die Beduinen halten sich für die edelsten; sie zerfallen in viele Stämme, welche in ewigen Fehden mit einander leben; ihre Oberhäupter oder Scheikhs, Abkömmlinge der Aeltesten einer Familie, bilden eine Art von Adel unter ihnen. Sie haben Heerden, pachten und bebauen auch wohl zuweilen etwas Acker am Rande der Wüste; sie sind Räuber und Kaufleute und vermiethen sich und ihre Kameele häufig den Karavanen zum Transport ihrer Waaren; die Aegypten zunächst wohnenden zahlen auch wohl dem Pascha einen geringen Tribut. Die ansässigen Araber, von den Beduinen verachtet, sind theils Handwerker, theils Ackerbauer oder Fellahs; letztere sind höchst arm und führen ein wahres Sclavenleben, daher denn auch oft ganze Dorfschaften, um dem Drucke zu entgehen, sich zu ihren Brüdern in die Wüste flüchten. Die Türken, an 15,000, sind hier das herrschende Volk, besonders seitdem die Macht der Mameluken vernichtet wurde. Diese waren seit dem 13. Jahrh. ein Corps von anfänglich 12,000 Mann, welches man aus georgischen, circassischen und mingrelischen Sclaven gebildet und welches sich immer durch Ankauf neuer Sclaven ergänzte; sie bildeten eine für die orientalische Kriegskunst furchtbare Reiterschaar und waren unter ihren Beys die wahren Beherrscher Aegyptens, bis ihre Macht zuerst durch den Feldzug der Franzosen gebrochen und sie selbst durch Mehemed Ali vertrieben wurden. Der Türke hat hier ganz die Sitten, die Tugenden und die Laster, wie wir sie früher geschildert. Griechen und Juden halten sich nur des Handels wegen hier auf; letztere sind hier wie überall gedrückt und gehaßt, aber den trägen und unwissenden Türken unentbehrlich. — Unter Franken versteht man hier jeden Europäer, deren sich jetzt viele, vom Pascha hergelockt, hier niedergelassen haben. Sie bedienen sich im Handelsverkehr gewöhnlich der sogenannten lingua franca, eines sehr verdorbenen Italienisch. — Die zahlreichen Sclaven, an 30,000, bestehen meist aus Negern, welche jährlich durch Karavanen hier zum Verkauf gebracht werden. Sie haben es als Hausbediente meist besser als früher ihre Brüder unter den Christen in Amerika. — Alle Städte und Dörfer Aegyptens sind der Ueberschwemmungen wegen auf natürlichen oder künstlichen Erhöhungen angelegt. Die Städte sind wie die meisten morgenländischen schmutzig, voll elender Hütten und krummer, enger, ungepflasterter Straßen. Die Hütten der Armen sind höchst elend und unreinlich, alle mit platten Dächern, worauf man oft schläft. Die Dörfer bestehen aus den elendesten Lehmhütten, auf deren Dache gewöhnlich noch ein Taubenhaus steht, welches die Wohnung mit Ungeziefer anfüllt. So elend wie die Wohnung, ist auch die Kleidung des Volkes; bei den meisten besteht sie nur aus einem groben blauen Hemde und leinenen Beinkleidern, und auch diese fehlen oft. Reichere tragen die türkische Kleidung; die Frauen gehen auch hier nie ohne einen dreieckigen

Schleier, welcher nur die Augen frei läßt. Die Aegypter, wie alle Südländer, sind mäßig im Essen und Trinken; Tabackrauchen und Ruhe sind ihre höchsten Genüsse, besonders in den Kaffeehäusern, wo sie, ohne zu sprechen, stundenlang Märchenerzählern zuhören oder Tänzerinnen zusehen. — Zu den einheimischen Krankheiten gehören vorzüglich Augenübel, nicht selten Blindheit, Ruhr, Epilepsie und vorzüglich die hier selten ganz verschwindende Pest, welche jedoch, wie man behauptet, sich nie südlich über den 26. Breitengrad erstreckt. Die Periode von März bis Mai ist die ungesundeste und besonders den Fremden schädlich. — Alle Einwohner, mit Ausnahme der Kopten, Griechen und Franken, sind Muhammedaner. Arabisch und Türkisch sind die Hauptsprachen.

Geschichtliches.

Die Beschaffenheit des Landes sowohl als die Sage berechtigen uns anzunehmen, daß Aegypten seine Bewohner von den höher liegenden südlichen Gegenden, damals Aethiopien, jetzt Nubien und Habesch genannt, erhalten habe. Oberägypten ward zuerst bevölkert, und es bildete sich hier schon ein ordentlich eingerichteter Staat, als Mittelägypten noch sumpfig, Unterägypten ein Meerbusen war. So wie der Nilschlamm das Land erhöhte oder das Meer zurücktrat, rückte die Bevölkerung nach, und so ward das mittlere, zuletzt auch das untere Aegypten angebaut; noch zu Homers Zeiten scheint letzteres zum Theil wenigstens von den Fluthen bedeckt gewesen zu sein. Ein zweiter wichtiger Umstand für die Geschichte Aegyptens ist, daß das Land von zwei ganz verschiedenen Völkern bewohnt gewesen zu sein scheint: das eine, das herrschende, von hellerer Farbe und edlerem Bau; das andere, das dienende und in seinen Zügen unverkennbar die Negerrace darstellend. Diesen Unterschied erkennt man sowohl in den trefflich erhaltenen Sculpturen auf den vielen noch vorhandenen Monumenten des alten Aegyptens, wo stets das hellere Volk als Sieger, das dunkle als unterworfen und leidend dargestellt wird, als auch in den Mumien, wovon so viele in der neueren Zeit nach Europa gebracht worden sind. Das erstere, edlere Volk scheint aus Ostindien zu stammen und als Priestercolonie die rohen Urbewohner Aegyptens unterworfen und gebildet zu haben. Viele Umstände sprechen für diesen indischen Ursprung, abgesehen noch von der körperlichen Bildung dieses herrschenden Volkes. Die älteste Einrichtung Aegyptens war eine Priesterschaft, wie die der Brahminen; die nämliche Kasteneinrichtung fand sich auch hier und erhielt sich, so lange Aegypten ein eigenthümliches Reich blieb. Die Priester und die Krieger, aus welchen beiden die Könige genommen wurden, gehörten dem edleren Volke an; die Ueberwundenen wurden in die Kasten der Künstler, wozu vermuthlich Handwerker und Kaufleute gehörten, der Ackerbauer und der Hirten getheilt; letztere galten besonders als unrein, wie die Parias in Indien; die Spuren dieser Verachtung siehe 1. B. Mos. 46, 34. Wohin diese Priestercolonie kam, brachte sie die Verehrung des Apis oder göttlich verehrten Stiers, des einzigen Thieres, welches alle Aegypter anbeteten, die Verehrung des Flusses, welcher als Osiris das männlich befruchtende Princip, im Gegensatz

der Isis oder des durch jenen befruchteten Landes, darstellte — (die Deutung des Osiris auf die Sonne und der Isis auf den Mond scheint eine spätere zu sein) — gerade wie in Indien der Ganges und andere Flüsse, sowie die Kuh heilig geachtet werden. Eine andere allgemeine, von jener Priesterkaste ausgehende Verehrung war die des Amun, oder wie die Griechen ihn später nannten, des Jupiter Ammon, welcher in Widdergestalt oder wenigstens mit einem Widderhaupte ursprünglich dargestellt wurde; die unzähligen Thiere vom Krokodil bis zur Maus, ja bis zu den Pflanzen herab, wie die Meerzwiebel, welche nicht allgemein, sondern in einzelnen Gegenden verehrt wurde, so daß hier die Katze und dort die Maus heilig gehalten wurde, scheinen die ursprünglichen, von jener Priesterkaste nur geduldeten Fetische oder Götzen der roheren Urbewohner gewesen zu sein. Für die nach und nach erfolgte Besitznahme des Landes durch einen gebildeten Volksstamm spricht auch der verschiedene Kunststil, welchen man in Aegypten bemerkt: im oberen Aegypten, dem ersten Ansiedelungspunkte, findet man nur Obelisken, 50—180′ hohe, aus einem einzigen Steine, gewöhnlich Porphyr oder Granit, bestehende, spitz zulaufende Säulen, sowie Felsentempel und Felsengrabmäler, wie wir sie auch in Indien sahen; im mittleren Aegypten nur Pyramiden, vierseitige, von dreiseitigen Flächen begrenzte, oben spitz zulaufende oder oben abgestutzte Körper, deren Seiten genau nach den vier Weltgegenden, die Eingangsschachte nach Norden gerichtet sind. Sie sind meist aus Kalkstein erbaut und mit Granit oder Marmor bekleidet, und enthalten im Innern Gemächer und Gänge. In Unterägypten endlich herrscht ein gemischter griechisch-ägyptischer Stil. Die Priesterkaste, die edelste von allen, war im Besitz aller Macht, denn selbst die Könige wurden außerordentlich durch sie beschränkt, wie auch aller Wissenschaft, welche vor allen übrigen Kasten durchaus geheim gehalten wurde. Außer der Kenntniß der von ihr eingeführten Religion, deren wahre Deutung wohl nur den Priestern allein bekannt war, scheint Astronomie die Grundlage ihrer Wissenschaft und wahrscheinlich auch die Grundlage jener uns so widersinnig scheinenden Abgötterei gewesen zu sein, so daß die verschiedenen Gottheiten wohl nur schwer zu enträthselnde Symbole astronomischer Thatsachen oder anderer Naturkräfte und Naturerscheinungen waren. Zur Aufbewahrung jener geheimen Kenntnisse und zugleich zur Verbergung derselben vor dem Volke dienten die Hieroglyphen, die geheiligte, nur den Priestern verständliche Bilderschrift, womit Aegyptens Denkmäler so reichlich bedeckt sind. Außerdem aber haben sie unleugbar auch eine Buchstabenschrift besessen, wie dies die zwischen den Hieroglyphen zerstreuten phonetischen Zeichen, d. h. Zeichen, welche Buchstaben oder Laute ausdrücken, beweisen. Mag man auch die Kenntnisse und die Weisheit der ägyptischen Priester zuweilen allzu hoch angeschlagen haben, soviel ist wenigstens gewiß, daß mehrere der gebildetsten und geistreichsten Griechen Aegypten in der Absicht besuchten, ihre Kenntnisse zu erweitern, und mit Achtung von den Geheimnissen der ägyptischen Priester reden. Eine Aegypten ganz eigenthümliche und mit den religiösen Vorstellungen ohne Zweifel eng zusammenhängende Sitte war das Einbalsamiren der Todten, welches nach dem Stande und dem Vermögen der Personen zwar mehr oder minder sorgfältig und kostbar, doch aber ziemlich allgemein gewesen zu sein

scheint, wie die unzähligen Mumien oder einbalsamirten Leichen beweisen, welche man noch jetzt in ganz Aegypten findet. Diese Gewohnheit scheint vorzüglich aus dem Glauben an Seelenwanderung hervorgegangen zu sein, indem man durch diese Behandlung der Leichen der Seele ihren ehemaligen Wohnsitz und ihre Organe bewahren und sie dadurch so lange als möglich an den Körper fesseln wollte.

Die ältere ägyptische Geschichte wird wohl niemals aus der Verwirrung und dem tiefen Dunkel hervortreten, worin sie vergraben liegt; fast unmöglich scheint es, die sich durchaus in allen Punkten widersprechenden Berichte griechischer Schriftsteller darüber zu vereinigen. Wir müssen uns daher auf Folgendes beschränken. Ohne die vielen von den Alten erwähnten Dynastien ägyptischer Könige zu berühren, welche die Geschichte dieses Landes viele tausend Jahre über die allgemein angenommene Grenze der menschlichen Geschichte überhaupt hinausrücken würde, begnügen wir uns zu sagen, daß ohne allen Zweifel Aegypten zu den ältesten Culturländern der Erde gehört und daß vielleicht die erste Ansiedelung von Aethiopien aus, wo ein Priesterstaat Meroe genannt wird, das obere Aegypten zu einem civilisirten Staate machte, wo die noch zu Homers Zeiten weltberühmte Stadt Thebä, später Diospolis (Jupiters Stadt) gegründet ward. Ebenso ward später im mittleren Aegypten die neuere Hauptstadt des ganzen Reiches, Memphis, erbaut, von welcher indeß keine deutlichen Spuren mehr vorhanden sind. Die einzigen Königsnamen, welche aus dieser Urzeit hervorschimmern, sind die des Menes, des ersten menschlichen Königs (denn vor ihm herrschten nach der Sage Götter und Halbgötter), welchem die Erbauung von Memphis und die Anlage einiger Canäle zugeschrieben wird; er soll etwa 3800 Jahre v. Chr. gelebt haben. Den geordneten Zustand des Reiches in so früher Zeit beweist die Geschichte Josephs und der Israeliten, von 1750 bis 1500 v. Chr.; doch sollen in dieser Zeit nomadische Völker aus Phönicien, Hyksos genannt, wenigstens einen Theil von Aegypten inne gehabt haben. Ein zweiter berühmter Name dieser Fabelzeit ist der des Sesostris ums Jahr 1300 v. Chr., welchem siegreiche Feldzüge nach Aethiopien, Syrien, Kleinasien und bis nach Thracien und Scythien zugeschrieben werden. Unter ihm und seinen Nachfolgern bis um das Jahr 1100 v. Chr. fällt wahrscheinlich die Errichtung der Obelisken und die Erbauung der meisten Pyramiden. Hierauf aber folgt eine Zeit innerer Verwirrung, das Reich löst sich in mehrere auf, und das Ganze wird eine Zeit lang den Aethiopiern unter Sabako dienstbar. Nach dem Abzuge oder der Vertreibung dieser erscheint das Reich in 12 Theile unter ebenso viele Herrscher, die Dodekarchie, von 671 bis 656 v. Chr., getheilt. Diesen Herrschern wird unter Anderem die Erbauung des Labyrinths, eines Gebäudes in der Gegend von Memphis, wovon aber nur noch verschüttete Ruinen vorhanden, zugeschrieben, welches 1500 Zimmer über und 1500 unter der Erde hatte, wovon letztere zum Begräbniß der Pharaonen (dies war der Titel aller ägyptischen Könige) und geheiligter Thiere bestimmt waren. Einer von ihnen, Psammetichus, errang die Alleinherrschaft, 656, und mit ihm beginnt die wahrhaft historische Zeit für Aegypten. Er hatte seinen Sieg griechischen Hülfsvölkern zu danken und öffnete aus Dankbarkeit den Griechen die Häfen des Reiches, welche

bis dahin jedem Fremden verschlossen gewesen; die Aegypter selbst verabscheuten die Seefahrt. Von nun an drang griechische Bildung nach Aegypten, und diese Neuerung mißfiel einem Theile des Volkes so sehr, daß an 200,000 von der Kriegerkaste freiwillig das Land räumten und sich nach Aethiopien zurückzogen. Sein Sohn Necho eroberte einen Theil von Syrien, versuchte durch einen Canal den Nil mit dem Rothen Meere zu verbinden, was indeß erst dem Ptolemäus Philadelphos gelang, und ließ durch Phönicier Afrika umschiffen. Apries eroberte die Insel Cypern; allein auf einem Zuge durch die Sandwüsten Libyens empörte sich sein Heer und setzte, 570, den Feldherrn Amasius, von niederer Herkunft, auf den Thron. Dieser begünstigte die Griechen noch mehr als sein Vorgänger, und zu seiner Zeit besaßen sie feste Ansiedelungen an der Küste. Unter seinem Sohne Psammenitus ward Aegypten, 526, von Kambyses, König von Persien, erobert, die Priester gemißhandelt, die Tempel geplündert und verbrannt, der heilige Stier Apis getödtet, die Grabmäler der Pharaonen entweiht und das Land verwüstet. Eben deshalb brachen bald Empörungen aus, welche an den Griechen Unterstützung fanden, so daß mehrere einheimische Fürsten sich unabhängig von den Persern erhielten, bis endlich 350 Darius Ochus Aegypten wieder eroberte und fast ebenso verfuhr, wie früher Kambyses. Alexander von Macedonien ward daher 332 als Befreier empfangen und wußte, menschlich und geschickt, sich die Gunst des Volkes zu erhalten. Ihm verdankt Aegypten die Gründung von Alexandria, welches so lange die Wiege der Gelehrsamkeit, der Sitz der Könige und eine der berühmtesten Handelsstädte der Welt gewesen. Mit dem Tode Alexanders beginnt in der Person des damaligen Statthalters von Aegypten, Ptolemäus Lagi, mit dem Zunamen Soter (Erretter), einem wahrscheinlichen Halbbruder Alexanders, die lange Reihe der griechischen Könige Aegyptens oder der Ptolemäer, weil sie alle diesen Namen führten. Mit Ausnahme des ersteren, welcher unleugbar große Verdienste um das Land sich erwarb durch die Beförderung der Künste und Wissenschaften, die Anlegung der weltberühmten Bibliothek von Alexandria und die Erbauung des Leuchtthurms oder Pharos auf einer Klippe am Eingange des Hafens von Alexandria, war der Charakter der meisten seiner Nachfolger im geraden Widerspruch mit den Beinamen, welche die feige Kriecherei ihres Hofgesindes ihnen beilegte. So ermordete Ptolemäus Philadelphos (der Brüder liebt) zwei seiner Brüder; Pt. Philopator (der den Vater liebt) vergiftete seinen Vater und tödtete seine Mutter und seinen Bruder; Pt. Euergetes (der Wohlthätige) war ein Ungeheuer an Schandthaten. Ueberhaupt stellen uns die Annalen dieses Reiches bis zu seinem Untergange nichts als ewige Kriege mit Syrien, häufige Revolutionen und blutige Regentenwechsel und eine Sittenlosigkeit und Verworfenheit dar, wie es davon etwa nur noch in der späteren byzantinischen Geschichte Beispiele giebt. Schon längst hatte Rom sich vermittelnd, gebietend und drohend in die Angelegenheiten Aegyptens gemischt, vertriebene Könige wieder eingesetzt, Theilungen veranstaltet und sich unter dem Scheine der Mäßigung eine wahre Oberherrlichkeit erworben. Als daher 51 v. Chr. die Geschwister Ptolemäus Dionysos und Kleopätra gemeinschaftlich herrschen sollten, letztere aber vertrieben worden war und der geschlagene Pompejus während ihrer Abwesenheit an

der ägyptischen Küste, wo er Schutz suchte, ermordet worden war, kam Cäsar nach Alexandrien. Kleopätra gewann ihn durch ihre Schönheit und ihre buhlerischen Künste; er erklärte ihre Sache für die gerechte, und hatte darüber einen gefährlichen Kampf mit der Partei des Königs zu bestehen, in welchem ein Theil der großen alexandrinischen Bibliothek verbrannte. Ptolomäus ertrank im Nil, und Cäsar gab Aegypten der Kleopätra und ihrem 11jährigen Bruder Ptolemäus Puer (der Knabe), welchen sie nach der Sitte des Landes zwar heirathete, bald aber ermorden ließ. Nach Cäsars Tode fand Kleopätra einen neuen Geliebten an seinem Mörder Cassius, sowie später an dem Triumvir Antonius, welcher sie heirathete und im Begriff war, ganz Asien an sie und ihre Kinder zu vertheilen. Die Schlacht bei Actium, 31 v. Chr., in welcher Kleopätra zuerst die Flucht ergriff, führte beide nach Alexandrien zurück, wo Antonius sich tödtete und Kleopätra um der Schande, im Triumph in Rom aufgeführt zu werden, zu entgehen, sich durch den Biß einer Natter das Leben nahm. Aegypten ward nun eine römische Provinz.

Das Christenthum drang früh nach Aegypten, und Alexandrien ward noch einmal ein Sitz der Wissenschaften und der theologischen Gelehrsamkeit; allein dem finsteren, zum Aberglauben geneigten Charakter der Aegypter gemäß, ward Aegypten auch ein fruchtbarer Boden für Schwärmerei und Secten und gab den ersten christlichen Anachoreten (Einsiedlern) und Mönchen ihr Dasein. Bei der Theilung des römischen Reiches, unter den Söhnen des Theodosius, 395, fiel Aegypten dem morgenländischen Reiche zu, dessen traurigen Verfall es bis 640 n. Chr. theilte, wo es, unter dem Kaiser Heraklius, von Amru, dem Feldherrn des Chalifen Omar, erobert wurde. Als die Macht der Chalifen zu verfallen anfing, machte sich der Statthalter dieser Provinz, Achmet, der Sohn Tuluns, 868 unabhängig und gründete die Macht der Tuluniden, welche aber nach kurzer Dauer 908 an Mahadi den Fatimiten überging. Die Fatimiten beherrschten Aegypten nicht ohne Glanz bis 1171; sie bauten El Kahira oder Kairo 972 und eroberten Syrien bis an den Euphrat. Ihre Macht ward vernichtet durch Salaheddin oder Saladdin, den Seldschucken, 1171, welcher zur Zeit der Kreuzzüge Aegypten den Fatimiten und Palästina den Franken entriß; er starb 1193. Seine Nachfolger herrschten bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Als aber Ludwig IX. 1248 an der Spitze eines Kreuzheeres Damiette erobert und bald nachher, bei Mansura umringt und gefangen genommen, gegen Lösegeld freien Abzug erhielt, empörte sich die Miliz des letzten Sultans, die Mamelucken, 1250, und machte sich zu Herren des Landes. Diese herrschten nun unter selbsterwählten Anführern über 250 Jahre, bis die Türken unter Selim I. 1517 Aegypten eroberten und es durch einen Pascha regieren ließen, wobei aber die Mamelucken bis auf die neueste Zeit schon immer einen bedeutenden Einfluß behielten. Unter dem eisernen Scepter der Osmanen war Aegypten immer mehr und mehr verödet und jede Spur alter Herrlichkeit war erloschen. Im Jahre 1798 sandte die französische Republik ein Heer von 40,000 Mann unter Buonaparte nach Aegypten, vermuthlich um von hier aus einst die Engländer in Ostindien anzugreifen. Er landete bei Alexandrien, eroberte diese Stadt, schlug die Mamelucken bei den Pyramiden und eroberte Kairo, obgleich

unterdeß Nelson die französische Flotte bei Abukir am 1. August vernichtet hatte. Nach einem vergeblichen Feldzuge nach Syrien kehrte Buonaparte nach Frankreich zurück. General Kleber behauptete sich tapfer gegen die Angriffe der Türken; als er aber ermordet und Menou sein Nachfolger geworden, unterlag dieser 1800 den vereinigten Heeren der Engländer und Türken. Am 2. September 1800 wurde Alexandrien, die letzte Besitzung der Franzosen, übergeben und Aegypten ward wieder von einem türkischen Pascha regiert. Die einzige Frucht dieser Expedition ist das große, aber nicht sehr gründliche, mit vielen herrlichen Kupfern ausgestattete Werk über Aegypten, welches die französischen Gelehrten, die die französische Armee begleiteten, ausgearbeitet und unter dem Titel: Description de l'Egypte, herausgegeben haben. Neuere Reisende, namentlich Lepsius, haben uns bei der wachsenden Leichtigkeit, das Land zu besuchen, bei weitem genauere Kunde desselben verschafft. Nach einer öffentlichen Vorlesung, die derselbe in Berlin gehalten hat, wollen wir ein paar Sätze darüber niederschreiben:

„Die römische Welt vor 18 Jahrhunderten bildet unser Alterthum, und in Rom werden die Reste desselben in großen Bauwerken und Ruinen bewundert.

„Als Germanicus Aegypten besuchte, erforschte er daselbst das Alterthum der Römer, welches auf die Zeiten des Königs Ramses und Moses zurückwies.

„Höher hinauf oder in den Zeiten zurück geht ein drittes Alterthum, dessen Ruinen, Inschriften und Schriftwerke die Forscher ans Tageslicht gezogen haben. Dieselben weisen hin auf Zeiten von 10 und 12 Jahrhunderten vor Moses.

„Dem ging ein viertes Alterthum vorher, etwa 40 oder 39 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, also vor etwa 6000 Jahren, zu den Zeiten des Menes. Damals schon gab es in Aegypten, diesem Wunderlande, Wissenschaft und Kunst, wovon die deutlichsten Spuren und Beweise aufgefunden worden sind. Napoleon, der vor der Schlacht bei den Pyramiden seine Soldaten durch die Bemerkung zur Tapferkeit anzufeuern suchte, daß 40 Jahrhunderte auf sie herabschauten, hätte in Wahrheit von 50 und 60 Jahrhunderten sprechen können."

Ueber die Pyramiden brachte Lepsius die interessanten Notizen:

1) Sie seien nicht, wie einzelne wunderliche Gelehrte*) vermuthet, weder Naturkrystalle noch Gnomone (Sonnenuhren), noch Ableiter des Wüstensandes, noch Kornspeicher (Joseph) u. s. w., sondern Grabdenkmäler einzelner Dynastien ägyptischer Königsfamilien;
2) jeder dieser Könige pflegte bei dem Antritt seiner Regierung zu seiner künftigen Ruhestätte eine solche Pyramide zu erbauen, in jedem folgenden Jahre seiner Regierung einen neuen Mantel aus gehauenen Steinen herumlegen und auf denselben die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Regierung verzeichnen zu lassen. Daher die ungeheure Größe derselben;

*) Wären die ägyptischen Pyramiden, statt vier-, dreiseitig, so würden wir noch andere „tiefsinnige" Erklärungen erlebt haben. So schon haben sie dabei von auseinander gegangenen Weltpotenzen orakelt.

3) eine derselben nimmt in der Grundfläche die Größe des sogenannten Lustgartens in Berlin, zwischen dem Museum und dem königlichen Schlosse, ein und hat die vier- bis fünffache Höhe des Schlosses, ist höher als das Straßburger Münster. Von den in ihr zusammengehäuften Steinmassen bekommt man durch die Bemerkung eine Vorstellung, daß sich aus denselben 30 bis 40 (?) Kölner Dome erbauen ließen.

In dem neuen Museum zu Berlin sind die alterthümlichen Merkwürdigkeiten, welche Lepsius mitgebracht hat, aufgestellt worden.

Die Pietät ihrer Religion offenbart sich in der rührenden Fürsorge für ihre Todten durch Mumisirung, die oft große Summen (bis 1800 Thlr. nach unserem Gelde) kostete, prachtvolle Särge und die Mitgabe von Kostbarkeiten mancherlei Art (Amulete ꝛc.). Die bildlichen Darstellungen auf den Särgen und Grabdenkmälern deuten auf ihre Vorstellungen von dem Leben der Seele nach dem Tode, auf die Todtengerichte, welchen die Verstorbenen sich zu unterwerfen hatten, auf die Tiefe ihres Gemüths und die Lebendigkeit ihres religiösen Bewußtseins. Diesen Darstellungen zufolge erscheinen die alten Aegypter als ein religiöses, heiteres, ritterliches Volk. Eine Wanderung durch das ägyptische Museum in Berlin giebt davon eine klare und anmuthige Vorstellung. Hier erblickt man den mildthätigen Gott Osiris auf seinem Throne, geschmückt mit den Attributen seiner Macht als König der Unterwelt und Herrscher der Ewigkeit. Hinter ihm, dessen Hauptculte und Mysterien in den Städten Mendes und Abydus gefeiert wurden, befindet sich seine Schwester und Gattin, die holde Isis, bisweilen auch die zweite Schwester Nephthys und das Kind des Osiris und der Isis, der sperberköpfige Gott Horus. Als die vollkommenste Offenbarung des Einen, Ewigen galt die Quelle des Lichts und des Lebens, die Sonne, deren Strahl der lebenspendende Odem der Gottheit genannt, und die in Hymnen besungen wurde, deren man mehrere auf Grabsteinen gefunden hat. Auf den Papyrusrollen, die bei den Mumien entdeckt worden, diesen „Reisepässen“ der Verstorbenen, waren die Thaten derselben im Leben, ihre Bekenntnisse nach demselben vor den Todtenrichtern und deren Aussprüche verzeichnet, welche Zeugniß ablegen von den sittlichen Grundsätzen der Aegypter. Auf der Todtenwage wurde in der einen Wagschale das Herz des Verstorbenen gegen die Wahrheit auf der anderen abgewogen; der Ausschlag der einen oder der anderen Schale entschied über das Schicksal der Seele. Die ihr im Leben besonders lieb gewesenen Thiere wurden mumisirt den Mumien beigegeben. So ward dem Osiris ein Stier (Apis), der Isis eine Kuh, dem Horus ein Sperber, anderen Gottheiten andere Thiere geweiht. Man findet dieselben in den Katakomben beigesetzt. Alles zusammen spricht für die hohe Stufe der Cultur der alten Aegypter.

Jetziger Zustand.

Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten (seit 1806, † 1849), gehörte unstreitig zu den außerordentlichsten Menschen. Ohne von der Pforte gerade ganz unabhängig zu sein, beherrschte er seine Provinzen unbeschränkt

und war vorzüglich bemüht, europäische Cultur und Bildung einzuführen. Als Krieger hat er die Mameluken grausam vernichtet, die Wechabiten in Arabien gedemüthigt, Nubien, Dongola und mehrere Negerländer wegen des Handels mit schwarzen Sclaven unterworfen, und nachdem er sich mit Hülfe europäischer Officiere eine regelmäßige Armee von 60- bis 70,000 Mann und eine bedeutende Seemacht geschaffen, hatte er eine Zeit lang den Peloponnesus besetzt gehalten, Candia in Besitz genommen, und 1833 war sein Sohn Ibrahim Pascha nach einem entscheidenden Siege über die Türken bis nach Kutayeh in Kleinasien vorgedrungen und hatte dadurch die Abtretung von ganz Syrien und des Districts von Adana in Kleinasien an seinen Vater erzwungen. Diese Eroberungen gingen jedoch 1840 wieder verloren; indeß versprach die Pforte, stets ein Mitglied der Familie Mehemed Alis zum Regenten zu ernennen. Als Staatsmann hatte er Agenten in Europa umhergesandt, um Kenntnisse zu sammeln und Künstler und Handwerker in seine Dienste zu ziehen. Mit großen Kosten hatte er Fabriken anzulegen und den Handel zu beleben versucht. Unter seinem Schutze fanden Franken und selbst Griechen vollkommne Sicherheit, und nie ist daher Aegypten so häufig und so erfolgreich von Europäern jeder Nation bereist und untersucht worden. Eins seiner größten und wichtigsten Werke ist der 12 Meilen lange (Mamudieh-) Canal, welcher 1817—19 gegraben worden und den Nil mit dem Hafen von Alexandrien verbindet. Auch ist unter seiner Herrschaft das urbare Land, dessen Fläche sehr gesunken war, wieder über das Doppelte gestiegen. Schade nur, das dies alles doch nur, nach orientalischer Weise, dazu diente, die Schätze des Vicekönigs, durch dessen Hände aller Handel ging, zu vermehren, ohne das Land zu bereichern und daß keine Sicherheit vorhanden ist, daß seine Nachfoger in besserem Sinne fortfahren werden. Der Vicekönig wird als der eigentliche Besitzer nicht allein von Grund und Boden, sondern auch von den Erzeugnissen betrachtet; nur die Häuser in den Städten haben Eigenthümer. Alle Producte kaufte er zu willkürlich von ihm festgesetzten Preisen und sammelte sie in seine Magazine, von woher sie der Kaufmann beziehen und nach einem vorgeschriebenen Preise verkaufen mußte. Er hatte alle Webestühle des Landes angekauft und ließ nur für seine Rechnung weben und färben; ebenso hatte er durch die Europäer große Waffenfabriken, Fabriken von Baumwolle, Seide, Salpeter und Pulver angelegt: er war also der einzige Kaufmann des Landes, und der Handel ist daher bei weitem nicht so bedeutend, als er sein könnte. Noch immer bringen indeß Karavanen vom Rothen Meere die Erzeugnisse Arabiens und Indiens, aus Habesch und Sudan Sclaven, Elfenbein ꝛc. nach Aegypten und finden ihren Hauptmarkt in Kairo. Selbst für die Wissenschaften war der Pascha nicht unthätig: er hatte eine militärische und eine medicinische Schule angelegt, Manuscripte gesammelt, junge Aegypter zu ihrer Ausbildung nach Paris gesendet und sogar mehrere wissenschaftliche Werke aus den europäischen Sprachen ins Arabische übersetzen lassen. Der im J. 1841 vom Großherrn erlassene und von den vier Großmächten Europas, England, Frankreich, Oesterreich und Rußland, garantirte Hattischerif bringt die Verwaltung Aegyptens mit den übrigen Paschaliks des Reichs in Einklang und setzt den jährlich an die Pforte zu zahlenden Tribut auf 1,133,000 span. Thaler

fest. Der Pascha von Aegypten soll außerdem nicht mehr als 18,000 Soldaten, bestehend aus Arabern, Arnauten, Berbern, Negern und Beduinen, auf den Beinen erhalten, dem Großherrn in Konstantinopel aber in allen Fährlichkeiten zur Seite stehen. Derselbe hat es sich auch vorbehalten, die Oberofficiere zu ernennen. In dem Kriege mit Rußland und in neuester Zeit gegen die aufständischen Griechen auf Candia hat der Vicekönig Hülfstruppen nach der Türkei gesandt. Ihm ist auch die Verwaltung der vom Sultan eroberten Länder Nubien und Kordofan übertragen. Das Abgabensystem ist wegen der Menge der Steuern schrecklich drückend und heillos. Die Mehrzahl der Bewohner (die Fellahs) und ihre Arbeiten sind als Eigenthum des Paschas zu betrachten. Der Koran ist nicht nur die Grundlage der Religion, sondern auch der Justiz. Die in Aegypten lebenden Europäer stehen unter dem Schutze der dort residirenden Consuln. Den Nachfolgern Mehemed Alis hat das Land manche Verbesserung zu danken. Das Zustandekommen des Suezkanals ist zum großen Theil ihnen zu verdanken. Der Gedanke, das Mittelländische Meer mit dem Rothen Meere zu verbinden, ist sehr alt. Neunzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt wurde die Anlage eines Canals vom Nil nach dem Temsa- oder Timsahsee in der Mitte des Isthmus und von da nach dem Rothen Meere von den Pharaonen begonnen, von Psammiticus (660 v. Chr.), nachher von Darius (510 v. Chr.) fortgeführt, endlich von Ptolemäus Philadelphus (260 v. Chr.) vollendet. Aber dieser Canal verfiel allmälig und wurde unter den Khalifen im 8. Jahrhundert n. Chr. ganz unbrauchbar. Napoleon I. nahm den Plan wieder auf; er dachte daran, den Golf von Pelusium mit dem Rothen Meere zu verbinden, er wählte also die kürzeste Linie durch den Isthmus von Tineh nach Suez. Um die Ausführung vorzubereiten, hatte Saïd Pascha dem Franzosen Ferdinand de Lesseps im Jahre 1854 durch einen Firman die Concession zum Bau dieses Canals durch eine Actiengesellschaft der Capitalisten aller Nationen ertheilt. Dieselbe soll ihn 99 Jahre besitzen, 15 Procent des Reinertrages an die Regierung abgeben, nach jener Frist aber das Ganze dieser überlassen. Die Gesammtkosten der Anlage dieses Canals, 100 Meter breit, 8 Meter tief und 21 ½ deutsche Meile lang, waren auf 200 Millionen Franken berechnet, eine Summe, die stark überschritten ist. Westlich vom Timsahsee, der in der Mitte der Canallinie liegt, erstreckt sich eine Einsenkung bis zur Ebene des Nil-Delta, welche wahrscheinlich das fruchtbare Land Gosen der Bibel ist, durch welches ein Süßwassercanal den Salzwassercanal mit dem Nil verbindet.

Die französische Vermessung im Jahre 1799 hatte als Resultat ergeben, daß das Niveau des Rothen Meeres 30 par. Fuß höher läge als das des Mittelmeeres. Die neuesten genauesten Messungen durch Nivellement, barometrische und koch-thermometrische Berechnungen haben diese Meinung als irrig dargethan. Der höchste Punkt des Isthmus liegt nur 37 par. Fuß über dem Niveau beider Meere. Schwierigkeiten aller Art waren bei dem Bau zu überwinden, die seichte Beschaffenheit der Bai von Pelusium, der Mangel eines Ankerplatzes, weshalb für große Schiffe Molen und Dämme von der Länge einer deutschen Meile gebaut werden mußten —, dasselbe Bedürfniß von Molen und Dämmen bei Suez —, die Enge des Fahrwassers im Rothen Meere und die darin wehenden Mon-

sune, wobei aber Dampf=Schleppschiffe zu Hülfe genommen werden können u. s. w.

Wir haben des Suezcanals wegen der unermeßlichen Wichtigkeit der Lösung des Jahrtausende alten Problems für Schifffahrt und Handel gedacht. Der Schiffscanal wird die indische, chinesische, japanische Welt, Australien, Polynesien, Ostafrika u. s. w. mit ihren 600 Millionen Einwohnern um die Hälfte des bisherigen Weges um Afrika herum dem civilisirten Europa näher rücken. In der Abkürzung der Fahrt besteht aber der Hauptfortschritt der Schifffahrt. — Auf den Verkehr wohlhabender Personen, die von Europa nach Indien reisen, dürfte die neue Passage nicht rechnen. Denn in 24 Stunden reist man auf der Eisenbahn von Alexandrien nach Suez, wo man ein Dampfschiff besteigen kann. Die Nachfolger Mehemed Alis waren: Abbas Pascha, Saïd Pascha, Ismaïl Pascha. Seit Mai 1866 hat die hohe Pforte dem gegenwärtigen (Ismaïl Pascha) Vicekönig das Erbrecht in directer Descendenz zugestanden. Der Pascha übt unumschränkte Macht über das Land.

Eintheilung und Topographie.

Schon die Alten theilten Aegypten der Natur des Landes gemäß in drei Theile: Thebaïs das obere, Heptanömis das mittlere und Delta oder Unterägypten, und ebenso wird es noch jetzt gewöhnlich getheilt in: Saïd, Oberägypten, Wostani, Mitteläsgypten und Bahari, Unterägypten. Die neueste Eintheilung in 7 Verwaltungsbezirke oder Mudirliks, können wir hier nicht berücksichtigen. Kairo und Rosette sind von dieser Provinzialverwaltung ausgeschlossen: sie stehen unter eigenen Vorständen. Der Sitz der Centralbehörden und die gewöhnliche Residenz des Pascha ist Kairo.

A) Bahari oder Unterägypten begreift den Theil des Landes von der Theilung des Flusses bis zu seinen Mündungen, nebst dem, was westlich und östlich von den Stromarmen noch zu Aegypten gerechnet wird. Es läßt sich also am bequemsten hiernach in das westliche, das mittlere und das östliche theilen.

Westlich vom linken Nilarm finden wir die alte Hauptstadt Alexandria, Iskanderia, Skanderia, unter 31° 13′ n. Br., auf einer Landzunge, von welcher östlich der neue, westlich der alte Hafen liegt, in welchen sich der Mahmudiecanal ergießt, welcher die Stadt, die bis dahin nur Cisternen hatte, mit Trinkwasser versieht. Sie ist mit Mauern und einem Graben umgeben und wird durch einige Bastionen geschützt. Von ihrer ehemaligen Größe und Pracht ist sie herabgesunken; sie ist eng und elend gebaut, die Straßen krumm und ungepflastert; doch finden sich im Quartiere der Franken viele Prachtgebäude. Die meisten der 30 Moscheen sind ehemalige christliche Kirchen, und die Kirchen der Griechen, Lateiner und Kopten sind unbedeutend. Die Zahl der Einwohner mag an 150,000 betragen, worunter jetzt Europäer zahlreich. Die Häfen werden durch zwei Castelle geschützt, wovon das eine der große Pharillon genannt wird, wahrscheinlich an der Stelle des alten Pharus. Als Haupt=

stapelplatz Aegyptens für den auswärtigen Handel zur See herrscht hier große Betriebsamkeit, und deshalb wohnen hier alle europäischen Handelsconsuln. Alles in und um Alexandrien ist voll Schutt und Trümmer, besonders in der Gegend südlich von der Stadt; aufrechtstehend sieht man nur noch die sogenannte Pompejussäule von Granit, 88′ hoch, und einen Obelisk, gewöhnlich die Nadel der Kleopatra genannt, ebenfalls von Granit. Die Gegend ist sandig und öde, so daß die Stadt die meisten Lebensmittel aus dem fruchtbaren Delta erhält. Schon in der Nähe von Alexandrien ziehen Beduinen umher. Westlich von der Stadt zieht sich eine sandige Landzunge zwischen dem Meere und dem See Mareotis bis Abusir, wo man Trümmer einer großen Stadt findet, und den sogenannten Thurm der Araber, wo Buonaparte landete. 40 M. weiter im W. beginnt die Grenze von Tripoli; das ganze Land bis dahin wird nur von Beduinen durchzogen und bietet nichts als Sand und Kalkhügel dar, ohne Vegetation. Auf der NO.-Spitze der Landzuge, worauf Alexandrien liegt, 4 St. von der Stadt, ist das befestigte Dorf und die Bucht von Abukir, wo am 1. August 1798 Nelson die französische Flotte verbrannte. Dabei liegen die Trümmer der alten Stadt Canöpus. — Unweit der Mündung des westlichen Nilarms liegt auf einer Anhöhe die Stadt Rosette oder Raschid. Die Stadt selbst ist schlecht und mag an 18,000 Einw. haben; aber ihre Umgegend ist fruchtbar und schön. Am Eingange des Nilarms liegt die den Schiffern gefährliche Sandbank Bogaz. ¼ M. südlich von Rosette liegt der sogenannte Thurm Kanopus, von welchem man einen Theil des fruchtbaren Deltas überblickt. Nur die unmittelbaren Ufer des Nil sind fruchtbar; sowie man sich westlich entfernt, betritt man die Wüste.

Zu diesem Theile von Aegypten gehört noch das Thal der Natronseen, welches sich westlich vom Nil in der Richtung von SO. nach NW. erstreckt. Es ist durchaus sandig und öde; die Seen, deren 6 an der Zahl, folgen auf einander in der Richtung des Thales und werden von Karavanen besucht, um das Natron, welches sich an den Ufern absetzt, zu holen. Die Seen sind von der Regierung verpachtet. Das Wasser in ihnen steigt und fällt im umgekehrten Verhältniß mit dem Nil, die Farbe desselben ist in der Nähe rosenroth, in der Ferne blau, vom Winde erregt carmoisin. Außerdem giebt es noch 6 koptische Klöster in diesem Thal, welche zum Schutz mit hohen Mauern umgeben sind und in welchen einige unwissende und arme Mönche vegetiren. Dieselben sind nur die späten Reste ehemals starker Bevölkerung. Der Kaiser Valens konnte allein aus diesen Natronklöstern 5000 Mönche als Recruten ausheben. Das Christenthum scheint hier in der Nähe seiner Wiege zu verkümmern; denn Unwissenheit, Roheit und Fanatismus sind die hervortretenden Züge der geistigen Physiognomie dieser koptischen Mönche.

Das eigentliche Delta oder das Land zwischen den beiden Nilarmen, ist eine unübersehbare, von unzähligen Canälen durchschnittene, aber höchst fruchtbare und gut angebaute Ebene. Sie zählt viele Städte, wovon indeß keine von historischer Bedeutung ist.

Der Strich endlich östlich vom Nil ist nur soweit fruchtbar und bewohnt, als die Canäle reichen; alles Uebrige östlich ist mit geringen Unterbrechungen Sandwüste. Die bedeutendsten Oerter sind Damiette

(Tamiathus), am östlichen Ufer des Nil auf einer Landzunge, eine halbe Viertelmeile breit, welche östlich vom See Menzaleh begrenzt wird. Die Gegend ist sumpfig und ungesund, aber sehr fruchtbar. Die Stadt selbst ist häßlich, doch soll sie an 37,000 Einw. haben. Der äußerste östliche Ort Aegyptens ist das schon auf dem Isthmus von Suez gelegene, von Wüsten umgebene Fort El Arisch. Der Isthmus selbst neigt sich von S. nach N. und besteht aus Kalk- und Sandsteinhügeln, deren Thäler mit Sand überschüttet sind. Mehrere Beherrscher Aegyptens haben, wie oben angegeben, versucht, ihn zu durchstechen, und man findet noch sehr bedeutende Spuren dieser Arbeiten. Von Suez nach Kairo ist eine Straße mit mehreren Stationen angelegt, welche die Reise durch die Wüste erleichtern, jetzt aber, seit die Eisenbahn bis Suez vollendet, wenig mehr benutzt wird. Daß Alexandrien mit Kairo durch Eisenbahnen und Telegraphenlinien verbunden, ist allgemein bekannt.

Kairo, Kâhira, d. h. die siegreiche Hauptstadt, unter 30° 2′ n. Br. und 48° 58′ ö. Lg., liegt 5 St. oberhalb der Theilung des Nil, ¼ St. östlich vom Flusse, am Fuße des letzten Vorsprungs des Mokattam, in einer sandigen Ebene. Sie ist die größte Stadt des türkischen Reiches nach Konstantinopel, etwa 2 St. lang, aber nicht so breit, und wird von einem Canal durchschnitten, der jedoch nur zur Zeit der Ueberschwemmung Wasser hat; das Trinkwasser muß daher aus dem Nil herbeigeschafft werden und wird in Schläuchen durch Kameele nach den Cisternen getragen, deren man etwa 300 zählt. Die Straßen sind eng, schmutzig und ungepflastert, die Stadt im Ganzen schlecht und aus Backsteinen gebaut. Sie hat 400 Moscheen, worunter die des Sultan Hassan das prächtigste Gebäude der Stadt; 30 Kirchen und Capellen verschiedener Glaubensgenossen, mehrere militärische Lehranstalten und eine berühmte gelehrte Schule der Muhammedaner; öffentliche Bäder finden sich in allen Theilen der Stadt. Der Vicekönig Mehemed Ali, aufmerksam gemacht durch die vielen Kunstschätze und Alterthümer, welche die Europäer jährlich aus Aegypten entführen, hat in Kairo, unter Mitwirkung dortiger Europäer, 1836 ein eigenes ägyptisches Museum angelegt. Die Franzosen hatten schon angefangen, Kairo zu befestigen, und der Pascha hat die Arbeiten fortgesetzt. Außerdem aber hat Kairo eine auf einem Felsen des Mokattam gelegene Citadelle, wo der Pascha wohnt und die Münze und einige Fabriken sich befinden; der 275′ tiefe Josephsbrunnen versieht sie mit Wasser. Die Zahl der Einwohner mag 256,000 betragen, worunter etwa 2000 Franken, welche ein eigenes Quartier bewohnen, 3—4000 Juden und 3000 Griechen. Nächst den Muhammedanern sind die Kopten die zahlreichsten, etwa 10,000. Außerdem wird Kairo noch durch zahlreiche, von allen Gegenden hier ankommende Karavanen und Beduinen belebt. — Der Hafen von Kairo, die Vorstadt Bulak, liegt etwas nördlich von der Stadt, am Nil, und hat eine berühmte orientalische Druckerei und eine muhammedanische höhere Lehranstalt. ¼ M. südlich von Kairo liegt Alt-Kairo oder Fostat, ein sehr verfallener Ort, meist von Kopten bewohnt, und unweit desselben das Kloster des heil. Georg, wo der Patriarch von Alexandrien gewöhnlich residirt. Fostat gegenüber im Nil liegt die Insel Rôda oder Rauda, an deren südlichem Ende sich der Mekias

oder Nilmesser befindet, eine weiße Marmorsäule, an welcher das Steigen des Wassers beobachtet und von da aus dem Volke verkündigt wird. Ein großes Fest von mehreren Tagen ist es für Kairo, wenn endlich der Nil die erwartete Höhe erreicht hat und das Zeichen zum Durchstechen des Dammes gegeben wird, welcher bis dahin den Canal verschloß; die Ankunft des Wassers, welches der Stadt mehrere Annehmlichkeiten verschafft und überhaupt ein gesegnetes Jahr verspricht, wird mit lautem Jubel gefeiert. Unweit Fostat, bei Schubra, hat der Pascha sich einen prachtvollen Palast, seine gewöhnliche Residenz, mit schönen Gärten, Springbrunnen u. s. w. angelegt.

Die Gegend auf dem linken Nilufer, Alt-Kairo gegenüber, gehört zu den merkwürdigsten wegen der Denkmäler und Trümmer, die man hier findet. Bei dem kleinen Orte Gizeh, wo eine Salmiakfabrik ist, erheben sich die vier großen Pyramiden, welche auf einem Vorsprunge des Gebirges stehen. Die größte davon, deren Erbauung man gewöhnlich dem Cheops zuschreibt, ist jetzt ohne Spitze 456′ hoch, mit der Spitze muß sie 500′ hoch gewesen sein; jede Seite ihrer Basis mißt 716′. Die anderen werden dem Chephren und dem Mykerinus zugeschrieben. Sie bestehen aus ungeheuren Quadern von Kalkfelsen und zeigen sich jetzt stufenförmig, so daß man zum Gipfel gelangen kann; im Alterthum waren sie mit Marmor oder Granit so bekleidet, daß sie eine glatte Oberfläche hatten. Die größte derselben ist vielleicht schon vor Jahrhunderten eröffnet, aber auch absichtlich wieder verschlossen worden; die Franzosen und neuere Reisende haben auch andere Pyramiden untersucht und im Wesentlichen immer das Nämliche gefunden. Der Eingang befindet sich etwa in der Mitte der Höhe an der Nordseite; von da senkt sich ein enger Gang unter 26—27° gegen den Horizont nach dem Mittelpunkt der Basis und steigt dann wieder empor. Gewöhnlich hat man nur 2 bis 3 Gemächer in der ganzen Masse entdeckt, in welchen die Sarkophage mit den Gebeinen des Königs, der sie zu seinem Grabmal hatte bauen lassen, aufgestellt worden. Das zweite Gemach war für den Ruheort der Gebeine der Königin bestimmt. Mit dem Regierungsantritt des Königs fing der Bau seiner Grabpyramide an, welche mit jedem Jahre seiner Regierung vergrößert wurde, so daß die Größe die Länge der Regierung des betreffenden Königs andeutet. Die Zeit des Anfangs der Erbauung der sogenannten Pyramide des Cheops reicht bis 3200 Jahre vor Christi Geburt hinauf, 15—16 Jahrhunderte vor Moses, woraus zu schließen, daß die Cultur Aegyptens ein viel höheres Alter hat, als nach der gewöhnlichen Jahrrechnung angenommen wird. — Oestlich von den Pyramiden von Gizeh findet sich die ungeheure, aber jetzt schon sehr beschädigte Sphinx, welche beinahe ganz vom Sande verschüttet war; als man in der neueren Zeit diesen wegräumte, fand man zwischen ihren Vorderfüßen einen kleinen Tempel. Die Sphinx hat eine Länge von 130′ und 65′ Höhe und besteht aus einem einzigen Felsstück. Noch weiter südlich, bei Sakhara, befindet sich das sogenannte Mumienfeld, wo man dergleichen einbalsamirte Leichen in großer Menge findet und eine Art Handel damit treibt. Dabei befinden sich weitläufige Trümmer, welche man für die Ruinen des alten Memphis hält. Unweit dieser Ruinen sieht man die nicht so bedeutenden Pyramiden von Memphis, wovon die höchste nur 250′ mißt;

diese besteht aus rohen, durch Mörtel verbundenen Granitblöcken und ist in 6 Stockwerke abgetheilt. Andere Pyramiden dieser Gegend sind von gebrannten Steinen, andere gar nur von Lehmziegeln und daher sehr verfallen. — Zu den bemerkenswerthen Orten Unterägyptens gehören noch Suez (Suês) am Rothen Meere, zwar eine kleine Stadt von etwa 10,000 Einw., aber wichtig als Durchgangspunkt des Verkehrs zwischen Ostindien und Europa. Eisenbahn- und Dampfschiffsstation. Tanta, in der Mitte des Deltas an der Alexandrien-Kairo-Eisenbahn gelegen, mit 19,000 Einw., ein besuchter Meß- und Wallfahrtsort. Samanûd am Nil, mit Tanta durch Eisenbahn verbunden. Sagasig, östlich vom Nil am Eingang des Wadi Tumilât gelegen, ist Eisenbahnstation. Port Saïd, der neue Hafen des Suezcanals am Mittelländischen Meere gelegen. Ismailia am Temsasee.

B) Wastâni oder Mittelägypten.

Die Hauptstadt Beni-Suef, mit circa 6000 Einw., liegt am Nil. Etwa unter 29° n. Br. breitet sich im W. des Nil eine äußerst fruchtbare Niederung aus, welche von den hier etwas zurücktretenden Bergen eingeschlossen wird. Dies ist der auch durch die Cultur der Rosen berühmte District von Fayum, worin der Birket-Kerun und der ehemalige See Möris, welcher jetzt oft nur ein großer Sumpf ist mit salzigem Wasser, an dessen Ufer das Salz von der Sonne erhärtet; bei hohen Nilüberschwemmungen wird sein Umfang sehr erweitert. — Zu den bedeutendsten Ruinen, welche man in dieser Provinz antrifft, gehören die von Antinoë, am Ostufer des Nil, etwa unter 28° n. Br. Man sieht hier noch außer vielen einzelnen Marmorsäulen einen großen Porticus, ein Theater und eine ganze Straße; die Stadt ward unter Hadrian erbaut, daher hier nur griechische und römische Gebäude gefunden werden. Minieh, wo thönerne Wasserkrüge verfertigt werden, und Mellavi, beide am Westufer des Nil, sind die bedeutendsten neueren Städte dieser Gegend.

C) Saïd oder Ober-Aegypten, der für den Alterthumsforscher merkwürdigste Theil, wo sich die meisten und herrlichsten Ruinen finden. Jetzt ist es der am wenigsten bevölkerte Theil Aegyptens, obgleich die Luft hier am gesundesten ist und man von den die unteren Theile des Landes verheerenden Krankheiten hier wenig oder gar nichts weiß.

Der jetzige Hauptort von Ober-Aegypten ist Siut (Assiut, Lykopolis), unter 27° 13′ n. Br., ¼ Meile vom linken Ufer des Nil gelegen; die Stadt ist ziemlich gut gebaut, hat 20,000 Einw. und ist der Hauptmarkt für die aus dem Innern kommenden Karavanen. Die Gebirge westlich von Siut sind vom Fuß bis zum Gipfel mit Grotten angefüllt, welche in Stockwerken über einander liegen; sie dienten den alten Aegyptern zu Grabmälern und sind daher zum Theil mit Hieroglyphen verziert; später haben christliche Einsiedler darin gehaust. — Geht man den Nil hinauf, so findet man die ersten schönen Trümmer von einem Tempel bei dem Dorfe Gau oder Quau, am rechten Ufer. Nicht weit davon, bei der jetzigen Stadt Achmim, sieht man die Ruinen des alten Chemmis oder Panopolis; sie bestehen aus 2 Tempeln und vielen Säulen, und auch hier ist das nahe Gebirge voller Höhlen, in welchen noch die Mönche eines koptischen Klosters wohnen. Weiter südlich, oberhalb Girgeh, sind die fast ganz im Sande

begrabenen Ruinen von Abydus; auch die bedeutende Stadt Hau am linken Ufer ist von Trümmern umgeben. Nicht weit davon auf demselben Ufer sind die herrlichen Ueberbleibsel der alten Tentyris, jetzt Dendéra, ein elendes Dorf. Man sieht hier mehrere noch wohlerhaltene, wenn auch mit Schutt angefüllte Tempel, auf deren Dächern elende Hütten der Araber stehen. An der Decke des größten Tempels hat man einen Thierkreis gefunden, welchen man abgelöst und nach Frankreich geschafft hat. Noch ist Streit unter den Astronomen über das Alter, welches die abweichende Stellung mancher seiner Constellationen anzudeuten scheint; doch hat man wohl anfänglich zu viel daraus geschlossen und die Zeit seiner Anfertigung zu hoch hinauf gerückt. In einem anderen Theile des Tempels ist eine Himmelskarte abgebildet, mit allen Sternbildern sowohl des nördlichen als südlichen Himmels. — Das Dorf Kopt, auf dem rechten Ufer, zwischen dem Flusse und den Bergen steht auf den Ruinen der alten Koptos; auch eine neuere, später verödete Stadt muß hier gestanden haben. — Unter 25° 41′ n. Br. breitet sich an beiden Ufern des Nil die Ebene aus, auf welcher die unermeßlichen Ruinen des alten

Thebä, der Hauptstadt des ältesten ägyptischen Staats, zerstreut liegen, welche einst die größte und prächtigste Stadt der Erde war. Die Ebene wird nördlich von den Gebirgen begrenzt, welche sich hier dem Flusse nähern, südlich aber sich davon entfernen; nur einige elende Dörfer sieht man jetzt mitten unter dieser Trümmerwelt: Luxor und Karnak sind die bedeutendsten von allen. Auf dem linken Ufer sieht man die Ueberreste eines Palastes des Ramses oder Sesostris, gewöhnlich das Grab des Osymandyas genannt; weiter westlich stehen noch mehrere Thore und große Höfe, von Säulengängen umgeben; die Gebirge am Rande der Wüste sind voller Grotten, und der Boden überall mit Trümmern von Kolossen, Statuen und Säulen bedeckt. Vorzüglich zeichnen sich zwei kolossale sitzende Statuen aus, 61′ hoch, und in der Nähe die Ruinen des sogenannten Memnoniums, die aus Thoren, Säulen, Statuen und vielen herrlichen Sculpturen an den Wänden bestehen; alles dies ist von rothem oder schwarzem Granit; was von Marmor war, ist mehr zerstört, weil man es zerschlagen und zu Kalk benutzen konnte. Das östliche Ufer ist nicht minder reich. Gleich bei Luxor erheben sich zwei Obelisken von Granit, über 70′ hoch, welche nebst zwei kolossalen sitzenden Figuren den Eingang zu einem Prachtgebäude bildeten, wovon noch über 200 Säulen stehen. Einer dieser Obelisken ist nach London geschafft, der andere 1833 mit unsäglicher Mühe eingeschifft, nach Frankreich gebracht und in Paris aufgestellt worden. Von hier nach dem Dorfe Karnak, im N., wandelt man beständig zwischen Alleen von Sphinxen, Kolossen, Obelisken, Säulengängen, Wänden mit Sculpturen, Alles von Granit und Alles, wie es scheint, recht absichtlich zerstört. Ein Saal des unermeßlichen Palastes, der noch erhalten ist, hatte eine solche Höhe, daß die Notre-Dame-Kirche in Paris ganz darin stehen könnte. Das herrlichste von allen Denkmälern dieser Gegend sind vielleicht die Gräber der Könige in einem Seitenthale der libyschen Kette. Diese steilen Felsenwände sind hier mit unzähligen, durch Gänge und Treppen verbundenen Sälen und Gemächern erfüllt. Alle Wände sind mit Sculpturen und wohlerhaltenen Malereien bedeckt, welche unter anderen auch die anschaulichsten Bilder

von den verschiedenen Beschäftigungen und Gewerben der alten Aegypter geben; in den Gemächern finden sich schöne Sarkophage von Granit, unzählige Mumien von Menschen und heiligen Thieren. Der Reisende Belzoni fand ein solches Gemach, worin ein schöner alabasterner, ganz mit Basreliefs bedeckter Sarkophag sich befand, welchen er glücklich nach England brachte. Nur die unsinnige Wuth der Menschen, nicht die Zeit, hat hier Vieles zerstört; denn mehrere Hundert Araber bewohnen jetzt mit ihrem Vieh diese Höhlen, welche sich 2 St. weit an den Bergen entlang erstrecken. — Auch bei Esné, einer ziemlich guten Stadt auf dem linken Ufer, finden sich noch höchst vortrefflich gearbeitete Sculpturen an den Ruinen mehrerer Tempel. — Bei dem Dorfe el-Kab, südlich von Esné auf dem rechten Ufer, ist ein Berg besonders durch seine Grabhöhlen merkwürdig, weil die Wände derselben theils mit Sculpturen, theils mit Malereien, wie die eben erwähnten, bedeckt sind. — Unweit Edfu, eines großen Dorfes am linken Ufer, stehen noch zwei sehr wohl erhaltene Tempel, von feinem Sandstein aufgeführt und mit Sculpturen verziert, es sind die Ruinen von Apollinopolis magna. Weiter südlich, am östlichen Ufer liegen fast ganz unter Sand begraben die Ruinen von Ombos, unter welchen man noch zwei Tempel erkennt; der Ort selbst und die ganze Ebene bis zum Gebirge ist jetzt mit Sand aus dem arabischen Gebirge überschüttet, so daß man hier weder Dorf noch Baum mehr findet. Fast ganz ebenso sind beide Ufer des Flusses von hier bis Syene, 8 M. weit, beschaffen. — Assuan, unter 24° 5′ n. Br., auf dem rechten Ufer, neben dem alten Syene, dem südlichsten Grenzpunkte Aegyptens, an 350′ über dem Meere. Eigentlich liegen hier drei verschiedene Städte: das heutige Assuan ist das nördlichste und besteht aus Erdhütten; doch ist der Hafen für den Handel wichtig; südwestlich davon am Abhange eines Hügels sind die Ruinen des alten Syene, und auf diese hatten die Araber eine andere, nun auch verschwundene Stadt gebaut; auch ein römisches Gebäude will man hier gefunden haben; ein Castell, welches die Franzosen auf einem Felsen dabei angelegt, vollendet die Mannigfaltigkeit der Gegenstände. Hier ist das Gebirge Granit, und zum ersten und letzten Male in Aegypten sieht man hier Häuser und Palmenwälder auf und an Felsen; die Oberfläche der letzteren ist häufig mit Sculpturen bedeckt. — Ganz in der Nähe von Syene und unterhalb der letzten Katarakte, wo der Nil in Aegypten eintritt, bildet er eine lange Insel, Elephantine, El Schag, über 4000′ lang und 2400′ breit; der südliche Theil ist felsig, der nördliche enthält angeschwemmtes Land, welches, sorgfältig bebaut, durch seine schöne Vegetation einen auffallenden Contrast mit den Felsen und dem nackten Sande umher bildet. Einige Dörfer liegen auf und an den Ruinen der alten Stadt, welche den südlichen Theil der Insel einnahm. — Südlicher, gleich oberhalb der letzten Katarakte und unterhalb vieler Stromschnellen, liegt die kleine, aber höchst merkwürdige Insel Philä, El Heif, unter 24° 1′. Sie ist nur 1152′ lang und 408′ breit und hat wie die vorige nur am nördlichen Ende etwas angeschwemmtes Land; die Südspitze bilden Granitfelsen. Die ganze Insel war einst mit einer sehr sauber gearbeiteten Mauer umgeben. Auf dem Granit stehen eng zusammengedrängt die schönsten Ruinen von ganz Aegypten: zwei Tempel, ein größerer des Osiris und ein kleinerer der Isis

andere mehr zerstörte, ein Obelisk und lange Säulengänge, Alles von blendend weißem Sandstein, Alles mit herrlichen Sculpturen und Inschriften aus sehr verschiedenen Zeiten bedeckt.

Es bleibt uns noch die Ostseite Aegyptens zu betrachten. Der ganze Raum vom Nil-Thal bis ans Rothe Meer ist durchaus gebirgig, und zwar sind die Berge so völlig kahl, daß man nicht eine Spur von Dammerde, geschweige von Vegetation daran erblickt; der Felsen steht überall ganz nackt da. Dies Gebirge wird indeß von mehreren tiefen Schluchten und Querthälern durchsetzt, welche schon im Alterthum und noch jetzt als Verbindungsstraßen zwischen Aegypten und dem Meere benutzt wurden. Die wichtigsten derselben sind: 1) das Thal Tieh oder der Verirrungen, welches von der Gegend von Kairo nach Suez führt. 2) Ein anderes führt von Benisuef nach den beiden am Berge Kolzim gelegenen koptischen Klöstern des h. Antonius und des h. Paulus, welche festungsartig von hohen Mauern umgeben sind. 3) Das Thal von Kosseir, welches in der Gegend von Koptos beginnt und nach jenem Hafen führt; man trifft auf diesem Wege einige Brunnen, auch Spuren von Gießbächen (denn es soll hier zuweilen stark regnen), auch Ruinen alter Gebäude und Tempel an. 4) Das Thal der Smaragd-Gruben; es beginnt in der Gegend von Esné und führt zum Berge Zabara, welcher nur 3½ M. vom Meere liegt; hier und 3 M. südlicher finden sich sehr große Steinbrüche im Thonschiefer und Glimmer, wo man ehemals Smaragde gegraben. — Die Küste des Rothen Meeres selbst ist durch Korallenriffe und Untiefen den Schiffen höchst gefährlich und wenig bekannt; das Ufer besteht aus Felsen oder dürrem Sande. Nur zwei Oerter werden jetzt noch des Handels wegen besucht: Suez, wovon schon die Rede gewesen, und Kosseir, ein elender Ort, welcher sein Trinkwasser aus einigen entfernten Quellen und seine Lebensmittel, Fische ausgenommen, von Arabien und dem Nil-Thale erhält; auch der Hafen ist unsicher und von geringer Tiefe. Die Umgegend ist ganz wüst und ohne Vegetation.

Die westlich von Aegypten gelegenen, zum Theil vom Pascha abhängigen Oasen in der Wüste werden wir, wenn wir von dieser reden, kennen lernen.

Anmerkung. Der Sage, daß von der Memnonssäule, besonders beim Aufgange der Sonne, Töne gehört wurden, reihen sich Sagen ähnlicher Art an. Aehnliche Naturtöne vernimmt man in der That an verschiedenen Orten der Erde, es geht Alles natürlich zu. Nach v. Humboldt hören Menschen, welche auf den Granitfelsen am Ufer des Orinoco schlafen, gegen Sonnenuntergang unterirdische Laute wie die einer Orgel, er selbst vernahm sie nicht. Die Töne des Teufelsberges am Cap sind natürliches Pfeifen des Windes in jenen zerklüfteten Felsen. Ebenso vernimmt man zuweilen in der Nähe des Sinai seltsame Laute, die von Klippenabhängen herkommen, welche von Phantasten für überirdische Stimmen erklärt werden. Der Naturforscher weiß, daß sich Alles naturgesetzlich ereignet. Ungleiche Erwärmung und Abkühlung erzeugt in Körpern, welche zu Schwingungen sich eignen, Töne verschiedener Art, was man an eisernen Ofenthüren wahrnehmen kann.

II. Nubien.

Der Name **Nubien** wird von Nuba, dem Namen der ältesten Bewohner des Landes hergeleitet, umfaßt die Gelände im Süden von Aegypten, zu beiden Seiten des Nil. Der Zustand und die Beschaffenheit dieser Länder ist erst durch neuere Reisende und durch die Kriegszüge des Paschas von Aegypten einigermaßen bekannt geworden; doch ist es unmöglich, die Grenzen, ja selbst nur die Lage jedes Districts und ihren politischen Zustand genau anzugeben. Man rechnet seine Ausdehnung vom 24½° n. Br. bis zum 12° s. Br., d. h. so weit, als die ägyptische Herrschaft reicht, und vom 55 bis 48° ö. Lg. Ganz Nubien ist gebirgig; man steigt von Assuan immerwährend gen Süden zu dem **Schigre**-Gebirge und bis zu dem Hochgebirge von Habesch. Thäler durchsetzen das Hochland in allen Richtungen; die hohen Ebenen sind steinig und unfruchtbar, doch nicht ganz in dem Maße wie die Wüsten bei Aegypten. Es ist das große Stufenland des mittleren Nil, das den Charakter einer unermeßlichen Ebene hat, das sich im Westen bis zu einer Höhe von 2000′ erhebt. Nach dem Rothen Meere hin giebt es Höhen von 6- bis 7000′. Nur der Nil verbreitet Fruchtbarkeit an seinen Ufern, die er jedoch selten überschreitet, daher auch hier hin und wieder Bewässerungscanäle angelegt sind, aus welchen das Wasser durch Schöpfräder auf die Felder geleitet wird. Er empfängt hier mehrere Nebenflüsse, besonders von der Ostseite, und strömt beinahe beständig zwischen und über Felsen, wo er Katarakten und Stromschnellen bildet, besonders zwischen dem 19 und 22° n. Br. und unter dem 18°, wo er von O. nach W. strömt. Im Nil-Thal regnet es äußerst selten, die Hitze ist meist sehr groß, aber die Nächte verhältnißmäßig kühl. Man hält es für eins der heißesten Länder der Erde, namentlich das trockene, wüste Mittel-Nubien, im Sommer im Mittel 45 bis 48°, zuweilen 60° C. *). Dennoch ist das Land gesund, die Pest dringt nie bis hierher; nur die Blattern richten oft Verwüstungen an. Als Hausthiere hat man Ochsen und Büffel, Schafe, Esel, wenig Kameele, aber die Pferde von Dongola gehören zu den schönsten in der Welt; doch soll die schönste Race in dem Kriege gegen die Türken ausgerottet worden sein. An wilden Thieren giebt es Gazellen, Hasen, Giraffen, wilde Schafe, Leoparden, Löwen und Hyänen; in den südlichsten, schon etwas bewaldeten

*) 45° C. = 36° R., 60° C. = 48° R.

Gegenden Elephanten und Rinocerosse, im Nil Krokodile und Nilpferde, aus deren Haut man Schilde bereitet. Die natürliche Vegetation ist äußerst gering, Palmen, Sennespflanzen und einige Straucharten sind fast Alles, was man findet; gebaut werden Durrha, Weizen, Gerste, Bohnen, Linsen, Wassermelonen, Taback, Baumwolle und etwas Wein. Hin und wieder findet sich Steinsalz. Neben Sandwüsten erhebt sich oft die üppigste Vegetation innerhalb der Gebiete des tropischen Regens, ein undurchdringlicher Urwald mit den kolossalsten Bäumen, von Schlingpflanzen umwunden, die 1 Fuß Durchmesser haben. Die höheren Theile des Landes sind gesund; dagegen tödten die Miasmen in den Gegenden der Ueberschwemmung oft in wenigen Stunden. — Im Ganzen ist das Land sehr schwach bevölkert, weil nur die Ufer der Flüsse einigen Anbau gestatten. Man berechnet die Zahl der Einwohner auf 888,000 Seelen, so daß nur 65 Menschen auf die Quadratmeile kommen *). — Die Einwohner leben meist in kleinen Dörfern, deren Häuser Erdwände haben und mit Durrhastroh gedeckt sind. Man kann unter ihnen 3 Hauptnationen unterscheiden: die eigentlichen Nubier, welche wieder in mehrere Stämme, als Kenous im N., Nubas in der Mitte und Sennaars im S. zerfallen, alle drei auch unter dem gemeinsamen Namen Barabras bekannt. Sie scheinen dem großen Volksstamm der Berbern anzugehören, sind meist alle ansässig, treiben Ackerbau und wandern selbst nach Aegypten, um nach einigen Jahren mit ihrem Ersparten ins Vaterland zurückzukehren. Die Araber, welche ebenfalls in verschiedene Stämme getheilt, worunter die Bischarin die mächtigsten sind, auf dem rechten und linken Nilufer als Nomaden leben. Endlich Neger, welche indeß, wie die übrigen Einwohner von Nubien, sich zum Islam bekennen, mit Ausnahme einiger Berglandschaften, wo nebst Heiden noch Christen, die von den Muhammedanern Kaffern genannt werden, wohnen sollen. Seit 1812 hat der Pascha von Aegypten, die hierher geflüchteten Mameluken bekämpfend, das ganze Land bis an seine südlichste Grenze verheert und auch noch die benachbarten westlichen Gegenden unterworfen.

Das eigentliche Nubien, im engeren Sinne, umfaßt nur das Nil-Thal von Assuan bis zum Gebiet von Dongola. Es wird in eine nördliche Hälfte, Wady el Kenous, und eine südliche, Wady Nuba, getheilt. Ueberall sind die Ufer mit Ruinen unbekannter alter Städte, zum Theil auch noch mit schönen Tempeln voll Sculpturen und wohl erhaltenen Malereien bedeckt. Mehrere dieser Tempel haben später zu griechischen Kirchen gedient; man hatte die Wände übertüncht und Heiligenbilder darauf gemalt; wo dieser Anputz abgefallen, kommen die alten Malereien wieder zum Vorschein. Man findet auch kleine ganz aus dem Felsen gehauene Tempel und Grabhöhlen in den Bergen, wie in Aegypten. Die schönsten Tempelruinen befinden sich beim Dorfe Kalabsché, unter 23½°, und bei Abu Simbel (Ebsambol), unter 22° 5′ Br., wo sich zwei merkwürdige Felsentempel finden, wovon der eine über 150′ Länge hat, und an dessen Eingange vier über 60′ hohe kolossale Statuen angebracht sind; die Wände schmücken farbige Basreliefs. Der Hauptort des ganzen Landes ist Char-

*) Die Größe Nubiens wird auch zu 24,000 □M. und die Einwohnerzahl auf 3 Millionen geschätzt.

tûm am Bahr el Azrek, unweit seiner Vereinigung mit dem Bahr el Abiad in dürrer, wenig gesunder Gegend, mit ca. 40,000 Einw. Beim Dorfe Wady Halfa ist ein berühmter Wasserfall des Nil, der oberhalb durch eine steinige Wildniß fließt.

Das Gebiet von Dongola breitet sich am Nil, südlich von Nubien, etwa fünf Tagereisen lang aus. Die Ufer erweitern sich hier beträchtlich, lassen viel Raum für den Anbau, und außerdem ist der Fluß mit vielen großen und fruchtbaren Inseln bedeckt. Hier giebt es befruchtende Ueberschwemmungen, wie in Aegypten; auch regnet es zuweilen mehrere Tage hinter einander. Die Einwohner reden die nubische Sprache und gehen fast ganz nackt. Der Feldzug des Paschas von Aegypten gegen die hierher geflüchteten Mamelucken hat das Land sehr verödet. Das Hauptproduct sind die trefflichen Pferde, welche aus Arabien stammen, aber hier noch schöner gedeihen; sie werden fast nur mit Stroh gefüttert. Die vielen kleinen Häuptlinge (Kaschefs) des Landes sind vom Pascha von Aegypten abhängig. Der Hauptort ist Neu-Dongola, am linken Ufer, 750′ über dem Meere; er hat durch die hierher geflüchteten Mamelucken sehr an Bevölkerung zugenommen, 6000 Einw. — Weiter südlich am Nil wohnen die Scheigya-Araber, deren Gebiet etwa 20 Meilen lang ist. Sie zerfallen in mehrere Stämme und sind ein höchst tapferes Volk, deren Reiterei besonders vortrefflich ist; dennoch mußten sie, vom Pascha von Aegypten angegriffen, dem Feuergewehr unterliegen und sind jetzt abhängig. Auch in ihrem Gebiete findet man schöne Tempelruinen, namentlich am Berge Bargal, nördlich von Merawi, und besonders viele, wenngleich kleinere und sehr verfallene Pyramiden.

Die Gegenden östlich vom Nil, im Ganzen trockene, unfruchtbare Bergebenen und Schluchten, werden dennoch jährlich von vielen Karavanen aus Sennaar und dem inneren Afrika, sowie aus Aegypten besucht. Dadurch hat man einige der dort vorhandenen Völkerschaften kennen gelernt. Das Gebiet von Berber breitet sich im O. der angebauten Nilufer aus. Die Einwohner sind Araber von dunkler Farbe und schönen Zügen; aber sie werden uns als höchst verworfen, verrätherisch, habsüchtig und unsittlich geschildert. Sie sind theils Hirten, theils haben sie etwas Ackerbau; vorzüglich aber sind sie wandernde Kaufleute. Sie leben in mehreren Dörfern und ihre Häuser sind geräumig und gut gebaut. Sie haben einen Melek oder Fürsten, dessen Macht sich darauf beschränkt, von den durchziehenden Kaufleuten Abgaben zu erheben; sonst war er von Sennaar abhängig, jetzt vom Pascha von Aegypten. El Meschêrif oder Berber, ehemalige Hauptstadt von Dar el Berber, in weiter Ebene am rechten Ufer des Nil gelegen, mit 30,000 Einw. — Südlich von den Berbern liegt die Stadt Damer am Nil, nahe der Mündung des Takazze oder Atbara; ihre Bewohner haben mehr Bildung als die meisten ihrer Nachbarn; viele von ihnen studiren in Aegypten und werden dann als Fakir, Gelehrte und Heilige, sehr geehrt. — Südlich davon liegt der District von Schendy, eine sehr große, fruchtbare Ebene zwischen dem Atbara und Nil, welche viel Salz besitzt und deren Bewohner Araber sind. Die vormals wichtige Stadt Schendy liegt ½ St. vom Nil und hatte sonst an 6000 Einw., worunter viele Kaufleute aus Dongola, Sennaar u. s. w.; sie ward 1822

von den Aegyptern fast ganz zerstört. Sie ist ein Hauptpunkt für den Handel dieser Gegenden und das Ziel aller Karavanen aus Süden und Norden. Auch in diesem Gebiete hat man viele kleine Pyramiden und Trümmer von Städten und Tempeln, namentlich beim Dorfe Assur, gefunden. Das im Alterthum hochberühmte Meroë, Hauptstadt eines Priesterstaates, von wo aus vermuthlich Aegypten seine Bildung empfing, lag wahrscheinlich unterhalb Schendy, bei der Insel Kurgos. — Im Lande Halfâi vereinigen sich der Weiße und Blaue Nil. Die Handelsstraße von Schendy nach Suakim am Rothen Meere führt meist durch Gebirge und Wüste; doch giebt es auch hier einige fruchtbare Niederungen, wie die von Taka am Atbara. An der Küste ist das Gebirge nicht mehr so dürr wie bei Aegypten, sondern hat Quellen und Bäume. Suakim selbst, im Hintergrunde einer tiefen Bai, liegt auf einer Insel und hat mit der am Lande befindlichen Vorstadt an 8000 Einw., welche bedeutenden Handel, vorzüglich Sclavenhandel, mit Sudan und Arabien treiben; die Aegypter halten hier einen Aga, der aber wenig zu sagen hat. — Zwei Hauptstämme der Beduinen bewohnen die Wüsten und die Gebirge zwischen dem Nil und dem Meere, nördlich bis Kosseir die Ababdes, von Suakim südlich bis nach Habesch die Bischarîn.

Südlich von den bisher genannten Districten, an der Ostseite des Nil, liegt Sennaar, welches, wie Nubien selbst, bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung genommen wird, 1820 vom Pascha von Aegypten zu einem Vasallenreiche gemacht, gehört es jetzt zu dem Gebiet des Vicekönigs von Aegypten. Professor Hartmann, dem Begleiter des Grafen von Barnim u. a. Reisenden verdanken wir sehr schätzenswerthen Aufschluß über dies Land. Die Bewohner gehören zwei Haupttypen, einem dunkelfarbenen und einem hellfarbenen, an. Der dunkelfarbene Typus begreift eine Anzahl Negerstämme in sich, welche, auf verschiedenen Stufen der psychischen und geistigen Ausbildung stehend, wenig mit den häßlichen, in der Nähe des Aequators wohnenden schwarzen Nationen Afrikas gemein haben, sich vielmehr vor diesen zu ihrem Vortheil auszeichnen. Zu ihnen gehören die Fung (Fungi), ein wohlgebildetes Volk, dessen Gesichtsbildung sich durch gewisse Regelmäßigkeit und Anmuth auszeichnet.

Der zweite Haupttypus der sennaarischen Bevölkerung begreift hellfarbene Menschen in sich. Hellfarben sind sie indeß immer nur im Gegensatz zu ihren mehr schwarzen Nachbarn. Zu ihnen gehören alle jene Nomadenstämme, welche die weiten Steppengebiete des Ost- und Westsennaar, diejenigen des unteren Bahr el Abiad, von Kordufân und Ost-Dâr-Fûr durchschwärmen. Diese wie die Bejudah-Beduinen und sonst ihnen verwandte Stämme, früher für Einwanderer aus Higâz erklärt, hält Hartmann für alte äthiopische Ureinwohner. Sennaar bildet eine Hochebene, welche sich theils als einförmige Savanne darstellt, theils von kümmerlichem Mimosengebüsch oder Mimosenwäldern bedeckt ist. Es wird vom Nil oder vielmehr von den beiden Flüssen, aus welchen er gebildet wird, dem Bahr el Abiad und dem Bahr el Azrek, und mehreren Nebenflüssen derselben durchströmt. Es ist nur da fruchtbar, wo Bäche und Quellen sind, aber nicht sonderlich gesund, wegen häufigen Temperaturwechsels; Gewitter, Stürme und Regen sind hier gewöhnlich. Die Dattel

wird hier nicht mehr reif; Durrha und Mais sind die Haupterzeugnisse. Da es hier schon wieder Wälder giebt, so finden sich Rhinocerosse, Löwen, Hyänen; auch Giraffen sind häufig; der Strauß findet sich in den Ebenen. — Der Handel mit Durrha, Sclaven, Elephantenzähnen, Straußfedern, Gummi und Hippopotamushäuten, die zu Schilden, Peitschen u. s. w. verarbeitet werden, beschäftigt mehrere Karavanen nach Schendy und nach Aegypten. Die ehemalige Hauptstadt Sennaar, unter 13½° n. Br., liegt auf einer Anhöhe, am linken Ufer des Bahr el Azrek, in einer fruchtbaren Ebene. Sie soll nur noch an 10,000 Einw. enthalten und hat eine schöne Moschee und einen verödeten großen Palast des Sultans. Die jetzige Hauptstadt, die größte Stadt Nubiens, wo der Generalstatthalter residirt, ist wie schon gesagt Chartum, auf einer von dem Weißen und Blauen Nil gebildeten Halbinsel neu erbaut und 1160′ über dem Meere. Sie zählt bereits 40,000 Einw. und treibt starken Handel. Im W. des Nil liegt, von Wüsten umgeben, das Land

Kordufan. Die nördlichen Gegenden sind weniger fruchtbar und haben mehr Viehzucht als Ackerbau; im S. erhebt sich das Land zu bewaldeten Gebirgen und ist höchst fruchtbar; die Einwohner sind ein Gemisch von heidnischen Negern, Nubiern und Arabern. Sie waren früher von dem weiter westlich liegenden Reiche Darfur abhängig; 1820 hat sie der Pascha von Aegypten unterworfen, wobei die Hauptstadt Obeid oder Obed (etwa 2000′ über dem Meere) zerstört worden. Auf der Stelle der zerstörten Stadt stehen mehrere Dörfer, welche die gegenwärtige Hauptstadt bilden. Pallme schätzte die Einwohnerzahl der Stadt ohne das Militär (1839) auf ca. 12,000 Seelen. Munzinger sagt über den Handel:

In Kordufan sind es die arabischen Dschalin und dann die Danagele, die den Handel in Händen haben. Die letzteren sind so verrufen, daß Dongolaui fast ein Schimpfname ist. Der Handel von Obeid wendet sich vorzugsweise nach Kairo direct über Dongola.

Ausfuhrartikel sind Gummi, Häute, Sennesblätter, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Hornvieh, Tamarinden, Straußfedern, Gold ꝛc.

Die südlich von Kordufan und Sennaar gelegenen Gebirge und Völker sind uns freilich nicht mehr so unbekannt als zur Zeit, wo Blanc das vorliegende Werk verfaßte. Diese von Negerstämmen bewohnten Gebiete sind uns zum Theil durch wissenschaftliche Reisende, aber auch durch jene verwilderten und verworfenen Europäer, welche das Geschäft des Sclavenhandels betreiben, bekannter, ja zugänglicher geworden, dennoch harren die interessantesten Fragen, wie die über den Zusammenhang der großen Seen im Quellgebiet des Nil, immer noch der Beantwortung.

Von Norden aus drangen in neuester Zeit Baker (1863—1864) und ein den ungebildeten Ständen angehöriger Italiener, Namens Piaggia (1860—1865) im Gebiet des Weißen Nil und des Bahr Dschur vor. Letzterer berührte das uns noch ganz unbekannte Land der Niamniam und die südwestliche Wasserscheide des Nil.

Die ungeheure Wildniß, sagt Petermann*), die ausgedehnter als das

*) Petermanns Mitth. 1868.

jetzige Königreich Preußen die Gegenden zwischen dem oberen Weißen Nil und dem Fluß der Dschur (Djur), sowie westlich über letztere hinaus bis zur Wasserscheide des Nilgebiets erfüllt, wald- und wasserreiche Ebenen mit großen Sümpfen, in der Regenzeit fast unpassirbar und mit ihren tödtlichen Miasmen das Leben des Fremden im höchsten Grade gefährdend, birgt sociale Zustände, wie sie glücklicher Weise nicht zum zweiten Mal auf der Erde zu finden sind. In den Schilderungen Hartmanns, von Heuglins und Anderer besitzt man seit einiger Zeit volle Aufklärung über das Treiben der Elfenbein- und Sclavenhändler, die von Chartum aus mit bewaffneten Berberiner Banden, dem verworfensten Gesindel unter der Sonne, alljährlich die Negerstämme am Weißen Nil und Bahr Dschur heimsuchen, sie auf die empörendste Weise brandschatzen, in die Sclaverei führen und unter Umständen morden, die zum besseren Betrieb des „Geschäfts" Comptoirs in Form widerstandsfähiger Dornverhaue (Seriben) weit über jene Negerländer ausgebreitet haben und dort als souveräne Herren eifersüchtig die Concurrenten von ihrem Machtbereich abwehren, oft mit blutiger Faust. Nur mit einer großen Zahl Bewaffneter können ihre Wekil oder Geschäftsführer die Reisen nach jenen Comptoirs und die Streifzüge in der Umgegend ausführen, da schwächere Trupps der gerechten Rache der Eingeborenen erliegen, und auch ein harmloser Entdeckungsreisender würde bei dem jetzigen Zustande des Landes sofort sein Leben riskiren, wollte er sich hinein wagen, ohne unter dem Schutz eines der großen Räuber und ihrer bewaffneten Banden zu stehen.

Eine gründliche wissenschaftliche Erforschung des südwestlichen Nilgebiets ist durch diese Umstände sehr erschwert, dagegen sind einige von den theils orientalischen, theils europäischen Herren des Landes gebildete Leute und haben nicht wenig zu seiner Kenntniß beigetragen, so namentlich die Brüder Poncet, die überhaupt nicht mit jenen Räubern auf gleiche Stufe zu stellen sind.

In dem hier besprochenen Lande sind die europäischen Eindringlinge mit einem Volke, über das so manche Fabel verbreitet wurde und das Reisende als geschwänzte Menschen bezeichnete und der Franzose D'Escayrac so abbildete, in Berührung gekommen. Diese vermeintlichen geschwänzten Menschen und Menschenfresser sind uns unter dem Namen „Niamniam" bekannt geworden. An all den bekannt gewordenen Märchen ist eben nichts Wahres. Die gefürchteten Niamniam sind Menschen von kräftiger, regelmäßiger und schöner Gestalt, von gemessenem Gange, bronzefarbiger Haut, langem Haupthaar und dichtem, langem Bart, grausam in einigen ihrer Gebräuche, aber nicht Menschenfresser, stolze Herren zahlreicher Sclaven und Herrscher über die benachbarten schwächeren Negerstämme.

Auf dem östlichen Ufer des Weißen Nil treiben die von Chartum den Nil heraufkommenden wilden Räuberbanden, Menschenschlächter und Menschenhändler ebenfalls ihr Unwesen.

Um den schwarzen Naturkindern die Segnungen des Christenthums zu bringen, gründeten fromme Missionäre J. Knoblecher, A. Vinco und E. Pedemonte Missionsstationen. Als Hauptstation dürfte man wohl Gondokoro betrachten.

Gondokoro*), in 2068′ Höhe, wurde im Jahre 1851 durch den Missionär Don Angelo Vinco unter dem Schutze der Barihäuptlinge, am rechten Ufer des Weißen Flusses, dreiviertel Stunden vom Dorfe Ubi-Bari (unter 4° 42′ 42″ n. Br., nach Knoblecher) gegründet. Leider aber hatte der fromme Pater einen sehr ungünstigen Platz gewählt und 1860 ging, nachdem viele Missionäre dem ungesunden Klima erlegen, die Station ein.

Seit es den Engländern Speke und Grant gelungen, von der Ostküste Afrikas oder von dem 6° s. Br. aus das westliche Uferland des früher von Speke schon entdeckten Ukerewesees zu durchforschen und unter $1\frac{3}{4}$° n. Br. an den aus dem Ukerewesee ausfließenden Weißen Nil zu gelangen, diesen dann mit geringen Ausnahmen und Abweichungen bis Kairo zu verfolgen und seit der Engländer Baker den schon von Speke genannten und auf seiner Karte verzeichneten Luta Nzige oder Albert Nyanza besucht, haben wir einen tiefen Blick in das Geheimniß des Ursprunges des alten Nil gethan.

Wir wissen jetzt, daß zwischen dem 8° s. Br. und 3° n. Br., sowie zwischen dem 22 oder 23 und dem 35° ö. Lg. von Greenwich vier große Seen, die kleinen nicht gerechnet, liegen. Der westlichste noch ohne Namen wird nach dem oben genannten Piaggia angeführt. Er soll zu beiden Seiten des Aequators liegen. Ob dieser See zum Flußgebiet des Nil oder zu einem anderen gehört, wissen wir heute (1869) noch nicht mit Bestimmtheit anzugeben, für muthmaßliche Annahmen aber haben wir hier keinen Raum.

Der nächstfolgende große See nach Osten zu ist der von Speke Luta Nzige, von Baker Albert Nyanza, von Anderen auch Mwutan genannte. Dieser See scheint ein riesiges Thal in der Richtung von SW. nach NO. auszufüllen, seine größte Ausdehnung in dieser Richtung ca. 70 geographische Meilen zu betragen, der größere Theil ist vielleicht nördlich vom Aequator zu suchen, seine Höhe über dem Meere beträgt 2720 engl. Fuß, steile und hohe Berge begrenzen seine Ufer. Baker befuhr diesen See auf einer Strecke von ca. 15 deutschen Meilen und stellte fest, daß der Abfluß des Ukerewe, der Bahr el Abiad, etwa unter $2\frac{1}{3}$° n. Br. in diesen See mündet.

Südlich von diesem See etwa zwischen 3 und 8° s. Br. liegt der Tanganjika-See in einer Höhe von 2344 (?) engl. Fuß. Dieser See wurde im Jahre 1858 von Burton und Speke besucht und befahren. An diesem See soll sich Livingstone (October 1867) befunden haben.

Der östlichste der vier großen Seen ist der Ukerewe oder Victoria Nyanza. Der südliche Theil dieses Sees wurde schon 1858 von Speke entdeckt. Erst im Jahre 1861 und 1862 gelang es dem unternehmenden Speke, diesen See im Westen zu umreisen, den Abfluß dieses mächtigen Sees, der vielleicht einen Flächenraum größer als das Königreich Baiern bedeckt, zu entdecken. Speke erklärte diesen Abfluß des Sees für den

*) Für weitere Belehrung sind zu empfehlen: Die katholischen Missionen und der Menschenhandel am Weißen Fluß. Von Dr. Hartmann, Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. Neue Folge Bd. 11. — Das Gebiet des Weißen Flusses und dessen Bewohner von Kaufmann. — Petermanns Mittheilungen u. A.

Weißen Nil (Bahr el Abiad) und betrachtet den See selbst als die Hauptquelle des Nil. Wir geben dem braven Entdecker, der nach so vielen auf afrikanischem Boden überstandenen Gefahren in England auf der Jagd sein Leben endete, recht. Auch wir halten den Ukerewe für die Quelle des Bahr el Abiad, der Bahr el Abiad verläßt bei den Ripon-Fällen den Ukerewe, eilt in nordwestlicher Richtung dem Albert Nyanza zu, mündet bei Magungo in diesen See, verläßt ihn aber südlich vom 3° n. Br. wieder und fließt als der uns bekannte Weiße Nil durch die Gebiete des Bari Dinka und Nuer, bis er sich in dem uns schon lange bekannten See No mit dem von Westen kommenden Bahr el Ghasal verbindet. Der weitere Lauf ist lange bekannt.

III. Habesch.

Habesch, Habessinien (Abyssinien oder Abessinien), ist der arabische Name des Landes, welches im Alterthum Aethiopien im engeren Sinne genannt wurde; im weiteren umfaßte es bei den Alten das ganze Innere von Afrika, welches von Negern bewohnt wird. Die Einwohner sollen sich selbst Itjopjawan nennen, woraus jener Name entstanden scheint. — Habesch, früher ein Reich von viel bedeutenderem Umfange, ist in der neueren Zeit durch die Einbrüche roher Horden sehr beschränkt worden und umfaßt die Länder zwischen 8 und 15° n. Br. und vom 53 bis 61° ö. Lg., etwa 14,000 □M. mit 4—5 Mill. Bewohnern. Es grenzt im O. ans Rothe Meer und den Küstenstrich Samhara, an das Land der Somalis, im S. an Länder der Gallas, im W. an Sennaar und im N. an Nubien. Ganz Habesch ist ein Gebirgsland, welches aus einem schmalen sandigen Saum, hohen Gebirgen, terrassenförmig aufsteigenden Hochebenen und Thälern besteht; gegen S. erheben sich die Berge am höchsten, einige darunter sind mit ewigem Schnee bedeckt und erreichen 13—14,000′. Ein Theil der inneren Gebirge besteht aus der in senkrechte Wände zerfallenen Quadersandsteinformation. Fast unersteigliche Felsenkegel, deren obere Fläche oft bewohnt und angebaut ist, werden in Habesch Ambas genannt. Außerdem verräth der Boden an vielen Stellen vulcanische Kräfte, welche bei seiner Erhebung thätig gewesen. Der ganze nördliche Hochrand ist mit erloschenen Kraterbergen bedeckt. Höchst wahrscheinlich ist Habesch nur ein nördlicher Vorsprung eines viel größeren südlich sich erstreckenden Hochlandes, wohin indeß kaum ein Europäer gekommen ist.

Das Land ist sehr reich an Quellen, Bächen und Flüssen, welche größtentheils dem Nil zufließen. Der bedeutendste unter ihnen ist der zweite Stammfluß des Nil, der Bahr el Azrek oder blaue Fluß. Er durchströmt bald nach seinem Ursprunge den bedeutenden See Tana oder Dembea, welcher etwa 9 M. lang und 2—7 M. breit ist, verläßt ihn in südöstlicher Richtung und wendet sich nach einem großen Bogen durch S. nach NW. Ein anderer bedeutender Fluß ist der Takazze (Atbara), welcher ebenfalls dem Nil zufällt. Im SO. fließt der Hawasch, welcher sich außerhalb Habesch in einen See verliert. Doch ist die Flußverbindung noch nicht über alle Zweifel festgestellt. Einige Reisende halten den bedeutendsten Strom des nordöstlichen Theiles des Landes nicht für den Blauen Nil, sondern für einen eigenen Strom, den Abáï. Die reiche Bewässerung beweist schon, daß Habesch sich einer guten Vegetation erfreuen müsse; den-

noch sind die höheren Berge von Holz entblößt, und eigentliche Wälder giebt es im Lande selbst nicht. Am Fuße des Gebirges breiten sich in W., N. und O. sandige Ebenen aus, im S. Sümpfe. Das Klima in diesen Niederungen ist glühend, wird aber gemäßigter und schöner, je höher man steigt; auf den Hochebenen ist es sehr erquickend, in den Thälern jedoch drückend, und überall sind die Nächte kühl. Neuere Reisende haben das Klima auf den mittleren Höhen von 8000′ mit dem Schottlands verglichen und gesagt, sie hätten daselbst alpinische Luft geathmet und alpinisches Wasser getrunken. Krankheiten sollen daselbst etwas Unerhörtes sein. Vom April bis October herrschen oft Stürme, Gewitter und außerordentlich heftige periodische Regengüsse, wodurch viele Flüsse ihre Ufer überschwemmen. — In dem sandigen Gürtel am Fuße der Gebirge gedeihen nur Mimosen und Schlingpflanzen, welche aber wohl 40′ Höhe erreichen. Hier finden sich der Strauß, die Giraffe, das Zebra, der Löwe, die Hyäne und viele Antilopen. Am nördlichen Saume des Landes befinden sich große Wälder, von Elephanten, Rhinocerossen, Zibethkatzen, wilden Schweinen und unzähligen Affen bevölkert. Im Innern des Landes gedeihen vorzüglich Mangobäume, Tamarinden und Sykomoren; in einer südlichen, jetzt vom Hauptlande durch wilde Nomaden ganz getrennten Provinz Kaffa soll der Kaffeebaum schönere Früchte noch als die von Mokka tragen. In den größeren Gewässern findet sich das Krokodil und der Hippopotamus; auch soll es viele Schlangen und darunter die Boa-Schlange geben. Heuschrecken sind oft eine Plage des Landes, werden aber auch gegessen. — Man baut die meisten unserer Getreidearten, vorzüglich aber Mais; in den heißeren Gegenden gedeiht der Ingwer und das Zuckerrohr; in den milderen Orangen, Citronen, Granaten, Bananen, Baumwolle. Der Wein wird hier nur beim Abendmahl getrunken. Die Hausthiere sind die gewöhnlichen, und die herrlichen Bergwiesen veranlassen eine bedeutende Viehzucht. Gold wird in den Flüssen gesammelt, auch in Gruben gebaut. Alles Salz wird auf einer im Küstenlande Samhara gelegenen Ebene gewonnen, wo es in 3′ dicken Schichten mehrere Tagereisen weit auf der Oberfläche liegt. Stücke dieses Salzes von einer bestimmten Größe, sowie auch Pfefferkörner werden an Geldes Statt gebraucht.

Die Einwohner, 4—5 Millionen (?), jetzt mit mancherlei fremden Stämmen untermischt, gehören nicht zur Negerrace, sondern sind wohl ein uraltes afrikanisches Stammvolk, mit den ältesten Bewohnern Aegyptens, welche vielleicht von ihnen abstammten, nahe verwandt; Andere wollen mit minderer Wahrscheinlichkeit eine Verwandtschaft der Abessinier mit den Arabern behaupten. Sie sind schön gebildet, dunkel, fast schwarz in den Niederungen, fast weiß auf den Berghöhen. Ihren Geistesfähigkeiten fehlt nur die Ausbildung, und unter dem Druck langer Anarchie sind sie falsch und verrätherisch geworden. Ihre ältere Geschichte ist fabelhaft: sie leiten das Geschlecht ihrer Könige von der Königin von Saba ab, welche den Salomo besuchte; aber alt ist diese Dynastie gewiß, denn schon im 10. Jahrhundert ward sie von Usurpatoren, welche 340 Jahre herrschten, vom Throne verdrängt, bestieg ihn aber ums Jahr 1300 wieder. Im 15. Jahrhundert fanden sich die Portugiesen hier ein und erregten manche Unruhen durch ihr Bestreben, die hiesige Kirche dem römischen Stuhl zu unter-

werfen, was im 17. Jahrhundert auf einige Zeit gelungen schien, bis ein König Facilides (Basilides?), 1632—1675, die Jesuiten und ihre Anhänger gänzlich vertrieb und ausrottete. Auch in neuester Zeit haben hier die Missionäre der katholischen und der protestantischen Kirche um das Uebergewicht in den zu völliger Anarchie herabgesunkenen Staaten gestritten. Seit dem 16. Jahrhundert haben die kriegerischen Stämme der nördlichen Gallas den Umfang des Reichs sehr beschränkt. — Die Sprache der Habessinier, Lezäna-Ghiz, die Ghiz-Sprache, ist mit der arabischen verwandt; Ghiz bedeutet Auswanderung, Freiheit, sowie Habasch, wovon Habesch, einen aus mehreren Stämmen zusammengelaufenen Haufen bedeutet. Beides scheint eine in einer unbestimmten Vorzeit stattgefundene Auswanderung aus Arabien anzudeuten. Diese ältere Sprache wird seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr gesprochen, wohl aber ist sie noch Sprache des Kultus und der Schrift; der amharische Dialekt, welcher die ältere verdrängt, wird selten geschrieben. Die Ghizsprache bedient sich eines den semitischen Sprachen sehr nahe verwandten Alphabets, wird aber von der Linken zur Rechten geschrieben. Ihre Literatur ist eine blos kirchliche; sie enthält eine vollständige Uebersetzung des alten und neuen Testaments, worin aber die Apokryphen unter die übrigen Bücher vertheilt sind und sich auch noch andere Apokrypha finden. Außerdem besitzen sie noch ein altes Gesetzbuch, welches sie vom Kaiser Constantin ableiten. Es soll auch einheimische Chroniken und Annalen geben. — Habesch ist im Ganzen dem Namen nach ein christliches Land; das Christenthum ward hier ums Jahr 330 von Frumentius eingeführt und schließt sich noch jetzt in Glauben und Gebräuchen an die älteste alexandrinische Kirche. Mehrere jüdische Gebräuche sind beibehalten: so die Beschneidung, welche indeß nicht als religiöser Gebrauch, sondern nach der Sitte vieler Morgenländer beobachtet wird. Die Habessinier essen kein Schweinefleisch, doch ebenfalls nicht aus religiösen Gründen; sie feiern den Sabbath neben dem Sonntage, doch nur durch Feier des Abendmahls und der Agapen oder Liebesmahle, wie es auch im Orient bis ins 4. oder 5. Jahrhundert geschah. Von neueren Dogmen der abendländischen Kirche, wie Fegefeuer, Prädestination, wissen sie nichts; dagegen beten sie viele Heilige, vorzüglich aber die Maria an. Werden Erwachsene getauft, so taucht man sie ganz unter; Kinder werden nur besprengt. Die Beichte ist blos eine allgemeine. Beim Abendmahl, womit sie nicht die Idee der Transsubstantiation verbinden, bedienen sie sich gesäuerten Brotes, nur am Charfreitag des ungesäuerten; der Wein wird dem Genießenden in einem Löffel gereicht. Keine christliche Kirche hat so viele und so strenge Fasten; jeder Dienstag und Freitag sind Fasttage, wo bis Sonnenuntergang gar nichts genossen wird. Die Ehe wird mit der größten Leichtigkeit von beiden Theilen wieder aufgelöst, und Polygamie oder vielmehr Concubinat ist außerordentlich häufig; wie denn überhaupt die Sitten durch die lange Anarchie sehr gelitten haben. Das „Christenthum" hat seinen Cultureinfluß auf die Abessinier noch wenig bewährt. Die Nichtchristen sind meist Muhammedaner. — Der König, Negus genannt, hat nur noch eine ganz geringe Macht und ist zugleich das geistige Oberhaupt; indeß steht doch ein Metropolitan an der Spitze der Geistlichkeit, welcher gewöhnlich ein Kopte ist und von dem Patriarchen von

Kairo eingesetzt wird; sein Titel ist Abuna. Alle Geistlichen dürfen heirathen, aber nur einmal; die Mönche nicht. Alle sind höchst unwissend, wie denn überhaupt diese Kirche sich im traurigsten Verfall befindet; von Lehren und Predigen ist hier keine Spur, äußere abergläubische Gebräuche vertreten die Stelle der Religion. Die Kirchen sind äußerst zahlreich, aber schlecht gebaut; meist haben sie nur ein Strohdach, alle sind mit rohen gemalten Bildern geziert, Statuen werden nicht geduldet; Jedermann steht in der Kirche, zum Ausruhen dienen Krücken, worauf man sich stützt. Außer den Christen giebt es noch viele Muhammedaner, deren Zahl in neuerer Zeit bedeutend zugenommen haben soll; auch leben viele Juden, hier Falaschas genannt, im Lande.

In neuerer Zeit bestanden drei Königreiche Tigre, Amhara und Schoa. Der 1868 von den Engländern besiegte Kaiser (Negus) „Theodor" hatte sich in den Jahren 1852—55 von einem Vasallen des Königs von Amhara, Dschedschatsch Kasai, nachdem er die drei Herrscher besiegt, zum Kaiser von Aethiopien gemacht und krönen lassen. Das Land ist durch den Kaiser Theodor, der fortwährend mit den Großen des Landes im Kriege begriffen war, sehr verwüstet und herabgekommen. Die neuesten Ereignisse sind genugsam bekannt.

Eintheilung und Topographie.

Wir wollen die alte Eintheilung von Tigré, Amhara und Schoa mit Efat beibehalten.

Tigré begreift den nordöstlichen Theil. Die jetzige Hauptstadt ist Adowa oder Adaua, unter 14° n. Br., am Abhange eines Hügels, an mehreren Bächen. Sie mag 7000 Einw. haben, welche etwas baumwollene Zeuge verfertigen. In der Gegend zeigt man einige alte, ungeschickt gebaute Kirchen und künstlich gehauene Felsengrotten. Die Trümmer der alten Hauptstadt Axum des ganzen gleichnamigen Reichs, welches sich selbst noch über die arabische Küste des Rothen Meeres erstreckte, liegen westlich von der vorigen am Ausgange einer Bergschlucht. Die Gegend ist durch viele Ruinen aus einem hohen Alterthum ausgezeichnet; vorzüglich stehen noch zwei sehr schöne, 60′ hohe Obelisken, viele andere liegen zertrümmert umher, und unter den Trümmern erblickt man eine neue Hauptkirche Abyssiniens. Südlicher liegt Antalo, mit etwa 1000 Häusern, hoch am Abhange eines Berges; es ist ebenfalls die Residenz eines Ras. — Die Salzebene Assa Durua, 4 Tagereisen lang und an 5 Stunden breit, versieht ganz Abyssinien mit Salz; dies wird in 10″ lange und 5″ breite Stücke zerschlagen und dient so auch als Münze.

Das Gebirge Samen trennt die Provinz Tigré von Amhara; die gleichnamige Landschaft ist die höchste Gegend von Habesch und wird von einem Judenstamme bewohnt.

Amhara heißt das Land südwestlich von Tigré, welches in viele Landschaften zerfällt, wie Dembea, Maitscha, Godjam &c. Der starken Handel treibende Hauptort ist Gondar, unter 12½° n. Br., auf einem Hügel in einem großen Thale, mit 7000 Einw. (sonst vielleicht 80,000);

die gewöhnliche Residenz des Negus, wie auch des Abuna. Der größte Theil der Stadt liegt in Trümmern.

Schoa und Efat sind der südliche Theil von Habesch, zum Theil von Gallas besetzt, die aber unter der Herrschaft eines Königs von Schoa stehen und gegenwärtig eins der mächtigsten Reiche in Habesch bilden. Als Orte von einiger Bedeutung sind zu nennen: Angollola, die Stelle, wo der Herrscher einige Monate im Jahre sein Kriegszelt aufschlug, um welches herum sein Heer campirte; es ist aber nicht ein beständiger Wohnplatz, und Ankobar, die Hauptstadt, auf einem 8000′ hohen Pik.

In den dichten ungesunden Wäldern, welche zwischen den Gebirgen von Habesch und den Sandebenen im N. sich befinden, leben mehrere halbwilde Negerstämme, welche die Abessinier Schangallas oder Schongollos nennen; sie sind größtentheils Heiden, nur zum Theil Muhammedaner und Christen. Sie haben sich bis zum Bahr el Abiad ausgebreitet und leben fast einzig von der Jagd, welche in diesen von Elephanten und Rhinocerossen bevölkerten Wäldern sehr ergiebig ist. Die Abessinier verfolgen sie wie wilde Thiere und verkaufen die Gefangenen als Sclaven.

Die größten Feinde der Abessinier sind die Gallas, welche eigentlich das Reich zertrümmert und sich mehrerer Provinzen desselben bemächtigt haben, zum Theil jetzt jedoch wieder unterworfen worden sind; sie wohnen vorzüglich im südöstlichen Theile von Habesch. Im Jahre 1537 erschienen sie zuerst von Süden her. Sie sind nach den Gegenden, die sie bewohnen, braun oder beinahe schwarz, aber nicht Neger, sondern haben zwar krauses, aber nicht wolliges Haar. Früher gingen sie fast ganz nackt und hatten keine andere Nahrung, als die von ihren Heerden, und keine andere Waffen, als Schild und Lanze. Jetzt haben sie zum Theil Ackerbau kennen gelernt und bewohnen sogar Städte. Ein Theil von ihnen hat den Islam angenommen. Sie zerfallen in mehr als 20 Stämme, wovon jeder sein eigenes Oberhaupt hat und welche häufig mit einander Krieg führen.

Nach SW. zu, zwischen dem 9 und 10° n. Br., liegt auf einer Terrasse des äthiopischen Hochlandes der kleine unabhängige Handelsstaat Harar mit gleichnamiger Hauptstadt.

Harar auch Härrär Gay, Härrär und Hurrur, die Hauptstadt liegt etwa unter 9° 24′ n. Br., 5500′ über dem Meere. Sie steht auf einer isolirten Bergkuppe, hat schlechte Häuser, schmutzige Straßen und fünf Thore. Der Engländer Richard F. Burton hat in seinem Werke: „First footsteps in East Africa, or an exploration of Harar“ *) Land und Leute anziehend beschrieben.

Härrär hat seine eigene Sprache und seinen besonderen Menschenschlag. Früher war Härrär eine der sieben Provinzen des Reiches Zeyla.

Dieses war von arabischen Eroberern gestiftet worden, welche im 7. Jahrh. unserer Zeitrechnung das Küstenland bis an die Gebirge unterwarfen und sich dort festsetzten. Das moslemitische Härrär übte einen unheilvollen Einfluß auf die Geschicke des christlichen Reiches in Abessinien. Die Be-

*) Siehe auch Burton's Reisen nach Medina und Mekka und in das Somaliland nach Härrär in Ost-Afrika. Bearbeitet von K. Andree; mit einer Karte von Afrika von Dr. H. Lange.

herrscher dieses letzteren, Kaiser von Aethiopien, betrachteten die Adal, das heißt die Adâli, Somâl und Danakil, all die zwischen dem Hochland Abessinien und dem Meere wohnenden Völker als ihre Unterthanen, aber der Verband war nur sehr locker; Muhammedaner wurden am christlichen Kaiserhofe mit Geschenken bedacht. Die Abessinier lieferten den Adal Sclaven und erhielten dafür Steinsalz. Trotz des Handelsverkehrs waren Kriege sehr häufig. Die fanatischen Muhammedaner stürmten vom Unterlande herauf, plünderten, suchten Proselyten zu machen, brannten die Kirchen nieder, ermordeten die Ungläubigen und marterten die Priester. Wie in Europa, so wüthete auch hier ein Vernichtungskrieg zwischen Christen und Muhammedanern, nur mit dem Unterschied, daß der Kampf hier unheilbringender für die Christen wurde als bei uns.

Nördlich von Abessinien ist noch das Land der Bogos zu nennen. Die Bogos, ebenfalls alte Christen, haben viel zu leiden gehabt von den Feindseligkeiten der arabischen Beduinen von Barka, deren Gebiet sie berühren, und von den Aegyptern in Takka, doch durch Vermittlung der englischen Consuln erfreuen sie sich jetzt eines gewissen Schutzes. Die Bewohner treiben Viehzucht und Ackerbau. Der Schweizer und rühmlichst bekannte afrikanische Forscher, jetzt englischer Consul in Massaua W. Munzinger lebte längere Zeit im Bogoslande, ihm sowie den deutschen Expeditionen unter v. Heuglin, Herzog E. v. Koburg-Gotha, v. Beurmann u. A. danken wir wichtige Aufschlüsse über diese Gelände.

Die Küste endlich, im Osten von Habesch, Samhara genannt, und jetzt ganz unabhängig von Abessinien, ist eine glühend heiße Sandebene; nur an einigen Punkten erreicht das Gebirge das Meer. Diese Gegenden werden von verschiedenen Nomadenstämmen durchzogen, welche alle eine Sprache reden und von den Abessiniern Dankali oder Danâkil genannt werden. Auf der kleinen Insel Massaua oder Massowah, unter $15\frac{1}{2}^{0}$ n. Br., welche einen guten Hafen hat, liegt eine kleine Stadt von etwa 2000 Einw., welche Muhammedaner sind und starken Handel mit Arabien und Habesch treiben. Die Insel erhält Wasser und Lebensmittel vom festen Lande und ist vom Pascha von Aegypten in Besitz genommen. In der Nähe liegt die Seestadt Arkiko am Rothen Meere. — Südlich von der Straße Bab-el-Mandeb haben die Engländer den Hafen Tadjurrah besetzt und die Insel Perim in der Straße selbst in Besitz genommen. Die Franzosen dagegen haben im Jahre 1862 südlich von der Straße Bab-el-Mandeb nahe des Ras Bir die Colonie Obok gegründet.

Die eigentliche Nordküste von Afrika, zu welcher wir uns jetzt wenden und deren Beschaffenheit wir schon im Allgemeinen kennen gelernt, umfaßt vier Staaten: die drei ehemals sogenannten Raubstaaten Tripoli, Tunis und Algier, und das Kaiserthum Marokko. Die ursprünglichen Bewohner dieser Küste, die Numidier (d. h. eigentlich Nomaden) und Mauretanier der alten Welt, jetzt Berbern, auch Kabylen, d. h. Bergbewoh-

ner, genannt, woher zum Theil der Name Barbarei kommt, welchen man auch wohl dieser ganzen Küste giebt, wurden im 7. Jahrh. von den im ersten Eifer des Fanatismus vordringenden Arabern überwältigt, welche hier mehrere Reiche gründeten. Die Nachkommen der Berbern haben zwar den Islam angenommen, leben aber in den Gebirgen und auf den südlichen Abhängen derselben nach der Wüste zu meist ansässig, zum Theil aber auch als Nomaden zurückgedrängt. Sie zerfallen in mehrere Stämme, wovon die Tuariks und die Tibbos die zahlreichsten sind, und reden außer dem Arabischen, der allgemeinen Sprache dieser Küste, noch ihre eigene Sprache, welche sie Schilah oder Tamazigt nennen. Die Araber, hier auch wohl, vorzüglich in den Städten, Mauren genannt, machen die Hauptmasse der ansässigen Bevölkerung aus. Diese ganze Nordküste Afrikas, einst so blühend zur Zeit des alten Karthago, noch mit unzähligen Städten und Dörfern bedeckt selbst in den späteren Zeiten des römischen Reiches, wurde dann von den Vandalen im fünften und mehr noch von den Arabern, welche, bald unter sich uneins, sich befehdeten, Jahrhunderte lang verwüstet und bietet jetzt kaum noch einen Schatten von ihrem ehemaligen Flor dar, obgleich es wenigstens dem westlichen Theil der Küste, vom Cap Bon an, weder an fruchtbarem Boden, noch an Bewässerung, noch an einem glücklichen, dem der schönsten Länder des südlichen Europa ähnlichen Klima fehlt. Die türkische Herrschaft, welche sich im 16. Jahrh. bis Marokko verbreitete, hat vollends jede Spur einer besseren Bildung verdrängt. Jetzt ist die Abhängigkeit dieser Gegenden von dem Sultan eine überaus lose; er bestätigt zwar den jedesmaligen Bey oder Dey der Raubstaaten, hat aber kein Mittel, diese Wahl selbst zu bestimmen, oder sonst den geringsten Einfluß auf die Verwaltung und die Politik dieser Länder. Mit den europäischen Mächten standen sie bisher in sehr unzuverlässigen Verhältnissen, die größeren Seemächte zwar fürchtend, aber doch nicht selten auch diesen trotzend; die minder mächtigen suchten sich den Frieden und die Sicherheit für ihre Schifffahrt durch schimpfliche Geschenke, einen wahren Tribut, zu verschaffen, und zur Schande Europas trieben diese rohen Corsaren bis vor Kurzem ihr schändliches Handwerk ungestraft, machten einen großen Theil des Mittelländischen Meeres, selbst die Küsten und Inseln von Spanien und Italien unsicher und stürzten die unglücklichen Gefangenen, die sie auf den geraubten Schiffen machten oder bei ihren Landungen fortschleppten, in die elendeste Sclaverei. Die energischen Maßregeln, welche England 1816 gegen Algier ergriffen, noch mehr aber die Eroberung dieser Stadt (1830) durch die Franzosen und die Colonisation des ganzen Landes, sowie die seitdem mit Tunis und Tripoli geschlossenen Verträge haben diesen Zustand der Dinge gänzlich verändert und es ist von den Raubstaaten jetzt nichts mehr zu fürchten; ja, man kennt sie unter dieser Bezeichnung nicht mehr.

IV. Das Paschalik Tripoli.

(Cyrenaïca, Marmarica.)

Der Staat des Paschas von Tripoli, denn dies ist der Titel dieses Fürsten, erstreckt sich von der Insel Jerbi im W. bis an die nicht genau zu bestimmende Grenze von Aegypten, höchstens bis zum Vorgebirge Ras el Kanais im O., also vom 29 bis 45½° ö. Lg. Im Süden, wo sich die Grenze ebenfalls nicht bestimmen läßt, stößt er an die große Wüste, im Westen an das Gebiet von Tunis, im Norden an das Mittelländische Meer; er umfaßt ca. 14,000 □M. mit etwas über eine Million Einw. — Die Küstengegend im Westen ist ziemlich fruchtbar. Südlich davon streichen von NW. nach SO. die Gebirge Ghuriano (das Ghariangebirge nach Barth) und Harudsch, niedrige Ausläufer des kleinen Atlas. In der Nähe des Meerbusens von Sidra erblickt man sandige Hügel. Das Ghariangebirge erhebt sich nur 1600—2300′ über das Meer, ist demnach weniger ein hohes Gebirge als der äußere Rand eines Hochplateaus, dessen höchster Gipfel ein ausgebrannter Vulcan ist, Takut, 2800′ hoch. Die Wüste, die Sultin-Ebene genannt, tritt bis ans Meer; weiter gegen Osten erhebt sich das Land wieder und bildet die fruchtbare Gegend des alten Cyrenaïca. Südlich vom Gebirge Ghuriano ist Alles Sand mit einigen fruchtbaren Oasen. Das ganze Land hat keinen einzigen Fluß von einiger Bedeutung; die meisten versiegen gänzlich im Sommer, wie man auch an der Küste, mit geringen Ausnahmen, keine Quellen kennt. Das Klima ist indeß sehr gesund; nur wenn der Wind, der Samum, aus der Wüste weht, ist es erstickend heiß, sonst ist die Hitze mäßig und die Nächte sind kühl. Schnee und Frost kommen an der Küste selten oder nie vor, wohl aber auf den Höhen. Die meisten Regen fallen im October und November. In den Ebenen herrscht im Winter ein europäischer Frühling. Dies Land ist reich an den herrlichsten Obstsorten des südlichen Europa, die Orangen übertreffen alle europäischen; dazu kommt noch die Dattelpalme. Außer der Hyäne und dem Schakal giebt es größere wilde Thiere hier nur selten; der Strauß lebt in den südöstlichsten Wüsten.

Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Mauren und Arabern oder Beduinen, jene ansässig, diese nicht. Die Mauren sind Kaufleute, geschickte Handwerker und Ackerbauer; die Araber leben in Familien und Stämme getheilt unter ihren Scheiks in den Gebirgen, haben wenig Ackerbau, treiben Viehzucht, Krieg und Raub und gehorchen dem Pascha nur so weit, als er die Abgaben mit Gewalt einzutreiben vermag. Die Mauren gelten für höchst betrügerisch und falsch, dabei für fanatische Muselmänner.

Seit 1714 haben sich die Paschas (Deys) von Tripoli von der unmittelbaren Abhängigkeit von der Pforte befreit und ihre Würde erblich gemacht; doch sendet jeder neue Pascha Geschenke nach Constantinopel und erhält dafür die Bestätigung des Sultans. Seit 1835 ist Tripoli wieder abhängiger als früher von den Türken, indem es von einem Statthalter der hohen Pforte als besonderes Ejalet regiert wird. Die Regierung ist völlig despotisch. Verbrecher werden nie von Muhammedanern, sondern von Juden hingerichtet. Die Zahl der regelmäßigen Truppen ist sehr gering; nöthigenfalls aber muß jeder Unterthan die Waffen ergreifen. Der Pascha ist der einzige Besitzer aller bewaffneten Fahrzeuge.

Die Hauptstadt Tarabulus oder Tripoli (Oea), unter 32° 34′ n. Br. und 31° ö. Lg., liegt auf einer ins Meer vorspringenden Landzunge. Sie ist mit Mauern und Basteien umgeben und der Hafen liegt auf der Ostseite. Die Zahl der Einwohner mag 10,000 betragen. Im südwestlichen Theile der Stadt liegt der mit einer Mauer umgebene Palast des Paschas, welcher aus vielen unordentlich neben einander liegenden Gebäuden und Höfen besteht. Oeffentliche Gebäude sind von Stein, Privathäuser meist nur von Erde erbaut und haben keine Fenster nach der Straße. Nur eine von den Moscheen ist ein bedeutendes Gebäude. Von den Denkmälern des Alterthums hat sich ein schöner, aber halb verschütteter Triumphbogen aus den Zeiten der Antonine erhalten. Die Straßen der Stadt sind zwar enge, aber reinlich und es herrscht vollkommene Sicherheit, selbst des Nachts. Für Europäer giebt es drei von Franken unterhaltene Wirthshäuser. Die Gegend in der unmittelbaren Nähe der Stadt ist höchst fruchtbar und mit Gärten und Landhäusern bedeckt; weiter südlich aber beginnt der öde Sand. Die Küste östlich von Tripoli bis zum Meerbusen von Sidra ist noch hin und wieder fruchtbar; dort aber besteht das ganze Ufer aus Sand, unter welchem, sowie auch in einigen Lachen, sich schönes Salz befindet, welches einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht. Weitläufige Ueberreste von römischen Alterthümern finden sich beim Dorfe Lebidah (Leptis magna). Mesurata, eine kleine Stadt mit befestigtem Hafen, treibt einigen Handel mit Fezzan. — Oestlich vom Meerbusen beginnt die Gegend, welche man Barka nennt, ein schönes, hügeliges, zum Theil sogar bewaldetes Land, welches, einst angebaut und bevölkert, jetzt nur noch von Beduinen-Horden durchzogen wird; es ist die alte Provinz Cyrenaïca. Der Hauptort an der Küste ist jetzt Bengasi, mit einem Hafen und einigen Tausend Einwohnern, die Handel treiben. Der Ort liegt auf den umher zerstreuten Trümmern der alten Berenike. Die ganze Küste weiter östlich ist mit Trümmern alter Städte, zum Theil im ägyptischen Stil gearbeitet, bedeckt. Das alte Kyrene selbst, jetzt Grenne oder Kuren, lag auf einem 1500′ hohen Kalkberge einige Stunden vom Meere. Noch stehen ganze Straßen, zum Theil in den Felsen selbst gehauen; viele Gräber, Bruchstücke von Statuen und Säulen und unzählige Inschriften, Bäume und Gesträuch bedecken die Ruinen. Auch weiter östlich ist noch Alles voll Ruinen bis nach Derne, einem kleinen schlechten Orte an der Küste.

Südlich von Tripoli, und von diesem Staate abhängig, liegt das Land Fezzan, zwischen dem 30 und 35° ö. Lg. und zwischen 24 und 30½° n. Br. Es wird fast von allen Seiten von Gebirgen umgeben, besonders

im NO., wo der Schwarze und Weiße Harudsch, öde, zerrissene Bergzüge, von NW. nach SO. ziehen; im W. scheint es gegen die Wüste offen. Nördlich von Fezzan wohnen arabische Stämme, westlich und südlich Tuariks, östlich Tibbos. Das ganze Land ist eigentlich nur eine große Oase der Wüste; der Boden ist meist sandig und trocken, es giebt nur wenige Quellen und gar keine Flüsse. Palmen sind daher fast der einzige Baum, und nur wo man bewässern kann, wird etwas Weizen, Mais und Gerste gewonnen. Man hat wenig Pferde und Kühe, weil es an Weide fehlt; desto mehr Kameele und Ziegen. Außerdem liefert das Land viel Salz, Salpeter und Schwefel. Das Klima ist sehr unangenehm, große Hitze und empfindliche Kälte wechseln oft, Stürme erfüllen die Luft mit Sand; der Regen ist äußerst selten. Die Einwohner, deren Zahl etwa 70,000, nach Anderen nur 26,000 beträgt, sind häßlich, dunkelbraun, unkriegerisch und höchst schmutzig. Sie leben im höchsten Elend; doch ist ihr Land die größte Hauptstation für alle Karavanen aus Aegypten, Tripoli und dem Sudan. Die Fezzaner sind Muhammedaner, haben aber außer dem Koran noch den Pentateuch, die Psalmen und die Bücher Salomonis. Ein Sultan regiert das Land despotisch, zahlt aber Tribut nach Tripoli und unterhält etwa 15,000 bewaffnete Araber, denn der Fezzaner führt nicht die Waffen. Der Hauptort ist Murzuk (Mursuk), unter 26° n. Br., 1400 Pariser Fuß über dem Meere, eine elende Stadt, mit einer Erdmauer umgeben; der sogenannte Palast des Sultans hat auch nur Erdwände; doch sind hier 15 Moscheen und vielleicht 3500, nach Dr. Barth nur 2800 Einw. Es ist ein bedeutender Handelsplatz, ein Zwischenplatz, wo die Karavanen aus verschiedenen Richtungen zusammentreffen, sowohl von Tripoli und von Aegypten her, als von Haussa und Bornu und den Oasen auf dem nördlichen Rande der Sahara (Ghadames, Ghat und Tuat). Die Hauptwaaren sind Sclaven, Sennesblätter und Elfenbein. Ein kräftig gebauter Sclave kostet im Innern 2—3 Dollars, in Kano 10—12, in Tripoli 60—65, in Konstantinopel 90—100; gute Sclavinnen sind im Allgemeinen etwas theurer. — Ein englischer Agent hat in Murzuk seinen Wohnsitz. — Sockna, unter 29° Br., ist berühmt wegen seiner Palmenwälder, deren Datteln für die besten in Nord-Afrika gelten. Im nördlichsten Theile des Landes trifft man die Ruinen einer römischen Stadt. Zu nennen ist noch die Oase Udschila, welche zuletzt von Herrn M. v. Beurmann auf seiner beabsichtigten Reise von Bengasi nach Wadai besucht wurde. An der westlichen Grenze von Tripoli liegt der von Reisenden oft berührte Ort Ghadames, mit etwa 4000 Einw. Der Ort ist Mittelpunkt des Handels nach dem Innern. G. Rohlfs besuchte diesen Ort 1864 und 1865.

V. Tunis.

(Numidia.)

Das Gebiet von Tunis, weit kleiner, aber fruchtbarer, als das vorige, wird im W. von Algier, im N. und O. vom Mittelländischen Meere und im S. von Tripoli und der algerischen Sahara begrenzt; es mag an 2150 □M. enthalten. Der nördliche Theil wird von Zweigen des Atlas durchzogen, welche bei Cap Bon das Meer erreichen, die südlicheren Gegenden sind ebener; der Hauptzug des Atlas, hier Zeah genannt, trennt, von W. nach O. streichend, das angebaute Land von Bilâd-el-Dscherîd oder dem Dattellande, ein Name, womit man die wenig bekannten und schwach bewohnten Steppengegenden im S. des Atlas bis zur großen Wüste, südlich von Marokko, Algier, Tunis und Tripoli bezeichnet. Tunis hat wenigstens einen nicht unbedeutenden Fluß, den Medscherda (Bagrada), welcher aus dem Atlas kommt und sich in den Meerbusen von Tunis ergießt. Im Innern finden sich unzählige, zum Theil noch sehr bedeutende Ruinen römischer Städte. Das Klima und die Producte dieses Staates sind dieselben wie die des vorigen, im Winter herrscht beständig Frühlingsluft, und auch hier besteht die Bevölkerung aus den nämlichen Bestandtheilen. Die Volksmenge wird nur auf eine Million geschätzt. Der Handel ist nicht unbedeutend; es kommen und gehen von hier Karavanen nach Sudan, Marokko und Aegypten. Das Oberhaupt des Staates ist der Bey oder Pascha, der durchaus unumschränkt regiert, von der Pforte aber seine Bestätigung zu erhalten hat; in der Regel folgt dem Vater der Sohn. Auch hier hat die europäische Civilisation sich etwas Bahn gebrochen. Die Landmacht besteht vorzüglich aus 5—6000 Türken und Renegaten (so nennt man Christen, welche den Islam angenommen); die Seemacht ist unbedeutend. Mit Tripoli lebt der Bey von Tunis im Frieden, mit dem mächtigen Algier hingegen war sonst häufig Krieg. Auch hier zahlen die zahlreichen Stämme der nicht angesessenen Araber nur dann den Tribut, wenn sie mit den Waffen dazu gezwungen werden, was jährliche Kriegszüge des Beys veranlaßt, wobei das Land immer mehr verödet.

Die Hauptstadt Tunis (Tunes), unter 36° 43′ n. Br. und 27° 34′ ö. Lg., liegt amphitheatralisch an dem westlichen Ufer des großen Meerbusens, der von ihr seinen Namen und westlich vom Cap Farinas, östlich vom Cap Bon eingeschlossen wird. Zwischen der Stadt und dem

Meere dehnt sich ein großer salziger Landsee (Lagune) Boghaz, 7½ M. im Umfange, aus, welcher nur durch einen schmalen Landstrich vom Meere getrennt ist, wenig Tiefe hat und dessen Ausdünstungen im Sommer gefährlich sind, aus welchem man aber durch die Sonnenwärme viel Salz gewinnt. Die Stadt ist zwar groß, aber die Straßen eng und über alle Maßen voll Schmutz und Gestank. Zu den besten Gebäuden gehören außer einigen Moscheen die Casernen und der neue Palast des Bey; ein anderer befestigter Palast, el Bardo genannt, liegt ½ St. von der Stadt. Die Casbah oder alte Residenz und Festung liegt fast ganz in Trümmern und enthält Gebäude aus sehr verschiedenen Zeiten, unter anderen auch aus denen Karls V. Tunis ist zwar mit Wällen und Forts umgeben, würde aber, da diese überall von Höhen bestrichen werden können, bei einer Belagerung wenig Widerstand leisten. Die Gegend um die Stadt ist mit vielen schönen Landhäusern bedeckt. Die Zahl der Einwohner soll gegen 100,000 betragen, worunter 40,000 Juden und etwa 1000 Christen. Man verfertigt hier rothe Kappen, Scheschiar genannt, welche im ganzen Orient berühmt sind. 1½ Meilen nördlich von Tunis liegt am Meere der stark befestigte Hafen la Goletta, wo sich die Seemacht des Bey aufhält und wo Schiffswerfte und Becken zur Aufnahme der Schiffe, sowie auch ein Leuchtthurm sich befinden. 1¼ M. nördlich von Goletta kommt man zu den Ruinen von Karthago, wovon aber wenig mehr zu erkennen ist. Die Stadt lag auf einer nach N. sich erstreckenden Halbinsel, auf welcher jetzt verschiedene Dörfer liegen. Das Meer hat hier große Veränderungen geschaffen: es ist theils ins Land eingedrungen, so daß ein Theil der alten Stadt unter Wasser steht; theils ist es an anderen Stellen zurückgetreten, so daß man selbst die Lage der alten Häfen nicht mehr mit Sicherheit bestimmen kann. Nur die Lage der Citadelle, auf einem in der Mitte befindlichen Hügel, scheint ausgemacht. Vom Amphitheater, Circus und mehreren Tempeln ist kaum noch weniges Gemäuer über der Erde zu sehen. Das einzige noch ziemlich Erhaltene sind mehrere Cisternen, wovon einige überwölbt sind und noch Wasser enthalten; andere größere liegen unter den Häusern eines Dorfes und dienen zum Theil als Viehställe. Auch einige Ueberbleibsel einer Wasserleitung sieht man noch; es ist aber ungewiß, ob sie von den Karthagern oder von den Römern herrührt. Nordwestlich davon will man aus dort gefundenen Statuen und Münzen auf die Lage des alten Utika schließen. Weiter westlich an einer Bucht liegt Biserta, an einem Canal, welcher einen bedeutenden See mit dem Meere verbindet. Sie hat einen großen Hafen und 8000 Einw. — Das ganze Land zwischen Tunis und der Grenze von Algier ist voll Ruinen ehemaliger Städte, wovon aber noch wenig genauer untersucht worden ist. — Die Küste vom Vorgebirge Bon bis zum Busen von Cabes ist mit Dörfern und Städten besetzt, unter welchen Susa, wo vortreffliches Oel wächst, mit 10,000 Einw.; Mistîr (Monastir), mit Wollentuchfabriken und 8000 Einw.; Sfâkes in einer äußerst fruchtbaren Gegend, von schönen Gärten umgeben, deren Einwohner (über 12,000) mit Früchten, Seife, Wolle und Wachs handeln; und Gâbes, mit 20,000 Einw. und großen Ruinen, die bedeutendsten sind. — Das Innere des Landes ist noch nicht genügend bekannt; es finden sich

daselbst viele Trümmer alter Herrlichkeit, namentlich die Ruinen des alten Tysdrus, jetzt El Edschem, zwischen Mehedia und Sfâkes, wo ein römisches Amphitheater, ähnlich dem Colosseum in Rom. Die Stadt, Kairwân oder Keruan, mit 15,000 Einw., welche bedeutenden Handel treiben, ist wohl im Innern die bedeutendste. Sie gilt für eine heilige Stadt, war lange ein Sitz arabischer Herrschaft und Wissenschaft und besitzt eine prachtvolle Moschee, in welcher sich viele herrliche Granitsäulen, aus den Ruinen römischer Städte entnommen, befinden. Gâfsa, am Rande der tunesischen Sahara, 2000 Einw., große Krapp-, Hennah- und Oelproduction. — Der größte Theil des Binnenlandes ist unangebaut. Die flache und gut angebaute Insel Djerbi oder Dscherbi (Meninx), an der östlichen Grenze des Landes, nur durch einen schmalen, nicht schiffbaren Canal vom Lande getrennt, hat fleißige Einwohner, welche schöne Shawls, Decken und wollene Tücher verfertigen. Der äußerste Süden, Bilâd-el-Dscherîd, ist zum Theil sehr fruchtbar, zum Theil sandig und dürr; er bringt schöne Datteln hervor und soll Städte und Dörfer enthalten, welche sich nach eigenen Gesetzen regieren und nur dem Bey eine Abgabe zahlen. Hier liegt der große, aber seichte See Schiskall el Low Dea (See der Kennzeichen, weil eingerammte Palmenstämme den Weg der Karavanen durch denselben bezeichnen) (Tritonis lacus), jetzt gewöhnlich Schott Kebir genannt; er ist 15 Meilen von SW. nach NO. lang und etwa 5 M. breit. Auch in dieser Gegend hat man römische Ruinen gefunden. Tozer, am Westufer dieses Sees gelegen, gilt für den Hauptmarkt der Datteln, und ist ein bedeutender Ort.

VI. Algier oder Algerien.

(Mauritania Caesariensis.)

Der ehemalige so verrufene Raubstaat bildet seit 1830 eine französische Colonie und erstreckt sich an der Küste des Mittelländischen Meeres vom $15\frac{1}{2}$ bis $26\frac{1}{2}^{0}$ ö. Lg., mit sehr unbestimmten Grenzen gegen S.; jetzt soll es über 12,000 □M. umfassen. Das Land erhebt sich von der Küste gegen S., wo der hier im Durchschnitt 3- bis 4000′ hohe Atlas jedoch mit einzelnen Gipfeln bis zu 5700′ Höhe, mit mehreren schwierigen Engpässen, die Grenze gegen die Wüste macht; derselbe bedeckt außerdem das Land mit seinen Zweigen, so daß nördlich von ihm die Ebenen und Thäler einer großen Fruchtbarkeit genießen. Im W. tritt die Wüste bis auf 8 M. der Küste nahe, im O. ist das fruchtbare Land wohl an 24 M. breit. Die höchste Gruppe im französischen Atlas-Gebirge bildet der Dschebel Aures ungefähr unter dem 4° ö. Lg. von Paris und 34° n. Br. gelegen. Die größte Erhebung ist Dschebel Schaliha 7142 Pariser Fuß. Was jenseit des Atlas liegt, ist zwar noch nicht Sahara, aber doch größtentheils sandig und wenig bewohnt. Die meisten Berge sind schön bewaldet, was nicht wenig dazu beitragen mag, daß das Land auch gut bewässert ist; 25 Flüsse münden ins Mittelmeer. Der Hauptfluß ist der Scheliff, welcher mit der Richtung von O. nach W. ins Meer fällt; er nimmt in seinem Laufe von 40 M. viele Nebenflüsse auf. Nahe der Westgrenze fließt die Tafna. Im Innern befinden sich große Salzsümpfe, (Schotts (Chotts) auch Sebchas genannt), welche im Sommer austrocknen und Salzrinden zurück lassen. Im S. des Atlas fließt von W. n. O. der ansehnliche Fluß Dschedi, welcher sich in dem Salzsumpfe Melggig verliert. — Das Klima ist schön und gesund; selten nur fällt das Thermometer in den Ebenen auf den Gefrierpunkt; nur in den Gebirgen ist der Winter den französischen Expeditionen manchmal verderblich geworden; im Sommer ist nur dann die Hitze unerträglich, wenn der Wind aus der Wüste weht, was indeß selten mehr als fünf Tage hinter einander geschieht. — Die Vegetation hat den Charakter der Mittelmeer-Flora, kommt der in Süd-Spanien sehr ähnlich: Weizen nnd Gerste, Baumwolle, Zuckerrohr, Orangen-, Pomeranzen-, Granat- und Johannisbrotbäume, Dattelpalmen, Oelbäume, Weinstöcke ꝛc. In den Wäldern prangen Terebinthen, Cedern, Korkeichen, Ulmen, Eschen ꝛc., oft in außerordentlicher Pracht. Die Gebirge und die angrenzende Wüste ernähren Löwen, Panther, wilde

Schweine; Strauße finden sich in den Sandebenen. Die Pferde sind trefflich; zum Reiten bedient man sich aber lieber der Maulthiere. Das Kameel vertritt die Stelle des hier unbekannten Lastfuhrwerks. Die Bevölkerung ist gering und beträgt vielleicht nicht über 3 Mill. Die Türken waren sonst hier das allein herrschende Volk; sie strömten jährlich aus allen Theilen der Türkei hierher, um angestellt zu werden; nur sie konnten Staatsämter verwalten, Kriegsdienste thun, waren frei von persönlichen Abgaben und durften ungestraft in Gärten und Weinbergen nehmen, was ihnen gefiel. Die von den Türken und Maurinnen geborenen Kologlis wurden zwar mit zur Miliz genommen, konnten aber nur geringe Aemter erhalten. Die Mauren in Städten und Dörfern lebten unter beständigem Drucke und suchten sich immer den Schein der Armuth zu erhalten, auch wenn sie Reichthümer erwarben. Sie sind fanatisch, falsch und höchst abergläubisch; die Marabuts oder sogenannten Heiligen genießen einer großen Verehrung, während die Türken sie verachten. Die Araber, welche in den Gebirgen von Ackerbau und Viehzucht leben, wußten sich freier zu erhalten. Am wenigsten gedrückt oder vielmehr ganz frei, aber auch sehr arm, sind die Kabylen, die Nachkommen der alten Numidier, wie man hier die Berber nennt; sie hausen in den Gebirgen und Wüsten und sind als Räuber gefürchtet. Die Juden, die alle Geldgeschäfte machen und in Gold und Silber nicht ungeschickt arbeiten, waren äußerst verachtet und gedrückt. Die Zahl der Negersclaven war sehr groß; doch wurden sie im Ganzen gut behandelt. Viel trauriger war dagegen ehemals das Loos der Christensclaven, d. h. solcher, welche man auf eroberten Schiffen gefangen: theils fielen sie Privatpersonen anheim, die sie kauften, wo dann ihr Schicksal verschieden ausfiel; theils gehörten sie dem Dey und wurden bei elender Nahrung und viehischer Behandlung zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, des Nachts aber in einen dumpfigen Kerker, Bagno genannt, eingesperrt. — Die allgemeine Sprache des Landes ist die arabische; die türkische war Hof- und Canzlei-Sprache; in den Seestädten wird auch wohl die lingua franca gesprochen. Der Handel des Landes war unbedeutend, da der Dey fast den alleinigen Kaufmann machte und Bedrückungen aller Art den Verkehr hemmten. — Die Verfassung von Algier war ein militärisch-aristokratischer Despotismus, unter türkischer Oberherrlichkeit. Der Dey wurde von den vornehmsten Beamten und Befehlshabern der Truppen erwählt; aber häufig brachen Revolutionen aus, welche einen Regierungswechsel herbeiführten. Die Militärmacht bestand in etwa 24,000 Mann Infanterie, meistens Türken und einigen Kologlis, und in 4—5000 Mann Cavallerie, meist Mauren. Diese Truppen wurden theils zur Bewachung des Landes und zur Besetzung der Raubschiffe gebraucht, theils zur Eintreibung der Abgaben, welche ohne Zwang nicht erfolgten. Die Raubschiffe, deren Zahl zuletzt nicht bedeutend, wurden gewöhnlich von Privatleuten ausgerüstet und zur Bemannung Freiwillige aus der türkischen Miliz genommen; der Dey erhielt ein Fünftel der gemachten Sclaven und einen Antheil an der übrigen Beute. Zur See minder mächtige europäische Staaten suchten durch Geschenke sich den Frieden zu erhalten. Schon oft hatten die Räubereien der algerischen Corsaren den Unwillen der europäischen Seemächte erregt. Ludwig XIV. ließ Algier zweimal,

1683 und 1687, beschießen; Spanien versuchte 1775 eine Landung, und in neuerer Zeit hatten die Nordamerikaner 1815 und die mit den Holländern verbundenen Engländer 1816 Algier mehr oder weniger empfindlich gestraft; dennoch wäre dem Seeräuberwesen auf die Länge nicht abgeholfen worden, wenn nicht endlich Frankreich 1830 eine Flotte mit einer bedeutenden Armee abgesendet hätte, welche am 14. Juni landete und nach mehreren blutigen Gefechten die Stadt am 5. Juli in Besitz nahm. Die türkische Miliz ward nach Asien transportirt. Viel Blut ist seitdem in tausend kleinen Gefechten mit den Eingeborenen geflossen; mehr als ein Mal sind die Franzosen bis in den kleinen Atlas vorgedrungen und haben einige Städte, wie Blidah und Medeah, besetzt; auch Constantine 1837, nachdem ein erster Versuch gänzlich gescheitert war, erobert. Nicht wenige Mißgriffe der Verwaltung hemmten jedoch die Fortschritte der Colonisation des alten Raubstaats. Ein mit dem Emir Abd-el-Kader in Maskara 1837 im Frieden an der Tafna abgeschlossener Tractat, welcher den Franzosen den Besitz von Oran und Algier mit einem nicht sehr bedeutenden Gebiet um jede dieser Städte zugestand und in Folge dessen die Ebene von Metidscha bei Algier von vielen europäischen Colonisten besetzt und angebaut worden, ward schon 1839 wieder gebrochen, die Colonisten überfallen und vertrieben. Der Emir hatte nämlich inzwischen sich viele Stämme im Süden unterworfen und dadurch seine Macht im Geheimen außerordentlich gesteigert. Frankreich mußte deshalb 1840 ein großes Heer absenden, besetzte die Städte Medeah und Miliana und erfocht viele blutige Siege, ohne daß damit eine dauernde Unterwerfung aller Stämme erreicht wurde. 1841 fiel Maskara selbst in die Hände der Franzosen, die Festung Saida ward zerstört und 1842 Abd-el-Kader selbst aufs marokkanische Gebiet geworfen. Aber die Unterwerfung des Emirs und vieler Stämme war nur scheinbar, und wo er sich hinwandte, gewann er bald wieder Macht genug, um die Colonisten zu beunruhigen. Marokko gerieth endlich selbst dadurch in einen Krieg mit Frankreich (1844); aber die Schlacht am Isly führte schnell den Frieden herbei, ohne daß damit die Ruhe im Lande völlig hergestellt wurde. Frankreich muß daher stets eine sehr ansehnliche Kriegsmacht (gegen 100,000 Mann) unterhalten; aber die endlich erfolgte Selbstüberlieferung Abd-el-Kaders (1846) schien eine vollkommene Unterwerfung des Landes bewirkt zu haben. Bald aber finden wir die Franzosen im Osten, Westen oder Süden mit den Eingeborenen in neuem Kampfe. Von 1846 bis 1852 fand der Kampf an der tunesischen Grenze statt; vom Jahre 1852 bis 1857 wurde die französische Herrschaft über die Hochebenen und die algerische Sahara ausgedehnt. Die Jahre 1841 bis 1864 sind hauptsächlich durch die blutigen Kämpfe mit den Kabylen bezeichnet, deren Unterwerfung immer nur als eine zeitweilige zu betrachten ist, wenn auch einige Stämme zur Zeit ganz unterworfen sind. Die Feindschaft der Bergbewohner gegen die Bewohner der Ebene ist uralt; sie schreibt sich von der Eroberung des Landes durch die Araber her.

Das Land, von den Franzosen Algerien genannt, ist seit 1843 in die drei Provinzen Algier, Oran und Constantine getheilt, von denen Algier in zwei Arrondissements, Algier und Blidah, Oran in die von Oran und Mostagenem, Constantine endlich in die Arrondissements Constantine,

Bona und Philippeville. Die geordneten Theile des Landes sind nach französischem Muster eingerichtet und haben Civilverwaltung, in den südlichen Theilen sind Militärverwaltungen und neben ihnen bestehen die Bureaux arabes. 70- bis 80,000 französische Soldaten halten die Ordnung aufrecht, das Land deckt noch nicht $^1/_3$ der Kosten, die es dem französischen Staate verursacht.

Die Bevölkerung Algeriens betrug nach dem officiellen Bericht von 1861 2,760,948 Einheimische und 301,176 Fremde, zusammen 3,062,124, seit 1856 hatte eine Zunahme der eingeborenen Bevölkerung von 470,769 Seelen (durch Gebietsvergrößerung), der Fremden um 33,344 (durch Einwanderung) stattgefunden. Hierbei ist der Bezirk von El Golea und das Wüstenterritorium westlich von dieser Stadt (El Erdsch) noch nicht in Rechnung gebracht.

Nach einem von der französischen Regierung herausgegebenen „Tableaux de la situation des établissements français dans l'Algérie" über die Zahl der Eingeborenen nach der Zählung von 1863 betrug dieselbe 2,691,812, mithin hatte eine Abnahme der Bevölkerung stattgefunden.

Die unzweckmäßige Verwaltung, die fortwährenden blutigen Kämpfe und die Hungersnoth von 1868 dürften zu einer weiteren Abnahme geführt haben.

Die Stadt Algier, Aljezire, unter 36° 47′ n. Br. und 20° 43′ ö. Lg., liegt an einer Bucht des Mittelmeeres am Fuß eines Hügels. Sie ist mit einer starken Mauer und mehreren Citadellen umgeben; der Hafen, weder groß noch tief, wird noch durch eine vorliegende befestigte Insel beschützt, welche durch einen Damm mit dem Lande verbunden ist. Ein Theil dieser Festungswerke war bei der Belagerung der Engländer 1816 zerstört, aber seitdem stärker wieder hergestellt worden. Das sogenannte Kaiserfort, in geringer Entfernung von der Stadt, wurde beim Angriff der Franzosen von den Türken selbst gesprengt. Die Stadt ist, seit sie französisch geworden, auch wesentlich verändert, sie theilt sich in zwei Quartiere, nämlich: in das europäische und maurische, die sich durch ihre von einander abweichende Bauart unterscheiden. Der untere dem Meere zunächst liegende Theil bildet das europäische Quartier und besteht aus drei- und vierstöckigen und in europäischem Baustile aufgeführten Häusern. Es wird von zwei bedeutenden Straßen durchzogen, von denen die eine Bab-Azun, die andere Straße der Marine heißt. Die Straße Bab-Azun führt über den Gouvernementsplatz und nimmt von dem Punkte an, wo sie denselben verläßt, den Namen Bab-el-Ued an. Die Straße der Marine beginnt am Hafenthor und mündet ebenfalls auf dem Gouvernementsplatz aus, welcher durch den Zusammenfluß dieser Hauptstraßen zum Sammelpunkt der Bevölkerung wird. Die Süd- und Nordseite des Platzes wird von zwei großen gleichartig gebauten modernen Häuserreihen begrenzt, die wie die Häuser der Hauptstraßen in ihrem unteren Stockwerke Bogengänge haben. Im Hintergrunde dieser Arkaden öffnen sich elegante und reich ausgestattete Kaufläden. Am Abend bieten diese Hallen einen prachtvollen Anblick und man glaubt sich nach dem Palais royal in Paris versetzt.

Im maurischen Quartier bekommt man annähernd eine Vorstellung von dem, was Algier einst war. Dunkle, steile, auch nicht sehr reinliche

Straßen. Von der Straße der Casbah steigt man 497 Treppenstufen zu der früheren Residenz des Dey von Algier, der Casbah hinauf. Dieses Schloß nimmt den höchsten Punkt der Stadt, 450′ hoch, ein. Algier besitzt eine große Anzahl Moscheen und Kapellen. Die Kathedrale wurde aus einer der schönsten Moscheen, welche den Namen Sidi-Ali-Festi trug, zu einer christlichen Kirche umgestaltet. Das schönste Gebäude der Stadt ist wohl das Palais des Generalgouverneurs*).

Die Zahl der Einwohner soll früher 90,000 betragen haben; jetzt 1863 58,059, davon 39,356 Europäer. Die Zahl der Europäer hat sich vermindert, die der Eingeborenen vergrößert. Das Gebiet der Stadt erstreckt sich 6—8 Meilen um dieselbe. Im S. und SO. zieht sich die sehr fruchtbare Ebene Metidschah bis zum Atlas hin, worin sich viele Europäer angesiedelt haben. Im Scheliffthale haben die Franzosen 1842 zur Beobachtung der wilden Bergvölker die Stadt Orleansville angelegt.

Die Städte Blidah und Medeah, mit 8000 und 6000 Einw., in sehr fruchtbaren Gegenden, enthalten noch manche Ueberreste römischer Gebäude. Beide sind mit Algier durch Eisenbahn verbunden.

In der sehr fruchtbaren Provinz (Departement) Oran liegt die gleichnamige Hauptstadt, auf einem durch den Wad-el-Rahui durchschnittenen Plateau, von den Spaniern, welche es früher besaßen, stark befestigt, seit 1832 französisch. Der Handel mit Gold, Straußfedern, Alaun, Salpeter, Henna (Lawsonia inermis) ist nicht unbedeutend. Eine Meile westlich liegt die Hafenstadt Mers el Kebir, welche mit Oran durch eine Felsenstraße verbunden ist. Die Einwohnerzahl von Oran mag sich auf 30,000 Seelen belaufen. Tlemsen, das alte Tremis, in wohl angebauter Gegend, mit 13,000 Einw. Seit 1842 französisch. Geriville, südlich vom Schott es Scherki, 1356 Meter über dem Meere, ein 1853 gegründeter, wichtiger Militärposten am Dschebel Amur; Schlüssel der Straße nach Tuat. Maskara, im SO. von Oran, und Tekedempt, südwestlich von Algier, in der Nähe der Quellen des Scheliff, sind in den Kriegen mit Abd-el-Kader, als dessen Hauptorte, berühmt geworden.

Das Departement Constantine, mit den Arrondissements Constantine, Bona, Philippeville ist größer als die vorgenannten und mag etwa 1¼ Million Einw. zählen. Im Tell sind folgende Städte zu bemerken: die Hauptstadt Constantine, das alte Cirta, die Hauptstadt Numidiens, 315 von Constantin neu aufgebaut, 1837 von den Franzosen erobert, zählt etwa 28,000 Einw. Nördlich von Constantine liegt Dschemilah mit großen Ruinenfeldern aus römischer Zeit. Oestlich von Constantine, am Flusse Seibuse, finden sich in einem Thale viele heiße Quellen, welche Kalksinter absetzen, und dabei die Ruinen eines römischen Bades. An der Küste ist der Busen von Bona zu bemerken, mit der gleichnamigen Stadt (Hippo Regius mit dem Hafen Aphrodisium), an der Mündung des Seibuse, welche ein Castell und 10,000 Einw. hat. Es

*) Für eine ausführlichere Beschreibung der Stadt müssen wir auf die neueren Reisewerke und auf Algerien und seine Zukunft unter französischer Herrschaft von Dr. L. Buvry verweisen.

war einst ein wichtiger Ort für Handel und Bildung in Nordafrika, der Lieblingsaufenthalt der numidischen Könige und Bischofssitz des heiligen Augustin; jetzt wohnt hier der Militärgouverneur der östlichsten Provinz Algiers. Oestlich davon lag ein 1560 von den Franzosen erbautes Castell, Bastion de France genannt, welches aber wegen der ungesunden Luft wieder verlassen werden mußte. Weiter östlich liegt der kleine befestigte Ort La Calle, auf einer Landzunge, welcher schon früher den Franzosen gehörte; in dieser Gegend wird die Korallenfischerei von Franzosen und Italienern mit einigen hundert Schiffen eifrig betrieben. — Westlich von Bona liegt die von den Franzosen gegründete Stadt Philippeville, welche sich schnell hebt (7000 Einw.) und einen besuchten Hafen hat. Oestlich von Algier liegt die befestigte Hafenstadt Budeiah oder Bugia, in welcher sich ebenfalls noch bedeutende Ruinen einer römischen Stadt (Salda?) finden.

Auf dem Hochlande liegen: Tebessa, das römische Theveste, mit 2000 Einw. und zahlreichen Ruinen (Circus, Triumphbogen), am Fuße des Aures-Gebirges. Batna, 3186 Pariser Fuß über dem Meere, mit circa 2000 Einw., ist ein befestigtes Militärquartier. In der Nähe liegen die Ruinen der numidischen Hauptstadt (Circus für 10,000 Menschen, Tempel u. A. m.) und römische Colonie Lambessa, und das Dorf Lambèse mit Zellengefängniß. Im benachbarten Aures-Gebirge wohnen die Uled Aures, etwa 54,000 Köpfe stark. Bu Sada, auf dem Hodnaplateau, südwestlich von Schott es Said und am Nordfuß des Dschebel Sahari, mit 4000 Einw., bedeutender Handelsort und seit 1849 wichtiger Militärposten. Im Sahari-Gebirge leben die Uled Sahari, über 20,000 Köpfe stark.

Einige wichtige Ortschaften in der algerischen Sahara sind:

	Nörd. Br.	Oestl. Lg. v. Paris.	Höhe über dem Meere.
Biskra	34° 51′ 09″	3° 20′ 15″	385 Par. F.
Wargla (Ouargla) .	31° 56′ 45″	2° 42′ 07″	323 "
Tuggurt (Tougourt) .	33° 06′ 30″	3° 28′ 22″	157 "
El Wad (El Oued) .	33° 21′ 48″	4° 27′ 24″	415 "
El-Aghuat (Laghouat)	33° 48′ 21″	0° 33′ 00″	2400 "
El-Golea	30° 32′	0° 42′	1236 "

Biskra, an der Ausmündung des Wad Biskra in die Ebene südwestlich vom Aures-Gebirge, mit über 4000 Einw., ist ein wichtiger Militärposten. Die Oase Ziban mit 38 Ortschaften und etwa 100,000 Einw. Die Oase Wad Suf, mit 40,000 Einw. hat schöne Gärten und Palmenpflanzungen. Hauptort El Wad, mit 10,000 Einw., wichtig ist hier der Karavanenhandel nach Ghadames und Mursuk. Die Oase Wad Rir liegt im nördlichen Theile unter dem Meeresniveau; sie enthält etwa 35 Städte und Dörfer mit nur 17,000 Einw., Hauptort ist Tuggurt, mit 3000 Einw., wichtiger Handelsort. Wargla, mit 10,000 Einw., ist reich an Dattelpalmenwäldern. El-Aghuat, eine schöne Oase im Süden des Dschebel Amur und ein wichtiger Punkt für die Franzosen, von Medeah aus 18 Etapen; Gerhard Rohlfs berührte den Ort von Algier nach dem Innern reisend im Jahre 1863. Außer den Dörfern Boghar und Dschelfa hat man von Medeah aus ungefähr alle 40 Kilometer ein Karavanserail

und zwischen den Karavanserails, Posten, die von Spahis besetzt sind. El-Golea, 35 Meilen südwestlich von Wargla auf der hohen Sandebene el Aredsch, die sich vom Südfuß des algerischen Hochlandes südwärts hinüber nach dem Plateau von Tademayt zieht; eine an Gärten, Palmenpflanzungen und Weideland reiche Oase. Der gleichnamige Hauptort der Oase hat etwa 1500 Einw., die Bewohner vom Berberstamme reden arabisch.

Den interessanten Gegenstand der Bewässerung einiger Theile der Wüste durch artesische Brunnen hier zu berühren, würde uns zu weit führen. Wir müssen uns beschränken anzuführen, daß die Bewässerung der Palmengärten mittelst artesischer Brunnen nächst Aegypten hauptsächlich im Oued-Rhir betrieben wird. Hier gab es 1864 bereits 35 Brunnen, welche zusammen 59,626 Litres lieferten. Für weitere Belehrung siehe Les puits artésiens du Sahara à l'occasion du rapport A. M. le Maréchal Gouverneur général de l'Algérie sur les forages artésiens exécutés dans la province de Constantine de 1860 à 1864. Von Jules Duval, Vicepräsidenten der geographischen Gesellschaft in Paris in der Sitzung der Gesellschaft vom 14. December 1866 gelesen. Bulletin de la Société de Géographie Février 1867.

VII. Marokko.

(Mauritania Tingitana.)

Das Kaiserthum Marokko, bei den Eingeborenen Moghrib-el-Aksa (d. h. der äußerste Westen), nach seinen beiden Hauptbestandtheilen auch wohl Fez und Marokko genannt, umfaßt die nordwestliche Ecke von Afrika; nördlich wird es vom Mittelländischen Meere und der Straße von Gibraltar, westlich vom Atlantischen Ocean, östlich von Algier begrenzt. Das Gebiet liegt zwischen dem 30 und 36° n. Br. und zwischen 6 und 17° ö. Lg. So begrenzt enthält es ein Areal von etwa 12,000 □M. mit etwa 10 Mill. Menschen. Aber manche Stämme haben sich von der gesunkenen Obergewalt Marokkos bereits frei gemacht. Der große Atlas, auch der hohe Atlas, von den arabischen Marokkanern Dschebel el Feltsch genannt, streicht parallel mit der Westküste von SW. nach NO. und bildet die östliche Grenze; was darüber hinaus nach O. liegt, ist meist unfruchtbare Thon- und Sandsteppe; die höchsten Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt, erreichen bis an 11,000′ Höhe, so der Miltsin, südlich von Marokko, 10,700′. Der nördliche Theil des Landes am Mittelländischen Meere ist felsig und gebirgig, ebenso der südliche, wo ein Arm des Atlas bei Cap Ger das Meer erreicht; dazwischen liegt am Atlantischen Meere eine weite und so fruchtbare Ebene, daß dreißigfältige Ernten des Weizens nur für mittelmäßig gelten. Weiter östlich am Atlas finden sich herrliche Thäler. Die Pässe, welche von Westen nach Osten über den Atlas führen, sind äußerst eng und beschwerlich. Dem Mittelmeere fließt der Mulwia oder Muludscha (Mulucha) zu, welcher oft als Grenzfluß gegen Algier betrachtet wird; obwohl er viele Nebenflüsse aufnimmt, ist er doch zuweilen im Sommer trocken. Ins Atlantische Meer ergießen sich der Wad Sebu (Lixus); der Buregreg etwas weiter südlich; der Umm er Rebi'a, tief und reißend; der Tensift; der Sus, welcher seine Ufer häufig überschwemmt und befruchtet. Die Flüsse an der Ostseite des Atlas, der Draa, der Ziz und der Gir, verlieren sich alle im Sande. Das Klima ist eins der angenehmsten und gesundesten der Erde, in den nördlichen Gegenden fällt wohl zuweilen Schnee, der aber nie liegen bleibt; der Winter besteht nur in einer Regenzeit vom October bis März; nur wenn der Wind aus der Wüste weht, ist es zuweilen unleidlich heiß. Die Gegenden

östlich vom Atlas leiden an großer Hitze. Im hohen Atlas ist der Winter streng; die Bewohner flüchten in Höhlen, und Karavanen finden bei dem Uebergang über die Gebirge bisweilen ihren Untergang. Die Producte dieses von der Natur reich gesegneten Landes sind im Ganzen dieselben, wie die der ganzen Nordküste. Obgleich der Anbau überhaupt sehr nachlässig betrieben wird, kann doch viel Getreide besonders nach Spanien ausgeführt werden. Vorzüglich gedeiht hier der Oelbaum; der Korkbaum bildet ganze Wälder; verschiedene Pflanzen liefern Gummi, das sogenannte arabische wird aus einem Baume gezogen, welcher im Atlas häufig ist; Rosen von dem herrlichsten Geruche, die auch zu Rosenöl benutzt werden; Hyacinthen und Jonquillen wachsen hier wild. Die Pferde sind von besonderer Schönheit und die Schafe geben eine vortreffliche Wolle. Die schädlichsten Thiere sind die Heuschrecken. Der Atlas enthält gewiß Gold und Silber, es darf aber nicht gewonnen werden; nur auf Eisen, Kupfer und Blei wird hin und wieder gebaut. Salz kommt sowohl als Steinsalz wie in allen Salzseen und Lachen vor. Oestlich vom Atlas finden sich Schwefelgruben. — Außer einigen größeren Hauptstädten und den Seestädten giebt es nur wenige Städte im Lande; die meisten Einwohner leben unter Zelten und verändern häufig ihre Dörfer oder vielmehr ihre Lagerungsplätze, Duars genannt. Ueber ein Drittel der Einwohner besteht aus Mauren und Arabern; diejenigen, welche aus Spanien vertrieben, sich hier niedergelassen, wohnen meist in den Städten und werden Maranen oder Andalusi genannt; die auf dem Lande wohnenden und umherziehenden Araber zerfallen wie überall in viele Stämme. Die Bukharis sind Abkömmlinge von Negern und machen den größten Theil des stehenden Heeres aus. Die Berbern oder Amazirgen, vorzüglich im Atlas und etwa $1/4$ der Bevölkerung ausmachend, sind ein tapferes, freiheitliebendes, fast ganz unabhängiges, von Jagd und Ackerbau lebendes Volk; ihnen verwandt sind die weiter gegen Süden wohnenden Schelluchs; beide hassen die Araber und reden eine durchaus eigenthümliche Sprache. Die Juden, wie überall so auch hier in den Städten wohnend, sind äußerst verachtet und gedrückt und müssen eine schwarze Kleidung tragen; auch dürfen sie, wenigstens in den Städten, weder Pferde noch Maulthiere reiten. — Unter den wenigen Gegenständen der Industrie sind Mützen, Seidenwaaren und das unter dem Namen Maroquin bekannte feine Leder bemerkenswerth. Der Handel ist, wie in allen muhammedanischen Despotien, gedrückt und könnte weit bedeutender sein; mit Europa geht der Hauptverkehr über Mogador nach Marokko; nach Sudan, vorzüglich nach Timbuktu, gehen regelmäßig Karavanen, oft 2000 Kameele, welche von daher Gold, Gummi und Sclaven bringen.

Das Reich Marokko ist eine unumschränkte Despotie; der Fürst nennt sich Chalifat Allah, Statthalter Gottes, auch wohl Emir-al-Mumenin, Fürst der Gläubigen; die Mauren nennen ihn Sultan. Das Reich erbt auf die Söhne des Herrschers fort, aber ohne Erstgeburtsrecht; daher entscheiden fast immer nur Bürgerkriege unter den Brüdern. Viermal die Woche giebt der Sultan zu Pferd Jedermann Audienz und entscheidet augenblicklich die ihm vorgetragenen Rechtshändel, wo es dann an Willkür und Grausamkeit nicht fehlt; überhaupt herrscht die größte Unsicherheit des Besitzthums im Lande, da jeder Beamte ohne Besoldung und auf

Erpressungen angewiesen ist. — Die Kriegsmacht ist unbedeutend, denn sie beträgt höchstens 20,000 Mann regelmäßiger Truppen, größtentheils Cavallerie, die aus Negern und Mauren besteht. Alle Raubschiffe, die aber schon lange nicht mehr ausgesendet werden, gehörten dem Sultan, welcher daher auch den größten Theil der Beute und alle Sclaven erhielt; übrigens sind die Marokkaner schlechte Seeleute. — Dies Reich, welches gegen Ende des 16. Jahrh. seine größte Blüthe und Ausdehnung erreichte, zerfiel seitdem allmälig durch die stets wiederkehrenden inneren Kämpfe und Empörungen. Die Kriege Frankreichs mit dem Emir Abd-el-Kader brachten mehrmals das Reich in Gefahr, indem dieser Fürst den Fanatismus gegen die Christen erregte und zu einem „Heiligen Kriege" (Dschad) zu benutzen suchte. Seit dem Friedensschluß zu Tanger, im October 1844, ist noch immer Aufregung unter einzelnen Stämmen des Landes geblieben. 1859—1860 führten die Spanier unter Leitung des Generals O'Donnell, Herzogs von Tetuan mit Marokko Krieg*).

Die Eintheilung des Reichs wird sehr verschieden angegeben; wir wählen der bequemen Uebersicht wegen die in drei Theile: den nördlichen oder Fez, den südlichen oder Marokko, und den östlichen jenseit des Atlas.

Das Reich Fez reicht vom Mittelmeere und Algier bis zum Fluß Umm er Rebi'a. An der nördlichsten Küste liegen: Tanger oder Tandscha (Tingis), amphitheatralisch an einer Bucht der Straße von Gibraltar gelegen, mit einem schönen, festen Hafen und 10,000 Einw., worunter 1500 Juden, welche den ganzen Handel in ihren Händen haben. Nur die Häuser der europäischen Consuln sind etwas besser gebaut, das Uebrige schlecht. An der Ostseite derselben Bucht liegen die Ruinen einer römischen Stadt. — Ceuta, Gibraltar gegenüber, eine befestigte, den Spaniern gehörende Hafenstadt, mit etwa 8000 Einw. Sie treibt etwas Handel und ist oft als Verbannungsort für Verbrecher benutzt worden. Zu eben diesem Zwecke dienen die kleinen Festungen Peñon de Velez, Melilla und Alhucemas, weiter östlich an derselben Küste, welche ebenfalls den Spaniern gehören. — Tetuan, Tetawin, eine Meile vom Meere, östlich von Tanger. Die Bevölkerung, 12,000 Seelen, besteht aus Mauren und Juden. Die Stadt ist schlecht gebaut, hat aber einige schöne Moscheen und ein starkes Castell; der Handel mit Spanien und England ist nicht unbedeutend. Die Gegend ist äußerst fruchtbar und wegen ihrer trefflichen Orangen berühmt. — An der Küste des Atlantischen Meeres liegen Larasch, El Araisch (Lixa), eine ehemals blühende, jetzt sehr herabgekommene, gut gebaute Handelsstadt mit einem Castell und 4000 Einw. Etwas nördlicher ist eine Bucht, wo die Flotte des Sultans überwintert. Einige Meilen östlich liegt die kleine Stadt Al Kassar, bei welcher 1578 Sebastian von Portugal Schlacht und Leben verlor. — Sala oder Salée, eine mit einer starken Mauer versehene ehemals wegen ihrer Raubschiffe gefürchtete Stadt; der Hafen ist aber jetzt versandet. Sie hat noch über 25,000 Einw., welche größtentheils aus Spanien stammen sollen. Eine römische Wasserleitung versieht noch

*) Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859—60. Mit Benutzung der vorhandenen Quellen nach eigener Beobachtung dargestellt von Eduard Schlagintweit. Mit einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus.

jetzt die Stadt mit Wasser. Gegenüber, auf dem anderen Ufer des Flusses Buregreb, liegt die große Seestadt Rabat oder Neu-Salée, mit einem Castell und 28,000 Einw., worunter über 3000 Juden.

Im Innern des Landes liegen: Fez oder Fas, unter 34° n. Br. und 12½° ö. Lg., die beste Stadt von ganz Nord-Afrika, an einem gleichnamigen Flusse, welcher sie in mehreren Armen durchströmt und sich in den Wad Sebu ergießt. Sie wird in die alte und die neue Stadt getheilt; jene ist 806 erbaut. Die Stadt liegt in einem Thale, hat viele Moscheen, Paläste der Großen mit herrlichen Springbrunnen und Gärten, öffentliche Bäder, mehrere sehr besuchte Schulen, Hospitäler für Kranke und Irre, zahlreiche Fabriken und an 200 Karavanserails. Der Palast des Sultans besteht aus vielen Häusern und Höfen; in der westlich von der Stadt gelegenen Citadelle befindet sich ein älterer Palast, welchen jetzt der Gouverneur bewohnt. — Die Zahl der Einwohner mag 85,000 (9000 Juden, 4000 Neger) betragen. — Von Fez gelangt man in neun Stunden in südwestlicher Richtung durch eine schöne Ebene nach Mequinez; auf dem Wege trifft man sehr weitläufige Ruinen in ägyptischem Stil, wovon noch zwei Porticus stehen; viele Säulen zur Ausschmückung der Moscheen und Paläste sind früher weggebracht worden. Mekines oder Mequinez, in einem schönen Thale mit einem kaiserlichen Palaste, hat 55,000 Einw. Die Gegend bringt einen Ueberfluß von edlen Früchten, vorzüglich viel Oliven hervor. Oestlich von Fez liegt die schöne Stadt Teza, mit 10,000 Einw.

Im Reiche Marokko*) liegen: Marokko, Marakſch, unter 31° 37′ n. Br. und 10° ö. Lg., die Hauptstadt des Reichs, auf einer weiten, überaus fruchtbaren, Obst aller Art, Palmen und Blumen in größter Fülle hervorbringenden Hochebene, mit etwa 50,000 Einw., worunter 6000 Juden. Man sieht von hier aus die 10 schneebedeckten Gipfel des hohen Atlas, welcher den Ort gegen die Winde aus der Wüste schützt. Die Stadt ist 1072 erbaut, hat aber sehr von ihrer ehemaligen Pracht und Einwohnerzahl verloren; die Stadtmauern sind von Erde, haben drei Stunden im Umfange und schließen viele Ruinen, Gärten und verödete Plätze ein. Die meisten Straßen sind verfallen, eng, winklig und schmutzig, nach der Weise des Orients. Der Palast des Sultans liegt an der Südseite der Stadt, ebenda auch viele Lusthäuser, wo er den Sommer zubringt. An Gebäuden hat die Stadt mehrere große Moscheen, wovon die eine einen 250′ hohen viereckigen Thurm hat, und die Kasseria oder das Kaufhaus, ein mit Buden umgebenes Gebäude, wo der Verkehr am lebhaftesten ist. Die einstmals so bedeutende Industrie liegt gänzlich darnieder, und nur die Gerber und Lederarbeiter, deren Zahl auf ca. 1500 angegeben wird, haben ihren alten Ruhm behauptet. Mehrere unterirdische, zum Theil aber sehr verfallene Wasserleitungen führen der Stadt Trinkwasser vom Atlas zu. Die Stadt liefert viel treffliches Maroquinleder. — Westlich von hier liegt an der Küste Mogador, von den Eingeborenen Suera genannt, ein erst 1760 angelegter und meist von europäischen Consuln und maurischen Kaufleuten

*) Ein kleiner Plan der Stadt befindet sich auf der Karte vom nördlichen Theil des Sultanats Marokko von H. Kiepert im 8. Bd. (neue Folge) der Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. Berlin, D. Reimer.

bewohnter Ort, welcher regelmäßig gebaut und befestigt ist und 20,000 Einw. zählt. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel und hat nur eine Rhede, treibt aber bedeutenden Handel mit Europa. Die Umgegend ist sandig und öde, daher hier nur Cisternenwasser, und die Lebensmittel von weit her gebracht werden müssen. Der Stadt gegenüber liegt die gleichnamige kleine Insel, worauf sich Magazine und Batterien befinden. — Der südliche Theil dieser Gegend zwischen Santa Cruz und Cap Ger ist ein wildes Gebirgsland, von Schelluchs bewohnt, welche in ummauerten Oertern wohnen, aber ihre Unabhängigkeit fast immer behaupten. Sie sind fleißige Landbauer, aber auch gefürchtete Räuber, welche den Verkehr mit dem inneren Afrika erschweren.

Am Meere liegt die kleine Stadt Santa Cruz, bei den Arabern Agadir, auf einer befestigten Höhe, nahe der Mündung des Sus, mit einem guten Hafen. Bis 1773 waren hier viele europäische Handelshäuser; auf Befehl des Kaisers mußte aber S. Cruz verlassen und der Handel nach Mogador verlegt werden; doch ist dieser jetzt auch hier wieder hergestellt. — Im Innern des Landes liegt am Flusse Sus die Stadt Tarudant, eine alte, einst mehr bevölkerte Stadt; sie ist stark befestigt und zählt noch 20,000 Einw., welche Färberei und Gerberei treiben, Kupferwaaren und Baumwollenzeuge liefern und Salpeter bereiten. Im äußersten Süden, wo viele kleine fast unabhängige Herrschaften sind, liegt Nun, am Flusse Wad Nun, ein Dorf, wo großer Handel mit Sudan getrieben wird.

Oestlich vom Atlas bildet das Land eine ununterbrochene, mit Salz geschwängerte Ebene; die Flüsse, die der Wüste zulaufen, versiegen bald im Sande. Diese wenig bekannten und meist ziemlich unabhängigen Gegenden werden im S. Draa, weiter nördlich Tafilelt oder Tafilet genannt. Das Draa-Land hat nach Rohlfs*) keine eigentliche Centralregierung, die Oberherrlichkeit des Sultans ist nur nominell, jedes Dorf regiert sich selbst, hat entweder einen erblichen Kaid oder eine geistliche Behörde, wie in Tamagrut und allen anderen Sauija, oder eine republikanische Regierung, wie in den meisten Städtchen und Dörfern, wo alle Jahre eine Art Gemeindevorstand, der aus 20 oder mehreren Mitgliedern besteht, gewählt wird.

Das Draa-Land hat etwa 25,000 Einw. und zerfällt in fünf Provinzen: Mesgeta, Tunsulin, Ternetta, Fesuāata und Ktaua.

Tafilet ist eine der größten Oasen der Wüste, man zählt gegen 300 befestigte Dörfer. Der Hauptort und Centralpunkt Tafilets ist Abuam. Von hier aus wird ein sehr ansehnlicher Karavanenhandel nach dem Innern Afrikas getrieben.

---

*) Gerhard Rohlfs besuchte das südliche Marokko im Jahre 1862, ihm verdanken wir die neuesten Nachrichten.

VIII. Die Sahara oder die Wüste.

Wenn man die große afrikanische Wüste, ohne Rücksicht auf mancherlei Verschiedenheit des Bodens, als ein Ganzes betrachtet, so erstreckt sie sich vom Atlantischen Meere bis an das Nil-Thal 700 Meilen lang und an manchen Stellen 200 Meilen breit. Im N. wird sie durch die Berberei, im S. durch Sudan begrenzt und mag dann leicht einen Flächeninhalt von 120,000 □M., also an zwei Drittel von Europa, umfassen. Die Araber gaben ihr den allgemeinen Namen Felât, die Marokkaner El bahar billa maa (Meer ohne Wasser), auch Sahel, welches Ebene bedeutet; im engeren Sinne werden diejenigen Theile der Wüste Sahel genannt, welche aus feinem Sande bestehen; Sahara dagegen die, wo der Boden aus grobem Kies und Steinen besteht. Sonst nennt man auch wohl den größeren westlichen Theil Sahel, den östlichen aber die libysche Wüste. Ihre Ausdehnung von N. nach S. ist nicht überall gleich. Am breitesten ist sie im W., vom Meere bis zum 27. Grade ö. Lg., wo sie stellenweise vom 16 bis 32° n. Br. sich erstreckt; am schmalsten ist sie in der Mitte, zwischen 27 und 40° Lg.; vorzüglich aber unter dem 32. Grade ö. Lg., wo von Fezzan aus südlich eine Reihe von Oasen gleichsam eine Brücke über das Sandmeer bildet; im O. erstreckt sie sich wieder vielleicht vom 15° n. Br. bis ans Meer. Die Beschaffenheit des Bodens in der Wüste ist sehr verschieden. Obgleich, wie es scheint, sie im Ganzen sich immer mehr erweitert und selbst dem Nil-Thal gefährlich wird, so scheint doch die Hauptrichtung des Windes und also des Sandes von O. nach W. zu gehen; wenigstens sind die östlichen Gegenden der Wüste sehr vom Sande entblößt, der Boden besteht hier meist aus Kalkflächen und niedrigen Felsen; man findet häufiger Quellen und Bäche, und Wasser, wenn man nur in geringe Tiefe gräbt. Eben diese vorherrschende Richtung des Windes erklärt es auch, weshalb die ganze Westküste von Afrika, bis südlich vom 18. Breitengrade immer mehr und mehr versandet und der Schifffahrt so gefährlich ist, daß alljährlich hier eine Anzahl Schiffe strandet. Deshalb meiden die nach dem Cap der guten Hoffnung Fahrenden die Nähe der Küste. Im westlichen Theile ist fast nichts als loser feiner Flugsand, welcher ewig vom Winde bewegt wird; hier entstehen und verschwinden Hügel nach jedem Sturme von 50, 100, ja bis zu 400′ Höhe; Quellen kennt man hier gar nicht, erst in sehr großer Tiefe findet sich Wasser und auch dies ist meist salzig und bitter. In allen Theilen der Wüste

finden sich zwar Stellen, welche, durch Felsen geschützt, kleinere und größere, oft sehr fruchtbare Thäler, Oasen, bilden; die Oasen des westlichen sind oft nur kleine Niederungen, in welchen sich Wasser sammelt oder wo man Brunnen gegraben hat. Ueberall, man komme von N. oder von S., steigt man zur Wüste herab oder hinauf. In Folge der Forschungen durch neuere Reisende hat man aber erkannt, daß die Berichte und Nachrichten der älteren Reisenden über den Mangel der Quellen und des fließenden Wassers sehr übertrieben sind. Auch fehlt es durchaus nicht so an Bergen und Höhenzügen, wie man früher geglaubt hat. Dieselben erreichen eine Höhe von 4- bis 6000′. — Bei Tage ist die Hitze im dürren Sande fürchterlich, und nur der abgehärtete Fuß der Wüstenbewohner vermag ihn dann ohne Schmerz zu betreten; die Nächte aber sind dennoch empfindlich kühl, so daß man gern Feuer macht, wo man es haben kann. Die Schrecken der Wüste erreichen aber ihren Gipfel, wenn Stürme oder der tödtliche Samum sich erheben; ein feiner Staub erfüllt dann die Atmosphäre, und die unglücklichen Reisenden sind in Gefahr, davon erstickt oder vom Sande verschüttet zu werden. Eine andere Erscheinung der Wüste, die nicht wenig zur Täuschung und Qual der Reisenden beiträgt, ist die bei großer Hitze sehr gewöhnliche Kimmung oder Luftspiegelung, bei den Arabern Schrab genannt, wo der getäuschte Wanderer in der Ferne Seen und Flüsse zu sehen glaubt, die aber immer vor ihm fliehen; auch vergrößert diese Beschaffenheit der Luft alle Gegenstände in einiger Entfernung, so daß eine unbedeutende Staude wie ein Baum erscheint. Die Schrecken der Wüste finden sich aber, wie schon angedeutet, nicht überall. Es giebt Gegenden, wo die Einwohner Leder- und Pelzkleider tragen. Die auffallende Kälte der Nächte rührt hauptsächlich von der starken Wärmeausstrahlung des Bodens in die reine Luft her. An der Westküste weht statt des sonst in den Tropen gewöhnlichen Ostpassats ein westlicher Seewind. So gefährlich das Klima für fremde Reisende ist, so gesund ist es für die Eingeborenen. Dies beweisen ihre kräftige Costitution und ihre lange Lebensdauer. Am ungesundesten sind ihres Wassers wegen die Oasen. Trotz aller dieser Gefahren wird die Wüste dennoch des Handels wegen jährlich in allen Richtungen von zahlreichen Karavanen durchzogen. So weit bis jetzt unsere Nachrichten reichen, kann man die Karavanenstraßen, welche die Wüste durchziehen, nach dem Ziele, wonach sie streben, in drei Hauptrichtungen theilen. Die einen gehen nach Timbuktu und zwar auf wenigstens fünf Hauptstraßen, theils von Marokko, theils von Tunis und Tripoli aus. Diese Straßen sind die längsten und wegen der Seltenheit der Oasen und Brunnen, wie auch des tiefen Sandes wegen, die gefährlichsten. Die Karavanen brauchen zu einer solchen Reise wenigstens zwei, oft aber auch fünf bis sechs Monate, wobei denn freilich viele und zum Theil zwanzig Tage lange Rastzeiten mitgerechnet werden, während welcher das Hauptproduct der Wüste, Salz, und andere Handelswaaren eingetauscht werden. Die anderen haben den See Tsad und die umliegenden Länder Sudans zum Ziel. Man kennt hier drei Hauptstraßen, welche von Fezzan ausgehen, wovon die westliche über mehrere große Oasen nach Kaschna, unter 13° n. Br., die mittlere zum Tsad-See, die östliche über viele ziemlich bewohnte Gegenden nach Darfur führt. Eine dritte Karavanenstraße führt von Sudan über Darfur nach

Aegypten. Außerdem ziehen noch am Nordrande der Wüste Karavanen aus Aegypten nach Fezzan, Tripoli u. s. w. Bei dieser Gelegenheit wollen wir den wißbegierigen Leser auf ein Werk, das besonders zu empfehlen ist, aufmerksam machen, wir meinen K. Andrees Geographie des Welthandels *). Andree schildert und beschreibt hier in gewohnter Weise meisterhaft die Karavanen in Afrika, und zwar in den verschiedenen Gegenden Afrikas. Oft sind die Karavanen genöthigt, die Wüste des Nachts zu durchziehen, immer aber werden die frühen Tagesstunden zum Wandern gebraucht, Nachmittags und Abends wird geruht. Da der Sand so beweglich ist und es an allen festen Merkmalen des Weges fehlt, so können sich die Karavanen nur nach den Gestirnen richten; sie benutzen auch die Züge hungriger Geier, welche die Oasen wittern. Hier und da findet man jetzt auch Steinpyramiden errichtet. Sie ziehen nicht in gerader Richtung, sondern von einer Oase zur anderen, wo sie Wasser und etwas dürres Laub für die Kameele zu finden hoffen; obgleich sie nun Wasser in Schläuchen bei sich führen, so geschieht es doch, daß diese, wenn der Samieli oder Samum weht, schneller austrocknen oder sie an den Brunnen kein Wasser finden und ganze Karavanen zu Grunde gehen. Außerdem haben sie noch Gefahren zu bestehen von den Raubthieren am Rande der Wüste, mehr aber von den räuberischen Nomaden, welche die Wüste als ihr Eigenthum betrachten und jede Karavane, die nicht ihren Schutz erkauft hat, plündern. Reisende beschreiben das Reisen in der eigentlichen Wüste so: „Man vernimmt keinen Laut, als den trägen Ruf des Treibers; die Menschen haben keine Kraft, weder zum Sprechen noch zum Singen und die vielen Fußtritte geben keinen Wiederhall in der Sandwüste. Die Hitze und die schaukelnde Bewegung des Kameels bringen einen leichten Schwindel hervor — einen Wüstenrausch, den man empfunden haben muß, um ihn zu begreifen.“ — In dem westlichen Theile der Sahara fehlt es so sehr an Steinen, daß man die Brunnen mit Kameelknochen ausmauert. Trotz alledem bewohnt der Mensch, dem, wie man weiß, kein Paradies der Erde zu genügen pflegt, den Saum der Wüste. Er wohnt auf dem Sand, wäscht sich mit Sand, rechnet im Sand, heilt durch Sand. Für einen Trunk Wasser gäbe der Reisende gern Hunderte von Thalern. Die große Mäßigkeit der Wüstenbewohner führt manche zu sehr hohem Alter. Freilich wissen die Greise nicht, wie alt sie sind. — An Producten ist die Sahara nicht so arm, als man früher geglaubt hat. Die wichtigsten Pflanzen, deren Früchte und Blätter Menschen und Thiere nähren, oder mit deren Producten Handel getrieben wird, sind: die Dattelpalme, die Dumpalme, Acacien (die das rothe und weiße und das sogenannte arabische Gummi geben), Sennescassien, Tamarinden, Lotusbäume, Coloquinten, Pistacien ꝛc. Flechten überziehen die Oberfläche der nackten, glühend heißen Felsen. — In den eigentlichen Wüsten fehlen sowohl die Antilopenheerden wie die Löwen. Von Thieren findet man: wilde Pferde und Esel, Affen und Giraffen, Hasen und Füchse, Strauße, Heuschrecken

*) Verlag von Julius Maier in Stuttgart. Die genannte Firma verlegt auch eine Monatsschrift unter dem Titel „Der Welthandel“, welche wohl zu empfehlen, aber nicht mit dem Andreeschen Werke zu verwechseln ist.

von der Größe kleiner Vögel, welche gegessen werden, Landschnecken, an den Küsten Austern und Fische in ungeheurer Anzahl 2c. Das wichtigste gezähmte Thier ist das einbucklige Kameel, dessen beste Art, der sogenannte Schnellläufer, in einem Tage 15 deutsche Meilen zurücklegt und den Reisenden in 7 Tagen durch 7 Grade von Marokko nach dem Senegal trägt. — Von Mineralien findet man in der Wüste ungeheuere Mengen Salz, sowohl in austrocknenden Salzseen, wie in beckenförmigen Vertiefungen, Salpeter, Natron, Alaun, auch Eisenerze. — Endlich muß noch bemerkt werden, daß wenigstens der nördliche Theil der Sahara bis an den Tsad-See nach den übereinstimmenden Berichten des englischen Reisenden Richardson mit den der deutschen Forscher Overweg, Barth und Vogel*) nicht sowohl aus einem bloßen Sandmeer, wie bisher geglaubt wurde, sondern aus einem wüsten Chaos von Berg und Thal besteht.

Die Bewohner der Wüste bestehen vorzüglich aus zwei Hauptvölkerschaften, Berbern, wozu wir auch die Mauren rechnen, und Negern. Berbern ist bei uns Europäern der Gesammtname für verschiedene Stämme der Urbewohner des ganzen nordwestlichen Afrika. Die Mauren haben den ganzen westlichen Theil der Wüste inne; sie bestehen aus einem Gemisch von Arabern, Berbern und Negern, und zerfallen wiederum in viele Stämme, wovon jeder ein Oberhaupt hat, dessen Macht aber sehr unbedeutend ist. Nördlich vom Senegal kennt man vorzüglich die Stämme Trarzas und Braknas. Alle sind wandernde Hirten, gelegentlich Kaufleute, vor allen Dingen aber Räuber. Jede Karavane, welche das Gebiet eines Stammes durchzieht, muß sich Schutz und Führer erkaufen, oder sie läuft Gefahr, ausgeplündert zu werden. Als fanatische Anhänger des Islam behandeln sie die durch Schiffbruch an der Westküste zuweilen in ihre Hände fallenden Europäer mit der äußersten Härte und Gefühllosigkeit, womit die Pünktlichkeit und scheinbare Andacht, mit welcher sie ihre täglichen Gebete verrichten, einen wunderlichen Contrast bilden. Statt des Wassers bedienen sie sich des Sandes zu ihren gesetzlichen Abwaschungen. Sie leben unter Zelten, gehen fast unbekleidet und können Hunger und Durst mit bewunderungswürdiger Ausdauer ertragen. Kameelmilch macht oft lange Zeit ihre einzige Nahrung aus, und dabei werden sie alt und wissen wenig von Krankheiten. Sie treiben Handel mit Salz, welches sie in der Wüste finden, z. B. zu Taudeyni oder Taodenni (13° ö. Lg.), und über El Arauan, den Stapelplatz für Steinsalz, mit 3000 Einw., nach Sudan führen, mit Straußfedern und Sclaven; letztere verschaffen sie sich oft durch

*) Wer eine populäre, gedrängte Darstellung der Entdeckungen der oben genannten Helden zu lesen wünscht, dem ist Nr. 26 der „Lord'schen Eisenbahnbücher": „Die Entdeckungsreisen in Nord- und Mittel-Afrika, Leipzig 1857" (10 Sgr.) zu empfehlen. Die Aufgabe der 1850 von der englischen Regierung veranlaßten Expedition war die Durchforschung des inneren Afrika in allgemein-menschlicher, wissenschaftlicher und commercieller Hinsicht, in letzterer Hinsicht besonders, Handelstractate mit den Herrschern (Häuptlingen, Sultanen) zu schließen. Richardson starb im März 1851 in Ungurutua, sechs Tagereisen von Kuka entfernt; Overweg starb am 27. September 1853 in Maduari, 2 Meilen östlich von Kuka, in der Nähe des Tsad-Sees, an dessen Ufer Barth seinen Reisegefährten begraben ließ. Vogel wurde in Wadai und M. von Beurmann auf der Grenze von Wadai in Mao ermordet.

Gewalt, indem sie mit unwiderstehlicher Schnelligkeit die Dörfer ihrer südlichen Nachbarn, der Neger, überfallen. Sie sind im ganzen westlichen Theile von Afrika gehaßt und gefürchtet und haben sich sogar mehrere kleine Negerstaaten am südlichen Rande der Wüste unterworfen. Es soll auch in diesem Theile der Wüste fruchtbare Oasen geben; allein die Mauren machen ein Geheimniß daraus, und man weiß nur aus dem Berichte der Karavanen, daß es einige nicht angebaute Plätze giebt, wo man Wasser findet.

Die Tuariks bewohnen das Land im N. der Wüste, südlich von Algier und Tripoli, etwa zwischen dem 20 und 30° ö. Lg. Sie sind ein wohlgebautes, oft schönes und sehr kriegerisches Volk; einige von ihnen sind so weiß wie die Küstenbewohner; andere fast schwarz, doch nie negerartig. Eine Eigenheit ihrer Bekleidung besteht darin, daß sie stets den unteren Theil des Gesichts, bis an die Augen, mit einem Tuche verhüllen. Ihre Waffen bestehen meist nur aus Schwert und Lanze; sie haben keine Pferde, wohl aber sehr schnelle Kameele, womit sie die Wüste durchziehen und aus Sudan Sclaven rauben. Nicht alle sind Muhammedaner. Sie sind Nomaden, besitzen aber auch fruchtbare Stellen im S. von Algier und Tripoli und mehrere Oasen. So: Tuat, eine Oase mit einzelnen fruchtbaren Strichen, welche an Pferden und Heerden reich ist. Ghadames, in Tripoli, in einer an Datteln reichen Oase am Rande der Wüste, ist ein wichtiger Handelsplatz. 20 Tagereisen südlich davon liegt Rhat oder Ghat. Ferner werden Insalah, Idelês und Agades, welches Dr. Barth als eine sehr interessante Stadt, Residenz eines Sultans, mit Schulen versehen, von 7000 Menschen bewohnt, sehr ausführlich schildert*), und andere Punkte, auf der Straße von Fezzan nach Kaschna, als von Tuariks bewohnte Plätze genannt. — Die Tebu sind Neger, sie wohnen östlicher, werden uns als ein wohlgebautes, äußerst gewandtes Volk geschildert, welches in verschiedene Stämme zerfällt, die selbst durch die Sprache so von einander abweichen, daß man sie für verschiedene Völker halten könnte. Man fürchtet sie aber wegen ihrer Falschheit und ihrer Räubereien. Sie leben größtentheils von ihren Palmen und ihren Heerden; ihre Waffen bestehen in Lanze, Schwert und Messer. Durch die von ihnen bewohnten Gegenden führt die Straße von Fezzan nach dem Tsad-See, auf welcher man die Karavanen-Stationen Anay, Schimmedru, mit etwa 800 Einw., der drittgrößte Ort des Königreichs Kauar (Henderi Tege), Gáru (in Bilma), ein Hauptmarkt für Salz, Aghadem u. a. kennt. Die meisten von ihnen sind noch Heiden. Die Frauen der Sahara werden mehr oder weniger wie Sclavinnen behandelt. Theilweise zeichnen sie sich, besonders in der Jugend, durch körperliche Gesundheit und Schönheit aus. Ein Volksstamm legt besonderen Werth auf ungeheures Körpergewicht, nach dessen Höhe die Schönheit taxirt wird, ein anderer auf den schlanken Wuchs der Frauen. Durch Lebhaftigkeit der Augen und die blendende Weiße der Zähne zeichnen sich alle aus. — Die

*) Von ihr gehen sechs Straßen aus: nach Sokoto, in 20 Tagen zu erreichen — nach Marabi in 19 Tagen — nach Damerghu in 9 Tagen — nach Bilma in 18 Tagen — nach Tauat in 45 Tagen — nach Hillet é Scheich Ssidi el Muchtar in 21 Tagen, welche Straße die Räuber, welche die Karavanen von Tauat nach Timbuktu zu überfallen beabsichtigen, einzuschlagen pflegen.

nomadischen Stämme leben unter unabhängigen Häuptlingen, deren Macht erblich ist. Dieselben schlichten innere Streitigkeiten und sind die Anführer der Fehden und Raubzüge. Ihre Einkünfte bestehen in dem Ertrage ihrer eigenen Heerden, in den Ergebnissen der Raubzüge und in den von den Karavanen für den Schutz und die Benutzung der Brunnen bezogenen Abgaben. Als Räuber am berüchtigtsten sind die Araber am Senegal. Durch den Karavanenhandel verdienen die Beduinen viel Geld. Jede Kameelladung kostet pro Tag im Durchschnitt einen Ducaten. Natürlich sind die Karavanenzüge oft sehr gefährlich. Auf dem Wege nach Timbuktu kam im Jahre 1805 eine aus 2000 Menschen und 1800 Kameelen bestehende Karavane um. Täglich marschirt ein solcher Zug von Tagesanbruch an in 7 bis 8 Stunden 4 bis 6 Meilen. Das Kameel hält es 6 bis 7 Tage ohne Nahrung und Wasser aus. Die beste Art (Mehari) vermag in einem Tage über 15 deutsche Meilen zurückzulegen. Wegen des einträglichen Karavanenhandels, der fast die ganze Wüste in beständiger Bewegung erhält, sind die Bewohner auf die Fremden sehr eifersüchtig, von denen sie fürchten, im Handel beeinträchtigt zu werden. — Der näher an Aegypten und an der Nordküste gelegene Theil der libyschen Wüste ist jetzt in der Abhängigkeit des Vicekönigs von Aegypten. Die ganze Küste von Aegypten bis an die Grenze von Tripoli ist bis 10 bis 15 St. vom Meere felsig und öde, meist ohne Baum, ohne Bach, ohne Dörfer: das ist die Wüste Barka; doch findet man darin viele Ruinen alter Städte, auch einzelne fruchtbare Thäler. Beduinen durchziehen diese Wüste und leihen den Karavanen ihre Kameele. Erst etwa 15 St. vom Meere findet man Sand und Kalkhügel und thonige, aber ganz unfruchtbare Ebenen. Die Oasen, welche südlicher liegen, sind vorzüglich folgende: Siwah, das Ammonium der Alten, unter 29° n. Br. und 44° ö. Lg., 60 St. vom Meere und 12 Tagereisen von Kairo, mit 8000 Einw. Sie ist vorzüglich im N. von 4- bis 500′ hohen Kalkbergen umgeben, 1½ M. lang und 1½ M. breit; aber nur ein Theil dieses Raumes besteht aus fruchtbarem Boden und wird von 20 Quellen süßen Wassers und fast ebenso vielen salzigen bewässert. Die Vegetation ist hier vortrefflich; Wiesen, Palmenwälder und Saatfelder wechseln mit einander ab; man hat überdies in den Gärten einen Ueberfluß der edelsten Früchte. Nur den Kameelen ist das hiesige Wasser schädlich. Die Einwohner, welche über 2000 streitbare Männer stellen können, bestehen hauptsächlich aus Berbern, mit Negern untermischt. Sie sind eifrige Muhammedaner, stehen unter mehreren Scheikhs und sind seit 1820 dem Pascha von Aegypten unterworfen. Da sie häufig von Karavanen besucht werden, so treiben sie einen lebhaften Tauschhandel. Es giebt in dieser Oase mehrere Ortschaften, alle ummauert und auf Felsen gebaut, aus Furcht vor feindlichen Einfällen; alle bestehen aus elenden Häusern und engen, finsteren Gassen. Siwah wird der Hauptort genannt. Von dem einst so berühmten Tempel des Jupiter Ammon ist keine recht sichere Spur mehr vorhanden, und die Eifersucht der Einwohner hat die europäischen Reisenden an genauen Untersuchungen sehr gehindert. Man findet einen kleinen ägyptischen Tempel, dessen Wände mit schönen Sculpturen bedeckt sind; ferner einen kleinen dorischen Tempel, an vier Orten Katakomben in den Felsen, und Ruinen mehrerer Städte. Westlich von Siwah liegt das fruchtbare Thal Schiatha, wo die

Kalkfelsen von Natur oft in Pyramidengestalt gebildet sind. — Neun bis zehn Tagereisen westlich von Siwah liegt die weniger fruchtbare Oase Augila, etwa 4 M. von O. nach W. lang. Sie liefert berühmte Datteln und enthält drei Ortschaften. Die Einwohner vernachlässigen den Anbau, weil sie durch Handel und als Karavanenführer mehr verdienen; sie sind dem Pascha von Tripoli unterthan. Von hier kommt man zu dem schwarzen oder Harudsch-Gebirge. — Parallel mit dem Nil-Thale, in einer Entfernung von 20 bis 30 M. von demselben, liegen zwischen 25 und 29° n. Br. die vorzugsweise sogenannten Oasen. Ihre Zahl ist unstreitig im Alterthum viel größer gewesen als jetzt, wo man deutlich sieht, daß mehrere ehemals bewohnte Gegenden vom Sande überschüttet worden sind. Die wichtigsten dieser Oasen sind: die kleine Oase oder Wah-el-Bahryeh oder Benasah, etwa 6 St. von N. nach S. lang und 3 St. breit; sie enthält vier Ortschaften und mehrere Quellen, ist aber ungesund. Die mittlere, Dakhel, 30 M. vom Nil und wenig besucht, hat elf Dörfer, 6000 männliche Einw., kalte und heiße Quellen und schöne Dattelpalmen. Nordwestlich davon liegen noch einige kleinere, wenig bekannte Oasen, wie Farafra und el-Hez. Die große Oase, Wah-el-Kebir, oder blos El Wah genannt, südlich von der vorigen, ist etwa 12 M. lang und 3 M. breit. Sie enthält mehrere heiße und kalte Quellen und an 4000 Einw. arabischen Stammes. Der Hauptort ist El Khargeh, mit 2000 Einw., nördlich davon finden sich Trümmer von sehr schönen ägyptischen Tempeln. und die Ruinen eines römischen Castells. — Außer diesen bekanntesten giebt es noch mehrere kleinere Oasen westlich von Aegypten, bis nach Nubien hinauf. Die größte aller bis jetzt bekannten ist das sogenannte Reich Darfur (Dar heißt Land), zwischen 12 bis 16° n. Br. und 43 bis 46° ö. Lg. Es hat keine Flüsse, aber Seen und Bäche, welche im Sommer jedoch meist austrocknen. Die ursprünglichen Bewohner waren Neger; allein die Berbern sind hier das herrschende Volk geworden, und durch sie steht Darfur in einer lebhaften Karavanenverbindung mit Sudan und Aegypten. Die Gegenstände des Handels sind Elfenbein, Gummi, Straußfedern und vor Allem Sclaven, welche die Einwohner auf förmlichen Jagden gegen die benachbarten Negerstämme sich verschaffen. Die Einwohner (200,000?) sind Muhammedaner und werden von einem Sultan beherrscht. Als Hauptstadt wird uns Kobbé genannt, welches bei einer großen Ausdehnung nur 6000 Einw. hat. Die Wüste Bahiuda (Bajuda) trennt Darfur von Aegypten. — Von dem Lande Kordofan, westlich vom Bahr-el-Abiad, einer ähnlichen zwischen Darfur und Sennaar gelegenen einförmigen sandigen Steppe oder Gruppe von mehreren Oasen (Wahs) mit isolirten Berggruppen, die sich nicht über 1900′ erheben, ist oben die Rede gewesen.

IX. Die Westküste.

Obgleich die Europäer an dieser sehr ausgedehnten Küste von der Mündung des Senegal bis an die Grenze der Capcolonie zahlreiche Niederlassungen besitzen, so ist es ihnen doch nur auf wenigen Punkten geglückt, in das Binnenland zu dringen, und unsere Kenntniß von diesen meist von Negern bewohnten, höchst volkreichen Gegenden ist bis jetzt äußerst dürftig. Im Allgemeinen weiß man nur, daß meistens in geringer Entfernung, oft nur wenige Meilen von der Küste, sich zum Theil sehr bedeutende, aber noch unerforschte Gebirge erheben, welche nur an wenigen Punkten das Meer selbst erreichen. Der Küstensaum ist theils sandig, theils im höchsten Grade fruchtbar, aber sehr heiß, feucht und an vielen Stellen den Europäern höchst verderblich. Man kann die ausgedehnte Küste am besten in drei Hauptabtheilungen betrachten: Senegambien, Ober-Guinea und Unter-Guinea oder Süd-Nigritien.

a) Senegambien. Im engsten Sinne versteht man unter diesem Namen nur die Länder, welche an der Westküste zwischen dem Senegal und dem Gambia liegen, denn aus diesen beiden Namen ist jener allgemeinere zusammengesetzt; in einem etwas weiteren Sinne umfaßt er den ganzen Küstenstrich vom 10. bis zum 18. Grade n. Br.; endlich begreift man wohl auch noch unter diesem Namen die Küstenstrecke vom Cap Verga bis zum Vorgebirge der Palmen, unter $4\frac{1}{2}^{0}$ n. Br. und 10^{0} ö. Lg., und in diesem weitesten Sinne wollen auch wir diesen Namen hier nehmen, um unnütze Unterabtheilungen zu vermeiden, doch aber so, daß wir Senegambien nördlich durch den Senegal begrenzen, indem die Küste nördlich von diesem Flusse bis zum Weißen Vorgebirge (Cap Blanco) offenbar zur Sahara gehört und nur deshalb von Einigen zu Senegambien gerechnet wird, weil die Franzosen ehemals auf der Insel Arguin, unter $20\frac{1}{2}^{0}$ n. Br., unweit der Küste, und zu Portendik, unter 18^{0} n. Br., im Gebiete eines Mauren-Stammes, an der Küste selbst Factoreien unterhielten; die letztere wird nur zu Zeiten wegen des Gummihandels von Europäern besucht. Man bezeichnet Senegambien auch wohl mit dem Namen West-Nigritien, westliches Negerland, so wie man das innere Afrika oder Sudan auch wohl Nigritien nennt. Die wichtigsten Punkte dieser Küste sind: die Mündung

des Senegal; das grüne Vorgebirge (C. Verde)*), so genannt wegen des schönen Anblicks, welchen es darbietet; die Mündung des Gambia; das Cap Roxo (rocho, das rothe); die Mündungen des Flusses Geba und des Rio grande; Cap Verga. Bis hierher ist die Küste tief ins Land hinein eben; von Cap Verga an treten die letzten Terrassen eines hohen Gebirges bis dicht ans Meer und lassen nur einen schmalen Küstenstrich übrig. Etwas weiter südlich beginnt die steile Sierra-Leona-Küste, welche nun ohne bedeutende Unterbrechung in südöstlicher Richtung bis zum Cap Palmas, an der Grenze von Ober-Guinea, fortläuft. Der nördliche Theil dieser Küste, besonders zwischen dem Senegal und Gambia, ist bis zum 4° ö. Lg. ein durchaus ebenes, von jenen Flüssen häufig überschwemmtes, daher zwar äußerst fruchtbares, aber auch sehr ungesundes, zum Theil sumpfiges, zum Theil sandiges Land. Bei friedlicheren Verhältnissen und besserem Anbau könnte es eins der reichsten Länder der Erde werden. Die Europäer besuchen es nur des Handels wegen, dessen Hauptgegenstände Gummi, Elfenbein, Gold und Sclaven sind. Dieses Gummi, besser als das arabische, jedoch ihm ähnlich, wird von einer ächten Acacienart (Mimosa senegalensis) gewonnen; theils durch Einschnitte in die Rinde des Baumes, theils durch Sammlung dessen, was von selbst ausschwitzt. Es giebt ganze Wälder dieser Baumart; die bedeutendsten liegen nördlich vom Senegal, an der Grenze der Wüste, und werden von den Mauren benutzt; das Gummi wird von ihnen auch häufig als Nahrungsmittel gebraucht. Das Gold findet sich nicht an der Küste, sondern kommt aus den weiter östlich liegenden Gebirgen, die auch sehr reich an Eisen sind, und vielleicht aus Sudan. — Die europäischen Niederlassungen an diesem nördlichen Theile der Küste sind folgende:

Die Insel St. Louis im Senegal, 4 M. von seiner Mündung, den Franzosen gehörig, mit 12,000 Einw.**). Der Strom ist hier ½ M. breit und bildet viele Inseln; vor seiner Mündung hat er aber eine Sandbank oder Barre gebildet, welche die Einfahrt sehr erschwert. Die Insel selbst ist sandig und hat nur wenige Palmen und kein Trinkwasser; die blos mit dem Handel beschäftigten Europäer verschmähen den Anbau der übrigen fruchtbaren Inseln. Acht Monate hindurch ist das Klima heiter und schön; aber während der Regenzeit, vom August bis Ende November, ist es den Europäern höchst nachtheilig. Ein Castell und einige zwanzig steinerne Häuser werden von Europäern bewohnt, das Uebrige besteht aus Rohrhütten der Neger. Auf einer Insel in einer südlichen Bucht des grünen Vorgebirges besitzen die Franzosen das Fort Gorée, mit über 3000 Einw. Unweit der Mündung des Gambia, an seinem südlichen Ufer, haben die Engländer das Fort St. James und gegenüber den Ort Gellifrey

*) Diniz Dias, ein Edelknabe des Königs João I., entdeckte im Jahre 1445 dieses Vorgebirge, belegte es mit dem sinnvollen Namen „das Grüne," weil er die Irrlehre von der Unbewohnbarkeit der tropischen Erdgürtel zerstörte. Aristoteles hatte nämlich die Räume innerhalb der Wendekreise für unbelebt erklärt, weil die verzehrende Gluth scheitelrechter Sonnenstrahlen dort keine Pflanzendecke dulde. Diniz Dias fand hier das Gestade mit Palmen geschmückt.

**) Die Gesammtbevölkerung der französischen Colonien am Senegal — Senegal, Gorée und Dependencen — betrugen 1865 568,654 Einw.

(dschellifri), sowie noch einige Factoreien im Innern des Landes am Gambia und auf der Insel St. Marie an seiner Mündung. Die Portugiesen besitzen an der Mündung des Geba die Insel Bissao, mit einem Fort; tiefer im Lande am nämlichen Flusse eine befestigte Factorei im Dorfe Geba und einige Niederlassungen am Flusse Cazamanza. Die der Mündung des Geba gegenüber liegenden Bissagos- oder Bidschuga-Inseln werden von unabhängigen und tapferen Negern bewohnt, welche unter ihren eigenen Fürsten stehen und mit den Portugiesen Handel treiben.

Einzelne französische Reisende sind schon oft von St. Louis aus in das Land zwischen dem Senegal und Gambia, bis in die östlichen Gebirge und an die Quellen beider Flüsse gedrungen, und das dürftige Resultat ihrer gefahrvollen Untersuchungen ist etwa folgendes gewesen. Beide Flüsse stehen etwa zwischen dem 6 und 7° ö. Lg. während der Regenzeit in Verbindung. Eine früher behauptete Flußverbindung zwischen dem Senegal und Gambia existirt aber nicht. Die Einwohner zwischen beiden Flüssen sind, obgleich schwarz, keine wahren Neger; sie selbst behaupten, daß sie in älterer Zeit die nördlichen Gegenden Afrikas bewohnt hätten, aber von den Arabern vertrieben worden seien. Sie zerfallen in zwei Hauptstämme, die Fulah, Fulbe oder Fellani, und die Dscholof oder Jolof; die ersteren, vielleicht eine Mischung von Berbern und Negern, sind tapfer und stolz und leben meist in Wäldern; die Jolof sind wegen der schönen Schwärze ihrer Haut berühmt, sie sind sanfter und menschenfreundlicher als die ersteren. Beide sind größtentheils Muhammedaner, hassen aber und fürchten die Mauren. Auffallend ist es, daß hier fast in allen Gegenden, wo der Islam eingedrungen, sich Staaten gebildet haben, wo aber die Neger noch Heiden sind, sie meist in einzelnen Dörfern unter kleinen Oberhäuptern leben. Es werden uns zwischen diesen Flüssen viele solcher kleinen Reiche genannt, wie Futatoro, südlich vom Senegal. Im Süden des Gambia finden sich in der Ebene die Biafaren. Weiter östlich im Innern herrschen die viel gebildeteren Mandingos und die Fuhlas, auch Fellatas genannt; letztere bewohnen die höchsten Theile des Gebirgslandes, wo sich die Quellen des Senegal und des Gambia befinden, und haben sich auch in Timbuktu, Haussa, südlich von Fezzan und in Bornu angesiedelt. Eine Menge kleiner Staaten finden sich noch, wie Bambuk im N., Tenda, Konkadu, Dschalonkadu, Futa (was Land zu bedeuten scheint) weiter gegen S., dessen Hauptstadt Timbo, im NO. von Sierra-Leona, u. A.

Das Christenthum hat in Senegambien erst geringe Fortschritte gemacht. Das dortige Heidenthum zeigt sich als Fetischismus, doch nirgends in blutigen Gebräuchen. An Zauberei und die Wirksamkeit der Amulete wird geglaubt. Die Muhammedaner sind der achtungswertheste, fleißigste und intelligenteste Theil der Bewohner. Die Regierungsform der unzähligen Stämme ist sehr verschieden, theils monarchisch, theils republikanisch, in den mannigfaltigsten Formen. Manche Herrscher haben die Gewohnheit, ihre Unterthanen als Sclaven zu verkaufen.

Der südliche Theil dieser Küste, auch wohl die Sierra-Leona-Küste genannt, beginnt bei 10° n. Br. Ausgenommen am Vorgebirge Sierra-Leona selbst ist die Küste nördlich und südlich davon äußerst flach und ihr Klima wegen seiner Ungesundheit verrufen. Sie wird vorzüglich

von zwei Hauptnegervölkern, den **Bagus** und den **Bulloms**, bewohnt, welche Fetischanbeter*) und äußerst abergläubisch sind: jedes Stück Papier, von einem Weißen beschrieben, gilt ihnen für ein wichtiges Amulet oder Bewahrungsmittel gegen jedes Unglück. So wie alle Neger, tragen sie stets mannigfaltige Amulete bei sich, die sie Grigris nennen. — Das Vorgebirge Sierra-Leona liegt am südlichen Ufer des gleichnamigen Flusses, welcher den Schiffen einen schönen und sicheren Ankerplatz bietet; hier steigt im N. von der über 100′ hohen Küste ein schön bewaldetes malerisches Gebirge empor, welches den Namen **Sierra-Leona** (d. i. Löwengebirge) führt, von der falschen Meinung, als ob es Löwen daselbst gebe. Die Entstehung der auf dieser Küste errichteten englischen Negercolonie war folgende: Ein wackerer Engländer, Granville Sharp, ergriffen von dem Elende vieler in den Straßen von London bettelnden Neger, faßte den Gedanken, diesen Unglücklichen eine Niederlassung in ihrem eigenen Vaterlande zu verschaffen und sie wo möglich zu fleißigen, freien Menschen zu bilden. Sein Plan fand Unterstützung, und 1787 wurden die ersten Neger dieser Art hierher gebracht, wo sie eine Stadt, **Freetown**, gründeten. Allein die Eifersucht der benachbarten Negerfürsten und der Sclavenhändler gegen diese Colonie freier Neger veranlaßte die Zerstörung der Stadt 1789, welche jedoch 1791 unter dem Namen **Granvilletown** unter Englands Schutze wieder errichtet ward. Eine andere Stadt, Freetown, ward bald darauf von solchen Negern angelegt, welche in Amerika Kriegsdienste geleistet hatten und hier dafür Ansiedelung erhielten. Allein auch diese Stadt ward 1794 von den Franzosen im Revolutionskriege zerstört. Sie ist aber wieder aufgebaut worden, 1¼ M. von der Mündung des Flusses, widerstand 1801 einem Anfall der benachbarten Neger und ward 1803 befestigt. Jetzt ist diese Colonie so emporgeblüht, und die Zahl der Einwohner hat sich vorzüglich auch durch solche Neger vermehrt, welche man auf Sclavenschiffen gefunden und befreit hat, daß jetzt Freetown 11,000 Einw. zählt und mehrere andere kleine Städte, wie **Regentstown**, **Kissey**, **Wellington**, **Waterloo**, **Glouceste͜rtown** u. A. entstanden sind. Die Gesammtzahl dieser freien Schwarzen mag jetzt schon über 50,000 betragen. Sie sind zum Christenthum bekehrt und im Ackerbau und allerlei Handwerken unterwiesen worden. Die Lage dieser Colonie ist reizend, die schönsten Berge und Wälder erheben sich hinter ihr, sie hat Ueberfluß an gutem Quellwasser und ein nur nicht für Europäer gesundes Klima. Die Regenzeit dauert hier vom Mai bis zum September. — Südlich vom Vorgebirge **Mesurado** bis zum Cap Palmas heißt die Küste **Malaghetta-**, **Körner-** oder **Pfefferküste** (bei den britischen Seefahrern auch **Windwardküste**), wegen der Menge Paradieskörner oder Malaghettapfeffer, welcher hier erzeugt wird. An dieser Küste haben die Nordamerikaner seit 1820 zwischen 4½ bis 7° n. Br. ebenfalls eine freie Negercolonie, **Liberia**, mit dem

---

*) Dieser Ausdruck, welcher von allen heidnischen Negern gebraucht wird, um ihre Neigung zum Aberglauben, zur Vergötterung irgend eines Gegenstandes, sei es Stein, Baum, Schlange u. s. w., anzudeuten, denen sie übernatürliche, gewöhnlich beschützende Kräfte beilegen, ist ursprünglich ein portugiesisches Wort: feticos, Zauberei, gleich dem Spanischen hechizos, beides von facere (Hexerei?).

Hauptorte Monrovia, am Cap Mesurado (Montserrado) gelegen, gegründet. Kleinere Ansiedelungen dieser Art erstrecken sich schon bis nach Trades-town, 140 M. vom Cap Montserrado, und mehrere benachbarte Negerstämme haben sich freiwillig angeschlossen, so daß diese Colonie jetzt auf etwa 1500 deutschen □M. 500,000 Einw. zählt, welche zum Theil aus Eingeborenen, zum Theil aus Negern bestehen, welche aus Nordamerika als freie Männer daselbst ausgeschifft worden sind. Der Handel scheint sie mehr als der Ackerbau zu beschäftigen.

Sierra-Leona gilt für einen der ungesundesten Plätze der ganzen westafrikanischen Küste; man hat ihn, wegen der rothen Färbung des Bodens, „das rothe Grab der Europäer“ genannt. Wenige Europäer ertragen einen mehrjährigen Aufenthalt; jedes Jahr stirbt $1/3$ der Weißen.

Die Geschichte des freien Negerstaats Liberia bietet manches Interessante und Ermuthigende dar. Von der Schändlichkeit der Negersclaverei durchdrungen, vereinigten sich 1817 in Washington zwei Männer (Caldwell und Finley) in der Ueberzeugung, „daß Etwas in dieser Sache geschehen müsse.“ Das Resultat war: „die Bildung der amerikanischen Colonisationsgesellschaft für freie Neger.“ Nachdem nun der Congreß in Washington 1819 den afrikanischen Sclavenhandel als Verbrechen der Seeräuberei erklärt und Todesstrafe darauf gesetzt hatte, autorisirte derselbe die Gesellschaft, ein Asyl für die aus den Händen der Menschenräuber befreiten Negersclaven aufzusuchen. Demzufolge sandte die Gesellschaft 1820 die erste Emigration mit 30 Negersclavenfamilien unter Beamten und Agenten nach Westafrika zurück, für welche 1822 am Cap Montserrado ein gesunder Landstrich erworben wurde. Dem ersten Transport folgten andere unter der Leitung edler Männer, die es nach Besiegung tausendfacher Hindernisse dahin brachten, daß der Senat in Washington der Colonie im Jahre 1847 die souveräne Selbstständigkeit als Freistaat Liberia zuerkannte, der erste und einzige, von freien Negern verwaltete christliche Nationalstaat, als solcher anerkannt von den ersten Nationen der Welt. Unter „Liberia“ begreift man jetzt die Territorien der Republik mit der angrenzenden Maryland-Colonie und einer dritten Grafschaft bis gegen Cap Palmas. Die Zahl der eingewanderten Neger betrug 1850 etwa 7000, die übrigen sind einheimische, im Ganzen etwa 500,000. Außer den oben genannten Orten ist am St. Paulsfluß die Stadt Millsburg entstanden, die 1853 schon 1000 Einw. hatte. Der Handel mit Palmöl, Farbehölzern, Elfenbein, Gummi, Goldstaub, Pfeffer ꝛc. blüht, Erziehung und Unterricht gedeihen. Die Verfassung ist der nordamerikanischen nachgebildet, ein Senat mit einem Präsidenten steht an der Spitze, Sclaverei wird nicht geduldet — der Beweis ist factisch geliefert, daß Neger sich selbst zu regieren im Stande sind, und es ist Hoffnung vorhanden, daß dieser ermuthigende Anfang sich nach und nach über weitere Strecken ausdehnen und im Dienste edler Humanität ein neuer Sieg errungen werde. Die Bildung einheimischer Negerstämme ist ein Hauptartikel der Constitution der Republik.

b) Ober-Guinea, oder die von W. nach O. in verschiedenen Krümmungen vom Vorgebirge der Palmen bis zur Mündung des Rio del Rey sich erstreckende Küste, von wo sie sich fast im rechten Winkel nach S. wendet; gewöhnlich nimmt man aber die Grenze von Ober-Guinea erst beim

Vorgebirge Lopez Gonsalvo unter 1° s. Br. an, wie auch wir thun werden. Sie wird nach einer alten mercantilischen Benennung, die von den vorzüglichsten Handelsgegenständen entlehnt ist, in die Zahnküste, Goldküste, Sclavenküste und in die Küste Benin eingetheilt.

Im Allgemeinen ist diese Küste vom Vorgebirge der Palmen bis zum Rey sehr niedrig und erscheint von der See aus als ein unermeßlicher Wald; nur weiter im Innern erheben sich mehrere Gebirgsreihen und Hochländer über einander und treten hin und wieder als Vorgebirge ins Meer. Der Boden ist nur stellenweise sandig, meist äußerst fruchtbar, aber auch sumpfig und für Europäer höchst ungesund; selten wird einer von ihnen hier über 50 Jahre alt, und von den neu Angekommenen bleiben nach etwa drei Jahren kaum mehr als $1/3$ am Leben; die Neger hingegen sind gesund und werden alt. Bösartige Fieber überfallen beinahe Jeden im ersten Jahre nach seiner Ankunft, und auch die, welche sie überstehen, bleiben bleich und schwächlich; aber brustkranken Europäern soll das Klima günstig sein. Zu den hier herrschenden Krankheiten gehört auch der sogenannte Guinea-Wurm, welcher sich an jedem Theile des Leibes unter der Haut erzeugt, oft sehr lang wird und mit äußerster Vorsicht langsam herausgewunden werden muß; er findet sich nur im W. des Flusses Volta, wo das Wasser meist schlecht ist, dessen Genuß man daher diese Krankheit zuschreibt. Zu den Sonderbarkeiten der hiesigen Witterung gehört die sogenannte Harmattanzeit, etwa um Weihnachten, wo dieser Ostwind weht. Die Sonne ist alsdann blaß wie der Mond, die Atmosphäre mit feinem Staube gefüllt und die Trockenheit der Luft außerordentlich groß, während sonst hier die Luft so feucht ist, daß man das Eisen nicht vor dem schnellsten Rosten verwahren kann. An dieser ganzen Küste ist die Brandung, welche selbst Booten nur eine schwierige Landung gestattet, äußerst gefährlich; auch fehlt es, mit Ausnahme der Flußmündungen, durchaus an guten Häfen. Die ganze Küste wird von sehr vielen Negervölkern bewohnt, welche alle auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehen und durch den Verkehr mit den Europäern und den Genuß des Branntweins viel schlechter geworden sind, als die Bewohner der tiefer im Lande liegenden Gegenden. Alle sind Heiden, voll Aberglauben, meist unzuverlässig und grausam. Durch die Europäer sind sie alle mit Feuergewehren versehen und wissen sie gut zu gebrauchen. Die Portugiesen, welche diese Küste zuerst besucht, waren einst hier überall verbreitet, und noch wird ihre Sprache von vielen Negern gesprochen, welche überhaupt mit großer Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen. Da die Niederlassungen der Europäer an dieser Küste keinen anderen Zweck als den Handel haben, sie auch in der Regel wenig oder gar kein Gebiet außer ihren Forts besitzen, so ist uns nicht allein das Innere, sondern auch der Küstenstrich selbst nur wenig bekannt. Wenn wir vom Vorgebirge der Palmen im W. beginnen, so finden wir zuerst die Zahn- oder Elfenbeinküste, welche fast bis zum Vorgebirge der drei Spitzen reicht. Sie wird in einen westlichen Theil oder die Küste der bösen Leute, und einen östlichen oder die Küste der guten Leute getheilt; der Fluß Laho macht die Scheidung; die Benennung bezieht sich übrigens nur auf die verschiedene Aufnahme, welche die ersten europäischen Seefahrer einst hier gefunden. Die Europäer haben keine Niederlassung an dieser Küste, wohl aber wird

sie von vielen Schiffen des Handels vorzüglich mit Elfenbein wegen besucht. Dicht am Vorgebirge der drei Spitzen giebt es indeß ein kleines, jetzt holländisches Fort St. Antonio, und in der Nähe das von den Holländern verlassene Fort Hollandia, früher Friedrichsburg oder Brandenburg genannt, weil es zuerst von Brandenburgern unter dem großen Kurfürsten angelegt worden, 1720 aber an Holland abgetreten wurde. Cavally, Hauptort des Districts, mit 10,000 Einw. Großbassam und Lahu treiben starken Handel und führen namentlich viel Goldstaub aus. Vom Innern, welches von Mandingos bewohnt wird, weiß man so gut als nichts. — Oestlich vom Vorgebirge der drei Spitzen bis zum bedeutenden Flusse Volta erstreckt sich die Goldküste, an welcher die meisten europäischen Niederlassungen liegen. Sie bestehen fast alle nur aus einem viereckigen, thurmartigen, sehr fest gebauten Fort, in dessen starken Wänden Schießscharten für Kanonen sich befinden; im Innern wohnt der Gouverneur und gewöhnlich nur wenige Mann Besatzung; um dies Gebäude her liegen dann, oft noch von einem Erdwall umgeben, die übrigen Wohnungen, Magazine und Hütten der Neger, welche Leibeigene der Europäer sind. Die Bevölkerung ist in den meisten äußerst schwach und auch die Festungswerke nur gut genug, um Negerangriffe auszuhalten. Bei diesen Niederlassungen übersteigen gewöhnlich die Unkosten der Regierung bei weitem die Einnahmen und manche möchten wohl, wenn einmal der Sclavenhandel ernstlich abgeschafft werden sollte, ganz eingehen. Unter den Negervölkern, welche man an dieser Küste kennen gelernt hat, zeichnen sich die Fantis und die Aschantis aus. Die ersteren bewohnen einen Theil dieser Küste selbst, hatten eine Art republikanischer Verfassung und waren einst mächtig. Seit 1806 sind sie aber von den im Innern wohnenden Aschantis fast ganz vernichtet worden, welche sich seitdem zu einer bedeutenden Macht emporgeschwungen haben und sogar den englischen Besitzungen im höchsten Grade gefährlich zu werden drohten. Die Aschantis sind ein sehr kriegerisches Volk; ihrem Könige, der unumschränkt in allen inneren Angelegenheiten herrscht, stehen einige Häuptlinge und seine vornehmsten Heerführer als Räthe in politischen Dingen zur Seite. Sie haben in vielen Kriegen seit einem Jahrhundert mehrere benachbarte kleine Staaten unterjocht oder zinsbar gemacht, und 1824 sogar die Engländer vor Cape Coast Castle geschlagen und das Fort selbst, wiewohl vergeblich, belagert. Sie sollen vier Mill. zählen und mehrere Hunderttausende Bewaffneter stellen können. Ihre Religion und ihre Sitten sind äußerst blutdürstig: unaufhörlich werden Menschen geopfert, an Festen oft mehr als 100 zugleich, ebenso bei Beerdigungen von Vornehmen, noch weit mehr bei denen von Personen der königlichen Familie. Stirbt der König selbst, so müssen über 100 seiner Diener und noch viel mehr Weiber ihm folgen. Ja bei Gelegenheit eines Sieges über die Fantis wurden 3000 Mann geopfert, worunter 2000 gefangene Fantis. Die Aschantis bewohnen mehrere Städte, worunter jetzt Kumassi unter $6\frac{1}{2}^{\circ}$ n. Br., mit etwa 70,000 Einw., die Hauptstadt ist. Sie liegt an einem Hügel von einem Sumpfe umgeben, hat breite Straßen und soll beinahe 1 M. im Umfange haben.

Die Verfassung der Aschantis ist monarchisch und despotisch; trotzdem ist es dem Herrscher nicht gestattet, die alten Gesetze willkürlich abzuändern.

Die Versuche, dies zu thun, haben manchen Herrscher das Leben gekostet. Häuptlinge stehen ihm zur Seite. — Das Aschantiland ist ein Complex mehr oder weniger selbstständiger Landschaften. Die Erbfolge der Herrscherwürde geht nicht zunächst auf die Söhne, sondern auf die Brüder.

Die Niederlassungen der Europäer an dieser Küste folgen von W. nach O. so auf einander, wobei wir indeß nur die wichtigsten nennen. St. Georg de la Mina, gewöhnlich Elmina genannt, gehört den Holländern, zählt 10,000 Einw. und ist der gut befestigte Hauptort ihrer hiesigen Besitzungen; es ward 1484 von den Portugiesen angelegt und 1637 von den Holländern erobert. Capo Corso oder Cape Coast Castle, die Hauptbesitzung der Engländer, nämlich einer Londoner Handelsgesellschaft, in dieser Gegend; die Schweden hatten es 1652 unter dem Namen Karlsburg angelegt und verloren es 1658 an die Dänen; 1659 eroberten es die Holländer und 1664 die Engländer. Annamabu, Winnebah und St. James Fort gehören ebenfalls den Engländern. Letzteres liegt wie der holländische Ort Crèvecoeur dicht bei der Hauptstadt Akkra eines gleichnamigen Negerreichs, mit 12,000 Einw. Christiansborg, von den Holländern erbaut und von den Dänen erobert, ist jetzt der Hauptort der letzteren; weiter östlich besitzen sie noch Friedensburg und einige Factoreien. Diese von der dänisch-westindischen Compagnie angelegten Factoreien nebst einigen kleinen, jetzt zum Theil verfallenen Forts wurden 1754 zugleich mit den westindischen Inseln an die Regierung übertragen, welche dadurch die Herrschaft über eine etwa 30 M. lange Strecke an dieser Küste erhielt.

Vom Flusse Volta östlich bis zum Flusse Formosa oder Benin, einer der Mündungen des Niger (Kowara, Dschioliba), erstreckt sich die Sclavenküste; sie ist niedrig, sumpfig, ungesund, aber fruchtbar. Hier wird kein Gold mehr gefunden; der Hauptverkehr bestand bisher im Sclavenhandel. Die Europäer haben an dieser Küste nur wenige Niederlassungen; Fort William gehört den Engländern. Das wenig bekannte Innere gehört zum Theil zu einem mächtigen Negerreiche, Dahomeh (Dahomey), dessen Beherrscher eine Leibwache von bewaffneten Weibern unterhält und in der Stadt Abomeh oder Abomey, unter 7¼° n. Br. mit 24,000 Einw., wohnt. Südlicher und an der Küste liegen die Reiche Lagos und Badagri, mit den gleichnamigen Hauptstädten; zu Lagos, das jetzt den Briten gehört, war früher der größte Sclavenmarkt an dieser Küste. Lagos erreichte der deutsche Afrikaforscher Gerhard Rohlfs im Jahre 1867 nach seiner glücklich überstandenen Reise vom Mittelländischen Meere durch das Innere Afrikas bis zum Meerbusen von Guinea. Von Badagri aus trat Clapperton 1827 seine letzte Reise nach dem Innern an, auf welcher er zu Sakkatu starb, und sein damaliger Diener Richard Lander nahm 1830 denselben Weg und entdeckte die lange vermuthete Identität des Quorra oder Dschioliba (Niger) mit den im Lande Benin mündenden Strömen. Auf diesen Reisen sind uns im Innern die Negerstaaten Jariba, Borgu am Quorra, und östlich vom Quorra die Länder Jauri, Nyffe und Haussa wenigstens dem Namen nach bekannt geworden. Der Sclavenhandel an dieser und den benachbarten Küsten war bis vor kurzem so bedeutend, daß man jährlich gegen 100,000 Menschen rechnen konnte, welche von den Europäern

dort abgeholt wurden, wovon etwa 60,000 auf die Engländer, 20,000 auf die Holländer, 12—14,000 auf Spanier, Portugiesen und Schweden, 3000 auf die Dänen kamen. Sie wurden gegen Taback, Rum, Branntwein, Zeuge und Gewehre nebst Pulver, Blei und Flintensteinen eingetauscht. Tief aus dem Innern wurden die Unglücklichen einzeln und in Haufen, dann zusammengeschlossen, unter großen Mißhandlungen an die Küste gebracht. Hier kauften sie schwarze und weiße Sclavenhändler, welche ihre Agenten weit umher im Lande hatten; nach den empörendsten Untersuchungen, um ihren Gesundheitszustand zu erkunden, wurden sie nun in Kerkern aufgehäuft, bis die Schiffe kamen, welche sie kauften. Auf den Schiffen selbst, in den engsten, ungesundesten Raum zusammengepreßt, oft gefesselt, schlecht genährt und mißhandelt, starb nicht selten ein Drittel, ja die Hälfte dieser Unglücklichen auf dem Transport; zuweilen auch wohl brachen sie die Fesseln, und wenn sie nicht überwältigt wurden, war die Mannschaft des Schiffs das gerechte Opfer ihrer Wuth. Am schonendsten wurden sie noch von den Portugiesen in Brasilien behandelt, am schlechtesten von den Amerikanern und Holländern; von den übrigen Europäern zeigten sich die Engländer als die menschlichsten. Nimmt man noch dazu, daß unter diesen Unglücklichen die Meinung allgemein verbreitet war, die Weißen kauften sie nur, um sie zu fressen, so begreift man das Gräßliche ihrer Lage. Mag auch der Sclavenhandel in ganz Afrika allerdings seit Jahrtausenden bestanden haben, so ist doch die Zahl derer, die von Anderen als den Europäern gekauft werden, ungleich geringer, und ihr Loos bei den Muhamedanern, wo sie gewöhnlich nur als Hausdiener gebraucht werden, unendlich milder als das derjenigen, welche in den europäischen Plantagen in Westindien zu den schwersten, ihr Leben verkürzenden Arbeiten nur zu oft unter den empörendsten Mißhandlungen, fern von ihrem Vaterlande, verurtheilt wurden. Auch haben die ewigen Kriege unter den kleinen Negerfürsten, erst seitdem die Europäer an diesen Küsten erschienen, ihren rechten Anfang genommen, weil alle nur darauf bedacht waren, sich Gefangene und dafür europäische Waaren zu verschaffen. Dieser die Christen brandmarkende Handel ist nun zwar, zuerst durch die rastlosen Bemühungen des edlen W i l b e r f o r c e, von allen europäischen Regierungen verboten, von den Nordamerikanern später für Seeräuberei erklärt worden, zuletzt noch 1830 auch in Brasilien verboten worden; allein ganz aufgehört hat er noch keinesweges. Seit die Sclaverei in den Staaten der nordamerikanischen Union aufgehört und auch die portugiesische Regierung kürzlich (1869) die Sclaverei verboten hat, ist dies verabscheuungswürdige Geschäft des Menschenhandels von Seiten der christlichen Nationen so ziemlich als beseitigt zu betrachten.

Auf die Sclavenküste folgt östlich die Küste B e n i n, vom Ausflusse des Benin oder Formosa bis zur Biafrabai. Diese flache, ungesunde, von vielen Flüssen durchschnittene Küstengegend ist, was man längst vermuthete, als das Delta des Quorra oder Niger erkannt worden, welcher hier, wie viele andere große Ströme, sich durch viele Mündungen ins Meer ergießt. Die Europäer haben keine Niederlassungen an dieser Küste. Ein mächtiges Negerreich, B e n i n oder A d u, beherrscht diese ganze Gegend, von der Küste bis 20 Tagereisen weit ins Innere; die Hauptstadt B e n i n, mit 15,000 Einw., liegt am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, 18 M. von seiner

Mündung, in einer sumpfigen Gegend; die Menschenopfer sind hier ebenso häufig als in Dahomeh und bei den Aschantis. Am linken Ufer des Benin wird ein kleines, von Benin abhängiges Negerreich, Awerri oder Wari, genannt, welches im 17. Jahrh. eine Zeit lang sich zum Christenthum bekannt haben soll, und dessen Bewohner, Jackeris genannt, sich durch Industrie und milde Sitten vor ihren wilden Nachbarn in Benin auszeichnen. Andere Negerstädte sind hier: Kiri (Igbu), am rechten Ufer des Quorra, welche zu den wichtigsten Marktplätzen in Sudan gehören; Bonni, mit 20,000 Einw., auf einer Insel an der Mündung eines Arms des Quorra; Neu-Kalabar. Westlich von der Bai Biafra bis zum Rio del Rey wird das Land Alt-Kalabar genannt; die Engländer haben hier die Factorei Dukestown. Das Land zwischen dem Rio del Rey, wo die Küste eine ganz südliche Richtung annimmt, und dem Camarones ist ein hohes Gebirgsland, das Land der Amboser genannt, worin sich der Pik der Camarones*) nahe der Küste 13,000′ hoch erhebt. Südlich vom Camarones bis zum Cap St. John (St. João) erstreckt sich das ganz unbekannte Land Biafara. Die Küste ist höchst ungesund und wird daher von Europäern selten besucht. Das südlichste Land von Oberguinea ist das Land Gabun, so genannt nach dem Gabun, einem Meeresarm, der mit dem von dem Franzosen Du Chaillu entdeckten Ogowai- oder Ogobai-Fluß zusammenhängen mag. Die Franzosen haben hier eine Niederlassung. Vor dieser Küste liegen verschiedene größere Inseln, die Guinea-Inseln genannt. Es sind folgende: Fernando Po, unter $3\frac{1}{2}$° n. Br., in dem Winkel, welchen hier die Küste bildet; sie hat ihren Namen von ihrem ersten Entdecker 1471 erhalten. Sie soll 13 M. im Umfang halten, trägt hohe Berge und hat einen sehr fruchtbaren Boden und dichte Waldungen; die Einwohner stammen zwar zum Theil von Portugiesen ab, sind aber fast ganz zu Negern geworden. Diese Insel wurde 1777 von Portugal an die Spanier abgetreten, welche sie indeß nicht benutzt haben; 1827 haben die Engländer hier eine Niederlassung Clarence Cove gegründet, welche jedoch wegen der Ungesundheit des Klimas wieder aufgegeben worden ist. Unter dem 2° n. Br. liegt die Prinzen-Insel, I. do Principe, kleiner als die vorige, aber höchst fruchtbar und reich an gutem Wasser; sie hat an 5000 Einw.; die Hauptstadt St. Anton, mit einem guten Hafen, dient den Schiffen als Erfrischungspunkt. Sie gehört den Portugiesen. Fast unter dem Aequator (0° bis $\frac{1}{2}$° n. Br.) liegt die etwas größere Insel St. Thomas, mit einem 8000′ hohen Berge und sehr ungesunder Luft. Sie hat über 8000 Einw. und gehört den Portugiesen. Unter $1\frac{1}{2}$° s. Br. liegt die kleine Insel Annabon, nicht ganz so ungesund wie St. Thomas, aber mit einer geringen Bevölkerung; sie ist 1777 an Spanien von den Portugiesen abgetreten worden.

c) Unter-Guinea, auch wohl Süd-Nigritien oder die Küste Congo genannt, vom Vorgebirge Lopez Gonsalvo, oder vom Aequator bis zum Cap Negro, unter 16° s. Br. Diese seit 300 Jahren von Portugiesen, Franzosen und Engländern des Handels wegen sehr stark besuchte Küste gehört dennoch zu den unbekanntesten Gegenden der Erde. Im Allgemeinen ist die Küste flach, sandig und sumpfig, die Hitze ist sehr groß

*) Der Mongo-ma-Lobah (Gottesberg, engl. Mount Victoria), 12,900′ hoch.

und daher die Luft für den Europäer höchst ungesund. Weiter nach O. erheben sich terrassenförmig sehr hohe Gebirge, wo das Klima milde und gesund, der Boden höchst fruchtbar und die Bevölkerung sehr stark sein soll. Weiter östlich liegt ein hohes Bergland. Die Einwohner sind Neger, aber weniger schwarz als olivenfarbig und weniger kraftvoll gebaut als die von Ober-Guinea. Der Grundzug ihres Charakters scheint Gutmüthigkeit zu sein; an der Küste sind sie durch Sclavenhändler, Matrosen und Branntwein höchst verderbt.

Als die Portugiesen zuerst hier landeten, soll fast die ganze Küste nur ein Reich, Congo, ausgemacht haben, welches aber seitdem in drei zerfallen, die wieder aus vielen kleinen Staaten bestehen: Loango und Ca-Congo im N., Congo in der Mitte, Angola und Benguela im S. Südlich vom Zaïre, dem Hauptstrome dieser Küste, war sonst der Einfluß der Portugiesen sehr mächtig; sie hatten eine Menge Missionen zur Verbreitung des Christenthums, und 1490 soll bei Gelegenheit eines Krieges ein König von Congo mit vielen Hunderttausenden seiner Unterthanen die Taufe empfangen haben. Noch jetzt nennen sich viele Neger dieser Küste Christen; ihr Christenthum besteht aber nur darin, ein Kreuz und Reliquien bei sich zu tragen; übrigens sind sie Fetischanbeter wie die übrigen und ebenso sittenlos. Im N. des Zaïre oder im Lande Loango, welches aus vielen kleinen Reichen besteht, haben die Portugiesen an der Küste Factoreien zu Malemba und Kabinda. Im Süden des Zaïre liegt das von den Portugiesen abhängige Land Congo, mit der großen Stadt St. Salvador, im Innern des Landes, welche mehrere Kirchen, einen schönen Dom und 24,000 Einw. besitzen soll. Weiter südlich, im Lande Angola, welches bis zu dem großen Strom Cuenza reicht, liegt die portugiesische Hauptstadt St. Paolo de Loando, die 12,000 Einw. zählt. Im südlichsten Theile dieser Küste, oder dem Lande Benguela, liegt St. Felipe de Benguela, die Hauptstadt, mit 1500 Einw. Auch in dem noch wenig bekannten Innern des Landes besitzen die Portugiesen Factoreien, deren Handel sich bis zur Ostküste von Afrika ausdehnt. — Die Zahl der Einwohner in den portugiesischen Besitzungen Angola und Benguela wird auf etwa 400,000 (über 1/4 sind Negersclaven) angeschlagen, worunter sich kaum 2000 Weiße befinden, die Uebrigen fast ganz aus Negern bestehen. Davon kommen allein auf das Reich Angola etwa 250,000 Seelen. — Die Küste endlich vom C. Negro bis zum Oranje-River oder vom 16 bis 30° s. Br. ist eine wenig bekannte, schwach bevölkerte Wüste. Zu nennen ist an dieser Küste die Walfischbai unter ca. 23° n. Br. Ein englischer Dampfer läuft alle Monat hier an.

X. Die Südspitze von Afrika oder das Capland.

Die Grenzen des Caplandes gehören, da die Streitigkeiten der Engländer mit den Kaffern häufig wiederkehren, zu den veränderlichen Größen. Das Capland erstreckt sich von der Südspitze Afrikas, Cap Agulhas (Nadelcap), 34° 49′ s. Br., bis an den Oranje oder Kai Garib, ca. 28° s. Br. und vom Atlantischen Ocean, 16° 30′ bis 28° 30′ östl. Länge von Greenwich. Die Oberfläche beträgt 9070 deutsche Quadratmeilen und mit dem jüngst der Colonie einverleibten Britisch-Kaffraria (160 □M.) 9230 deutsche Quadratmeilen. — Die wichtigsten Punkte der Küste sind folgende: An der Westküste die St. Helena-Bai, unter $32^2/_3$° s. Br.; die Saldanha-Bai, unter $33^1/_4$°; die Tafel-Bai, woran die Capstadt liegt, unter beinahe 34° s. Br.; sie wird östlich durch das feste Land, westlich durch ein kleines, nach N. vorspringendes Vorgebirge geschützt. An der südwestlichen Ecke des Welttheils erstreckt sich eine bergige Halbinsel nach S., deren südlichste Spitze, 34° 24′ s. Br., das Vorgebirge der guten Hoffnung oder das Cap bildet; ihr zur Seite östlich, an der Südküste, öffnet sich die sehr große Falsche Bai (False Bay). Weiter östlich ist, wenn man einen noch weiter südlich reichenden Vorsprung nicht mitrechnet, das südlichste Vorgebirge von Afrika, das Cap Agulhas (aguljas), d. i. Nadelcap, unter 34° 49′ s. Br. Hierauf folgen an der Südküste mehrere große, aber nicht tief eindringende Busen, wie die St. Sebastians-Bai, die Mossel-Bai, die Plettenbergs-Bai, die St. Francis-Bai, die Algoa-Bai. Vom Cap läuft bis zur Algoa-Bai die Agulhas-Bank, an deren Rande ein starker Meeresstrom mit großer Geschwindigkeit hinfließt. Dieser Strom erschwert das Landen an der Küste außerordentlich, auch sind die meisten Baien für größere Schiffe nicht zugänglich. Darum pflegen hier die Schiffbrüche sehr häufig zu sein. — Drei Gebirgszüge streichen von W. nach O. parallel mit der Küste. Der südlichste, in einer Entfernung von 4—10 M. von der Küste, hat keinen allgemeinen Namen; der südlich daran gelegene Küstensaum ist der fruchtbarste und am besten bewässerte Strich dieser Gegend. Die zweite Parallele wird durch die Groote Zwarte- (schwarze) Berge, 4—5000′ hoch, gebildet; sie sind höher und schroffer als die vorigen, und zwischen ihnen und den vorhergehenden liegt ein langes, tiefes Thal, Lange Kloof (kluf) genannt. Die dritte und nördlichste Gebirgsreihe, die höchste von allen, 5—6000′ hoch, sind die Nieuwevelds-Berge; ihre östlichen,

nach NO. streichenden Theile heißen die Schneeberge, mit dem 8500′ hohen Compaßberg. Zwischen ihnen und den schwarzen Bergen dehnt sich eine ungeheure, an 3000′ hoch liegende und alles Anbaues unfähige Ebene aus, die große Karroo oder die große Steppe genannt. Die meisten dieser Gebirge sind waldlos und schroff und öde. Im W. ziehen andere parallel von S. nach N. streichende Gebirgszüge, worunter die Roggevelds-Berge am Rande des inneren Hochlandes die höchsten sind; auch zwischen ihnen finden sich viele sandige und thonige Steppen. So steigt man also vom Meere oder von S. aus über mehrere immer höhere Terrassen, bis man endlich im N. der Nieuweveldsberge die höchste Terrasse, das eigentliche Hochland des südlichen Afrika, eine an 5000′ hohe Ebene erreicht, welche zum Theil einen wüstenähnlichen Charakter hat. Landstraßen nach unseren Vorstellungen giebt es hier noch wenige, und die vielen Bergketten, mit ihren fürchterlichen Päßen (Kloofs), hemmen die Verbindung im Innern in hohem Grade. Eisenbahnen finden sich nur in der Nähe der Capstadt. — Die Hauptflüsse der Colonie sind folgende: a) nach W. fließende, der Oranje-River, Orangefluß oder Gariep (große Fluß); er entspringt in den Gebirgen nordwestlich von Natal, aus zwei Armen, dem schwarzen (Nu G.) und gelben (Ky Gariep), die sich unter 24° 22′ ö. Lg. von Greenwich mit einander vereinigen; nach einem langen Laufe voller Wasserfälle und Stromschnellen ergießt er sich unter $28\frac{3}{4}°$ s. Br. durch eine fast versandete Mündung in den Atlantischen Ocean; die bedeutendsten Nebenflüsse sind der Caledon im oberen Laufe; der Sandfluß oder Koussie; der Olifant-River oder Elephantenfluß, er mündet unter $31\frac{3}{4}°$ s. Br. und ist der einzige schiffbare Fluß der Colonie; der große Bergfluß, er mündet in die St. Helenabai. b) Nach S. fließen: der Breede- (breite) Fluß; er fällt in die St. Sebastiansbai; der Gauritz-Fluß, er kommt zum Theil von den Schwarzen Bergen und nimmt rechts den Büffel-Fluß, links den Elephanten-Fluß (vom vorigen verschieden) auf; sein Hauptarm aber, der große Löwen-Fluß oder Gamka, kommt von den Nieuweveldsbergen. Der Kamtuhs-Fluß kommt von den Nieuweveldsbergen und fällt in die St. Francisbai; der Sonntags-Fluß entspringt auf den Schneebergen und fällt in die Algoabai; der große Fisch-Fluß, ebenfalls aus vielen Quellen in den Schneebergen, hat einen sehr gewundenen Lauf; endlich der Keiskamma und der große Kei, welcher jetzt die östliche Grenze des Capgebiets bezeichnet. Sie sind fast alle nicht sehr fischreich, durch Sandbänke und Felsen unfahrbar; auch trocknen viele in der heißen Jahreszeit gänzlich aus.

Ein sehr großer Theil des Bodens, die Karroos, bilden unendliche Ebenen eines thonigen Bodens, welchen die Sommerhitze ausdörrt und zerklüftet, so daß jede Spur der Vegetation auf ihnen verschwindet; die mächtigen Winterregen, hier im Juli, locken sie indeß schnell wieder hervor, die Karroos bieten dem Auge herrliche, in den buntesten Farben prangende Wiesen dar, auf welchen sich nun das Wild der benachbarten Gebirge und die Colonisten mit ihren Heerden einfinden; aber kaum ein Monat vergeht, so hat die glühende Sonne alle Pflanzen wieder vernichtet, alle Quellen ausgetrocknet und Ende Septembers sind die Karroos, welche vorzüglich von Mesembryanthemum, Crassula, Stapelia, Euphorbia und wenig Gras-

büscheln bedeckt sind, wieder von allem Leben verlassene Einöden. Die Hauptproducte bestehen in Wolle, Wein, Getreide, allen europäischen und den meisten Südfrüchten, Rindvieh und Schafen. Man hat auch schon Versuche mit Baumwolle, Thee und Kaffee gemacht. Der Holzmangel ist sehr empfindlich und bis jetzt hat man nur noch wenige Spuren von Steinkohlen oder Braunkohlen gefunden; in der Nähe der Plettenbergbai und anderwärts finden sich zwar noch schöne Wälder; aber im Ganzen ist das Land daran arm. Der Reichthum an Blumen, besonders Zwiebelgewächsen, Geranien und schönen Heidearten (Erica) ist sehr groß. An wilden Thieren giebt es Elephanten, Rhinocerosse, Hippopotamus, Löwen, Leoparden, Panther, Hyänen, Schakals, Heerden von Affen, Zebras, Gnus, Giraffen und viele Antilopenarten, natürlich nur in den entlegeneren Gegenden; ebenso Strauße, Pelikane und viel wildes Geflügel; der Heuschreckenvogel, eine Drosselart, verfolgt die Heuschrecken auf ihren Wanderungen, welche zuweilen noch große Verheerungen anrichten. Doch fürchtet man die Wanderungen des Springbocks in Heerden von Hunderttausenden von Norden nach Süden mehr als die Heuschrecken. An Fischen ist das Meer, nicht aber die Flüsse, reich und an Austern ist Ueberfluß.

Das Klima *) des Caps gilt für sehr gesund. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 14° C., die Wärme des heißesten Monates 28° C. Man unterscheidet entweder zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, jenen von September bis April, diesen von April bis September, oder nach unserer Weise, jedoch in wesentlichen Modificationen vier Jahreszeiten. Der Frühling reicht vom September bis December, der Sommer bis zum März, der Herbst bis zum Juni und der Winter bis wieder September. Dieser Winter besteht aber nur in sehr starken und häufigen Regen (vorzüglich im Juni und Juli) und heftigen Nordweststürmen vom April bis September; 6 Monate des Jahres fällt kaum ein Tropfen Regen, und in dieser heißen Jahreszeit weht fast beständig der Südostwind, wenigstens bei Tage oft mit großer Heftigkeit, und ist für alle Vegetation verderblich. Das Unangenehmste ist der plötzliche, fast täglich durch Stürme und Gewitter herbeigeführte, sehr große Wechsel der Temperatur. Mangel oder Unregelmäßigkeit in den Regen, welche nördlich von der Karrooebene zuweilen drei Jahre hinter einander ausbleiben, wirken oft höchst nachtheilig. Im Winter verträgt man hier ein Kaminfeuer wie in England. Eigentlich einheimische Krankheiten kennt man nicht, mit Ausnahme der unausbleiblichen Folgen der trägen Lebensweise und der zu häufig genossenen Lebensmittel und hitzigen Getränke, denen die Colonisten sehr ergeben sind.

Die Ureingeborenen Südafrikas zerfallen in zwei ethnisch grundverschiedene Volksstämme; im äußersten Süden bis zum Wendekreis des Steinbocks ungefähr die hottentottischen Stämme a) Hottentotten im engeren Sinne oder Khoikhoin (Namaqua, Orlams, Korana, Grigua und Caphottentotten) und b) Buschmänner oder Saan. Letztere zerfallen ebenfalls in verschiedene

---

*) Wer sich ausführlicher über das Klima zu unterrichten wünscht, dem empfehlen wir „das Klima von Südafrika mit besonderer Rücksicht auf die Culturfähigkeit des Landes. Von Dr. Gustav Fritsch." Abgedruckt in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Professor W. Koner, Bd. III. Verlag von D. Reimer.

Stämme (wie Nusa, Nasenstockträger, Kasarere, Basaroa u. s. w.) und wohnen besonders im nördlichen Caplande (Buschmannsland), in der Kalahariwüste, kommen jedoch auch zerstreut unter den anderen Hottentotten vor und sogar unter den schwarzen Bantu- oder Kafir-Congovölkern. Diese nämlich bevölkern den zwischen dem Wendekreis des Steinbocks und dem Aequator gelegenen Theil Afrikas und sind, wie neuere Forscher bestätigt haben (Pott und Waitz), keine Neger!

Die Holländer nahmen in der Mitte des 17. Jahrh. vom Cap unter van Ribbecke Besitz, unterwarfen allmälig den Süden und machten die Bevölkerung dienstbar. Durch eine barbarische Behandlung (Commandos, Hetzjagden, künstlicher Abortus, schlechte Verpflegung der Sclaven, Syphilis und Branntwein wurden die Eingeborenen so decimirt, daß von siebenzehn Stämmen, welche nachweisbar früher das Capland bevölkerten, jetzt nur noch kaum 1000 echte Caphottentotten existiren, die übrigen Hottentotten, besonders Namaqua und Korana, höchstens auf 40,000 geschätzt werden können! Die Mischlinge aus europäischem und hottentottischem Blute nennen sich Bastards, und da sie sich an die Ueberreste des Griquastammes besonders angeschlossen haben, so nennt man sie nach diesen. Sie sind wohl an Zahl den Vollbluthottentotten schon überlegen. Bei stark ausgebildeten Backenknochen und sehr spitzem Kinn, geschlitzten kleinen Augen, in weiten Höhlen tiefliegend und beträchtlich von einander abstehend, kleiner Nase mit großen Oeffnungen, minder dicken Plätschlippen als der Neger, erscheint das Gesicht von vorn nach unten zusammengedrückt. Das Haar ist in kleinen kornartigen Büscheln über den Kopf hin zerstreut; Bart fehlt, ebenso meistens das Haar am übrigen Leibe. Wo es vorkommt ist es meist kraus. Die Statur der Männer ist durchschnittlich 5′, bei Frauen 4′. Die Hautfarbe wechselt zwischen braungelb und hellwaizengelb; bei manchen Khoikhoin und Saan fast weißgelb, so daß ein röthlicher Anflug zumal im Zorn bemerkbar wird. Charakteristisch für beide Stämme ist bei vielen Individuen ein Fettpolster am Gesäß. Zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen reiben sie sich gern mit einer Salbe, Buchu genannt, ein, welche aus Fett, pulverisirten Diosmablättern und Röthelstein bereitet wird, die die Haut gegen die Sonnenstrahlen schützen soll. Mit Ausnahme der Geigau-Namaqua oder rothes Volk und den Korana sind die Hottentotten schwächlich. Die ursprüngliche Bekleidung der Männer ist ein stark handbreites Fellschürzchen von Schaf oder Schakalspelz, welches die Schamtheile bedeckt. Die Frauen tragen ein größeres weich gegerbtes Ziegenfell mit Perlverzierungen und einen Gurt aus einer Schnur, auf welcher zahllose rund geschnitzte Straußenschalen aufgereiht sind, um die Hüften. Vorn hängen viele mit Glas und Kupferringen verzierte Quasten herunter. Gegen die Kälte schützen sich beide Geschlechter mit einer Pelzdecke von Schaffellen, Karoß genannt. Ihre ursprünglichen Waffen, Speere (Assagai), Wurfkeulen (Kirri), Schild und Bogen nebst vergifteten Pfeilen, haben sie gegen europäische Feuergewehre vertauscht. Sie leben von Wild, Zwiebeln (ami) und der Milch ihrer Heerden. Sie sind ebenso unmäßig im Essen, wie sie das Fasten prächtig vertragen können. Zum Platzen vollgepfropft, lassen sie sich von Sclaven den Magen zur besseren Verdauung kneten. Quält sie der Hunger, verschmähen sie die ekelhaftesten Stoffe nicht (geröstete Vieh-

häute, Schlangen, Eidechsen), Taback, Kaffee, Branntwein lieben sie so leidenschaftlich, daß sie in deren Ermangelung für den ersteren wilden Hanf rauchen, für den zweiten einen Ersatz in den gerösteten Bohnen der Acacia detinens suchen, und statt des Feuerwassers einen sehr betäubenden Spiritus aus der Beere des !Aaru-Baumes destilliren oder aus Honig Bier brauen.

Neuere Forschungen haben aus dem verschlossenen Volke Mythen entlockt, welche auf einen früheren Naturdienst hinweisen. Ihr höchstes Wesen wird bald in Gestalt des Mondes, (Khāv) bald einer Art Heros, Heitsi ei bib, Kabib oder Tsui-goab verehrt. Es steht oft auf, und wird oft begraben; die Gräber des Landes bezeugen dies. Es soll von Osten gekommen sein und das böse Wesen (Ga-gorib, Grubenstößer) besiegt haben. (Vergleiche Globus Bd. 12 die Namahottentotten). Außer diesen Mythen haben sie Sagen, Thier- und Hausmärchen, Spott-, Lob- und woran gewiß nicht zu zweifeln auch Liebeslieder, Räthsel, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Sie zählen bis zehn (|gui = 1, |gam = 2, !nona = 3, haga = 4, goro = 5, !nan = 6, hu = 7, ||khaisi = 8, khoise = 9, disi = 10). Ihr Zahlensystem ist dekadisch; sie haben ohne Zweifel bis 100 gezählt. Die Missionäre rühmen zwar viel von ihren Erfolgen unter diesen Leuten, — aber die geringen Erfolge auf den Missionsstationen Worcester, Groenekloof und Gnadenthal wollen nichts sagen im Vergleich zu den enormen Summen, welche auf ihre Bekehrung verschwendet sind!

Die Sprache zeichnet sich ganz besonders durch die sogenannten Schnalzlaute aus, deren es vier scharf distinguirte giebt. Die Khoikhoin haben vier, die Saan sechs Schnalze. Diese sind nichts weiter als Consonanten, welche freilich besonderer Art sind und nur zu Anfang einer Silbe gesprochen werden können. (Man vergleiche a ja, |a scharf, !a schlagen, †a fallen, ||a waschen gegenüber unseren, ein, rein, fein, mein, sein, Bein, Pein u. s. w. oder Bengel, Engel, so wird obige Behauptung einleuchten.) Auch kann ein und dasselbe Wort in drei verschiedenen Tönen gesprochen werden, wodurch der Begriff dreifach modificirt wird, z. B. !kaib 1) Ort, 2) Tuch, 3) Finsterniß, oder ||gūb 1) Vater, 2) Springbock. Die Sprache hat drei Geschlechter, nämlich: männlich, weiblich und allgemein; drei Zahlen: Einzahl, Zweizahl und Mehrzahl. Drei Arten der Conjugationsmethoden: eine einfache oder positive, habituelle und progressive. Die sogenannten Präpositionen setzt man nach ei †oasa xu Osten von, statt xu ei †oasa von Osten. Charakteristisch ist noch die Anleimung (Suffigirung) von demonstrativpronominalen Partikeln, zur Begriffsmodification der Wurzel, z. B. ||gu zeugen, ||gu-b Erzeuger, ||gu-s Erzeugerin, ||gu-si väterlich. Die Sprache ist durchaus monosyllabisch. Endlich ist noch das Specialisiren dem Hottentotten ganz besonders eigenthümlich; er drückt das Fürwort wir auf 12 verschiedene Weisen aus!

Ihre Stammesverwandten, mit denen sie stets in Fehde leben, sind die bereits erwähnten wilden Söhne der Wüste, die Saan oder Buschmänner. Die Behauptung, letztere seinen durch den Druck und Tyrannei der Holländer herabgekommene Hottentotten, ist eine schrullenhafte Behauptung unwissender und fanatischer Philanthropen.

Diese Behauptung entbehrt jeden wissenschaftlichen Beweises und wird durch die linguistischen, anatomischen und psychologischen, überhaupt durch die anthropologischen Unterschiede beider Stämme total verneint. Die Sagen und Mythen der Hottentotten und Saan sagen auch selbst, daß sie, wenn auch einst an einer Mutter Brust genährt, später in zwei scharf geschiedene Gruppen sich getrennt haben. Sie sind bedeutend kleiner als die Khoikhoin, vor diesen zeichnen sie sich durch großen Scharfsinn, Gewandtheit, Lustigkeit und Behendigkeit vortheilhaft aus. Sie sind die einzigen in dem aller Plastik baaren Südafrika, welche nicht minder die Höhlen der Berge mit Thierfiguren, Kreuzen, Kreisen 2c. bedecken, wie ihre Kirris, Kalabasse und Trinkgefäße. Voll stolzer Freiheitslust und unruhigem Wandertrieb kennen sie jeden Winkel Südafrikas; wo auf diesen Zügen die Nacht sie überrascht, müssen ihnen überdeckte Erdlöcher Schutz gegen die Unbilden der Natur gewähren, oder sie richten in Büschen sich förmliche Nester ein, oder schlüpfen in die Höhlen der Felsen. Sie leben nur von Wild und Wurzeln, verschmähen aber auch Heuschrecken, Eidechsen und Schlangen nicht, deren Gift sie bei ihren Pfeilen verwenden; Ameiseneier sind ihr höchster Leckerbissen. Auch sie ertragen Hunger, Durst und Strapazen mit unglaublicher Ausdauer, wie sie umgekehrt im Ueberfluß maßlos sind. In fortwährender Feindschaft mit allen Nachbarn, sind bei ihnen alle Leidenschaften, Zorn, Rachsucht, Grausamkeit, List u. s. w. sehr entwickelt; doch kennen sie bald ihren Freund und sind der größten Dankbarkeit und aufopfernder Liebe fähig. Ihre religiösen Begriffe sind ein Gewirre von Aberglauben an Geistern, guten und bösen, gegen die sie sich durch das Tragen von Amuletten schützen. Unter allen hottentottischen Völkern zeigen sie die größte Entwicklungsfähigkeit. Auf den Missionsstationen werden aus ihnen die besten Schullehrer und Dolmetscher gebildet, sie werden nicht selten energische Capitaine von Hottentottenkralen (zu Philipolis und Steinkopf); ihre Tüchtigkeit als Knechte und Viehhüter der Boers ist anerkannt.

Grundverschieden von diesen gelben Völkern sind die sogenannten Kafir-Congovölker (Pott) oder Bantu (von Ntu Mensch). Im Allgemeinen kann man ihre Wohnsitze zwischen dem Aequator und dem Wendekreis des Steinbocks annehmen, obschon die Kafir im Südosten etwas in das hottentottische Gebiet hinausgehen. Die wichtigsten Gruppen dieser großen Völkerfamilie sind a) auf der Westküste die Mpongwe am Gabun, die Angola, Congo, Ovambo und Herero; b) auf der Ostküste die sogenannten Kafir (Amacoprosa, Amaponda, Amatimbu, Amazulah, Amazwazi), die Völker der Sofala und Mozambiqueküste, die Kinika, Kikomba, Kisuaheli und Somali(?)völker. c) Die mittlere Gruppe zählt als die bekanntesten die Betyuanen, Makololo, Bayeye, Bunda und die Matabili am Zambesifluß. Ueber die vermuthlich verwandten Völker Centralafrikas werden hoffentlich kühne Reisende in nächster Zeit uns Aufschluß geben. Diese Bantu gehören durchweg einem den Negeridiomen vollständig abweichenden sogenannten alliterirenden Sprachstamme an. Es zeigen sich in diesen Sprachen bestimmte Lautgesetze; merkwürdig sind sie außerdem durch die Präfixe, welche den Begriff der Wurzel bestimmen. Während die hottentottischen Völker das decimale Zahlensystem haben, ist bei den Bantu durchweg das quinale üblich, z. B. in Herero 1 = mue, 2 = vari, 3 = tatu, 4 = ne, 5 = tano,

aber 6 = hambomoue d. h. „nimm hinzu eins,“ 7 = hambombari, d. h. „nimm hinzu zwei“ (zur fünf), 8 = hambondatu d. h. „nimm hinzu drei“ (zur fünf), für 9 und 10 sind in der Regel besondere Benennungen. Wenn die Kafir (Zulu und Amacoprosa) drei Schnalze in ihrer Sprache haben, so ist das von den Hottentotten überkommen. Die anderen Bantuvölker kennen diese Laute nicht und witzeln darüber. Auch in ihren religiösen Anschauungen weichen sie vollständig von den Völkern im Süden und Norden ab. Ihr Glaube ist eine Art Ahnendienst. Gemeinsam ist ihnen der Name des höchsten Wesens resp. Urahnen. Man glaubt, derselbe habe die lebenden vierfüßigen Thiere und Menschen aus dem Pflanzenreiche hervorgehen lassen, z. B. bei den Herero aus dem Baume Omumborombonga; die Betschuanen binden noch heute in diesem Glauben bei der Geburt eines Kindes Schilf über die Schwelle des Hauses! Die Bantu stehen physisch und psychisch höher als die Hottentotten. Ausschließliche Jägervölker giebt es unter ihnen nicht; Nomaden sind sie alle, und viele bilden schon einen Uebergang zum Ackerbau. Die Ovambo (die Ackerbautreibenden) haben sogar ihre Felder durch Marksteine abgegrenzt, schmieden Metalle, haben selbsterfundene Blasebälge und treiben Handel mit den Producten ihrer Industrie. Eigenthümlich ist die Kreisform, in der diese Völker ihre Hütten zu bauen pflegen. Der Kafir soll so intensiv den Kreis als die einzig mögliche mathematische Form in sich aufgenommen haben, daß, wenn man ihm ein Loch viereckig aussticht und er dasselbe weiter arbeitet, er es rundet.

Die Kafir leben nicht in Städten, sondern in kleinen Dörfern (Kraals), welche je nach Bedürfniß bald hier bald dort abgebrochen und auf anderer Stelle aufgebaut werden. Sie haben eine monarchische Verfassung und erbliche Könige, deren Macht aber sehr unbedeutend ist. Durch die immer weiter nach Osten vorschreitenden Ansiedelungen der Europäer und ihre Ungerechtigkeiten gegen die Ureinwohner erbittert, haben die Kaffern häufige Einfälle in das Gebiet der Colonie gemacht, viele Heerden zerstört oder weggeführt und viele Ansiedelungen vernichtet; erst nach blutigen Kämpfen wurde 1835 für kurze Zeit der Friede wieder hergestellt, bald aber brach der Krieg wieder aus, welcher bis 1853 mit wechselndem Erfolge geführt wurde.

Die Colonisten kann man in drei Klassen theilen. Die Weinbauern, meist in der Nähe der Capstadt, sind die wohlhabendsten von allen. Sie sind meist französischer Abkunft, haben aber ihre Sprache längst vergessen; doch zeichnen sie sich durch Lebhaftigkeit und Bildung vor den übrigen vortheilhaft aus. Ihr größter Stolz ist, mit 6—8 schönen Pferden nach der Capstadt zu fahren. Sie versehen das Land nicht allein mit Wein, sondern auch mit Branntwein, und ihre Haushaltung ist auf europäischem Fuß eingerichtet. Nach ihnen sind die Kornbauern die reichsten; es sind meist Holländer. Sie bauen das fruchtbare Land höchst nachlässig; statt der Pferde bedienen sie sich der Ochsen, welche auch das Getreide ausdreschen. Obgleich gewöhnlich groß und stark, sind sie unglaublich träge; Alles müssen die Sclaven verrichten; dreimal des Tages sehr nahrhafte Speisen genießen, viel Branntwein trinken, beständig Taback rauchen und still sitzen ist ihr höchstes Glück; in den entfernteren Gegenden können viele nicht lesen und schreiben. Die Gras- oder Viehbauern endlich bestehen

größtentheils aus verlaufenem Gesindel, Matrosen, Deserteurs, Flüchtlingen aus allen Weltgegenden, welche in den abgelegenen Districten mit ihrem Vieh umherziehen, selten eine feste Wohnung haben und meist in ihren gegen den Regen durch eine Lehmdecke nothdürftig geschützten Wagen in der größten Unreinlichkeit und Trägheit leben. Sie sind es besonders, welche durch ihre Grausamkeit gegen Hottentotten und Kaffern die Europäer dort so verhaßt gemacht haben. Nationalantipathie und Unzufriedenheit mit der Emancipation der Sclaven haben, seit 1838, vielleicht schon an 25,000 dieser Boers oder holländischen Bauern veranlaßt, ihre liegenden Gründe aufzugeben und in die Gegend um Port Natal auszuwandern, wo sie entschlossen waren, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, haben aber doch 1842 die Oberhoheit Englands anerkennen müssen. — Obgleich die Holländer bei ihrer Ankunft auf dem Cap das zahlreiche, gutmüthige und gelehrige Volk der Hottentotten fanden, deren Dienste sie um eine Kleinigkeit erlangen konnten, so wurden doch nach und nach viel Sclaven, theils Malaien, theils Neger, eingeführt. Die Malaien sind zwar bei weitem die geschicktesten, aber auch boshaft und unzuverlässig; die Neger werden theils zur Feldarbeit benutzt, theils als Haussclaven, deren jede wohlhabende Familie in der Hauptstadt mehrere hat und denen dann gewöhnlich die Pflege der Kinder übergeben ist, was nicht wenig zum Verderben der Jugend beiträgt. Indeß werden die Sclaven in der Regel milder behandelt als die Hottentotten, weil sie Geld gekostet und man sie verkaufen kann, was mit den Hottentotten nicht der Fall ist. Die Zahl der jetzt frei gewordenen Neger, Malaien, und Africanders (so heißt der Abkömmling eines Europäers und einer Malaiin oder Negerin) in der ganzen Colonie beträgt 40,000, wovon etwa ein Viertel in der Hauptstadt lebt. Sie haben erst seit kurzem, wie in allen englischen Colonien, die Freiheit erhalten.

Die Portugiesen, obgleich die Entdecker des Caps (1486) haben sich hier nie niedergelassen. Erst 1610 errichteten die Holländer hier ein Fort, und 1652 wurden die ersten Colonisten hier angesiedelt. Sie erkauften für allerhand Tand den Grund und Boden, gingen aber bald so betrügerisch und gewaltsam zu Werke, daß zwischen 1659 und 1661 ein allgemeiner Angriff der Hottentotten erfolgte, der jedoch zurückgewiesen wurde und den Holländern ein Gebiet von drei Meilen in jeder Richtung von der Stadt verschaffte. Die Widerrufung des Edicts von Nantes führte mehrere französische Réfugiés hierher, welche die nachher so berühmt gewordenen Weinberge anlegten. Obgleich sich die Colonie seitdem immer mehr erweiterte, ward sie doch von der holländischen Regierung fast argwöhnisch behandelt, weil man fürchtete, sie möchte den Handel nach Ostindien beeinträchtigen. Im Jahre 1795 ward die Capstadt nach leichtem Widerstande von den Engländern erobert, aber 1803 im Frieden zu Amiens zurückgegeben. Allein als der Krieg aufs Neue ausbrach, eroberten die Engländer diese wichtige Besitzung, welche ihnen den Seeweg nach Indien sichert, 1806 zum zweiten Mal und haben sie seitdem behalten. In der That hat sich seitdem der Zustand der Colonie sehr gehoben; denn während die ganze Bevölkerung noch 1818 nur 99,000 Menschen betrug, ist sie nach dem Census von 1865 (dem ersten und neuesten) auf 496,381 Seelen gestiegen, darunter 181,592 Europäer.

Die ganze Colonie steht unter einem britischen Gouverneur und wird in eine westliche und eine östliche Division oder Provinz, jede derselben wieder in mehrere Districte getheilt. Die westliche Provinz zerfällt in 25, die östliche in 22 Districte. Zur westlichen Provinz, deren östliche Grenze der Gauritzfluß ist, gehören vorzüglich:

Der Cap-District. Er erstreckt sich von der Helena-Bai bis zur Falschen Bai, und ist zwar der kleinste, aber der angebauteste und fruchtbarste Theil der Colonie. Am südlichen Ufer der Tafel-Bai, unter 33° 55' s. Br., liegt die Capstadt (Capetown, Kaapstad), eine nette, wohlgebaute Stadt, deren Straßen alle rechtwinklig, die Plätze geräumig, die Häuser meist von Stein, aber wegen der heftigen Stürme nicht über zwei Stockwerke hoch sind. Sie wird von einem Bache bewässert und von einigen mit Bäumen besetzten Canälen durchschnitten; eine von den Engländern angelegte Wasserleitung verschafft ihr das sonst mangelnde Trinkwasser. Sie hat fünf Kirchen und ebenso viele Moscheen für die zahlreichen Malaien, einen Justizhof, eine Sternwarte, ein Gymnasium, einen neuen südafrikanischen wissenschaftlichen Verein mit einem Museum für Kunst- und Naturgegenstände, Buchhandlungen, Zeitungen, Schulen für das Volk, mehrere Missionsgesellschaften und ein Theater. Die Zahl der Einwohner beträgt 28,500, darunter 15,118 Europäer. Die Wohnung des Gouverneurs liegt südlich von der Stadt, am Fuße des Tafelberges. Oestlich von der Stadt liegt die Citadelle, mit großen Casernen, Magazinen und einem Waisenhause; viele Batterien beschützen die Bai. Die Tafel-Bai gewährt den Schiffern nur im Sommer, wo der Südostwind herrscht, Sicherheit; im Winter suchen sie die Falsche Bai auf, auch wohl die Saldanha-Bai, der es aber an frischem Wasser und an Holz fehlt. Im S. der Stadt erhebt sich äußerst schroff der Tafelberg; er besteht bis auf zwei Drittel seiner Höhe aus Granit, der obere Theil aus Sandstein. Der westliche Gipfel ist der eigentliche Tafelberg, 3550 engl. Fuß hoch, der östliche, 3270 engl. Fuß hoch, wird der Teufelsberg genannt. Im W. der Capstadt liegt der Löwenberg, dessen südlichster Gipfel das Löwenhaupt, 2180 engl. Fuß hoch, der nordöstliche Theil aber der Löwenrumpf genannt wird. Beide sind nur mit Heidekraut und niedrigem Gesträuch spärlich bewachsen. Nach S. zu fällt der Tafelberg terrassenförmig ab und bildet die Kette, welche sich steil im Vorgebirge der guten Hoffnung endet. Zwischen der Falschen Bai und der Tafel-Bai liegen die Berge, welche den ächten Constantia-Wein hervorbringen; es werden 50—100 Stückfaß, zu 600 Maß, jährlich gewonnen, die Trauben sind Muskateller und sollen aus Persien herstammen; im Ganzen werden aber im District der Capstadt an 5066 Gallons Wein gewonnen und viel Branntwein bereitet. Die Gesammtproduction an Wein in der Colonie betrug nach dem Census von 1865 3,237,428 Gallons. Simonstown, an der Simons-Bai, einem Seitenarme der Falschen Bai, droht dem Handel der Capstadt gefährlich zu werden.

Der District Stellenbosch, im O. des Capdistricts, hat ebenfalls starken Weinbau. Der Hauptort Stellenbosch, der schönste Flecken, hat 3000 Einw. — In Caledon ist der größte Ort die Herrnhuter-Colonie Gnadenthal, mit 3100 meist hottentottenschen Einw., welche sich durch

Fleiß, Reinlichkeit und gute Sitten auszeichnen. Diese Niederlassung entstand 1737, wurde aber mancher Hindernisse wegen 1744 wieder aufgegeben, jedoch 1793 wieder hergestellt. Eine ähnliche Colonie ist 1808 zu Grönekloof, im N. der Capstadt, angelegt worden.

Der District Swellendam; er enthält das meiste zusammenhängende Fruchtland der ganzen Colonie. Nördlicher zwischen beiden Gebirgsketten werden noch viele Antilopen und Zebras angetroffen; auch hat man hier noch die besten Wälder. Hauptorte sind Swellendam, mit 2000 Einw., und der Hafen Beaufort. Auch hier befindet sich ein Missionsinstitut Zuurbrack, mit 1207 Einw.

Der District Worcester, im N. der vorigen, umfaßt die ehemaligen Districte Rokkeveld und Tulbagh. Der Hauptort ist Worcester mit 3257 Einw.

Der District George an der Küste hat 10,658 Einw., aber noch bedeutende Waldungen. Der Hauptort ist das erst 1811 am Schwarzen Flusse angelegte Georgetown, mit 2000 Einw. Nicht weit davon liegt die Herrnhuter-Colonie Pakaltsdorp, mit etwa 500 Einw. Zur östlichen Division oder Provinz gehören: Uitenhage (eutenh.), mit 18,148 Einw., an der Küste östlich von George, bis zum Sonntagsflusse, mit dem Hauptort gleichen Namens, 3300 Einw., und den Herrnhutercolonien Bethelsdorp und Enon. Eine 1820 gegründete Stadt und Freihafen, Port Elisabeth, mit 8700 Einw., an der Algoabai ist bedeutend emporgeblüht und bildet jetzt mit der nächsten Umgebung einen eigenen District.

Der District Albany, mit 16,200 Einw., weiter östlich an der Küste, bis zum Kaffernlande. Die Oerter Grahamstown, mit 5950 Einw. Der District Somerset, 10,600 Einw., mit dem Hauptort gleichen Namens und 1300 Einw., liegt nördlich von Albany. Der District Graaff Reynett, 14,700 Einw., liegt nördlich vom District Uitenhage, treibt starke Schafzucht. Es gab 1865 über 500,000 Schafe. Der Hauptort Graaff Reynett liegt am Sonntagsflusse und zählte 3700 Einw.

All die verschiedenen Districte anzuführen, würde zu weit führen, dagegen werden einige Notizen über Landesproducte hier am Platze sein. Am hervorragendsten ist die Wollproduction. Der Census von 1865 weist nach, daß 18,905,036 Pfd. Wolle gewonnen wurden. Weizen 1,389,878 Bushels. Taback 1,632,746 Pfd. Getrocknete Früchte 3,342,014 Pfd. Wein 3,237,428 Gallons. Die meisten Pferde hatte der District Albert 15,134. Die meisten Schafe hatte Cradock 618,173. Uitenhage hatte 300,860 Ziegen. Für Weiteres verweisen wir auf: „Der erste Census in der Capcolonie, März 1865". Petermanns Mittheilungen 1868. *)

*) Andere empfehlenswerthe Werke über Südafrika sind: Drei Jahre in Südafrika, von Gustav Fritsch, Dr. med. Breslau, F. Hirt. — Die südafrikanischen Colonien Englands und die Freistaaten der holländischen Boeren in ihren neuesten Zuständen. Von H. Meidinger. Frankfurt a. M. Sauerländer, u. A.

Das britische Kafferland oder Britisch Kaffraria.

Unter diesem Namen begreift man das frühere Hauptland der Kaffern an der Südostküste zwischen dem Kaiskamafluß und dem Keifluß.*) Im Norden wird es von dem großen Winterberg und Amatolagebirge (welches Britisch Kaffraria von dem District Queens-Town trennt) begrenzt, im Süden von dem Indischen Meer. Es ist 160 deutsche □M. groß.

Nach vielen vorhergegangenen Kämpfen zwischen den Engländern und Kaffern wurde es im Jahre 1848 dem britischen Scepter bleibend unterworfen, aber erst im October 1860 zu einer besonderen, d. h. von der Capcolonie getrennten Colonie erklärt, nunmehr wird es zur Capcolonie gerechnet.

Im Jahre 1860 bestand die Bevölkerung aus 58,317 Kaffern, 2659 Deutschen und 3236 neuen Einwanderern.

Die deutschen Dörfer in Britisch Kaffraria liegen am linken Ufer des Büffelflusses, sie wurden in den Jahren 1856 und 1859 zum größten Theil von der deutschen Legion in englischen Diensten, als ebenso viele Militärposten oder Locationen gegründet.

Die Hauptstadt von Britisch Kaffraria ist King William-Town. Dem Eifer christlicher Missionare, welche mit gutem Erfolg sich der Bildung der verschiedenen hier hausenden Völkerschaften angenommen und überall Ackerbau und ein friedliches und wohlgeordnetes Leben verbreiten, verdanken wir die wenigen Nachrichten über diese Gegenden. Bis zum Orangefluß leben im W. bis zur Küste verschiedene Hottentottenstämme, worunter die kleinen Namaquas und die Koranas, ein Gemisch von Hottentotten und Kaffern, die bekanntesten sind; im O. die schon vorhin erwähnten Buschmänner. Im N. des Orangeflusses hausen westlich die großen Namaquas und nördlich die Beetjuanen oder Betschuanas, ein viel schönerer Menschenstamm und mit besseren Anlagen als die Hottentotten. Sie hatten schon vor der Ankunft der Missionare etwas Ackerbau und höchst bedeutende Viehzucht, leben in reinlich gehaltenen Flecken und Städten und versehen alle südlichen Stämme mit eisernen und kupfernen Waaren. Man fand bei ihnen die Beschneidung und die Pockenimpfung, welche sie an der Stirn verrichten. Ihre Sprache, Setschuana, scheint der Schlüssel zu allen Dialekten zu sein, die zwischen Congo und der Ostküste auf dem hohen Taffelland Südafrikas gesprochen werden. Unter den zahlreichen Stämmen dieses Volkes nennen wir die Basutos, am oberen Nu Gariep; und die Batlapis, westlich vom Ky Gariep. Nördlich von den Betschuanen, besonders auf der Nordostseite des Zambesistroms, scheinen die eigentlichen Negervölker zu wohnen, so die Marawis, welche nur Viehwirthschaft treiben und von Menschenraub und Plünderung ihrer Nachbarn leben; die Mowisas, ungefähr mitten auf dem Tafellande zwischen Mozambique und Benguela, ein friedliches, betriebsames Volk unter einem Könige, Casembe genannt. — Es sind hier eine ganze Reihe von Missionsniederlassungen entstanden, wovon im Lande der Griquas Griquatown oder Klaarwater, unter 28¾° s. Br., Neu-Littaku, unter 27½° s. Br., unweit des Flusses Kruman, und Alt-Littaku oder Lataku, unter 27° s. Br., im Lande der Batlapis die bedeutendsten sind.

*) Beste und neueste Karte von A. Petermann in dessen Mittheilungen.

XI. Die Ostküste.

Diese Küste, welche im Allgemeinen mit nordöstlicher Richtung von den Grenzen der Capcolonie bis zum Vorgebirge Guardafui reicht, obgleich seit 300 Jahren von Europäern wegen des Handels mit Gold, Elfenbein und Sclaven häufig besucht, zum Theil sogar von ihnen besetzt, gehört dennoch zu den am wenigsten bekannten Ländern der Welt. Wir können daher hier nur das Wenige, was wir von älteren und neueren Reisenden darüber erfahren, kurz zustammenstellen. — Die ganze Küste wird von S. nach N. von den Europäern in folgende 5 Küstenstriche getheilt.

1. Die Kaffernküste oder Natal; letzteren Namen führt sie von drei Vorgebirgen, welche die erste, zweite und dritte Natalspitze (Weihnachtsspitze) genannt werden, weil die Portugiesen 1498 am Weihnachtstage zuerst in diesen Gegenden ankamen; nach Einigen erstreckt sie sich bis zum Cap Corrientes, nach Anderen nur bis zur Delagoabai (Bahia da Alagoa), welche einen schönen und geräumigen Ankerplatz darbietet. Das Innere bewohnen die Kaffern, welche einst an dieser Küste bis Kiloa (9° s., Br.) verbreitet waren, aber zurückgedrängt worden sind. Sie zeichnen sich vor den meisten Südafrikanern durch Kunstfertigkeit aus und sollen gute Eisen- und Goldarbeiter sein. Die Kaffern sind kein negerartiges Volk, aber von brauner Farbe und oft schöner Gesichtsbildung. Sie leben fast einzig und allein von der Rindviehzucht, in Dörfern und Städten, unter vielen kleinen Häuptlingen oder Fürsten. Die Dörfer heißen Kraale und bestehen aus niedrigen Hütten, deren Durchmesser zwei Menschenlängen hat und in die man durch eine niedrige Oeffnung hineinkriecht. Ein solches Dorf ist mit Hecken und Zäunen umgeben und hat nur eine Oeffnung, welche Nachts durch Baumstämme verschlossen wird. In der Mitte desselben befindet sich der Raum für das Vieh. Der schmale Küstensaum ist heiß und fruchtbar; das Gebirge, welches sich am östlichen Rande des großen Hochlandes bis 6000′ erhebt, leidet oft an Dürre. Auch unter diesem Volke sind, wie im Innern unter den Betschuanenstämmen, Missionsanstalten errichtet worden. — Die Zulahs, welche im SW. der Delagoabai und um Port Natal leben, und ihre Eroberungen hier über ein weites Gebiet ausgedehnt haben, sind ein betriebsames Volk, welches in großen Städten wohnt. In ihrem Lande haben sich die holländischen Boers, welche mit der britischen Regierung unzufrieden waren, angesiedelt und ihr Hauptort ist Pieter-Moritzburg. Es herrschen unter ihnen eigenthümliche

Sitten; die Mädchen z. B. werden gekauft. Ein gewöhnliches kostet 6 bis 10 Kühe, ein sehr schönes 40, eins vom schönsten Wuchse und edelsten Geschlechte 80 Kühe. Gegenwärtig, seit 1854, ist Natal unter dem 30° s. Br., nachdem die Kämpfe der Boers nach ihrer Auswanderung im Jahre 1835 von Albany aus theils mit den Kaffern, theils mit den englischen Truppen am Cap fast 20 Jahre gedauert hatten, eine selbstständige Colonie unter der Leitung eines britischen Vicegouverneurs mit 120,000 Einwohnern. Bis zum Jahre 1856 stand Natal unter der Capregierung. Von dieser Zeit an erhielt es seinen eigenen Gouverneur (Lieutenant Governor and Commander in Chief), der direct mit dem Colonialamte in London verkehrt und einen jährlichen Gehalt von 1200 Pfd. Sterling bezieht.

Das Land ist in 9 Bezirke oder Grafschaften getheilt. Der Hauptort Pieter-Moritzburg hat seinen Namen zu Ehren der beiden Boeren-Anführer Pieter Retief und Garrit Moritz; er zählte bereits 1855 3030 E. Die zweite Stadt des Landes heißt d'Urban, mit 1100 Einw., von der Neudeutschland mit 40 deutschen Familien 8 Meilen entfernt liegt — eine nach der Angabe des Dr. Bleak aus Bonn, der unter den Kaffern ihre Sprache studirt, verunglückte Colonie.

Westlich von der Natalcolonie liegt der Orangefluß-Freistaat, das Verbindungsglied zwischen der Capcolonie und der Trans-Vaalschen Republik, 3200 deutsche □Meilen groß mit 15,000 Einw., die Eingeborenen nicht mitgerechnet. Der Boden bildet ein Tafelland von 5000′ Höhe mit ungeheuren Grasebenen, in welchen unzählige Wildheerden (Elephanten, Rhinocerosse, Gazellen 2c.) hausen. Der Sitz der Regierung ist in Bloemfontain, mit circa 3000 Einw., 80 englische Meilen von Smithfield gelegen.

Zwischen 22½ und 28° s. Br. liegt die Trans-Vaalsche Republik mit 5400 deutschen □Meilen, ein Land, das sich vortrefflich zur Viehzucht eignet und ein dem südeuropäischen ähnliches Klima hat. Der Hauptort des Landes heißt nach dem ehemaligen Commandanten Potgieter Potchefstroom, mit 1200 Einw. Die weiße Bevölkerung wird auf 25,000 bis 30,000 Seelen geschätzt. Die Zahl der Eingeborenen mag sich auf 250,000 Seelen belaufen. Es ist ein starker, gut gebauter Menschenschlag, meistens zu den Betschuanen-Stämmen gehörend. Die weißen Bewohner sind Nachkommen der in der Capcolonie angesiedelten Holländer und Franzosen; ihre Sprache ist die holländische, und sie zeichnen sich gleich den Boers in anderen Gegenden durch Thätigkeit und andere Tugenden aus. Gegen Alles, was englisch heißt, sind sie mißtrauisch. Ihr tapferster Commandant, Wilhelm Pretorius, der Schrecken der Kaffern, „der afrikanische Heros", starb 1853, 54 Jahre alt. Der gegenwärtige Präsident der Republik ist Marthinus Wessel Pretorius (der älteste Sohn von Wilhelm Pretorius) von deutscher Herkunft.

Das Land ist augenblicklich (1869) in 9 Districte eingetheilt, die mit drei Ausnahmen nach den Hauptstädten benannt werden, nämlich: Potchefstroom, Rustenburg, Pretoria, Waterberg verbunden mit Potgieters Rust (Hauptstadt Nylstroom), Zoutpansberg (Hauptstadt Schoemansdal), Lydenburg, Heidelberg, Wakkerstroom (Hauptstadt M. W. Stroom) und Utrecht. Jeder dieser Districte wird von einem Landdrosten (Bürgermeister) regiert,

der, vom Volke gewählt, das Gesetz handhabt. 1868 gründete eine englische Gesellschaft eine Bank im Lande mit einem Capital von 25,000 Pfd. Sterling, ca. 170,000 Thaler.

Seit der deutsche Reisende Carl Mauch im Norden der Trans-Vaalschen Republik Goldlager entdeckt hat, haben diese Länder ein erhöhtes Interesse erweckt. Ausführlichere Belehrung findet der Wißbegierige in dem Ergänzungsheft Nr. 24 zu Petermanns Mittheilungen.

2. Die Küste Sena oder Sofala, von der Delagoabai bis zu den Mündungen des Zambesi oder Cuama. Dieser größte Fluß der Ostküste entspringt in den hohen, unbekannten Gebirgen des Innern und durchbricht in vielen Wasserfällen und gefährlichen Stromschnellen das Lupatagebirge, auch wohl Spina mundi (Rückgrat der Welt) genannt, bis er in schnellem Laufe die Ebene erreicht, wo er häufige Ueberschwemmungen veranlaßt, ein großes Delta mit fünf Hauptarmen, wie den Luabo im S. und den Quilimané im N., bildet und unter 18—19° s. Br. ins Meer fällt. Diese Küste zeigt zwar wegen der Ueberschwemmungen eine schöne Vegetation, ist aber höchst ungesund. Das Innere des Landes ist durchaus waldig. Als die Portugiesen hier zuerst landeten, herrschten die Araber an der Küste; diese wurden vertrieben, und sie drangen sogar zweimal mit den Waffen tief in das Innere, 1570 und 1600, um die goldreichen Gegenden aufzusuchen; beide Male jedoch mit unglücklichem Erfolge; doch besitzen sie noch Factoreien im Innern und an der Küste vom Cap Corrientes bis Cap Delgado, also vom südlichen Wendekreise bis zum 10° s. Br. Im Innern wird uns in älterer Zeit ein mächtiges Reich, Monomotapa, genannt, was aber nie der Name eines einzelnen Landes, sondern eines Reichs war, und schon 1600 in viele unabhängige Provinzen zerfiel. Die Portugiesen besitzen darin noch ein Fort Tete am Zambesi, die nordwestlichste ihrer Ansiedelungen, und einige Factoreien. Im S. von Monomotapa liegt die goldreiche Gegend Manika, wo das Gold in allen Bächen, vorzüglich aber in der Dammerde gefunden wird. An der Küste besitzen die Portugiesen Inhambane, unter dem Wendekreise, die südlichste ihrer Ansiedelungen mit einem trefflichen Hafen; Sofala, ein elendes Dorf mit einem Fort, unter 20° s. Br., und Quilimané, am nördlichsten Arme des Zambesi, wo ihr Haupthafen in dieser Gegend und der größte Sclavenmarkt an der Ostküste. Andere europäische Schiffe werden in allen diesen portugiesischen Besitzungen höchst ungern zugelassen. Der Hauptort der Portugiesen ist Sená am Zambesi, mit 2000 Einw., 50 M. von der Mündung des Flusses. In den Gegenden der portugiesischen Niederlassungen, am Zambesi rc., herrscht ein mörderisches Klima für die Europäer. Von hundert derselben erreicht kaum der Zwanzigste das fünfte Jahr seines Aufenthaltes daselbst, und von der im Jahre 1840 von Lissabon dahin gesandten Truppenexpedition waren nach Jahresfrist nur noch Einige am Leben. Deshalb gebraucht man diese Orte zu Verbannungsplätzen für schwere Verbrecher.

Durch die Reisenden Livingstone, C. Mauch, Baines u. A. ist uns zwar das Innere von Südafrika bekannter geworden, doch muß noch viel geschehen, bevor wir im Stande sind, eine genaue Beschreibung des Landes geben zu können. Wir dürfen hier indeß nicht den majestätischen Fall des

Zambesi, den „Mosiwatunja (Victoria)“ unerwähnt lassen. Livingstone ist der Entdecker desselben. Auf einer Ausdehnung von ca. 1000 Schritt stürzt sich der Fluß 100 Fuß tief hinab. Das 200 bis 300 Fuß hoch in die Luft getriebene Wasser fällt in der Umgebung als ein ewiger Regen nieder.

Die wichtigsten Staaten im Innern sind: das Reich Mosilikatses, Sekeletus, Kazembes, Muati-Janvos ꝛc. All dieser Namen sind entlehnt von den Namen der Regenten.

3. Die Küste Mozambique (-ke), vom Ausfluß des Zambesi bis zum Cap Delgado, $10^2/_3{}^0$ s. Br. Sie wird als das Eigenthum der Portugiesen betrachtet. Sandbänke, welche sich parallel mit der Küste hinziehen, machen die Annäherung gefährlich; doch bietet die südlich davon ziehende Kette der niedrigen Querimbainseln, welche viele treffliche Häfen besitzen, den Schiffen Schutz bei heftigen Stürmen. Die Meerenge zwischen dem festen Lande und Madagaskar ist ungefähr 60—80 M. breit; sie wurde früher häufig von Walfischen besucht und hat viele über die Meeresfläche hervorsprudelnde süße Quellen. Die Küste selbst ist von unzähligen kleinen Flüssen trefflich bewässert, aber sehr ungesund. Die Bewohner des Innern werden uns Mokkua oder Makua genannt und sind Neger, häßlich von Gestalt, aber kriegerisch und treu; sie sollen sich bis in die Gegend von Melinde ausdehnen. Der einzige portugiesische Platz an dieser Küste, zugleich aber ihr Hauptort an dieser Seite Afrikas, ist die Stadt Mozambique auf einer kleinen, sandigen, unfruchtbaren Insel, welche dicht vor einer Bai liegt, unter 15° s. Br. Sie wurde 1510 angelegt, hat einen trefflichen Hafen und ein sehr starkes Fort. Alles aber ist hier so sehr im Verfall, daß die Stadt europäischen Truppen wohl nur wenig Widerstand leisten dürfte; ja selbst räuberische Völker aus dem Innern haben es schon gewagt, die Ansiedelung der Portugiesen auf dem festen Lande der Insel gegenüber zu verwüsten, woher die Stadt Lebensmittel und Wasser erhält. Sie hat hohe, finstere Häuser und enge schmutzige Gassen. Die Bevölkerung besteht aus etwa 6000 Einw., darunter nur 377 Freie; die Schwarzen bewohnen einen eigenen Stadttheil, welcher nur aus Hütten besteht. Der Handel mit Goldstaub, Elfenbein und Sclaven ist bei weitem nicht mehr so bedeutend als früher; ehemals wurden an 10,000 Sclaven jährlich ausgeführt. — Im Westen der Küste Mozambique und nördlich vom unteren Zambesi sind zwei Seen entdeckt, der größere Nyassa, der kleinere Schirwa genannt. Der Nyassasee hängt durch den Fluß Schire mit dem Zambesi zusammen. Seine westlichen Ufer sind von Livingstone erforscht und der See von ihm befahren worden. Der deutsche Reisende Dr. Roscher erreichte den See von Kiloa kommend und wurde in der Nähe des Sees ermordet.

Livingstone brachte über einen Monat auf dem See zu. Auf dem Nyassasee treten plötzlich heftige Stürme ein, welche die Küste mit einer Brandung peitschen, welche keinem Boot den Durchgang gestattet. Der See scheint sehr tief zu sein, bei 690′ wurde kein Grund gefunden. Die Bewohner des westlichen Ufers des Sees sind Marimbas, das nordwestliche aber hat ein Stamm der Zulus inne, welcher aus seiner Heimath im Süden des Zambesi auswanderte, sich seinen Weg nach Norden er-

kämpfte und mit seinen Heerden auf einem schönen Hochlande niederließ, das für gesund gilt und wie es scheint, dem Hochland der Batoka am oberen Zambesi ganz ähnlich ist. Die Sprache dieser Zulus ist die ihres Heimathlandes, nur gemischt mit einigen Wörtern der Seestämme. Sie morden Alles, was ihnen vorkommt, mit Ausnahme der kleinen Kinder, die sie mit sich fortnehmen und als ihre eigenen aufziehen. Am Sclavenhandel nehmen sie keinen Antheil. Ihr einziger Gedanke ist ihr Vieh, sie leben ganz für dasselbe und ziehen nach der Weide von Ort zu Ort. Das Land auf dem fruchtbaren Plateau eignet sich für die Baumwollencultur. Die Eingeborenen ziehen auch Baumwolle.

4. Die Küste Zanguebar (Sanghebar), mit unbestimmten Grenzen gegen N., indem Einige sie nur bis Melinde rechnen, Andere sie weiter gegen N. ausdehnen. Diese Küste befindet sich zum Theil in den Händen der Araber, die Inseln Sansibar, Pemba, Mombas, Lamu, Manda, Mafia und einige kleine Inselchen, sowie einzelne schmale Küstenstreifen zwischen $0\frac{1}{2}$ und $10\frac{1}{2}^{0}$ s. Br., doch nicht etwa die ganze Küste zwischen diesen angegebenen Breiten, sondern immer nur einzelne Theile an der Küste sind den Arabern, welche unter dem Sultan von Sansibar stehen oder seine Oberhoheit anerkennen, unterworfen.

Die letztjährige Geschichte dieser Küste, sagt Dr. Kersten*), ist mit der Geschichte von Oman, dem nach Nordosten gerichteten südlichen Horne Arabiens, innig verknüpft, nicht nur durch friedliche Beziehungen zwischen den Bewohnern beider Länder, sondern auch durch thätige Eingriffe des Imahme (gewöhnlich schreibt man Imam) von Oman (oder Maskat) in die Geschicke Ostafrikas und durch den gemeinsamen Ursprung beider Herrscherhäuser. So unerquicklich diese Geschichte in ihren Einzelnheiten auch sein mag, im Ganzen genommen ist sie höchst anziehend und lehrreich. Sie führt uns ein tapferes Volk vor, welches mit Zähigkeit und Heldenmuth Jahrhunderte lang gegen übermächtige Unterdrücker, die Portugiesen, ankämpfte, die errungene Unabhängigkeit durch Jahrzehnte gegen die weit und breit gefürchteten Herrscher von Maskat vertheidigte, endlich aber doch durch Uneinigkeit und innere Streitigkeiten seinen Untergang fand.

Sultan ben Sef von Oman vertrieb die Portugiesen 1658 aus Maskat und sandte im Jahre 1698 eine Flotte nach Ostafrika, eroberte Mombas, gewann Sansibar und Kiloa und drang vielleicht sogar bis Mosambique vor. Die Eingeborenen jauchzten dem Sieger zu; des langen Druckes müde erhoben sie sich und tödteten und vertrieben ihre weißen Peiniger allerwärts, so daß vom Cap Gardafui an bis zum Cap Delgado herab bald kein Portugiese mehr zu finden war. So kam die Küste unter den Schutz der Fürsten von Oman.

Im Jahre 1728 gelang es den Portugiesen, die Küste von Kiloa bis Patta wieder zu erobern. Aufs Neue rief man die Maskater zu Hülfe

*) Karl Claus von der Deckens Reisen in Ostafrika in den Jahren 1859 und 1861. Bearbeitet von Otto Kersten, früherem Mitgliede der Deckenschen Expedition. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung 1869.

Ein in jeder Beziehung vorzügliches Werk, das beste und bedeutendste, was in der Neuzeit über Afrika erschienen ist.

und abermals wurden die Portugiesen 1740 vertrieben. 1744 gelang es dem Statthalter von Sohar in Oman die bisherige Herrscherfamilie zu verdrängen und sich zum Sultan von Oman zu machen, und als der Statthalter von Mombas, Mohammed ben Osman, die Erhebung seines früheren Standesgenossen erfuhr, erklärte er sich unabhängig. Achmed ben Said aber, der neue Sultan, ließ ihn ermorden. Der Kampf zwischen den streitenden Parteien währte zum großen Unglück der Küstenbewohner, bis es Seid Said gelang, die Herrschaft über die Ostküste Afrikas zu erlangen. Nach dem Tode Said 1856 zerfiel sein Reich in eine arabische Hälfte unter Seid Suëni und in eine afrikanische unter Seid Madschid. 1859 drohete Seid Suëni seinen Bruder von Sansibar zu verdrängen, um das ganze Gebiet zu einem Reiche wieder zu vereinigen. Der fremde Handel, d. h. der Handel der Europäer, würde durch einen Krieg bedeutend geschädigt worden sein, und so brachte England eine Vermittlung zu Stande, nach welcher Seid Madschid 40,000 Dollars alle Jahre als Entschädigung zahlen mußte. Bis zum Tode des Seid Suëni 1866 ist diese Summe regelmäßig gezahlt worden.

Die Grenzen des Reiches von Seid Madschid sind ebenso unbestimmbar als die Grenzen seiner Macht. Er ist nicht einmal über seine Insel Sansibar unbedingter Herrscher, hier theilt er die Gewalt mit Muniemku, dem Haupte der Mukadim (oder dessen Nachfolgern). Seine Stütze bildet nicht seine Heeresmacht, sondern der Einfluß der Briten.

Das Land, nicht nur die Küste, sondern das Innere des Landes ist neben englischen Forschern besonders von Deutschen bereist und doch ist unsere Kunde immer noch mangelhaft genug. Die größten Verdienste um die Erforschung der Ostküste Afrikas hat unstreitig der unglückliche Baron von der Decken, welcher 1865 bei der Stadt Berbera am Juba ermordet wurde.

Als die Nachricht von Schneebergen, welche die deutschen Missionäre Krapf und Rebmann unter dem Aequator gesehen hätten, nach Europa gelangte, wurde vielfach darüber gespöttelt. Im Jahre 1862 ist der eine Schneeberg, der Kilimandscharo*), zum zweiten Male vom Baron von der Decken bestiegen worden. Auf dieser Expedition begleitete den Baron Dr. O. Kersten, der Berg wurde gemessen und es ergab sich eine Höhe von 18,700′ über der Meeresfläche. Zwei Gipfel krönen die Kilimandscharo-Gruppe, im Westen ein prachtvoller, mit blendend weißer Schneekappe bedeckter Dom, im Osten eine 2500 Fuß niedrigere, schroffe Masse jäh abfallender Riesenpfeiler und Säulen, beide durch einen langgeschweiften Sattel verbunden. Der Kilimandscharo ist der Vorposten einer Anzahl ähnlicher, vielleicht noch höherer Schneeberge, welche sich bis nördlich vom Aequator hinziehen. Ein zweiter uns dem Namen nach durch Krapf bekannt gewordener, ist der Kenia. Es ist möglich, daß wir in dieser höchsten Gebirgsgruppe Afrikas die „Lunaе Montes, die Mond-

---

*) Man erklärt den Namen aus der Zusammensetzung von Kilima, Berg, und Ndscharo oder Dscharo; er bedeutet entweder „Berg oder Größe“ d. h. großer Berg, oder Berg der Karavanen, welcher weithin sichtbar ist und den Reisenden als Wegweiser dient.

gebirge" wiederfinden. **Ptolemäus** sagt: die Seen des Nil nehmen das Schneewasser der Mondberge auf. Nordwestlich vom Kilimandscharo treffen wir die großen Seen, den Ukerewe u. A., welche wir früher schon besprochen, es ist also sehr wahrscheinlich, daß später Reisende die Angabe des Ptolemäus bestätigen werden.

Wie wir die nähere Kenntniß des höchsten Berges von Afrika dem Baron von der Decken zu danken haben, so hat er uns auch mit dem größten Fluß, welcher an der Küste Sansibar den Indischen Ocean erreicht, auf einer Strecke von 400 Meilen bekannt gemacht — mit dem **Juba**. Von dem Lagerplatz der Deckenschen Expedition unter $3\frac{1}{2}^0$ n. Br. bis zur Mündung ca. $0\frac{1}{4}^0$ s. Br. nimmt der Fluß, seine Krümmungen abgerechnet, einen südlichen Lauf, den oberen Juba kennt man noch nicht. Der Fluß bildet die Grenze zweier Völkerschaften, welche in bitterer Feindschaft leben und das mag der Grund sein, weshalb er als Verkehrsstraße nicht benutzt wird. Oestlich vom Fluß wohnen die Somalistämme, westlich die Gallastämme. Im Monat Juni erreicht der Fluß den höchsten Wasserstand. Nilpferde (Hippopotamus) und Krokodile sind sehr zahlreich vorhanden.

Andere Flüsse sind der Scheri, der Dana, der Ozi, der Sabacki, der Rufu oder Lufu (Pangani), der Rufidschi und der beim Cap Delgado mündende Rovuma. Die letztgenannten Flüsse haben keinen sehr langen Lauf, sie entstehen entweder an dem der Küste nicht allzufern liegenden Hochgebirge oder auf dem Terrassenlande, das zwischen beiden sich ausbreitet.

Unter den Völkern der Ostküste Afrikas nehmen die Gallas die erste Stelle ein. Unter der Protection dieser begabtesten unter den Schwarzen hat sich zwischen dem 1—3° s. Br. ein Freistaat bilden können.

Der wackere und beherzte ehemalige Begleiter des Baron von der Decken, R. **Brenner**, hat im Jahre 1866—1867 einen großen Theil der Ostküste Afrikas bereist, und ihm verdanken wir die ersten Nachrichten von diesem Freistaat.

In der fruchtbaren Gegend des Landes, die von den Flüssen Ozi und Mogogni durchströmt wird, ist seit 1860 unter der energischen Leitung des von den Arabern geächteten früheren Patta-Fürsten, Fumo Lotti, das Reich **Witu** entstanden.

Brenner sagt: Witu ist das blühendste und am besten cultivirte Land, das wir an der Ostküste kennen gelernt haben. Trotz der aus allen Weltgegenden zusammengeströmten Bevölkerung bietet es in politischer Beziehung ein erfreuliches Bild dar, und man kann es immerhin als ein lebensvolles Zeichen von hoher Bedeutung für Afrika ansehen, „daß hier an der Grenze der durch Sclaverei entvölkerten Gegenden, ein Freistaat ohne alle philantropischen Bemühungen der Europäer und ohne Mitwirkung ihrer Kriegsschiffe entstehen konnte, der alle Merkmale eines frischen, kräftigen Lebens zeigt."

Binnen wenigen Jahren sammelten sich hier alle von den Arabern politisch Geächteten und Verfolgten, die Reste von Volksstämmen, die in ihrer Heimath durch Sclavenhandel decimirt waren, und viele Tausende von ent-

laufenen Sclaven begaben sich unter den Schutz des Löwen*) (Zimba) und fanden hier eine neue glücklichere Heimath.

Die Anzahl der in Witu angesiedelten früheren Sclaven betrug (1867) 10,000 Mann. Alle den Freistaat betretenden Sclaven sind frei, werden aber doch mit Energie und Strenge an Gehorsam, Ordnung und Arbeit in ihrem eigenen Interesse gewöhnt.

Neue Ankömmlinge werden dem Sultan vorgestellt und alsdann auf die im Lande zerstreut liegenden Plantagen und Weiler vertheilt.

In jeder dieser kleinen Colonien regiert ein Landsmann des Sultan als Dschemmedar (militärischer Gouverneur) und ihm zur Seite steht ein alter ehrbarer Neger oder Waboni als Msee (Aeltester und Richter).

Wegen der Feindschaft mit den Arabern fehlt es natürlich an Absatzquellen, und um die werthvolleren Gegenstände, welche einen weiten Transport vertragen können, wie Elfenbein, Kopal, Sesamöl, Nelken und Baumwolle von ausgezeichneter Qualität, werden durch Vermittlung der Wapokomoneger nach der Küste hin abgesetzt.

Das Auftreten des Sultan Zimba im Lande der südlichen Galla und das Erstehen eines Freistaates ist eine seltsame Erscheinung und von tief eingreifender Wirkung für die Verhältnisse der Ostküste. Dieser einzelne Mann hat dem Sclavenhandel schon mehr Abbruch gethan, als das ganze englische Kreuzergeschwader im Indischen Ocean.

Die wichtigsten Orte an der Küste und auf den Inseln sind:

Sansibar auf der Insel gleichen Namens unter 6° 9′ 36″ südlicher Breite und 39° 14′ 31″ östl. Länge von Greenwich gelegen, ist unstreitig der bedeutendste und wichtigste Ort an der ganzen Ostküste von Afrika. Wer sich ein frisches lebensvolles Bild von der Stadt und dem regen Treiben in derselben verschaffen will, der lese Deckens Reisen von O. Kersten. Die Stadt hat viele stattliche Gebäude, namentlich der Stadttheil, in welchem die Europäer wohnen, hier sind auch die Straßen sauber. Die Einwohnerzahl wird auf 60,000 angegeben, beim Nordost-Monsun kommen viele Fremde hinzu.

Nördlich von der Insel Sansibar liegt die paradiesische Insel Pemba, mit dem Hauptort Tschaka (auch Schackschack). An der Küste liegen: Melinda, Mombas, auf einer kleinen Koralleninsel, dem Festlande ganz nahe. Die Stadt hat einen guten Hafen und etwa 6000 Einw. Nordwestlich von Mombas auf dem Festlande, im Lande der Wanika, liegt die Missionsstation Rabbai Mpia, welche von deutschen Missionären angelegt. Krapf und Rebmann waren hier die Gründer der Station. Kiloa, auch Kilwa oder wie die Eingeborenen sagen, Kitofu, liegt etwa unter 8° 57′ s. Br. an der Küste des Festlandes. Der Ort bildet den Mittelpunkt des Handels zwischen Sansibar und Mosambique. A. Roscher und später von der Decken versuchten es von diesem Punkte aus in das Innere von Afrika einzudringen. Kiloa Kissiwani ist die ältere der beiden Städte, die 14 Seemeilen nördlich von diesem Kiloa liegende Stadt heißt Kiloa Kibendsche, sie soll in ihrer Blüthezeit 300 Moscheen gezählt haben, gegenwärtig besteht sie nur aus einer Anzahl von Hütten, welche von höchstens 10 wohnlichen

---

*) Sultan Mahmud Fumo Lotti, genannt Zimba, der Löwe.

Steinhäusern überragt werden. Bagamoyo, ein kleiner Küstenort, südwestlich von Sansibar auf dem Festlande. Von hieraus drangen Burton und Speke zu den inneren afrikanischen Seen vor.

Nördlich vom Aequator im Lande der Somali sind noch folgende Städte zu nennen. Brawa (Barawa), eine der wichtigsten Städte an der Küste, einst im Besitz der Portugiesen. Sie treibt nach dortigen Begriffen ausgedehnten Handel und mag 3000 Einw. zählen. Uns Deutschen ist der Ort besonders bekannter geworden durch den Aufenthalt des Herrn R. Brenner, der im November 1866 hier landete und von hieraus die Nachforschungen über das traurige Ereigniß der Ermordung des Baron von der Decken mit Erfolg betrieben hat. Makdischa (Magdoscho), Marka, zwei Hafenplätze, 1853 von Krapf besucht.

5. Von hier aus bis zum Vorgebirge Guardafui und zum Golf von Aden erstreckt sich eine öde und unbewohnte Wüste, welche man auch wohl die Küste Ajan nennt und die wegen der Stürme schwer zu untersuchen ist. Gegen Guardafui erhebt sich das Land zum Gebirge, dessen nordöstlicher Punkt eben Cap Guardafui ist; ein westlicher Vorsprung dieses Vorgebirges ist Cap Felix. Von Cap Guardafui bis zur Meerenge Bab el Mandeb ist die Küste, welche Adel genannt wird, von einem Handelsvolke, den Somalis oder Samalis, bewohnt, welche, in zahlreiche unabhängige Stämme zerfallen, sich bis nach Habesch erstrecken und bedeutenden Handel sowohl mit dem Innern Afrikas als mit Arabien treiben; ihr Hauptort an der Küste ist Berbera, wo besonders viel Kaffee ausgeführt wird; den Handel betreiben hier ausschließlich Banianen. Obgleich dies Volk schwarz ist und Wollhaar hat, so unterscheidet es sich doch durch eine edlere Gesichtsbildung von den Negern. — Das Innere des Landes ist fast ganz unbekannt, und wird von den Völkerschaften der Gallas bewohnt. Die Insel Sokotora am Cap Guardafui hatten die Engländer eine Zeit lang besetzt, haben sie aber wieder aufgegeben.

XII. Das Innere von Afrika.

Wir sind bisher den Küsten dieses Welttheils gefolgt, und selbst wenn wir die Sahara mit zu den bekannten Ländern zählen, nur etwa bis zum 10. Grade von N. her eingedrungen; von O., W. und S. her aber konnten wir den schmalen Küstenstreifen meist nur wenige Meilen überschreiten. Alles nun, was die bisher beschriebenen Länder umschließen, ein Raum von mehr als 50,000, und wenn wir das Innere Süd-Afrikas mitrechnen, von mehr als 200,000 □M., ist ein fast gänzlich unbekanntes Land, welches größtentheils noch nie von dem Fuße eines Europäers betreten ward; Ungesundheit des Klimas, Fanatismus und Raubsucht der Einwohner haben jedes Bereisen desselben bisher sehr erschwert. Viele Europäer, welche es versucht, diese Gegenden zu erforschen, sind das Opfer ihrer Unternehmung geworden: so Mungo Park, welcher, nachdem er Timbuktu erreicht und den Niger beschifft, auf diesem Flusse im Schiffbruch umkam; nach ihm Denham, Clapperton, Laing. Glücklicher waren die Franzosen Mollien, welcher aber nur die Quellen des Senegal und des Niger berührte, und Caillié, welcher selbst in Timbuktu war. Die neuesten und bedeutendsten Nachrichten verdanken wir noch den Brüdern Lander, von welchen der eine, Richard Lander, auf einer Entdeckungsreise vermittelst Dampfschiffe auf dem Quorra (Dschioliba oder Niger) den Tod gefunden hat, besonders Heinrich Barth, Vogel, Rohlfs, Livingstone u. a. Alle diese Reisen haben uns indeß nur noch ein sehr unvollständiges Bild von dem Innern Afrikas gegeben. Die Gegenden etwa zwischen 10 und 15° n. Br. werden unter dem Namen Sudan, auch wohl Nigritien (d. i. Land der Schwarzen), begriffen; es besteht aus dem nördlichen Theile der noch wenig bekannten Gebirgslandschaften von Ober-Guinea und senkt sich allmälig zur Sahara herab. Die westlichsten Theile dieser Gegenden gehören noch dem Gebirgslande der Mandingos an, wo der Senegal, der Gambia und der Niger ihre Quellen haben; weiter südlich, etwa unter dem 10° n. Br., soll ein noch höheres, zum Theil mit Schnee bedecktes Gebirge, das Kong-Gebirge, sich befinden. Verfolgen wir den Lauf des Niger, hier Dschioliba, von seinen Quellen im Lande Sangaran nach Osten zu, so treffen wir zuerst das goldreiche Ländchen Bure; dann, noch auf dem östlichen Abhange der Mandingo-Gebirge, die beiden Negerreiche Ober- und Nieder-Bambarra, mit den Hauptorten Sego und Dschenne, auf einer Insel des Dschioliba; und die Handelsplätze Bammaku, Jamina und San-

sanding, sämmtlich am Niger. Weiter östlich jenseit des Sees Debo liegt das Reich Timbuktu, mit der Hauptstadt gleichen Namens, unter 17½° n. Br., über eine Meile nördlich vom Niger, in einer Sandwüste; am Flusse selbst liegt der Hafen Kabara. Dies lange gesuchte Timbuktu (Tumbutu) ist eine offene Stadt, die aus Lehm- und steinernen Häusern besteht, einige Moscheen und nach Dr. Barth's*) Schätzung 20,000 Einw. hat, bald vom Sultan von Sego, bald von den Fellatas, bald von den räuberischen Tuariks bedroht und erobert (jetzt steht es unter der Herrschaft von Dschennie); allein der Platz ist, ungeachtet er jetzt an Bedeutung verloren, noch immer als der Zielpunkt fast aller Karavanen aus NW.-Afrika von großer Wichtigkeit und die Bewohner sind durch ihre Thätigkeit berühmt. Diese Karavanen bringen Salz, Taback, Opium, Pulver, Blei, Flinten, Leinwand, feine Tücher, Seidenwaaren, Messer, Schwerter und andere Eisenwaaren, und empfangen dafür Goldstaub, Elfenbein, Sclaven, Gummi, Straußfedern und Guru-Nüsse, eine in ganz Afrika gesuchte Frucht, deren bitterlicher Geschmack dazu dient, das brackige Wasser zu verbessern.

Da Timbuktu besonders als Handelsstadt Beachtung verdient, so haben die Berichte des Doctor Barth über die commerziellen Verhältnisse dieser Wüstenstadt besonderes Interesse, wir gestatten uns deshalb, hier das Wesentliche folgen zu lassen. „Der Hauptzug, welcher den Markt Timbuktus von demjenigen Kanōs unterscheidet", sagt Barth, „ist der Umstand, daß Timbuktu keineswegs ein producirender Platz ist, während das Haussa-Emporium vollkommen verdient, als solches betrachtet zu werden. Fast das ganze Leben der Stadt ist auf fremden Handel basirt, der infolge der großen nördlichen Biegung des Flusses hier den günstigsten Punkt zum Verkehr findet, während zugleich der herrliche Strom die Anwohner in den Stand setzt, sich mit allen ihren Bedürfnissen von außen zu versehen; denn einheimisches Korn wird hier nicht in gehöriger Menge gebaut, um auch nur einen kleinen Theil der Bevölkerung zu versorgen, und fast alle Lebensmittel werden zu Wasser von Ssan-ssándi und der Nachbarschaft eingeführt."

Die einzigen blühenden Gewerke beschränken sich auf das Handwerk des Grobschmieds und auf Lederarbeit. Von einer Industrie Timbuktus kann also kaum die Rede sein.

Der auswärtige Handel hat vornehmlich drei große Straßen: erstens den Handelsweg am Flusse entlang von Südwesten her (denn weiter abwärts am Flusse giebt es heutzutage kaum irgendwelchen Handel), der die von verschiedenen Punkten ausgehenden Radien zusammenfaßt, und zwei Straßen von Norden her, diejenige von Marokko auf der einen Seite und die von Ghadāmes auf der anderen. In diesem gesammten Handel bildet Gold den Hauptartikel, wiewohl der Gesammtbetrag des von Timbuktu ausgeführten edlen Metalls dem Anscheine nach, wenn nach europäischem Maßstabe gemessen, nur gering ist. Wahrscheinlich übersteigt er im Durchschnitt

*) Glücklicher Weise hatte er sich die Gunst des daselbst befindlichen Scheikhs zu erwerben gewußt. Auf dessen Rath gab er sich, zum Schutz gegen den Fanatismus der Bewohner, für einen Gesandten des Groß-Sultans in Constantinopel aus und hielt als solcher im Jahre 1853 einen feierlichen Einzug in diesen Centralmarktplatz Afrikas, der als solcher die „Königin der Wüste" genannt wird.

nicht 150—200,000 preußische Thaler*), „wenigstens zur Zeit meiner Reise", sagt Barth, „wo allerdings alle diese Länder gerade in sehr gedrücktem Zustande waren". Das Gold wird entweder von Bambūk oder von Būre gebracht, aber von ersterem Platz in größerer Menge. Das Gold aus dem Lande der Wangaraua erreicht den Markt von Timbuktu nicht, sondern wird jetzt allem Anscheine nach zum größten Theile direct nach jener Gegend der südlichen Küste ausgeführt, welche aus diesem Grunde die Goldküste genannt wird; in früheren Zeiten nahm es seinen Weg über Mango nach Gogo und auch jetzt noch geht ein kleiner Theil nach Kanō. Das Gold von Bambūk ist von gelber Farbe, das von Būre etwas weißlich und das von Wángara hat eine grünliche Farbe. Der größte Theil des Goldes wird, wie Barth glaubt, in Ringen und nicht als Goldstaub in die Stadt gebracht. „Der nächste Artikel, welcher einen der hauptsächlichsten Handelsgegenstände in Timbuktu abgiebt, ist Salz, und dieses bildet zugleich mit Gold seit den ältesten Zeiten längs des ganzen Nigerlaufs den Hauptgegenstand des Austausches. Dieses Salz wird heutzutage von Taōdénni gebracht, einem Orte, dessen Lage nach Caillié's Reise mit ziemlicher Sicherheit angesetzt werden kann und dessen Minen, wie wir von Ahmed Bābā wissen, seit dem Jahre 1596 bearbeitet worden sind, wo die früheren Minen von Teghasa, die einige 70 Meilen weiter nördlich lagen, aufgegeben wurden. Diese Salzgruben von Teghasa waren wahrscheinlich seit sehr alten Zeiten bekannt geworden, wenigstens schon vor dem elften Jahrhundert."

Das Salz in Taōdénni, welches einen sehr ausgedehnten Landstrich in der Landschaft El Djōf bedeckt, besteht aus fünf Schichten, von denen die vierte die gesuchteste ist. Der Boden, welcher das Salz enthält, wird vom Káïd (d. i. Amtmann), der hier seinen Sitz hat, in kleinen Strecken an die Salzkaufleute zum Graben überlassen, und er erhebt von jeder Grube den Fünften, während das übrige den Kaufleuten als Eigenthum zufällt.

Das Salz wird in Stücken von 3 Fuß 5 Zoll Länge, 13 Zoll Höhe und 2½ Zoll Dicke ausgegraben. Das Gewicht der Stücke, die natürlicherweise nicht immer gleich groß sind, schwankt zwischen 50 und 65 Pfund.

Der Salzhandel in größerem Maßstabe, so weit er Timbuktu betrifft, wird vermittelst der Túrkedī betrieben (d. i. des in Kanō verfertigten Baumwollenzeugs für Frauenkleidung). Die Kaufleute von Ghadāmes tauschen auf dem Markte von Arauān sechs Túrkedī oder wie sie hier genannt werden „Mélhafa" gegen neun Salzsteine — „Hadjra" oder „Ruß" — ein, unter der Bedingung, daß die Araber das Salz selbst auf den Markt bringen, oder dieselbe Anzahl Túrkedīs gegen zwölf „Ruß", wenn die Kaufleute die Fracht der Waare von Taōdénni nach Arauān selbst übernehmen. „Wenn dann diese Leute das so erhandelte Salz selbst nach Timbuktu schaffen, verkaufen sie acht Salzsteine für sechs Mithkāl Gold, wenn sie aber das Salz nach Ssan-ssándi bringen, erhalten sie für jeden Stein zwei Mithkāl."

---

*) Gråberg de Hemsö schätzt die Ausfuhr von Marokko-Erzeugnissen nach dem Sudan auf 1 Million Doll. und die Einfuhr aus dem Sudan nach Marokko auf 3—4 Millionen („Specchio di Morocco" 2c., S. 146).

Die Unkosten der Reise den Fluß aufwärts kommen durch das Umladen der Fracht und die Entrichtung des Zehnten an die Fulbe etwa auf 33 Proc. des ganzen Werthes der Waare. So sind denn von je sechs Salzstücken, die nach Ssan-ssándi geschafft werden, zwei erforderlich, um die Unkosten des Transports zu decken. Betrachtet man den ganzen Gang dieses eigenthümlichen Tauschhandels, so findet man, daß jede in Kanō für ungefähr 1800 Muscheln gekaufte Túrkedī bei ihrem Verkauf in Ssan-ssándi zwei Mithkāl Gold und in Timbuktu 1 – 1 1/8 Mithkāl *) einbringt. Noch ist zu bemerken, daß Timbuktu erst seit dem Verfalle von Walāta zum Mittelpunkte des Salzhandels geworden ist.

Der dritte Handelsartikel des Marktes von Timbuktu ist die Gūro- oder Kōlanuß. Diese Nuß ersetzt den Sudanesen den Kaffee, den sie übrigens leicht in weiter Ausdehnung anbauen könnten; denn die Kaffeepflanze scheint in vielen Gegenden des Sudan einheimisch zu sein. Die Gūronuß, welche auf den Markt von Timbuktu kommt, wird aus den Provinzen von Tangrēra und von Teute und Kāni eingeführt; diejenige dagegen, welche auf den Markt von Kanō gelangt, kommt aus der nördlichen Provinz Assántis. Die Bäume, welche diese Nüsse liefern, sind Sterculia acuminata und S. macrocarpa. Der erstere liefert die rothe, der zweite die größere und weiße Kōlanuß. Der Preis einer Nuß schwankt in Timbuktu je nach ihrer Größe und Güte und nach der Jahreszeit zwischen zehn und hundert Muscheln. Sie bilden stets einen Luxusartikel, so daß sie an großen Festtagen von den reichen Städtern sogar als Almosen unter die Leute vertheilt werden.

Ueber die Menge von Reis, Negerkorn, vegetabilischer Butter („maikadéña“) ist der Reisende außer Stande, nähere Mittheilungen zu geben.

Für europäische Manufacturen ist die Straße von Marokko noch immer die bedeutendste, namentlich für gewisse Artikel, wie z. B. rothes Tuch, Matratzen, Leibbinden, Spiegel, Messer, Taback; Calico dagegen wird auch über Ghadāmes eingeführt und zwar in neuester Zeit in großer Menge. Alle Messerschmiedewaaren in Timbuktu sind englischen Fabrikats; die so weit ins Innere gehenden steirischen Rasirmesser sucht man hier vergebens. Im Allgemeinen übertrifft der Markt von Timbuktu den von Kanō in der Güte seiner Waaren nicht, aber an Menge. Taback und Datteln bilden den Hauptartikel der Einfuhr von Tauāt.

Der weitere südöstliche Lauf des Niger ist uns durch Barth zum Theil erschlossen; von Bussa, unter 10° n. Br., wo Mungo Park seinen Tod fand, bis zu seiner Mündung ist er durch die Brüder Lander einigermaßen bekannt. Sie fanden an seinen Ufern eine Menge kleiner Negerstaaten, wie die von Borgu, worin Kiama, rechts vom Niger, die bedeutendste Handelsstadt ist; das mächtige Jauri, Wawa, Nyffe, worin Rabba

*) Es giebt im Sudan verschiedene Arten von Mithkāl, von Agades, Timbuktu, Mango (dem Mandingo-Wohnorte zwischen Yéndi und dem Niger). Von diesem ist der Mithkāl von Agades der kleinste. Der Mithkāl von Timbuktu enthält das Gewicht von 24 Körnern des Charūbenbaums oder 96 Weizenkörnern und entspricht dem Werthe von 3—4000 Muscheln. Verglichen mit europäischen Werthverhältnissen wird 1 Mithkāl von Timbuktu etwas mehr als 5 Frs. werth sein.

am Quorra der große Stapelplatz für den Handel des Sudan ist; Jarriba, einer der Hauptstaaten in Sudan, wovon Dahomey ꝛc. abhängen, mit der Stadt Eyeo oder Katunga; Fanda, dessen gleichnamige Hauptstadt 60,000 betriebsame Einwohner zählen soll; alle mehr oder weniger von den kriegerischen, östlich wohnenden Fellatas bedrängt, welche hier die Rolle der Aschantis zu spielen scheinen. Die Fellatas oder Fulahs, deren Hauptsitz das Reich Haussa, unter 12 bis 14° n. Br., scheinen ein noch unbekanntes Gebirgsland im Becken des Tsad-Sees und im Gebiet des Quorra zu bewohnen; sie sind keine Neger, sondern scheinen aus einer Mischung von Mauren und Negern entstanden zu sein, und sind eifrige Muhammedaner. Ihre Hauptstädte sind: Sakkatu (Sokoto), eine neue Stadt an einem sich in den Quorra ergießenden Flusse, vier Tagereisen von diesem entfernt, mit 20,000 Einw. (Clapperton, † 17. April 1827); Kano, ein stark bevölkerter, wichtiger Handelsplatz, mit 30,000 Einw.; Katschena, welches sehr an Bedeutung und Bevölkerung verloren hat; Zarija, die Hauptstadt des Reiches Zegzeg, eine neu erbaute Stadt der Fellatas, mit 30,000 Einw. — Die weiter östlich gelegenen Theile von Sudan, zwischen 27 und 40° ö. Lg. und 9 bis 17° n. Br., sind: Bornu, Kanem Bagirmi und Wadai. Die tiefste Einsenkung all dieser Reiche bildet das große Becken des Sumpfsees, den man unter dem Namen Tsad-See kennt. Der See liegt nach Vogel's Bestimmung 800′ über dem Niveau des Mittelländischen Meeres. Sein bedeutendster Zufluß ist der Schari, der in seinem unteren Laufe die Grenze zwischen Bornu und Bagirmi bildet, Oberlauf und Quelle kennt man noch nicht. Andere Flüsse, welche sich von Westen her in den Tsad ergießen, sind der Jeu und Komadugu. An seinen Ufern kennt man mehrere Reiche, so im N. das noch zur Wüste gehörende Land Kanem; im W. das Reich Bornu mit den ziemlich volkreichen Städten Birnie oder Neu-Bornu (Alt-Bornu, am Jeu, war früher die Hauptstadt und zählte 200,000 Einw., ist aber jetzt ganz verfallen); Kuka,*) eine neue Stadt und Residenz des Sultans, und

---

*) Die Stadt Kuka, Hauptstadt des Reiches Bornu, hat für uns Deutschen ein besonderes Interesse, denn hier lebten Barth und Overweg, Vogel, M. v. Beurmann und G. Rohlfs. Alle diese braven und wissensdurstigen Forscher haben die Gastfreundschaft des Fürsten dieses Landes genossen.

H. Barth sagt von dem Regenten des Reichs Bornu, dem der König Wilhelm von Preußen in gerechter Würdigung der Verdienste, welche dieser Mohammedaner sich erworben, indem er die oben genannten Deutschen unterstützte und beschützte, eine Anzahl von Geschenken sandte. „Ich fand in dem Herrscher von Bornu, Omar, dem ältesten Sohne Mohammed's el Kanemi, einen höchst einfachen und wohlwollenden und selbst aufgeweckten Mann; er war damals (1850) 36 Jahre alt. Seine Züge waren regelmäßig und angenehm, nur etwas zu abgerundet, um den vollen Ausdruck männlicher Energie zu haben. Auffallend aber war mir seine schwarze Hautfarbe, denn sie war von einem so dunklen und glänzenden Schwarz, wie man selten in Bornu gewahrt. Es mochte dies wohl ein Erbstück seiner Mutter sein, einer Prinzessin von Bagirmi."

Um nicht aus den uns gesteckten Grenzen herauszutreten, müssen wir auch hier wieder den Wißbegierigen auf einige Werke aufmerksam machen, welche ihm weitere Belehrung schaffen, für welche uns hier der Raum mangelt. — Die Geschichte Bornus und einiger Völker und Staaten des Sudan, welche sehr interessant und belehrend, finden wir in H. Barths Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-

Angornu, am See selbst, mit über 30,000 Einw. Im Süden das Reich Mandara, mit der Hauptstadt Mora.

Doctor H. Barth und auch Vogel haben das Land besucht, und diesen beiden Reisenden verdanken wir einige Nachrichten über dasselbe, namentlich Barth.

Bagirmi liegt südöstlich vom Tsad-See, im Norden und Osten wird es von Wadai, im Westen von Bornu und dem Pullo-Reiche begrenzt, während es im Süden an die unabhängigen Heiden-Stämme sich anlehnt.

Das ganze Land, so weit es das eigentliche Bagirmi bildet, besteht aus einer flachen Ebene mit einer unmerklichen Abdachung nach Norden und einer Erhebung über das Meeresniveau von ungefähr 950′; der östliche Theil auf der Grenze nach Wadai zu scheint gebirgig zu sein. Der Boden Bagirmis besteht theils aus Thon, theils aus Sand und bringt demgemäß entweder Negerhirse (Pennisetum) oder Sorghum hervor; diese zwei Getreidearten bilden mit ihren verschiedenen Abarten das Hauptnahrungsmittel der Einwohner. Von Rohstoffen für die Industrie gewinnt man Baumwolle und Indigo. Bergbau giebt es gar nicht. Die Gesammtbevölkerung des Landes schätzte Barth auf 1½ Millionen. Das Heer bestand aus 10,000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Reiterei, während die Reiterei von Wadai auf 5- bis 6000 Mann und die von Dar Fur auf etwa 10,000 Mann anzuschlagen ist.

Die Bagirmier sind ein schöner Menschenschlag und im Allgemeinen viel ansehnlicher von Gestalt als die Bewohner von Bornu; die Männer übertreffen letztere an Größe und Muskelkraft, wie auch an Muth und Thatkraft; besonders aber ist der Wuchs der Weiber unvergleichlich vorzüglicher. Die Frauen sind im Allgemeinen wohlgebaut, schlank, haben ebenmäßige Glieder, regelmäßige Züge und einen angenehmen Gesichtsausdruck; einige mit großen, dunklen, schönen Augen könnte man selbst hübsch nennen. Barth lobt ferner das afrikanische Familienleben und sagt: „man weiß in der That in Europa wenig davon, wie freundlich in diesen Ländern Mann und Weib mit einander leben.“

Die Regierung von Bagirmi ist eine unumschränkte Monarchie, welche weder durch ein aristokratisches Element, wie in Bornu, noch durch einen solchen Ministerrath, wie er in den Haussa-Staaten gefunden wird, gemäßigt wird. Der Titel des Herrschers ist „Banga“; der erste nach ihm ist der „Fatscha“, dessen Würde ganz der des Keghamma oder Veziers in Bornu entspricht.

Die gangbaren Münzen in Bagirmi bestehen in Baumwollenstreifen, „Farda“, größere Gegenstände werden mit Hemden bezahlt, deren Werth je nach Größe und Güte von 70 bis 80 Farda wechselt. Muscheln haben

---

Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 — die große Ausgabe in fünf Bdn. und die kleine in zwei Bdn. Gotha, J. Perthes.

Gerhard Rohlfs Reisen durch Nord-Afrika von Tripoli nach Kuka. Ergänzungsheft zu Petermanns Mittheilungen Nr. 25.

Eduard Vogel, der Afrika-Reisende. Nach Originalquellen bearbeitet von Hermann Wagner. Leipzig, O. Spamer.

hier keinen Umlauf, sondern bilden eine Waare für sich als Ausfuhrartikel nach dem Gebiete der Heiden, welche dieselben als Schmuck tragen.

Massena ist die Hauptstadt des Landes, Barth giebt in seinem Reisewerke Beschreibung und Plan dieser Stadt.

Wadai, dieses Sultanat liegt nördlich und östlich von Bagirmi. Viele geographische Handbücher geben dem Staate eine Größe von 4700 □M., da die Grenzen aber gar nicht feststehen, so halten wir es für sehr bedenklich und überflüssig, die Größe nicht nur von Wadai, sondern auch den anderen Sudan-Staaten anzugeben. Das Land selbst kennen wir nur sehr unvollkommen. Im Osten ist es gebirgig, der höchste Berg ist der Kadscheßke und der einzige Fluß, der Batha, welcher in den Fitrisee fließt. Die Bewohner sind theils einheimische, theils eingewanderte Negerstämme, theils arabische Stämme. Sele, der Apostel und erste Beherrscher Wadais, nannte das Reich nach seinem Großvater Woda Wadai. Sein Nachfolger erbauete die Residenz Wara. Hier wurde 1856 Dr. Eduard Vogel ermordet. In Mao, nahe der Grenze von Wadai und Kanem, wurde M. von Beurmann ermordet.

XIII. Die Inseln um Afrika.

Fast alle zu Afrika gehörigen Inseln gehören zur Classe der hohen und gebirgigen; viele davon sind auch vulcanischer Natur. Da die Nordküste dieses Welttheils keine dazu gerechnete größere Inseln hat, so theilt man die Inseln um Afrika gewöhnlich in a) westliche und b) östliche.

a) Westliche Inseln. Hier treffen wir, im N. beginnend:

1. die Azorischen Inseln (auch Western Islands der Engländer). Nur der Gewohnheit folgend, zählen wir diese Inseln zu Afrika, welche man ihrer Lage und ihrem Charakter nach ebenso gut zu Europa rechnen könnte. Die Azoren wurden, der gewöhnlichen Meinung nach, 1432 von dem Portugiesen Gonzalo Velho Cabral zuerst entdeckt, obgleich es wahrscheinlich, daß sie im Alterthum den Karthagern bekannt gewesen; sie erhielten 1449 die ersten Einwohner, und ward 1466 eine niederländische Colonie hier begründet, weshalb die Inseln auch den Namen flandrische Inseln führten; Azoren wurden sie wegen der Menge von Habichten, spanisch Azor, genannt, welche sich bei der Entdeckung hier fanden. Sie liegen zwischen dem 37 und 40° n. Br. und dem 7 und 14° w. Lg. und bilden eine Gruppe von 9 Inseln von 54 □M. Flächeninhalt. Sie sind vulcanischen Ursprungs, wie die Beschaffenheit ihres Bodens und die noch sehr häufigen Erdbeben beweisen. Das Klima ist höchst milde und gesund; nur auf den höchsten Bergen sieht man im Winter Schnee. Der Boden ist überaus fruchtbar und gut angebaut; trefflicher Weizen, alle europäischen Südfrüchte, guter Wein und manche afrikanische Pflanze gedeihen hier, und an Fischen ist großer Reichthum. Das Einzige, was den Inseln fehlt, ist ein guter Hafen, besonders da sie einen Theil des Winters in Nebel gehüllt, ihre Annäherung daher gefährlich und die Brandung an den Ufern fürchterlich ist. Die Zahl der Einwohner mag an 251,000 betragen, meist portugiesischer Abkunft. Der Sclaven sind wenige und sie werden sehr milde behandelt, wie denn überhaupt die Einwohner sich durch Gutmüthigkeit und religiöse Toleranz auszeichnen. Die Inseln sind im Besitz der Portugiesen; doch treiben Engländer vorzugsweise den Handel. Die beiden nordwestlichen, Cuervo (Corvo) und Flores, sind klein und unbedeutend; in der Mitte liegen Fayal und Pico. Fayal, obgleich nicht Sitz der Regierung, ist die bedeutendste, weil sie den besten Hafen dieser Insel besitzt. Sie ist voll hoher Berge, aber äußerst fruchtbar und zählt 27,000 Einw. An der östlichen Seite liegt der Hafen und die Stadt Horta, auch Fayal genannt,

welche nach der See zu durch eine kleine Festung vertheidigt wird, übrigens offen ist. Sie hat viele Kirchen und Klöster; die Häuser sind gut gebaut, aber die Straßen eng und krumm. Rings umher liegen viele hübsche Landhäuser. Die Stadt mag an 8000 Einw. haben, welche sich meistens mit dem Handel beschäftigen. Pico, mit 25,000 Einw., trägt in ihrem westlichen Theile einen an 6700′ hohen Vulcan, wie jeder kegelförmige Berg Pik genannt. Sein Fuß ist mit den schönsten Weinbergen bedeckt, höher folgt eine Waldregion, und der kahle Gipfel trägt im Winter Schnee und Eis. — Oestlicher liegen: Graciosa, mit etwa 12,000 Einw., schönem Weizenboden und Weinbau. Terceira, der Sitz der Regierung; sie ist von steilen Felsen umgeben, sehr fruchtbar, aber häufigen Erdbeben unterworfen. Die Zahl der Einwohner soll auf ihren 10½ □M. 40,000 sein. Die Hauptstadt ist Angra, mit einem Hafen und 18,000 Einw.; sie ist der Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs. — S. Miguel, die schönste und reichste von allen, welche bis 5000′ ansteigt, mit 90,000 Einw. auf 16 □M.; vorzüglich geschätzt sind die hier wachsenden Orangen. Die Insel hat besonders im Furnas-Thale berühmte heiße und kalte Mineralquellen. Die Hauptorte sind Punta Delgada, die größte und reichste Stadt der Azoren, mit 13,000 Einw., und Ribeira grande, mit 18,000 Einw. In der Nähe sind öfter Inseln aus dem Meere gestiegen, aber wieder verschwunden. — Sta. Maria ist klein, aber sehr fruchtbar; ebenso S. Jorge oder St. Georg.

2. Die Gruppe von Madeira (Insulae purpurariae?), den Portugiesen gehörend; sie besteht aus den beiden Inseln Madeira und Porto Santo und den unbewohnten südlicher liegenden Selvages (die Wilden) und Desertas (die Wüsten). Madeira, unter ½° ö. Lg. und 32½° n. Br., mag etwa 16 □M. mit 103,000 Einw. umfassen. Die ganze Insel besteht aus einem ausgebrannten, etwa 5770 Par. Fuß hohen Vulcan, dem Pico Ruivo, dessen schroffe Abhänge von Gießbächen zerfurcht sind. Bei der Entdeckung 1419 fanden die Portugiesen die Insel unbewohnt und ganz mit Cedernholz bedeckt, daher ihr Name (madeira heißt Bauholz oder Nutzholz). Dies wurde aber zum Behuf des Anbaues so sinnlos verbrannt, daß jetzt kein Waldbaum mehr auf der Insel zu finden; sieben Jahre soll nach den Berichten der Portugiesen das Niederbrennen gedauert haben. Die herrlichsten Südfrüchte haben die Stelle des Holzes eingenommen; vor Allem aber war die Insel dem Weinbau günstig, welcher hier so stark getrieben wurde, daß man jährlich 30,000 Faß zu 240 Maß gewann, wovon etwa die Hälfte nach England ging; der Madeira-Malvasier und der Dry-Madeira (d. h. trockene Madeira, weil er aus den reifsten Trauben gewonnen wurde) waren die besten Sorten. In den letzten Jahren hat die Weinerzeugung in Folge der Traubenkrankheit fast ganz aufgehört. Außerdem werden alle edlen Obstsorten, Ananas und Zuckerrohr angebaut; nur an Getreide ist Mangel, weil die Insel keine Ebenen darbietet. Schädliche Thiere und Insecten kennt man hier nicht; unter den Vierfüßern leben nur Kaninchen und Schweine wild. Das Klima ist außerordentlich schön und die Einwohner des Landes sind stark und gesund, die der Städte weniger, weil sie eine zu träge Lebensweise führen. Bei allem Reichthum der Insel sind die Einwohner, meist portugiesische Ab-

kömmlinge, arm, mit Ausnahme einiger Weinhändler. Der Handel ist größtentheils in den Händen der Engländer. Die Hauptstadt Funchal (funtschal) liegt amphitheatralisch an einer schönen, durch vorspringende Felsen trefflich geschützten Bai auf der Südseite und ist ein viel besuchter Erfrischungsort für alle Ostindienfahrer; die Stadt selbst ist schmutzig, eng und schlecht gebaut, sie hat viele Kirchen und gegen 28,000 Einw.; ein schöner öffentlicher Spaziergang, mit Orangerie bepflanzt, befindet sich bei der Wohnung des portugiesischen Gouverneurs. — Nördlicher liegt die kleine Insel Porto Santo, mit 1800 Einwohnern; sie ist reich an wilden Rebhühnern.

3. Die canarischen Inseln, welche aus sieben Hauptinseln und sechs kleineren Eilanden bestehen, liegen zwischen $^1/_2$° w. und 4 $^1/_2$° ö. Lg. und vom 27 $^3/_4$ bis 29° n. Br. und haben auf 161 □M. über 260,000 Einw. Sie waren den Alten unter dem Namen der glückseligen Inseln (Insulae fortunatae oder Hesperidum) bekannt, und da die Insel Ferro, die westlichste dieser Gruppe, zugleich die äußerste westliche Grenze der Erdkenntniß der Alten ausmachte, so wurde der Meridian dieser Insel als der erste gezählt. Sie sind ganz vulcanischer Natur, haben einige noch rauchende Vulcane und leiden zuweilen von Erdbeben. Das Klima derselben rechtfertigt zwar ihren alten Namen; indeß leiden sie häufig durch höchst gewaltsame Regengüsse und Stürme. Die Ostseite dieser Inseln, dem aus Afrika herüberwehenden glühenden Winde ausgesetzt, ist meist dürr und verbrannt; nicht selten sind auch Alles verheerende Heuschreckenschwärme; die Nord- und Westseite dagegen ist anmuthig. Der Boden, obgleich meist aus Lava bestehend, ist, wo er des Anbaues fähig, überaus fruchtbar an Getreide, Südfrüchten und edlem Wein, unter dem Namen Canarien-Sect bekannt. Unter den Vögeln zeichnet sich durch Gesang und Gefieder die bekannte Zeisigart (Fringilla canaria) aus, die man von diesen Inseln Canarienvögel nennt. Dieselben haben aber hier nicht, wie in Europa, ein gelbes, sondern ein graugrünes Gefieder. Ferner sind noch unter den Producten Soda und Orseille, ein Farbstoff, der aus einer Flechte (Roccella tinctoria) gewonnen wird, und seit 1831 auch Cochenille zu nennen.

Diese Inseln, obwohl den Alten schon bekannt, blieben dennoch im Mittelalter lange Zeit vergessen, und als die Kunde von ihnen im 14. Jahrhundert wieder erwachte, strebten spanische und französische Abenteurer nach ihrem Besitz. Don Louis de la Cerda, mit dem Königshause von Frankreich verwandt, erhielt 1344 vom Papst Clemens VI. diese Inseln unter dem Titel eines Königreichs zum Geschenk, kam aber nie dahin. Später schenkten sie die Päpste den Spaniern, deren erste Versuche der Besitznahme tapfer zurückgeschlagen wurden. Glücklicher war ein französischer Abenteurer, ein Herr von Bethencourt, welcher in Verbindung mit Normännern und Spaniern 1402 auf Lancerota landete und 1405 auch Fortaventura eroberte. Nach seinem Tode herrschten hier verschiedene Abenteurer auch über Gomera und Ferro unter ewigen Kriegen mit den Eingeborenen, bis 1478 Spanien eine bedeutende Macht aussandte und nach sehr blutigen Kämpfen bis 1496—1497 alle Inseln unterjochte; die unglücklichen Einwohner, welche dem Schwerte entrannen, kamen in den folgenden

Jahrhunderten zum Theil durch die Inquisition um, so daß sie schon im 17. gänzlich ausgerottet waren. Diese Ureinwohner, die Guanchen, gehörten wahrscheinlich zum Stamme der Berbern; sie waren schön, stark und tapfer und unterlagen nur ihrer eigenen Uneinigkeit und den überlegenen Waffen der Europäer, da sie den Gebrauch des Eisens nicht kannten. Man findet noch häufig auf diesen Inseln in Felsenhöhlen Leichname, welche mumienartig zubereitet gewesen, aber an der Luft in Staub zerfallen.

Alegranza, Clara und Graciosa, die drei nördlichsten Eilande, sind unbewohnte, fast nackte Felsen, wo sich viele Canarienvögel und wilde Ziegen finden. — Lanzarote, die nördlichste von den größeren, 14 □M. groß, mit 17,000 Einw., leidet Mangel an Quellen und ist wenig fruchtbar; sie liefert viel Soda. Ihr Vulcan veranlaßte noch 1730. und 1824 furchtbare Ausbrüche. Puerto del Arecife ist die Hauptstadt der Insel und der beste Hafen der ganzen Inselgruppe. — Fuerteventura (Pinturia?), südlich von der vorigen, hat zwar auch kein Quellwasser, aber fruchtbare Thäler und bringt sehr schönen Wein hervor. Sie hat auf nahe 35 □M. etwa 13,500 Einw. — Canaria, im W. der vorigen, gehört zu den schönsten dieser Gruppe; sie besteht fast nur aus einem einzigen Berge, El Cumbre, 5860 Par. Fuß hoch, dessen Gipfel oft Schnee trägt; dafür hat sie aber reichliche Quellen, viel Palmen und Bananenbäume und ist äußerst fruchtbar an Oel, Getreide und Seide. Sie mag auf 34 □M. an 71,000 Einw. haben. Die Hauptstadt Ciudad de las Palmas ist der Sitz eines Bischofs, ziemlich hübsch gebaut und hat über 12,000 Einw.

Teneriffa (Convallis, Nivaria?), im NW. der vorigen, die Hauptinsel dieser Gruppe. Ihr Boden eignet sich wenig für Getreide; desto reicher ist sie an Wein und Südfrüchten. Die Hauptstadt Santa Cruz, am nordöstlichen Ufer, liegt in einer überaus öden, verbrannten Gegend; die Stadt selbst, der Sitz des Gouverneurs, hat gerade, breite, reinliche Straßen und wird durch mehrere Forts geschützt; die Stadt hat eine gute Rhede und über 10,000 Einw. Im Innern liegt Laguna auf einer fruchtbaren Hochebene, über 1600′ hoch, eine finstere, traurige Stadt, mit 9000 Einw. Viel schöner ist Orotava, an der Nordküste, die ehemalige Hauptstadt der Guanchen, in einer reizenden Gegend. Die ganze Insel hat auf 48 □M. an 104,000 Einw. Der höchste Berg der Insel, der berühmte Pico de Teyde (dies ist der Name, den er zur Zeit der Guanchen führte), erhebt sich im südlichen Theile der Insel, 12,194 engl. Fuß hoch, und ist ein noch immer etwas dampfender Vulcan, dessen letzter Ausbruch 1707 die Stadt und den Hafen Guarachico gänzlich vernichtete; noch 1798 erfolgte ein Ausbruch an einem Seitenabhange. Der Gipfel des Berges besteht ganz aus Lava, und der Krater, jetzt eine Solfatara, hat 120′ im Umfange; während des Winters ist er mit Schnee bedeckt. — Gomera (Capraria), im W. der vorigen, ist von der Natur mit schönen Waldungen, Quellen und einem fruchtbaren Boden begabt; sie besteht aus einem großen Berge und hat 11 □M. und 12,000 Einw. Die Hauptstadt ist S. Sebastian. — Palma (Junonia), im NW. von Gomera, besteht ebenfalls aus waldgekrönten Bergen, erhebt sich im Pico de los Muchachos bis an 8440 Par. Fuß und ist sehr reich an Obst, Seide und Zuckerrohr; sie hat 15 □M. und 34,000 Einw. Die Hauptstadt ist

Santa Cruz de las Palmas, mit 6000 Einw. Nelson verlor 1797 hier bei dem vergeblichen Versuche, sie zu erobern, durch einen Schuß einen Arm. Die Insel Ferro, richtiger Hierro (Ombrios oder Pluvialia), die südwestlichste von allen, ist nur klein, ohne Quellwasser, wenig fruchtbar und schwach bevölkert. Der nach ihr benannte erste Meridian wird eigentlich nicht durch die Insel selbst, sondern 23′ östlicher gezogen.

4. Die Inseln des Grünen Vorgebirges oder Capverdische Inseln. Sie liegen zwischen 5 und 7½° w. Lg. und vom 14½ bis 17¼° n. Br. und gehören den Portugiesen. Im Ganzen sind diese 14, zusammen an 77½ □M. umfassenden Inseln vulcanischen Ursprungs, felsig, unfruchtbar, wasserarm und ungesund; besonders leiden sie oft an einer 2—3jährigen Dürre, wo sich dann Hungersnoth und Krankheiten einstellen, wie dies (1833) der Fall gewesen ist, wo einige dieser Inseln ⅓, andere gar die Hälfte ihrer Bewohner verloren haben sollen. Getreide wird hier nicht gebaut, wohl aber Reis und Mais, wenn es nicht an Regen fehlt; außerdem ist kein Mangel an trefflichen Orangen, Bananen, Kokosnüssen; Indigo und Baumwolle gedeihen sehr gut. Ein Hauptproduct ist das Salz, welches aus dem Meere gewonnen wird und wovon die eine Insel den Namen Sal hat. Es sind ihrer 18—20, wenn man auch die kleinsten mitrechnet, und doch haben sie zusammen nur 84,000 Einw., ein Gemisch von Portugiesen und Schwarzen. Portugal pflegt seine Verbrecher hierher zu senden. Die Hauptinsel S. Jago (St. Jakob), deren ehemalige gleichnamige Hauptstadt fast ganz verlassen ist, hat 30 □M. mit 22,000 Einw. und liefert viel Baumwolle und Pomeranzen. Der Gouverneur der Inseln wohnte bisher in Villa de Praya, 1200 Einw., welches zwar nur aus einigen Reihen Häusern und einem verfallenen Fort besteht, aber einen guten Hafen hat; der Bischof wohnt zu Ribeira grande. Das Wasser auf der ganzen Insel ist schlecht und selbst das Meer zu Zeiten mit Seegras bedeckt, welches von Insecten wimmelt. Die übrigen: S. Nicolo, 22 □M. groß und 4400′ hoch; Sta. Lucia; S. Vincente, reich an Schildkröten, wohin der Sitz des Gouverneurs seit 1838 verlegt worden; S. Antonio, mit dem 8928 Par. Fuß hohen Vulcan Pic de Fogo und dem 6480′ hohen Zuckerhut, hat ein gesundes Klima und 14,000 Einw.; Sal; Buena Vista; Mayo, welches besonders viel Salz bereitet: S. Filippe oder Fuego, deren thätiger Vulcanpik sich 8500′ über den Meeresspiegel erhebt und noch 1847 Feuer ausgeworfen hat; S. Juan oder Brava, von Negern bewohnt, sind nur unbedeutend.

5. Die Insel Ascension oder Himmelfahrtsinsel, unter 4° ö. Lg. und 8° s. Br. Sie ist nichts als ein ausgebrannter Vulcan, dessen höchste Spitze, der Grüne Berg, Green Mountain, 2700′, von etwa 4 M. Umfang, bisher fast ohne Vegetation, hat aber einen guten Hafen. Ehemals portugiesisch, ist sie 1816 von den Engländern besetzt worden, vorzüglich um das 90 M. davon entfernte St. Helena besser zu bewachen. Bei dieser Gelegenheit versuchten die Engländer den Anbau der Insel, welcher über alle Erwartung gelungen ist. Man hat Brunnen gegraben, Quellen entdeckt und das Wasser in solchem Ueberfluß nach dem Hafen geleitet, daß man die hier anlegenden Schiffe damit versehen kann. Die Zahl derselben beläuft sich in jedem Jahre auf viele Hunderte. Das

Klima ist herrlich und gesund, Thau reichlich. Man baut Rüben, Kartoffeln, Küchengewächse aller Art, vorzüglich Kürbisse und Melonen. Das Meer ist reich an Fischen und Schildkröten, deren hier jährlich 2000 von der größten Art (bis 700 Pfund schwer) gefangen und zum Theil in Teichen zum Handel aufbewahrt werden. Die Zahl der Einwohner beträgt 5000. An den wenigen zugänglichen Punkten sind starke Festungswerke aufgeführt. Der einzige Ort ist Georgetown.

6. St. Helena, unter 11° 51′ ö. Lg. und 15° 55′ s. Br. Dieser einsame Felsen im Ocean, 340 Seemeilen von Afrika, 500 von Brasilien entfernt, hat durch den Aufenthalt und den Tod Napoleons ein allgemeines Interesse erhalten. Die Insel ist 2 1/5 □M. groß und besteht aus einem einzigen Basaltberge, in dessen Schluchten indeß schöne Quellen und eine herrliche Vegetation sich finden; doch ist kaum 1/4 der Oberfläche des Anbaues fähig. Die Ufer sind überall 6—1200′ hoch, bis auf den einzigen Landungsplatz in der Bai von Jamestown. Der höchste Punkt der Insel, der Dianen-Pik, ist gegen 2530′ hoch. Das Klima ist sehr gesund, nur klagt man über häufige Nebel; Orkane und Erdbeben sind hier unbekannt. Alle edlen Früchte Europas, mit Ausnahme des Weins, und Indiens, auch der Kaffeebaum und viele Gemüse, namentlich Kartoffeln, gedeihen trefflich in den Thälern. Einheimische Thiere giebt es kaum andere, als wilde Katzen und Kaninchen, einige Singvögel und Rebhühner; aber alle europäischen sind eingeführt. Die Zahl der Einwohner betrug mit der, als Napoleon noch lebte, sehr starken Besatzung etwa 6000, jetzt etwa 6900. — St. Helena ward 1502 von den Portugiesen entdeckt und einige Anpflanzungen von ihnen angelegt; sie gaben sie 1645 wieder auf, worauf die Holländer sie besetzten, aber sie ebenfalls 1651 wieder verließen. Nun nahmen sie die Engländer, und zwar die ostindische Compagnie, in Besitz, denen sie als ein Erfrischungspunkt für ihre zurückkehrenden Ostindienfahrer höchst willkommen war und welche daher an dem einzigen Landungspunkte das Fort St. James anlegten. Seit dem 18. October 1815, wo Napoleon hier landete, war die Insel allen Seefahrern verschlossen; Batterien deckten jeden Punkt, wo auch nur ein Boot hätte landen können, Telegraphen und Signale waren auf allen Höhen errichtet, um die Erscheinung jedes Schiffes zu melden, welches sogleich von den beständig um die Insel kreuzenden Wachtschiffen untersucht wurde. Alle diese den Einwohnern sehr lästigen und nachtheiligen Maßregeln sind natürlich seit dem Tode Napoleons, am 5. Mai 1821, aufgehoben worden. Die einzige Stadt der Insel, Jamestown (spr. dschehmstaun; Jakobsstadt), liegt im Hintergrunde einer schönen Bai, in einer engen Felsschlucht am nordwestlichen Theile der Küste, und wird durch ein Fort und 7 Batterien vertheidigt. Sie ist mit vortrefflichem Quellwasser versehen und sehr nett gebaut; besonders schön ist das Haus des Gouverneurs am Strande, mit einem ausgezeichneten Garten; auch hat sie ein Theater und eine Sternwarte. Die meisten Einwohner leben aber in Landhäusern zerstreut auf der Insel und kommen nur in die Stadt, wenn die Flotten aus Ostindien, im März und April, erwartet werden. Die einzige, etwa 1 St. im Umfang habende, 1750′ hoch gelegene Ebene der Insel, im südlichen Theile derselben, zu welcher man nur durch einen einzigen, äußerst steilen und schwierigen Fußsteig gelangt, ist die von Long-

wood (spr. —wudd), wo die kleinen Gebäude liegen, in welchen Napoleon, überall von Schildwachen umgeben, lebte und wo er starb. In einem tiefen Thale nach O. bezeichnet ein einfacher, von einem eisernen Gitter umgebener Leichenstein den Platz unter einigen Bäumen, wo seine Gebeine ruhten, welche 1840 von Frankreich feierlich abgeholt und nach Paris gebracht worden sind.

7. Die Erfrischungsinseln (Isles of Refreshment), unter $5\frac{1}{2}^0$ ö. Lg. und $37\frac{1}{2}^0$ s. Br.; sie heißen auch nach dem Namen ihres ersten portugiesischen Entdeckers Tristão d'Acunha. Es sind im Ganzen drei Inseln, die lange unbeachtet geblieben; aber 1811 hatte sie ein Nordamerikaner, Namens Lambert, feierlich in Besitz genommen, Anpflanzungen aller Art besorgt und die Seefahrer aller Nationen eingeladen, hier friedlich Lebensmittel einzukaufen. Später haben die Engländer sie in Besitz genommen; doch werden sie nur von einigen englischen Matrosen mit ihren Familien bewohnt, welche die hier häufigen Seeelephanten und Seehunde jagen. Sie sind der Lieblingsaufenthalt zahlreicher Seevögel, namentlich von Sturmvögeln, Albatros und Pinguinen. Sie sind zwar bergig, haben aber gute Häfen, frisches Wasser, Schweine und wilde Ziegen; die Anpflanzungen von Kaffee und Zucker gedeihen gut. Die größte der Inseln heißt die Erfrischungsinsel und erhebt sich ganz steil ansteigend zu einer Fläche von 3000′ Höhe, auf welcher der zuckerhutähnliche Gipfel (gegen 6000′ hoch) steht. Einige unbewohnte Inseln liegen noch umher.

Die näher an der Küste von Afrika liegenden Inseln sind schon früher beim festen Lande erwähnt.

b) Oestliche Inseln.

1. Madagaskar, früher von den Portugiesen St. Lorenzinsel, von den Franzosen Dauphinsinsel genannt, bei den Eingeborenen Madékasse (Mondsinsel) oder auch Nossindambo (Insel der wilden Schweine), ist die größte der afrikanischen Inseln und durch den breiten Canal Mozambique vom Festlande geschieden. Nächst Borneo und Neu-Guinea ist sie die größte Insel der alten Welt. Sie zieht in der Richtung von NO. nach SW., zwischen 12 und $25\frac{2}{3}^0$ s. Br. und rom 61 bis 68^0 ö. Lg. F. Die ganze Insel, deren Inneres aber noch wenig bekannt ist, wird von einem hohen, waldigen Gebirge in der Richtung ihrer Länge durchzogen, aus welchem sich die höchsten Gipfel bis 8000′ erheben sollen; so im N. der Vigagora: im S. der Vostimeni. Nach der Mitte der Insel zu breitet sich ein sehr sanft abgedachtes großes Plateau auf der Westseite des Gebirges aus; der östliche Gebirgsabfall dagegen ist steil, 3000—4500′ tief, gegen ein niedrigeres Plateau, welches wieder nach dem Meere hin sich steil abdacht. Die Ostküste selbst ist flach und seicht, voller Korallenriffe, und ein sandiger Streifen trennt den sumpfigen Landstrich, in welchem sich die Seitenzweige des Gebirges verlieren, von der Küste. Die Westküste hat mehrere gute Häfen, die Ostküste nur nördlich vom 18. Breitengrade. Die Insel ist außerordentlich gut bewässert: die Flüsse sind jedoch reißend, voller Felsen und Wasserfälle und nicht schiffbar; sie wimmeln von Krokodilen. Die ansehnlichsten Flüsse sind der Manguru und der Mananguru an der West-, der Ongn'leké und der Ikupa auf der Ostküste; auch giebt es einige große Landseen. Der Boden ist in den Thälern außerordentlich

fruchtbar, besonders im nördlichen Theile. Das Klima ist im Innern gemäßigt, dagegen an vielen Stellen der Küste den Europäern höchst verderblich, die deshalb „der Kirchhof der Europäer" genannt worden ist. Die trockne Zeit dauert hier vom August bis December, in den anderen 7 Monaten herrscht die Regenzeit; der Wechsel beider Jahreszeiten hängt mit den Moussons zusammen: vom April bis Juli weht der SW.-, vom August bis November süd- und östliche Winde, welche mit der heißen Jahreszeit in den NO.-Mousson übergehen, der hier die heftigsten Orkane mit sich bringt. Die Einwohner, Madegassen, bestehen aus mehreren Völkerstämmen, welche von eigenen Häuptlingen despotisch beherrscht werden und unter welchen man deutlich an der Küste negerartige und im Innern malayische und arabische Abkömmlinge unterscheidet; hierauf beruht auch eine Art von Kastenunterschied, der hier herrscht und in welchem die Schwarzen die niedrigsten Stufen einnehmen. Die Völker im NO. heißen Betsimissaraks und sind friedlich; die auf der Westseite der Insel, die Sakalaven oder Maratis, sind unruhig und kriegerisch und machen verheerende Einfälle auf die Comoreninseln und die Küsten des afrikanischen Festlandes. Die Ovas oder Hovas, welche malayischen Ursprungs sind und vorzüglich auf dem hohen Plateau des Innern leben, haben sich allmälig über einen großen Theil der Insel ausgebreitet und die übrigen Völkerschaften unterjocht, deren Häuptlinge dem Fürsten der Ovas, welcher zugleich das geistliche Oberhaupt in ihrem Götzendienst ist, Tribut zahlen. Dieser Stamm hat in unseren Tagen bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht; er treibt Ackerbau, wobei die Unfruchtbarkeit des Bodens auf dem inneren Plateau durch sorgsame Bewässerung gehoben wird, starke Viehzucht und mancherlei Gewerbe. Das Christenthum hatte in den Jahren 1816—30 im Lande nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, ward jedoch 1835 wieder verboten. — Im Ganzen ist das Volk gut gebaut, gelehrig, fröhlich, gastfrei, gutmüthig und abergläubisch; jeder Mann hat wenigstens zwei Frauen; die Beschneidung herrscht allgemein; der Sclavenhandel ist erst durch die Nachfrage der Europäer hier entstanden. Die Zahl der Einwohner, welche im Innern betriebsamer als an der Küste sind, wird sehr verschieden geschätzt, 3 Mill. dürfte wohl der Wahrheit am nächsten sein, in jedem Fall wenig für einen Flächenraum von 8900 □M. Das unbekannte Innere der Insel enthält unermeßliche Waldungen: viele Arten Palmen, Ebenholz, Bambus und schönes Holz zum Schiffbau sind überflüssig vorhanden. Reis ist die allgemein angebaute Nahrungspflanze, und davon wird viel ausgeführt; ebenso viel Rindvieh. Die großen afrikanischen Säugethiere (Löwen, Elephanten ꝛc.) fehlen hier ganz; dagegen sind der Insel eigenthümlich die Makis oder Halbaffen. In den Gebirgen findet man viel gutes Eisen, welches die Eingeborenen geschickt zu bearbeiten wissen; Gold und Silber, Spuren von Zinn und einige Edelsteine, wie Granaten, Rubine, Smaragde, Sapphire und große Bergkrystalle. Alle tropischen Gewächse würden hier herrlich gedeihen und finden sich zum Theil schon in größter Ueppigkeit wild vor.

Den Europäern sind Ansiedelungen auf dieser Insel nie sonderlich gelungen. Schon die Portugiesen, welche hier unter Lorenzo Almeida 1506 zuerst landeten und die Insel San Lorenzo nannten, nach ihnen die Hol-

länder, haben die Insel häufig besucht, ohne Niederlassungen zu gründen. Den Franzosen war dies wegen der benachbarten ihnen zugehörigen Inseln, die der Lebensmittel bedürfen, von jeher sehr wünschenswerth, und sie haben es auch seit 1642 in verschiedenen Zeiten versucht; allein die Ungesundheit des Klimas und die durch Ungerechtigkeit erregte Erbitterung der Einwohner hat diese Ansiedelungen nie recht aufblühen lassen. In neuester Zeit sind Frankreich und England wetteifernd bemüht gewesen, sich wieder hier festzusetzen, wiewohl mit geringem Erfolge, denn ein friedlicher Verkehr mit Europäern ist noch nicht auf die Dauer herzustellen gelungen. Ja die Madegassen sollen in den letzten Jahren die Gewohnheit angenommen haben, jeden Fremden entweder zu tödten oder zum Sclaven zu machen. — Die wenigen uns einigermaßen bekannten Punkte, auf welchen früher die Franzosen Niederlassungen hatten, die sie zum Theil wieder hergestellt haben, liegen meist auf der Ostküste. Es sind: im Süden Port Dauphin, 25° s. Br., welches aber ganz zu Grunde gerichtet worden. Die SO.-Küste, wo der Hafen Sta. Lucia liegt, wird von mehreren den Franzosen befreundeten Häuptlingen beherrscht. Tamatave, 18° Br., früher der Hauptsitz der französischen Factoreien, ward 1829 ganz zerstört. Etwas weiter nördlich hatten sie dergleichen zu Foul Point; ferner auf der unfruchtbaren Insel Sainte Marie, 17° Br., auf Nossi Bé und zu B. Diego-Suarez. In der schönen, geräumigen, aber sehr ungesunden Bai Antongil, zwischen 15½ und 16° Br., war es, wo der Abenteurer Benjowsky, nachdem er aus Kamtschatka entsprungen, zuerst 1772 für die französische Regierung, zuletzt in seinem eigenen Namen eine Niederlassung gründen wollte, wobei er, von den Franzosen angegriffen, den Tod fand. — Die Westküste wird von Europäern wenig besucht; im nördlichsten Theile derselben scheinen die Araber einst mächtig gewesen zu sein; auch finden sich noch Spuren des Islams mit Heidenthum vermischt, und die arabische Sprache ist ziemlich gewöhnlich. Hier liegt die französische Colonie Nossi-Bé, eine Insel, an der Nordwestküste, welche 15,000 Seelen, meist Sakalaven, zählt. — Im Innern kennt man eine große Stadt Tananarivo, eigentlich ein Haufe kleiner Dörfer, welche auf dem Gipfel eines kahlen Berges, einer 4000′ hohen Bergebene, liegt und 25,000 Einw. (ohne die außerhalb wohnenden Sclaven, welche die Reisfelder bauen) haben soll. Sie war die Residenz des 1828 gestorbenen Königs der Hovas Radama, welcher sich der europäischen Bildung sehr günstig erwies und namentlich die Thätigkeit der christlichen Missionare beförderte; seine Nachfolgerin hat jedoch diese wieder vertrieben, das Christenthum verboten und sucht allen Verkehr mit den Europäern wieder aufzuheben. Die Ermordung vieler Franzosen am 19. October 1855 durch 1500 bis 2000 Hovas, den jetzt unter der Königin Ranavale herrschenden Stamm, hatte Frankreich veranlaßt, eine Expedition nach Madagaskar auszurüsten. 1860 ist der Königin der christliche Thronfolger in der Regierung gefolgt.

2. Die Comorischen Inseln, eine Gruppe von 4 Inseln im nördlichen Theile des Canals von Mozambique, zwischen 11 und 13° s. Br. Sie sind bergig, schön, fruchtbar und gesund, aber die Einwohner haben fortwährend viel von den räuberischen Angriffen der Küstenbewohner von Madagaskar zu leiden, sie sind theils schwarze Eingeborene, theils Araber

und Mischlinge von beiden. Die größte dieser Inseln ist Comoro oder Anzagaye und hat 30,000 muhammedanische Einwohner, welche arabisch sprechen; die 3 anderen heißen: Anjuan oder Johanna, wo sich noch eine kleine befestigte Stadt mit etwa 3000 Einw. befindet; Mohilla oder Molallé und Mayotte.

3. Die Mascarenhas (—renjas)-Inseln, im O. von Madagaskar, haben ihren Namen von ihrem Entdecker, dem Portugiesen Mascarenhas, 1505, erhalten. Sie gehörten sonst sämmtlich den Franzosen, denen jetzt nur die südlichste, Ile Bourbon, geblieben ist. Sie liegt unter 73° ö. Lg. und 21° s. Br., ist 45 □M. groß und hieß eine Zeit lang, während der Revolution, Ile de la Réunion, später Ile Bonaparte. Sie ist seit 1642 im Besitz der Franzosen. Die ganze Insel bildet ein nach der Mitte sich erhebendes Gebirge, wovon der höchste Berg, Gros Morne, 9—10,000′ hoch, im nördlichen Theile liegt; im südlichen befindet sich ein noch brennender Vulcan. Die mittlere Region dieser Berge ist schön bewaldet, und es stürzen sich viele Bäche von ihnen herab. Nur die Küsten der Insel sind fruchtbar und einigen Anbaues fähig; einen eigentlichen Strand giebt es nicht, sondern man steigt vom Meere unmittelbar in die Höhe; auch hat die Insel keinen Hafen, sondern nur einige unsichere Rheden. Das Klima ist äußerst mild und macht die Insel zu einem der gesundesten Punkte der Erde; aber die Orkane sind häufig und verheerend. Die Hauptproducte sind Kaffee, Taback, Muskatnüsse, vorzüglich Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und Pfeffer; allein die Lebensmittel reichen nicht zu. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 193,000, wovon 30,000 freie Europäer, Kreolen (d. h. Abkömmlinge von Europäern) und Neger (die Zahl der Weißen beträgt etwas über ²/₃ hiervon). Seit 1829 hat man auch über 400 chinesische Ansiedler hergebracht. Der Hauptort der Insel, St.-Denis, an der Nordküste, mit 12,000 Einw., ist ein bloßer Flecken mit hölzernen Häusern; die Rhede ist unsicher und das Landen höchst beschwerlich. Die zweite Stadt, St.-Paul, mit 10,000 Einw., besitzt keinen Hafen.

Nordöstlich von der vorigen, unter 74½° ö. Lg. und 20¼° s. Br., 33½ □M. groß, liegt Ile de France, oder wie sie seit der Besitznahme der Engländer 1814 wieder mit dem alten holländischen Namen heißt, die Insel Mauritius- oder Moritz-Insel. Auch sie ist vulcanisch, ihre Ufer steil, von einer Korallenbank umgürtet; allein die Mitte der Insel bildet eine Hochebene, um welche herum sich einzelne Berge erheben, wovon der höchste, Pieter Both, etwa 2500′ hoch ist. Sie ist gut bewässert und hat noch stellenweise schöne Waldungen. Das Klima ist wie das der vorigen und der Boden ebenso fruchtbar. Außer den schon genannten Gewächsen, worunter der Zucker hier Hauptproduct ist (1836 wurden davon für etwa 5 Millionen Thaler ausgeführt), hat man noch glückliche Versuche mit Thee gemacht. Die Insel leidet häufig von heftigen Orkanen, wovon der von 1818 die 1816 fast ganz abgebrannte Stadt Port Louis vollends verwüstete; Erdbeben aber sind selten und unbedeutend. — Die Insel ward 1505 zugleich mit der vorigen entdeckt, aber von den Portugiesen nicht benutzt, so wenig als von den Holländern, welche seit 1598 hier oft landeten. Erst 1715 ward sie von einigen Franzosen von Mada-

gaskar aus bevölkert, und seitdem hat ihr Anbau reißend zugenommen; vorzüglich wichtig ist sie wegen ihrer zwei guten Häfen. Die Zahl der Einwohner (die Weißen sind meist französischer Abkunft) mag über 322,500 betragen, wovon $^1/_{12}$ Weiße; seit 1815 hatten die Engländer Verbrecher aus Calcutta zur Sclavenarbeit hierhergesandt, doch ist die Sclaverei jetzt abgeschafft. Der Hauptort ist Port Louis, eine Zeit lang Port de la Montagne, später Port Napoléon genannt, an der Nordwestküste, mit 27,000 Einw. und einem schönen botanischen Garten. Vor dem Brande von 1816 war sie eine sehr hübsche Stadt, deren Häuser zwar nur von Holz, zur Vermeidung der Hitze, aber deren öffentliche Gebäude schön und deren Straßen gerade und mit Bäumen besetzt waren; den öffentlichen Platz ziert ein Springbrunnen. Der Hafen ist schön und mit Allem versehen, was zur Ausbesserung der Schiffe nöthig ist. — Port Bourbon, früher Port fraternité und dann Port impérial genannt, ist ein großer Hafen an der Südostküste der Insel; an der gegenüberliegenden Seite des Hafens ist die Stadt Port Mahé entstanden. — Oestlich von dieser Insel liegen noch verschiedene kleinere, meist nur des Schildkrötenfanges wegen besuchte, worunter die Insel Rodriguez, auf der sich einige französische Familien niedergelassen haben; sie steht wie die folgenden Gruppen unter der Regierung der Insel Mauritius.

4. Im Norden von Madagaskar liegen unter 4—8° s. Br. an 30 kleine Inseln, welche man in zwei Gruppen, die Amiranten und die Sechellen, theilt. Die Amiranten, die südwestliche Gruppe, obgleich reich an Wasser und Wäldern, sind niedrig und schwach bewohnt; doch nahmen die Portugiesen sie lange in Anspruch. Die Sechellen oder Mahé-Inseln, die nördlicheren, etwa 12 größere an der Zahl, mit etwa 7100 Einw., sind von Korallenbänken umgeben und gehören seit 1814 den Engländern, welche beide Inselgruppen auch den Aethiopischen Archipel nennen. Die bedeutendste, Mahé, mit schön bewaldeten Bergen, gutem Wasser, gesunder Luft, vielen Schildkröten, einem trefflichen Hafen und gegen 6000 Einw., wird seit 1780 zum Anbau von Zucker, Muskatnüssen und Gewürznelken benutzt. Diese Inselgruppe wird öfter von Walfischjägern besucht.

5. Ganz einsam im südlichen Ocean, und nur zuweilen von Walfischfängern besucht, liegen unter 39° s. Br. und 95° ö. Lg. die hohen öden, unbewohnten Inseln Amsterdam und St. Paul, deren Klima schon sehr rauh ist. Noch viel trauriger ist das Klima der öden Felsinsel Kerguelens-Land oder Island of Desolation (Einöden-Insel), unter 49—50° s. Br. und 86° ö. Lg., welche fast aller Vegetation beraubt ist und nicht einen einzigen Strauch trägt.

E. Amerika.

Ueber die Zeit der ersten Entdeckung Amerikas herrschen verschiedene Meinungen. Daß dieser Welttheil den Alten unbekannt geblieben, ist wohl ausgemacht; ebenso, daß Europa erst durch die kühne Unternehmung Christoph Colons oder Columbus zur Kenntniß dieses Welttheils gelang ist; allein ebenso gewiß ist es auch, daß einzelne Theile desselben schon längere Zeit vorher von Europäern besucht worden, ohne daß sie die Wichtigkeit ihrer Entdeckung geahnt und ohne daß ihre Entdeckungen zur allgemeinen Kunde gekommen wären. Wollte man Island zu Amerika rechnen, wozu es seiner Lage nach gehört, so wäre ein Theil dieses Welttheils schon 861, ja sehr wahrscheinlich von christlichen Irländern selbst noch früher entdeckt worden. Doch auch abgesehen davon, ist gewiß, daß die Norweger, welche Island besetzt hatten und bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts einen eigenen Freistaat bildeten, von da aus theils absichtlich, theils durch Sturm verschlagen, wo nicht die Küste des festen Landes selbst, doch unstreitig die von Grönland besucht haben. Einer isländischen Sage nach sollen schon 895 die ersten Ansiedelungen auf der Ostküste von Grönland erfolgt sein, welche sich bald auch über die Westküste verbreiteten, von wo aus dann 986 Biörn und 1000 Leif eine andere Küste entdeckten, welche dieser wegen des dort gefundenen wilden Weines Vinland (Weinland) nannte. Ob dies Neu-Fundland, die Küste von Labrador, oder eine südlichere Gegend gewesen, ist lange zweifelhaft geblieben; fast alle Angaben aber stimmen nach den neuesten Untersuchungen darin überein, daß man diese alte normannische Colonie im heutigen Massachusets und Rhode-Island zu suchen habe. Auch von einigen Italienern geht die Sage, daß sie am Ende des 14. Jahrhunderts, durch Sturm verschlagen, Kenntniß von den Küsten Amerikas erhalten hätten, wie denn auch allerdings auf alten noch vorhandenen Karten vom Jahre 1422 sich im westlichen Ocean eine Insel Antilia verzeichnet findet; mehr als wahrscheinlich aber ist dies entweder später eingetragen oder nach dunkeln Gerüchten und Vermuthungen aufgenommen worden. Der wahre Entdecker Amerikas bleibt dennoch immer für uns Christoph Colon, welcher, nachdem er seine Dienste vergeblich der Republik Genua, Portugal und England angetragen, endlich von der Königin Isabella von Spanien drei kleine Schiffe erhielt, womit er am 3. August

1492 aus dem Hafen Palos in Andalusien segelte und nach einer nur durch die Muthlosigkeit und die Meuterei seiner Gefährten gefahrdrohenden Reise am 7. October die Insel Guanahani, eine der Bahama-Inseln, entdeckte, worauf noch auf derselben Reise Cuba und Haity entdeckt wurden. Auf einer zweiten Reise 1495 entdeckte er die Caraïben, 1496 Porto-Rico und Jamaica. Im folgenden Jahre besuchte schon der Engländer Cabot die Küsten von Nord-Amerika. Auf einer dritten Reise 1498 fand Colon die Mündungen des Orinoco und die angrenzenden Länder, so daß ihm der Ruhm, das feste Land von Amerika entdeckt zu haben, wohl nicht streitig gemacht werden kann. Erst 1499 kam der Florentiner Amerigo (Haimerich) Vespucci an die Küsten von Nord-Amerika und 1501 nach Brasilien, welches indeß der Portugiese Cabral schon 1500 entdeckt hatte; und dennoch haben die Zeitgenossen und die Nachwelt die Ungerechtigkeit begangen, den neuen Welttheil nicht nach dem Namen des wahren Entdeckers, sondern nach dem des Amerigo Vespucci zu benennen. Auf seiner vierten Reise endlich, 1502, untersuchte Colon die Küsten von Honduras und Panamà.

Es erscheint ausgemacht, daß Colon bei seiner ersten Fahrt nicht sowohl die Idee hatte, es müsse im W. ein großes, noch unentdecktes Land sich befinden, als vielmehr die, auf dem von ihm versuchten Wege in kürzerer Zeit und mit weniger Gefahren zu den ostindischen Inseln zu gelangen, welche durch die früheren Entdeckungen der Portugiesen der allgemeine Gegenstand der Begier und des Neides geworden waren. Ja selbst die späteren Bemühungen aller Seefahrer hatten weniger den Zweck, das neugefundene Land zu untersuchen, als den, eine Durchfahrt nach Ostindien, sei es im N. oder in der Mitte desselben, oder endlich im S. zu finden. Es war, als sei das neugefundene Land ihnen im Wege; sie suchten es auf alle Weise zu umgehen oder zu durchbrechen. Nuñez (nunjes) Balboa war der Erste, welcher 1513 von den Höhen des Isthmus von Panamà herab den großen australischen Ocean erblickte; Magelhaens fand 1520 die nach ihm benannte Straße und war der Erste, welcher auf diesem Wege das eigentlich begehrte Ziel, Ostindien, erreichte. Die Spanier Gomez und Aylon suchten 1524 eine ähnliche Durchfahrt vergebens im Norden Amerikas. Erst Anfangs des 17. Jahrhunderts wurden die nördlichen Meere Amerikas, die Hudsons-Bai und die Baffins-See, erforscht; im 18. setzten Cooks Untersuchungen außer Zweifel, daß Amerika durch eine Meerenge von Asien getrennt sei, und unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, wenn auch nicht eine fahrbare nordwestliche Durchfahrt zu finden, doch wenigstens die Gewißheit festzustellen, daß nur Eis, nicht Land, die nördliche Umschiffung Amerikas verhindert. Für die Erforschung des Nordens von Amerika haben Briten und Nord-Amerikaner, für die Süd-Amerikas sich unser Landsmann Alexander v. Humboldt die größten Verdienste erworben, und im Ganzen ist uns Amerika ungleich besser bekannt, nicht allein als Afrika, sondern selbst als Asien, vorzüglich deshalb, weil hier nicht wie dort die Eifersucht mächtiger Reiche, verbunden mit einem feindseligen Klima, dem Reisenden im Wege stehen.

Lage. Gestalt. Grenzen. Größe.

Amerika bildet zwischen den beiden größten Oceanen der Erde eine langgestreckte Insel, welche aus zwei großen, durch eine Landzunge verbundenen, dreieckigen Halbinseln, Nord- und Süd-Amerika, besteht. Unter allen Erdtheilen erstreckt es sich am weitesten gegen die beiden Pole; aber seine größere Hälfte gehört der nördlichen Hemisphäre an. Im äußersten Norden ist es, besonders gegen NO., von vielen, zum Theil sehr großen Insel umgeben; ebenso liegt ein bedeutender Archipel östlich von der verbindenden Landenge; im S. und W. finden sich dagegen im Allgemeinen wenige und nicht bedeutende Inseln. Wollte man die polaren Inseln im N. aus der Betrachtung des Erdtheils fortlassen, so ist in Verhältniß zur Größe des Erdtheils kein anderer so wenig durch Inseln bereichert; zieht man aber jene mit in die Vergleichung, so steht Amerika zunächst dem Erdtheile Australien. Unter allen Erdtheilen besitzt Süd-Amerika, für sich betrachtet, die wenigsten Inseln und nähert sich in der Massenhaftigkeit seiner Ausdehnung und Gliederung am meisten Afrika. Wie alle Continente läuft dasselbe gegen S. in eine hohe, gebirgige Spitze aus, welche noch durch Zerspaltung in Inselgruppen sich weiter gegen den Südpol verlängert; und wie in Europa und Asien finden wir auch in Nord-Amerika, daß die größten Halbinseln gegen S. gestreckt liegen. — Die mittlere Erhebung des ganzen Erdtheils über den Ocean wird auf 880′, und zwar die von Nord-Amerika auf 700′, die von Süd-Amerika, welche nur wenig hinter der von Asien zurückbleibt, auf 1060′ berechnet. — Das feste Land der neuen Welt erstreckt sich von $17\frac{1}{2}°$ (Cap St. Roque) bis zu $150\frac{2}{3}°$ w. Lg. (Prinz-Wales-Cap) und von 53° 55′ s. Br. (Cap Forward) bis $71\frac{1}{3}°$ n. Br. (Elsons-Cap); wie weit aber die Insel Grönland gegen N. reicht, vielleicht noch bis über den 80. Breitengrad, ist zur Zeit noch unbekannt. Die ganze Längenausdehnung des Welttheils von N. nach S. beträgt 1870 Meilen; Nord-Amerika, die größere Hälfte des Continents, hat seine größte Breite zwischen Prinz-Wales-Cap und dem Vorgebirge Charles in Labrador, nämlich 865 Meilen; Süd-Amerikas größte Ausdehnung von W. nach O. beträgt 650 Meilen; die beide verbindende Landenge von Panama ist an der schmalsten Stelle nur 6 Meilen breit. — Wegen der noch nicht ganz aufgehellten Unbestimmtheit der nördlichen Polarländer läßt sich der Flächenraum Amerikas nicht ganz genau angeben; mit den Inseln wird derselbe auf 750,000 □M. berechnet, so daß es auf jeden Fall nur Asien an Größe weicht.

Gegen N. stößt Amerika an das arktische Polarmeer, im Osten an das Atlantische Meer, im W. an den Großen Ocean. Seine Westküste, welche weniger entwickelt und gegliedert ist als die östliche, entfernt sich, obwohl Prinz-Wales-Cap sich dem Ost-Cap Asiens auf 7 Meilen nähert, doch im Ganzen viel weiter von der Ostküste des alten Continents, als seine östliche von den Westgestaden der alten Welt, denn Grönland liegt nur wenig über 200 M., Cap St. Roque nahe 400 M. davon entfernt. Die Länge der Küsten des Erdtheils an den drei Oceanen, welche zusammen 9400 M. beträgt, so daß also, ohne die Inseln mit in die Berechnung

zu ziehen, auf 1 Meile Küste im Durchschnitt 70 □M. kommen, vertheilt sich folgendermaßen: auf das arktische Polarmeer fallen ungefähr 750, auf das atlantische 5100 und auf den Großen Ocean 3500 M. Umgekehrt wie in der alten Welt ist also nicht die West-, sondern die Ostküste mit einer reicheren Entwickelung begabt. Auf Nord-Amerika, welches fast dreimal so groß als Europa ist, nämlich 413,000 □M., kommen davon allein 6000 M., so daß hier die Berührungen von Land und Meer inniger, die Gliederung reicher ist, als in Süd-Amerika, auf dessen 323,000 □M. Oberfläche nur 3400 M. Küstenlänge fallen, indem hier fast ringsum nur geringe Krümmungen auftreten. Wenn man das Verhältniß der Halbinseln zur Gesammtfläche betrachtet, so ergiebt sich für Nord-Amerika, daß dieselben etwa $^1/_{10}$ seines Areals einnehmen. Davon sind die wichtigsten: Melville, Labrador (25,000 □M.), Neu-Schottland, Maryland, Florida (2696 □M.), Yucatan (2500 □M.) auf der Ostseite; Alaschka, die Halbinsel der Tschugatschen und Californien (2800 □M.) am Westgestade. Diese Gliederung am Atlantischen Ocean wird noch gesteigert durch die großen, obwohl unwirthbaren Polarinseln im N. und durch den Westindischen Archipel; auch am Großen Ocean finden wir einige Bereicherung der Küstenentwickelung durch die ganz nahe längs der NW.-Küste ziehende Gruppe von Inseln, so daß sich also hier wieder, wie in der alten Welt, jene eigenthümliche Zertrümmerung der Westküste mit engen Fiorden zeigt, welche sich selbst an der Südspitze Südamerikas am Großen Ocean wiederholt. Das Nordgestade des Continents dehnt sich weit von W. nach O. aus; aber nur im östlichen Theile zeigen sich tief einschneidende Busen, welche jedoch in höherer Breite wegen der ungeheuren Eismassen des Polarmeeres nur hin und wieder unter günstigen Umständen erforscht werden konnten.

Gestalt der Oberfläche. Gebirge und Ebenen.

Wie in keinem anderen Welttheil zeichnet sich in Amerika eine von N. nach S. ununterbrochen fortziehende Gebirgskette aus, welche, wie fast alle seine Gebirge, zu den Kettengebirgen gehört, und, in Ermangelung eines anderen gemeinschaftlichen Namens, von dem Gebirge von Chile, Peru und Quito, dem höchsten Theile des ganzen Systems, den Namen der Cordilleren (- ljēren) oder Anden, richtiger Cordillēra de los Andes (d. h. Kette der Anden) führt. Sie durchzieht den ganzen Erdtheil von der Mündung des Mackenzie-Flusses bis zur Magelhaens-Straße, und hält sich stets dicht oder doch nahe an der Westküste. Auf dieser langen Strecke von 1900 Meilen ist darin die Meridianrichtung vorherrschend, und in dieser Richtung, von N. nach S., bildet dieses Gebirge die längste Kette auf der Welt, nahe achtmal so lang als der Ural. Die Cordilleren bestehen an vielen Stellen aus mehreren Parallelketten, zwischen denen sich erhabene Plateauflächen ausdehnen, auf welchen oft noch wieder Ketten emporsteigen. Ihre Breite ist selten beträchtlich, in Süd-Amerika mit den Verzweigungen selten 100 M., in Nord-Amerika dagegen bis 340 M. Der Flächenraum, welchen das ganze Gebirgssystem einnimmt, beträgt etwa 217,000 □M. oder fast $^1/_3$ vom Areal des ganzen Continents. Die

Kammhöhe dieses Hochgebirges hält sich zwischen 6000 und 14,000′, sein höchster Gipfel übersteigt noch 23,000′, und zahlreiche thätige oder erloschene Vulcane ziehen sich hier in einer langen Reihe und oft die Hauptspitzen bildend, längs des Ostrandes des Großen Oceans hin. Der Abfall nach Westen ist, weil die Hauptkette sich hier der Küste gewöhnlich sehr nähert, im Allgemeinen steiler als der östliche, und selten ist sie durch Tiefland, gewöhnlich durch schmale, steile Plateaustufen von dem Gestade des Großen Oceans geschieden. Nur auf der Ostseite erheben sich von jener Hauptkette auslaufende Glieder, nämlich eins im nördlichen Theile von Süd-Amerika, eins im südlichen Theile von Nord-Amerika und in der Mitte die Sierra von Yucatan, als deren zertrümmerte Fortsetzung die Gebirge der westindischen Inseln aus den Fluthen des Atlantischen Oceans emporsteigen. Ganz getrennt von dem Felsendamm der Andes und ohne Zusammenhang unter einander, von Tiefländern umgeben, treten endlich, ebenfalls nur auf der Ostseite derselben, 5 isolirte Gebirgsglieder auf, 3 in Süd-, 2 in Nord-Amerika, zu denen noch als ein sechstes, das weit entfernte Felsengebirge Grönlands gezählt werden kann. Die räumliche Ausdehnung dieser isolirten Gebirgsländer beträgt nicht mehr als 39,000 □M. In Süd-Amerika ist gegen ¼ von Gebirgsland bedeckt (75,000 □M., wovon 4/7 auf die Cordilleren kommen), in Nord-Amerika dagegen etwa die Hälfte (über 180,000 □M.), und davon gehören allein mehr als 170,000 □M. der zusammenhängenden Masse des Cordilleren-Systems an. — Die lange Kette der Cordilleren wird durch eine tiefe Einsenkung auf der Landenge von Panama in zwei große natürliche Hauptabschnitte geschieden, in die süd- und in die nordamerikanischen Cordilleren. Dieser Isthmus besteht aus einem Hügelzuge von kaum 600′ absoluter Erhebung an der höchsten Stelle, so daß der Rio Atrato mit dem San Juan durch den jetzt verfallenen Canal Raspadura verbunden werden konnte.

Die Cordilleren von Süd-Amerika, welche wie seine Hochflächen denen Nord-Amerikas an horizontaler Ausdehnung nachstehen, dagegen sich absolut in Kamm und Gipfeln bedeutend höher erheben und in ihren Parallelketten gedrängter zusammentreten, zerfallen, von S. nach N. gehend, in folgende Abschnitte: 1) Die patagonische Cordillere, welche, am Südende vielfach zertrümmert und zersplittert, auf Feuerland und den benachbarten Felseilanden fortsetzt, wo der südlichste Punkt, Cap Hoorn, als isolirter, nackter Felsen noch 2940′ aus den Fluthen des Meeres emporragt. Sie bildet eine schmale Kette, welche bis 42° s. Br. reicht und in ihrem südlichsten Theile, mit Gletschern bekleidet, steil ins Meer abfällt, nördlicher aber oft mit breiter Terrassenbildung sich zum Großen Ocean abdacht. Schmale Meeresarme dringen fiordenartig in ihre tiefen Thäler ein und die vorgelagerten Inseln erscheinen als abgerissene Trümmer einer Bergkette. Nach N. hin scheint sie allmälig an Höhe zuzunehmen und überragt an vielen Punkten die Schneelinie; ihre höchsten Gipfel sind: die Nevados (Schneegipfel) von Janteles, 7530′, Corcovado, 7050′, und Minchimado, 7500′. — Nördlicher schließt sich daran 2) die ebenfalls nur schmale, aber höher aufsteigende Cordillere von Chile, welche bis zum Wendekreise zieht. Ihr Kamm hat 9—12,000′ Höhe, ist mit ewigem Schnee bedeckt und trägt viele hohe Vulcangipfel, so an der süd-

lichen Ecke den V. Osorno, 7100′, östlich von Valparaiso den V. Aconcagua, an Höhe vielleicht der zweite Gipfel des ganzen Systems der Cordilleren, indem er gegen 23,000′ über den Meeresspiegel emporsteigen mag. Nach W. hin bildet sie im südlichen Theile ein breites Terrassenland, dessen obere Stufe noch 2—3000′ Höhe hat; in der Mitte ist diese Kette am breitesten. Als Verzweigungen derselben gegen Osten sind zu betrachten: die niedrige Sierra de Puelches, zwischen den oberen Läufen des Rio Colorado und Rio Negro; die Sierra nevada de Cordova und die Sierra de Salta und de Jujui, zwischen den oberen Läufen des Rio Salado und R. Vermejo, niedrige Mittelgebirgslandschaften, welche die Schneegrenze nicht zu erreichen scheinen. — Nun folgt 3) die peruanische Cordillere. Sie besteht anfänglich aus zwei, von dem Nevado von Pasco und der Marañon-Quelle an aus drei parallelen Hauptketten, welche an mehreren Stellen wieder durch Querketten mit einander verbunden sind und gegen Osten sich in Verzweigungen ausbreiten. Wir nennen unter jenen: das Chichas-Gebirge, am Südende; den Knoten von Potosi (unter 20° s. Br.), den Knoten von Cuzco, der größte in der Andeskette, mit dem Gebirge von Vilcañota u. a., an den Quellen des Beni: und den Nevado von Pasco. Zwischen den Knoten von Potosi und von Cuzco erreicht das Alpenland von Peru und mit ihm zugleich das ganze gewaltige System der Cordilleren seine größte Erhebung. Die westliche der beiden Hauptketten, welche sanfter gegen Osten zum Thal des Desaguadero, aber in steilen Terrassen und außerordentlich jäh zur Küste abfällt, so daß der Reisende sich in wenigen Stunden aus den fruchtbaren Thälern am Stillen Ocean in die wüsten Regionen der Cordilleren und über 14,000′ hoch versetzt sieht, erlangt eine mittlere Kammhöhe von 14,500′, worüber sich als höchste Gipfel unter mehreren majestätischen Schneebergen der thätige Vulcankegel des Nevado von Gualatieri (20,500′), der Vulcan von Arequipa (17,700′) und der kolossale Trachytdom von Chuquibamba (19,700′) erheben; der Paß Gualillas erreicht darin 13,950′ Höhe. Die östliche Hauptkette ist zwar an 1000′ niedriger, besitzt aber ebenso hohe Pässe und verzweigt sich nach O. in von W. nach O. streichenden Seiten- und Querketten, die schneetragenden Sierras nevadas von Cochabamba und Sta. Cruz, am oberen Rio Grande, auf der Wasserscheide zwischen dem Marañon und La Plata, und die Andes von Cuchao, am oberen Beni. Diese östliche Kette zeichnet sich durch die höchsten Gipfel aus, welche in Form zerrissener Piks aufsteigen, während in der westlichen Hauptkette die Form von Kegeln und Domen herrscht; es erheben sich darin auf der Ostseite des Titicaca-Sees der Pik von Sorate zu 23,467′, der Illimani ebenfalls noch zu 22,800′, und zwischen ihnen beiden liegt die höchste Schneekette der neuen Welt in imposanter Majestät, welche den Namen Cordillera Real führt. Alle Pässe liegen hier mehr als 13,500′ über dem Meeresspiegel. Zwischen jenen beiden parallelen Hauptketten breitet sich, 12,000′ über dem Meere, das Hochplateau von Peru oder Bolivia aus, welches ein Längenthal von 50—66 M. Breite erfüllt und durch die oben genannten Querketten in drei Haupttheile geschieden wird, wovon der mittlere am ebensten ist, an 1000 □M. begreift und den 250 □M. großen Titicaca-See

(11,970′ über dem Meere) mit dem Desaguadero, seinem Abfluß, einschließt. Nördlich vom Nevado von Pasco spalten sich die peruanischen Cordilleren in drei Hauptketten, welche durch die Thäler des Marañon und Huallaga von einander geschieden und deren mauerartige Wände nur durch enge Felsspalten unterbrochen werden, so daß sie hier Pässe über 14,000′ Meereshöhe besitzen. Am Ostfuße dieser Cordilleren zieht sich ein Gürtel von Sümpfen und Urwäldern hin, welcher ostwärts in die weiten Ebenen der Llanos übergeht. Die reichsten und berühmtesten Bergwerke zeichnen diesen Theil des Cordilleren-Systems, besonders die Gegend um Potosi, aus. — Nachdem sich in dem 6—7000′ hohen Knoten von Loxa die beiden westlichen Zweige der peruanischen Cordilleren wieder vereinigt haben, zieht nördlich davon 4) die abermals in zwei Hauptketten getheilte Cordillera de los Andes von Quito, von 4° s. bis 1½° n. Br., welche eine mehrfach unterbrochene Hochebene, das 8—9000′ hohe Plateau von Quito einschließt. Nirgend in dem ganzen System der Cordilleren stehen so viele Riesenberge so dicht beisammen, als im O. und W. dieses Hochthales. In der westlichen Kette erheben sich der Gipfel des ausgebrannten Vulcans des Chimborazo (tschimborasso), 20,100′ hoch, welcher früher lange Zeit fälschlich für den höchsten Berg der Erde gehalten wurde, der Nevado des Yliniza, 16,360′; der Vulcan Pichincha, 14,940′; in der östlichen Cordillere finden wir die Vulcane Cotopaxi (—chi), 17,700′; Antisana, 17,950′, und den Pik von Cayambe, 18,170′. Höchst merkwürdig ist, daß man hier wie bei den meisten erloschenen oder noch in Thätigkeit befindlichen Vulcanen Amerikas, den Antuco in Chile ꝛc. ausgenommen, keine Spur von Lavaergüssen gefunden hat; sie scheinen nur Steine, Asche, Schlamm, Gase, vorzüglich Wasser auszuwerfen. Alexander v. Humboldt (1802), später Boussingault und der Obrist Hall (1831) haben den Chimborazo vergebens zu ersteigen versucht und nur eine Höhe von etwas über 18,000′ erreicht. — Die beiden Ketten Quitos vereinigen sich wieder in dem Knoten von Los Pastos, um sich abermals in 5) die drei Cordilleren Neu-Granadas zu spalten. Hier zieht zuerst im W. zwischen der Küste und dem Caucaflusse die gold- und platinreiche Kette von Choco, welche, die niedrigste unter den dreien, gegen N. allmälig zu 4800′ Höhe herabsinkt, bis sie am Nordende nochmals sich zu 8—9000′ erhebt und Bergebenen von 7000′ Höhe trägt. In der Mitte, zwischen den tief einschneidenden Thälern des Cauca- und Magdalenen-Flusses, deren Thäler resp. im oberen Theile 3000—1500′ und 1200—600′ Höhe haben, zieht die Kette von Quindiu mit ansehnlicher Höhe gegen N., in welcher sich der hohe Vulcan von Tolima (17,200′) auszeichnet; nördlich von diesem breitet sie sich aus und verläuft allmälig ins Tiefland. Endlich streicht eine dritte Kette, die östliche Cordillere, auf dem rechten Ufer des Magdalenenflusses, in abweichender Richtung, nämlich gegen NO.; nur einzelne Gipfel in der Sierra de Suma Paz und der Sierra nevada de Merida steigen noch über die Grenze des ewigen Schnees auf, und westlich von jener breiten sich Plateaux von 7800 bis 8400′ Höhe aus, wie das von Santa Fé de Bogotá.

Nord-Amerikas Cordilleren, welche wie die vorigen im S. am schmalsten sind, gegen N. sich aber schnell mehr ausdehnen, zerfallen in folgende

Abschnitte: 1) Die Cordillere von Guatemala oder Central-Amerika, deren Hauptkette an der Küste des Großen Oceans hinzieht und welche vom Isthmus von Panama, wo eine tiefe Einsenkung, mit isolirten Bergen bedeckt, sie von Neu-Granadas Cordilleren scheidet, bis zur Verengung des Landes zwischen den Golfen von Campeche und Tehuantepek reicht. Im W. jener Landenge steigt sie plötzlich steil 8400′ hoch unter dem Namen der Sierra de Veragua auf, welche sich in dem Hochlande von Costarica (4000′ hoch) mit Gipfeln bis 10,650′ Höhe erhebt, und dann, mit steilem Abfall zum Nicaragua-See fortsetzend, als Hochland von Honduras gegen O. von der Meeresküste zurücktritt, wo die ganz niedrige, flache Mosquito-Küste längs dem Caraibischen Meere hinzieht. Nun folgt das Plateau von Guatemala, eine ebene Fläche. Zahlreiche Vulcane erheben sich, meist auf den Randgebirgen dieser Hochebene, weit über den Kamm und die anderen Gipfel, und unter ihnen scheinen die höchsten die beiden Vulcankegel von Amilpas (etwa 12,300′) und der Vulcan Agua (12,840′) zu sein. Eine andere Einsenkung am Golf von Tehuantepek, die sich nur 1100′ über das Meer erhebt, trennt jenes Hochland, mit steilem Abfall dahin, von dem Plateau von Anahuak. Die Hauptkette hat 7000′ mittlerer Kammhöhe und trägt ununterbrochene Reihen von Vulcanen, die entweder über das Plateau zerstreut sind oder in keinem Parallelismus zur Hauptachse der Cordilleren stehen und meist 10—15,000′ Höhe erreichen. Gegen die atlantische Küste sendet sie nur niedrige Verzweigungen, wie die Sierra von Yucatan nach NO. Jenseit der Einsenkung von Tehuantepek umschließen 2) die Cordilleren von Mexico, welche bis zum Parallelkreise des 21. Breitengrades reichen, als Randgebirge ein 5—8000′ hohes, großentheils sehr ebenes Hochland, das Plateau von Mexico oder Anahuak, höher im SW. als im NO.; beide Ränder fallen in schmalen Vorstufen zu den Gestaden der beiden großen Weltmeere ab und diese zeichnen sich durch ihr mildes Klima und ihre dadurch bedingten günstigen Naturverhältnisse — daher Tierra templada (gemäßigte Region) genannt (die kühle Scheitelfläche des Plateaus heißt T. fria, die heiße Küstenregion T. caliente) — vor den kahlen oder dichtbewaldeten Hängen der südamerikanischen Andes mit ihren tiefen, oft mehrere tausend Fuß senkrecht abstürzenden Spalten (Quebrados) aus. Nicht wie in Süd-Amerika liegen hier die höchsten Gipfel auf dem Randgebirge, sondern auf der Scheitelfläche des Hochlandes selbst, und zwar erscheinen sie hier als eine höchst merkwürdige Reihe von Schneegipfeln und Vulcanen, die, in der Richtung von W. nach O., von einer Küste bis zur anderen reicht. Die bedeutendsten Gipfel sind: der Vulcan von Colima 8600′, im W.; ferner der Vulcan von Toluca 14,200′, der Vulcan Popoca-tepetl (d. i. Feuerberg) 16,600′ (zuerst 1825 und 1830 von Engländern, dann 1834 von einem Deutschen, einem Engländer und einem Franzosen erstiegen); der Iztaccihuatl (d. h. weiße Frau) 14,430′; der Pik von Orizaba oder Citlal-tepetl (Sternberg) 16,600′; diese sind fast sämmtlich relativ höher, als das Plateau von Anahuak über dem Meere sich erhebt. — Das östliche Randgebirge des Plateaus von Anahuak bildet, als sogenannte 3) Centralcordillere von Nord-Amerika, welche mehrere Specialnamen führt, die nördlichste Fortsetzung

des Meridiangebirges bis zur Mackenziemündung. Man nennt sie gewöhnlich im S. bis zum 30. Breitengrade die Sierra Madre, welche gegen N. sehr an Breite zunimmt; von da bis zu den Quellen des Rio del Norte und Lewis die Grenzcordillere von Neu-Mexico, und vom 40. Breitengrade an bis zu ihrem Nordende die Stony (steinige Berge) oder Rocky Mountains (d. i. Felsengebirge), auch wohl das Oregon-Gebirge. — Zwischen der Sierra Madre und der Grenzcordillere Neu-Mexicos und der parallel damit streichenden, bis zur Quelle des Platteflusses reichenden 4) östlichen Cordillere von Nord-Amerika liegt das noch wenig bekannte, dürre, vegetationsarme, steppenartige, etwa 4—5000′ hohe Plateau von Neu-Mexico, mit sandigem und salzreichem Boden, welches der die Cordillere durchbrechende Rio del Norte (bei Santa Fe etwa 2500′ hoch) durchfließt. Ein niedriger nordöstlicher Ausläufer der letztgenannten Cordillere ist die Sierra von Texas, welche weiterhin fortsetzend Ozarkgebirge genannt wird, hierin auf 1800′ herabsinkt und bis zum Zusammenfluß des Missouri und Mississippi reicht. Als dessen nordöstliche Fortsetzung ist jenseit des Mississippi bis zum Südufer des Erie- und Ontario-Sees ein nur wenig Hundert Fuß über die Ebene ansteigender, etwa 800′ hoher Landrücken anzusehen. Von der Quelle des Platteflusses, unter 40° Br., zieht der letzte Ausläufer der östlichen Cordillere (wohl nicht über 1600′ hoch) nach NO. unter dem Namen der Black Hills oder Schwarzen Hügel zum Missouri, und jenseit dieses Flusses erstreckt sich ein Landrücken bis zu den Quellen des Rothen Flusses und Mississippi, von wo an er das Nordufer der canadischen Seen und das linke Ufer des St. Lorenzstromes begleitet. Wo jene Hauptketten zusammentreten (an der Quelle des Rio del Norte), entsteht ein Gebirgsland mit Schneegipfeln, worin der Schneepik (unter 43° Br., 12,730′ hoch), das Big Horn, der James Pik und der Spanische Pik die bedeutendsten Spitzen (9600 bis 11,200′ hoch) sind. Die Rocky Mountains, welche sich anfänglich senken, dann aber wieder unter 48 bis 49° Br. an Höhe zunehmen (bis gegen 8000′), werden weiter nördlich allmälig niedriger und sollen sich nicht ganz ohne Unterbrechung gegen N. bis zum arktischen Eismeere fortsetzen. Unter 51 bis 52° Br. erheben sich indeß noch die hohen Gipfel des Mount Hooker (an 14,700′) und Mount Browne (15,000′). — 5) Die westliche Cordillere von Nord-Amerika oder die nordamerikanischen Seealpen, welche vom C. Lucas, der Südspitze Californiens, längs der Westküste hinziehen, nach welcher ihre Abfälle steil und zerrissen sind, und bis Aljaska reichen. Auf jener Halbinsel erreicht sie nur Mittelgebirgshöhe (der Vulcan Giganta 6400′); aber unter 40° Br. erhebt sie sich schon zu 9000′, unter 44° im Pik Jefferson zu 10- bis 11,000′, unter 45° im Hoodberge 15,500′, im N. vom Columbiaflusse im St. Helensberge 11,700′, und nördlich vom Croßsunde erlangt sie vielleicht ihre größte Erhebung, indem die wahrscheinlich vulcanischen Gipfel des Schönwetterberges oder Mount Fairweather (13,800′) und des Eliasberges (16,750′), was der höchste bekannte Punkt auf der ganzen nördlichen Halbkugel jenseit des 50. Breitengrades ist, sich auf derselben erheben. Die der zerrissenen Küste vorgelagerten Inseln NW.-Amerikas erscheinen als Trümmer dieser Cordillere, welche sich im S. und

N. durch ihre vulcanische Natur auszeichnet. So erheben sich an Cooks Einfahrt zwei Vulcane von 11,320′ und 10,570′ Höhe, ferner der Vulcan von Unimak 8400′ (7580′) und die rauchenden und in ewigen Schnee gekleideten Gipfel (3500 bis 5100′ hoch) der übrigen Alëuten. Auch die noch wenig erforschte Westküste an der Behringsstraße scheint gebirgig und felsig zu sein; daselbst erreicht das Prinz-Wales-Cap 2400′ Höhe. Weite, aber noch sehr wenig bekannte Plateaulandschaften, die von Neu-Californien und von Oregon, breiten sich zwischen der westlichen und centralen Cordillere aus und scheinen im südlichen Theil, am mittleren Colorado, auf ihren Scheiteln den Charakter einer wasserarmen Wüste, die mit Sand und Salz bedeckt ist, zu tragen. — Endlich 6) die Cordillere von Sonora, welche vom Nordende des Westrandes des Plateaus von Anahuak, westlich von der Sierra Madre, nordwestlich bis zur Mündung des Rio Colorado und zur Kette der Seealpen reicht und gegen den Busen von Californien in mehreren Stufen abfällt, gegen N. aber allmälig zum Tafellande von Neu-Californien herabsinkt. Zwischen ihr und der Sierra Madre liegt ebenfalls eine hohe Plateaulandschaft, woselbst Durango noch 6400′ über dem Meeresspiegel liegt.

Außer den Cordilleren trägt unter den getrennten Gebirgsgruppen Amerikas nur noch eine, nämlich das kleine Massengebirge der Sierra nevada de Santa Marta, östlich von der Mündung des Magdalenenflusses, den Charakter des Hochgebirges. Steil erhebt es auf allen Seiten seine wild zerrissenen Wände burgähnlich aus dem Tieflande und trägt auf seinen vielleicht an 18,000′ hohen Spitzen ewigen Schnee. Alle übrigen isolirten Gebirgsglieder des Erdtheils gehören dagegen vorherrschend der Form des Mittelgebirges und der Kettengebirge an; jedes davon hat seine eigenthümliche Richtung, und je größer ihre räumliche Ausdehnung, desto niedriger erheben sie sich im Allgemeinen. Es sind dies in Süd-Amerika: Das Küstengebirge von Venezuela, etwa 1100 □M. einnehmend, welches sich an die NO.-Ecke der Sierra nevada de Merida anschließt, längs der Nordküste hinzieht und auf der Insel Trinidad endigt. Es besteht aus parallelen Ketten, welche gegen N. steil, gegen S. weit sanfter abfallen, erreicht in der Silla (spr. ßilja) de Caracas, zugleich einem der höchsten Berge Süd-Amerikas im O. der Andes, seine größte Höhe (8100′) und sinkt östlich davon herab. — Das Gebirgssystem von Parime oder das Hochland von Guayana (14,500 □M.) besteht aus einem erst zum Theil erforschten, unregelmäßig zusammengehäuften Kettensysteme, mit vorherrschender Richtung von OSO. nach WNW. und engen Längenthälern, und breitet sich zwischen den Ebenen des unteren Orinoco und des Amazonenstroms aus. Nach dem Innern nimmt die Höhe zu, so daß die östliche Kette nur 2000′, die westliche (Sierra Parime) bis 4800′ aufsteigen mögen. Als höchste Spitzen dieses Gebirgslandes gelten die Maravaca in der südlichsten Kette, vielleicht 10- bis 11,000′ hoch, der Duida, 7800′, der Roraima, 8000′. — Das brasilianische Gebirgsland, das ausgedehnteste unter den getrennten Gebirgsgliedern des Erdtheils (18,000 □M.), erstreckt sich westwärts bis zum Parana, Paraguay und Araguay und erhebt sich auf Plateauflächen von 1- bis 2000′ Höhe, welche meist ziemlich parallel der Ostküste von mehreren Bergketten,

mit hohen Thälern dazwischen, durchzogen werden. Zu diesen gehört im O. die niedrige Küstenkette Serra do Mar (3000′ hoch), welche von der Platamündung bis in die Nähe von Rio Janeiro zieht und nach N. an Höhe zunimmt; Zweige derselben ziehen sich westwärts ins Innere über das 2500′ hohe Tafelland von Brasilien, den Sertão. Unter 26° s. Br. löst sich davon die höchste Kette des ganzen Systems, die Serra do Espinhaço (Rückgratgebirge) oder die Kette von Villa Rica, ab, welche in Stufen zur Küste abfällt und nördlich bis zum unteren Lauf des S. Francisco reicht. In der Quellgegend des Parana erhebt sie sich am höchsten und führt den Namen der Serra da Mantequeira, deren Kamm etwa 3000′ Höhe besitzt und Gipfel von über 7000′ trägt; hier erheben sich der Itacolum (5400′) und der Itambe (5600′) als die bekänntesten Gipfel. Gegen W. verbindet dieselbe ein Zweig, die Serra negra, mit der Serra dos Vertentes (d. h. Wasserscheidengebirge), ein niedriger Bergrücken, der nicht über 2700′ hoch ist, zwischen dem Parana und Paraguay im S. und dem S. Francisco und Paranahyba im N. Ganz niedrige Zweige laufen davon zwischen dem letzteren Flusse und dem Tocantins aus. An der Quelle des Paraguay zweigt sich ein Höhenzug, welcher Cordillera Geral genannt wird, gegen WNW. ab und läuft als Wasserscheide zwischen dem Marañon und Paraguay; er erreicht ebenfalls nur eine geringe Höhe; sein breiter Rücken trägt in den Campos Parecis, einem wellenförmigen Lande von kaum 1000′ absoluter Erhebung, dürre Sandwüsten ohne Vegetation, obwohl an seinem Fuße große Ströme des Erdtheils entspringen. Am oberen Parana breiten sich zwischen den genannten Hauptketten weite Hochflächen oder Pampas aus, auf denen sich jedoch kein namhafter Berg erhebt.

In Nord-Amerika liegen getrennt: das System der Alleghanis (—genies), welches aus Parallelketten mit der Streichungslinie von SW. nach NO., also parallel der Küste, zusammengesetzt ist, vom Mexicanischen Golf bis zum St. Lorenzbusen zieht und im Mittel nur 2—3000′ Höhe erreicht. In einzelnen Theilen führen sie die Namen Apalachen, Grüne Berge, Cumberland-Gebirge oder Laurel Hills (Lorbeer-Berge), die westlichste Reihe; die der Ostküste am nächsten ziehende hat keinen allgemeinen Namen: bald nennt man sie das Nord- oder Süd-Gebirge, bald im nördlichsten Theile das Albany-Gebirge, bald die Blauen Berge, ein so unbestimmter Ausdruck, daß in vielen Gegenden einzelne Theile damit bezeichnet werden. Sanfte breite Vorstufen begleiten das Gebirge, welches über 8000 □M. einnimmt und etwa 30 M. breit ist, auf beiden Abhängen. Das größte Längenthal darin durchfließt der Tennessee. Mehrere atlantische Küstenflüsse bilden darin Längenthäler und durchbrechen die östlichen Ketten in engen Querthälern, wie der James-Fluß; andere entspringen am äußeren Rande, noch andere wie der Susquehannah, Hudson, Connecticut und St. Johns bilden Querthäler durch das ganze Kettensystem. Unter diesen engen Querthälern sind in der östlichen Kette die des Potomak und Delaware zu nennen, während der Hudson das ganze System in einer engen Spalte durchbricht, von der ostwärts unter 44½° Br. sich die Weißen oder Washington-Berge, 6240′ hoch, als der Culminationspunkt des ganzen Gebirges erheben. Das Gebirge Neu-Eng-

lands wird ebenfalls von einem Querthal durchsetzt, in welchem der St. Johns-Fluß zur Fundy-Bai fließt. Das Allegheny-System endigt, an Höhe abnehmend, in einiger Entfernung dem Laufe des St. Lorenz-Stromes folgend, südlich von dessen Mündung in einem wellenförmigen Lande. — Von den Felsengebirgen Labradors, welche zwischen der Hudsons-Bai und dem St. Lorenz-Busen liegen, 2—3000′ hoch und mit Schnee bedeckt sind und an der Nordostküste Gletscher tragen, die bis zum Meeresspiegel herabreichen, wie von den arktischen Gebirgen, insbesondere den schnee- und eisgepanzerten Küstengebirgen Grönlands, deren Höhe im O. auf 3- bis 4000′, im W. noch größer angeschlagen wird, wissen wir nur äußerst wenig, besonders nicht, wie weit sich diese Gebirge ins Innere erstrecken. Die Zugänglichkeit dieser Länder ist sehr beschränkt und verhindert in Verbindung mit den ungünstigen klimatischen Verhältnissen die Erforschung. Nicht ohne Grund vermuthet man, daß Grönland durch Meeresarme, welche von Eismassen geschlossen sind und deshalb leicht für bloße Buchten gehalten werden können, in mehrere Inseln getheilt sei. — Endlich sind hierher noch die insularen Gebirge der großen Antillen, ein System von Parallelketten, zu zählen, welche als zertrümmerte östliche Fortsetzung der Sierra von Yucatan betrachtet werden können und aus zwei Zügen bestehen, die auf Haiti zu einem Knoten zusammentreten. Sie erreichen noch ansehnliche Höhe, besonders auf Porto-Rico, auf Cuba (Pico de Tarquino 7195 Par. Fuß), Jamaika, wo das Blaue Gebirge (Cold Ridge 7679 Par. Fuß), Haiti im Morne de Mexique 8350 Par. Fuß vielleicht den Culminationspunkt dieses ganzen Systems trägt. Auch die meisten kleinen Antillen, deren Kette mit einem convexen Bogen gegen O. von N. nach S. zieht und die Scheide zwischen dem Atlantischen und Caraibischen Meere bildet, sind hoch (1000 bis 5100′) und felsig und zum Theil vulcanischen Ursprungs; auf St. Vincent und Guadeloupe erheben sich noch thätige Vulcane zur Höhe von 5000′. Nur die Bahama-, die Jungfern- und mehrere kleine Inseln des westindischen Archipels gehören zur Classe der niedrigen, flachen Inseln und sind von Korallen aufgeführt, haben aber in Folge der örtlichen Verhältnisse mehr längliche als runde Gestalt angenommen. Die Kette der Bahama-Inseln erhebt sich an den Rändern eines unterseeischen Plateaus, der Bahama-Bank, durch welche gleichsam eine Verbindung der großen Antillen mit Florida, die der reißende Golfstrom jetzt unterbricht, angedeutet erscheint.

Wir wenden uns nun von der Betrachtung der Gebirgslandschaften und Hochländer zu den Tiefländern des neuen Continents. Wie in dem Hochgebirgssysteme der Cordilleren, so ist Amerika auch durch die kolossale Ausdehnung seiner Tiefebenen ausgezeichnet; noch mehr charakteristisch aber ist für den Erdtheil der Mangel an Uebergangsformen aus dem Hoch- ins Tiefland, oder an mittleren Stufen, vorzüglich in Süd-Amerika, wo die weiten Ebenen sogar noch größere Dimensionen als im N. haben. Auf langen Strecken steigt das Land ganz allmälig von der Küste des Atlantischen Oceans nach W. hin an, bis sich meist plötzlich die Cordillere über ½ Meile hoch aus dem Tieflande erhebt, die, oft nur 15 bis 20 M. breit, noch steiler und an vielen Stellen fast unmittelbar und ohne alle Zwischenstufe zum Gestade der Südsee abfällt. Vorherrschend nimmt das Tiefland

die Mitte des Erdtheils ein, indem es sich zwischen den Cordilleren im W. und den getrennten Gebirgsgliedern oder Küsten im O. ausbreitet. Wenn man von der Magelhaens-Straße nordwärts bis zur Mündung des Orinoco (über 900 M. weit) oder vom Delta des Mississippi bis zur Mackenzie-Mündung ins Polarmeer (600 M.) reist, so hat man auf diesen langen Strecken nirgend ein ansehnliches Gebirge, oft kaum merkliche Anschwellungen des Bodens zu überschreiten, so daß sich von der Südspitze bis zum Arktischen Meere gewissermaßen eine einzige, in der Mitte durch einen großen Meerbusen erfüllte Tiefebene zieht, welche nur an wenigen Stellen durch niedrige Höhenzüge oder isolirte Gebirgsgruppen unterbrochen wird, nämlich durch die Schwarzen Hügel und das Ozark-Gebirge in Nord-, durch die Cordillere Geral und die Kette von Venezuela in Süd-Amerika. Nirgend tritt dieses gewaltige Tiefland an die Küste des Großen Oceans, während es an den Mündungen der drei größten Ströme des Erdtheils unmittelbar den Atlantischen Ocean erreicht. Die räumliche Ausdehnung dieser Ebenen, zu denen noch an der Ostküste getrennt auftretende kleinere Tiefländer kommen, beträgt 408,000 □M., also fast $^2/_3$ vom Areal des ganzen Erdtheils, nämlich in Süd-Amerika sogar gegen $^3/_4$ (246,000 □M.), in Nord-Amerika hingegen kaum die Hälfte (162,000 □M.). Sonach herrscht in diesem Continent die Form des Tieflandes etwa in demselben Verhältniß, wie in Asien die des Hochlandes vor. — Die wichtigsten Ebenen des Erdtheils sind folgende: die Ebene der arktischen Abdachung zwischen dem Felsgebirge, der Hudsonsbai, Labrador und dem Eismeere, etwa 100,000 □M. einnehmend. Mehrere hundert Meilen landeinwärts behält sie den Charakter einer einförmigen ebenen oder welligen Fläche, ähnlich wie das große sibirische Tiefland in der alten Welt. Ein großer Theil derselben hat jedoch den Charakter einer ganz niedrigen Hochfläche, welche von niederen, regellos zerstreuten Felsrücken bedeckt ist. Zwischen letzteren haben sich die fließenden Gewässer zu unzähligen Seen angesammelt, deren Niveau so beschaffen ist, daß nicht selten beim Anschwellen derselben ein Abfluß nach verschiedenen Seiten stattfindet, so daß an einigen Stellen temporär verschiedene Wassersysteme mit einander in Communication treten. — Westlich vom Mississippi breitet sich das große Binnen-Tiefland Nord-Amerikas unter dem Namen der Savannen oder Prairien dieses Flusses aus; dies sind einförmige, grasbedeckte Flächen, welche an einzelnen Stellen mit Bäumen besetzt sind, zuweilen auch noch von Urwald unterbrochen werden und gegen SW. zum Theil in unfruchtbare Wüsten und dürre Steppen übergehen. Ihr Areal beträgt etwa 45,000 □M. Sie reichen westwärts bis zum Fuße der Cordilleren und werden durch die Sierra von Texas und deren Fortsetzung in zwei ungleiche Theile getheilt, gegen N. aber durch den breiten Höhenzug der Schwarzen Hügel von dem arktischen Tieflande getrennt. Zwischen dem Ozark- und dem Felsgebirge erhebt sich das Becken des Mississippi bedeutend, indem hier hinter einander kleine Plateaux stufenförmig auf einander folgen, worunter das westlichste vielleicht 2700′ Höhe erreicht. Im mittleren Laufe des Mississippi ist die Tiefebene eine von W. nach O. ganz sanft geneigte Fläche; seine Nebenflüsse auf dem rechten Ufer nehmen meist mit reißendem Laufe, in breiten, aber seichten und nur einen Theil des Jahres mit grö-

ßerer Wasserfülle ausgestatteten Betten, ihren Lauf ostwärts. — Oestlich von den Alleghanis zieht sich von der Fundy-Bai südwärts, allmälig von W. nach O. an Breite zunehmend, längs der Ostküste bis zum Mexicanischen Golf die wellenförmige, an Culturland ungemein reiche atlantische Küstenebene in einer Breite von 30 bis 36 Meilen hin (17,000 □M.); sie wird von zahlreichen, zwar kurzen, aber wasserreichen Flüssen durchfurcht. Im N. ist die Küste noch felsig, steil und hafenreich; südlich von der Mündung des Hudson-Flusses wird sie dagegen flach, sandig, oft treten seichte Strandlagunen an die Stelle von Buchten, und im südlichsten Theile begegnen wir abwechselnd großen Sumpfstrecken (Swamps), meilenlangen Rohrbrüchen, stehenden Lachen und dürren Sandflächen.

An der Nordküste von Süd-Amerika tritt in ihrem westlichen Theile das wellenförmige Tiefland des Magdalenen-Flusses (6800 □M.) auf, welches die Sierra nevada von Sta. Marta wie eine Insel ringsum einschließt; gegen O. zieht sich die kleinere, nur schmale Küstenebene von Guayana (2200 □M.) am Meere hin. Ansehnlicher sind die Llanos (spr. lj—) oder Ebenen des Orinoco (16,000 □M.), die sich im N. vom oberen Rio Negro an dessen linkem Ufer ausbreiten und vom Hochlande von Guyana, der atlantischen Küste und der östlichen Cordillere Neu-Granadas eingeschlossen werden. Diese Steppenflächen, eine charakteristische Erscheinung des Erdtheils, deren völlige, meeresgleiche Ebenheit nur durch wenige Fuß über das allgemeine Niveau hervortretende Felsbänke unterbrochen wird, tragen weder Hügel noch Waldung; in der heißen Zeit erblickt man nichts als trockene, dürre, vegetationsarme Steppen; aber nachdem die tropischen Regengüsse eine Zeit lang Alles unter Wasser gesetzt, bekleidet sich die ganze Fläche wieder mit einer üppigen hohen Grasdecke. — Dann folgen südlicher die unabsehbaren Ebenen des Marañon, welche eine Oberfläche von 125,000 □M. bedecken, ganz allmälig sich von W. nach O. hin senken und vom brasilianischen Gebirgslande und den Cordilleren begrenzt werden. Undurchdringliche Urwälder (Bosques, Selvas) ziehen sich bis auf die Höhe der Cordilleren und der Sierra Parime hinauf oder schließen die Ufer des mächtigen Stromes ein; aber ein großer Theil besteht ebenfalls aus Grasfluren oder Steppen, deren Einförmigkeit weder durch Bäume noch Hügel unterbrochen wird. Die Cordillera Geral scheidet dieses weite Tiefland von den Pampas des La Plata-Stromes (72,000 □M.), ebenfalls unabsehbare mit Gras bedeckte Steppen ohne Baumwuchs, woselbst jedoch an einzelnen Stellen Sumpfstrecken und pflanzenarme Steppen mit Salzboden auftreten. Südlich vom Colorado hängen diese Pampas endlich noch mit den dürren, steinigen und salzreichen Steppenflächen Patagoniens (24,000 □M.) zusammen.

Klima und Boden.

Abgesehen von der großen klimatischen Verschiedenheit, welche in einem Lande stattfinden muß, welches von einem Pol zum anderen seine größte Ausdehnung hat und durch alle Zonen reicht, kann man nur sagen, daß Amerika in höheren Breiten auffallend kälter ist, als die gegenüberliegenden

Länder am Atlantischen Ocean*). Die wichtigsten Ursachen dieser geringeren Wärme bestehen in der verhältnißmäßig geringen Ausdehnung von W. nach O., verbunden mit der Lage zwischen zwei großen Becken des Weltmeeres, wodurch dem Klima im Allgemeinen, wenn auch West- und Ostküste und Inneres sich ähnlich wie in der alten Welt unterscheiden, bis zu gewissem Grade ein oceanischer Charakter aufgedrückt wird. Die Luft ist deshalb in den meisten Gegenden durch hohe Feuchtigkeit ausgezeichnet, und an vielen Orten fallen außerordentlich reiche Niederschläge aus der Atmosphäre. Die großen und zahlreichen Seen, die gewaltigen wasserreichen Ströme, welche oft viele Meilen weit Alles unter Wasser setzen, die hohen Schneegebirge sind natürlich nicht ohne Einfluß auf die klimatischen Erscheinungen und tragen vereinigt, indem sie die Feuchtigkeit steigern, im Allgemeinen dazu bei, die Temperatur zu erniedrigen, so daß der Charakter Amerikas in den tropischen Regionen vorzugsweise durch den Ausdruck feuchte Wärme bezeichnet werden kann. In den Savannen und Llanos erhitzt sich der Boden in der Sonne wegen der Grasdecke weniger, als in den Sandwüsten, welche dem Erdtheil fast ganz fehlen, und wegen ihrer ungeheuren Dimensionen üben sie einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Temperaturverhältnisse aus; die Ebenen der nördlichsten Gegenden dagegen sind mit einer Filzdecke von Moosen und Flechten bekleidet. Die unermeßlichen Urwaldungen, welche auf diesem Continent angetroffen werden, äußern auch durch den Schutz, den sie dem Boden gegen die Sonnenstrahlen und die Wärmeausstrahlung verleihen, wie durch die gehemmte Verdunstung, eine andere Wirkung, als wenn der Boden nackt wäre. Nur wenige Gegenden, wie die Hochebenen zwischen den Cordilleren-Zweigen und das Innere von Nord-Amerika, sind mehr mit einem trocknen, continentalen Klima begabt. In dem größten Theile von Nord-Amerika fällt der Niederschlag bald flüssig, bald fest herab; Süd-Amerika hingegen gehört mehr der Regenzone an. Wenn wir alles feste Land auf der Erde, welches zwischen den beiden Wendekreisen gelegen, mit 1 bezeichnen, so gehören Amerika $^{3}/_{10}$, d. i. gegen ein Drittel, davon an; aber es ist klar, daß ein weiter Meeresgolf, wie der mexicanische, im Norden der großen Masse des tropischen Festlandes von Süd-Amerika gelegen, auf den aufsteigenden Luftstrom, der sich daselbst entwickelt, anders wirken, also auch die Temperatur höherer Breiten modificiren muß, als wenn, wie im W. der alten Welt, sich große Continentalgebiete weit von W. nach O. erstrecken; und ebenso leuchtet ein, daß das Meridiangebirge des Erdtheils, welches zu den Riesengebirgen der Erde gehört, andere Abweichungen in der Windrichtung und den davon abhängigen Witterungsphänomenen hervorruft, als Hochgebirgsketten, welche mehr in der Richtung der Parallelkreise streichen, wie wir in der alten Welt gefunden haben.

Wenn wir die Temperaturvertheilung Amerikas mit der in den anderen Erdtheilen vergleichen, so zeigt sich, daß West- und Ostküste und Inneres analoges Verhalten wie in der alten Welt zeigen; daß in höheren Breiten

---

*) Ohne Zweifel hauptsächlich darum haben die Einwanderer der verschiedenen europäischen Völkerstämme, mit Ausnahme der französischen Canadier, in der neuen Welt im Allgemeinen ihre Wohnsitze 10 Grad südlicher aufgeschlagen.

Amerika auffallend kälter als die gegenüberliegende Küste von Europa ist; daß die mittlere Temperatur im Innern und an der Ostküste Nord-Amerikas nach dem Pole hin sehr schnell abnimmt, und daß in der arktischen Zone der zweite Kältepol liegt, um den sich, wie um den asiatischen, die Isothermen lagern, welche mit der Annäherung an den Wendekreis immer schwächere Abweichungen von den Parallelkreisen zeigen. In höheren Breiten nimmt die mittlere Temperatur des Jahres von W. nach O. ab, so daß sich die Isothermen erst nahe der Ostküste wieder sanft gegen den Pol heben. Die früher mitgetheilten Zahlenelemente für Europa, Asien und Afrika werden bei Zusammenstellung mit den folgenden für Amerika, wo uns jedoch nur der Osten der nördlichen Hälfte genauer und vollständiger bekannt ist, näheren Aufschluß über die zwischen den beiden großen Continenten obwaltenden Verschiedenheiten geben, und zugleich darthun, wie sich auch in der Temperaturvertheilung im Laufe des Jahres mehr oder weniger der Einfluß der Feuchtigkeit, welche den Erdtheil charakterisirt, geltend macht. — Wir beginnen mit Süd-Amerika, wo im Verhältniß zu Nord-Amerika nur sparsame Beobachtungen angestellt sind*).

Ort.	Breite.	Höhe. Par. Fuß.	Temperatur (Réaumur) des Jahres.	Winters.	Sommers.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.	Unterschied der Sommer- und Winterwärme.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
Falklandsinseln	52° s.		6,7	3,5	9,5	2,4 Juli	10,6 Jan.	6,0	8,2
Puerto Montt (Chile)	41 30′ s.		8,5	4,8	12,6	3,7 Aug.	13,9 Dec.	7,8	10,2
Valdivia .... "	40 10 s.		9,8	6,6	13,5	6,1 Juli	14 Jan.	6,9	7,9
Valparaiso... "	33 2 s.		12,7	11,3	14,6	11,0 Aug.	15,1 "	3,3	4,1
Buenos Ayres (Argentina)...........	34 37 s.		13,9	9,4	18,1	7,8 Juli	20,0 "	8,7	12,2
Assumption (Paraguay)..........	25 26 s.	246	18,8	14,8	23,0	13,7 Juni	24,2 "	8,2	10,5
Rio Janeiro (Brasilien)..........	22 54 s.		19,2	17,3	21,0	17,1 Juli	21,5 Febr.	3,7	4,4
Lima (Peru)	12 3 s.		18,3	16,0	20,2	15,2 Sept.	21,3 März	4,2	6,1
Para (Brasilien)....	1 28 s.		21,6	21,8	21,3	20,8 Febr.	22,1 Nov.	0,5	1,3
Quito (Ecuador) ...	0 14 s.	8970	12,5	12,3	12,4	11,6 Jan.	13,0 Sept.	0,1	1,4
Cayenne (Guayana).	4 56 n.		20,8	20,6	20,7	20,3 Febr.	21,4 Oct.	0,1	1,1
Santa Fé de Bogotá (Columbia).....	4 35 n.	8189	11,4	11,5	10,9	10,7 Juli u. Aug.	12,0 Nov.	0,6	1,3
Caracas (Venezuela)	10 31 n.	2730	17,6	16,8	18,3	16,6 Dec.	18,4 Juli u. Aug.	1,5	1,8

Das Klima der Andes wird durch folgende Vergleichungen veranschaulicht werden. In den Ebenen des Orinoco herrscht täglich eine 4° höhere Wärme als zu Palermo im August; steigt man aber auf die Cor-

*) Die Temperaturverhältnisse bei jedem einzelnen Lande zu betrachten, schien bei dem Mangel solcher Angaben für die meisten Gegenden nicht rathsam. Die hier mitgetheilten Tabellen gewähren zugleich den Vortheil größerer Uebersichtlichkeit und können leicht zur Ergänzung der klimatischen Schilderung jedes Staates benutzt werden.

dilleren, so findet man zu Popayan, 5470′ über dem Meere, die Wärme der drei Sommermonate zu Marseille; zu Quito (8970′ hoch) die Wärme wie zu Ende des Mai in Paris; auf den Paramos der Andes (10,800′ hoch) endlich wie zu Anfang April daselbst.

In Westindien und auf dem benachbarten südlichen Theile von Nord-Amerika sind folgende Punkte bezeichnend für die Temperaturverhältnisse des Erdtheils bis zu der nördlichen Grenze der heißen Zone:

Ort.	Breite.	W. Lg. F.	Höhe. Par. Fuß.	Temperatur (Réaumur) des Jahres.	Winters.	Sommers.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.	Unterschied der Sommer- und Winterwärme.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
Jamaica	18° n.	59°	....	21°	19¾°	22°	19½°	22°	2¼°	2½°
Tortola	18½	57	780	20¾	20	21¾	19¼	22	1¾	2¾
Vera-Cruz	19¼	78½	....	20	17¼	22	17	22¼	4¾	5¼
Mexico	19½	81½	7000	13¼	10½	15¼	9¾	15¾	4¾	6
Havana	23⅙	64¾	....	20	18	22	17½	22	4	4½
Key West	24½	64¼	....	19¾	17¼	22¼	16¾	22½	5	5¾

Nördlich vom Mexikanischen Golf bis etwa zum Parallelkreise des 45. Grades n. Br. findet sich östlich vom Mississippi eine größere Menge von Stationen, wo längere Zeit hindurch die Witterungsverhältnisse beobachtet worden und genauer bekannt sind. Nur einige davon wollen wir anführen, um die Vertheilung der Temperatur zu erläutern und zur Vergleichung mit der alten Welt Material zu geben.

Ort.	Breite.	W. Lg. F.	Höhe. Par. Fuß.	Temperatur (Réaumur) des Jahres.	Winters.	Sommers.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.	Unterschied der Sommer- und Winterwärme.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
Brooke	28° n.	65°	—	18¼°	14¼°	21½°	12¾°	21¾°	7¼°	9°
St. Augustine	29¾	64	....	17¾	13¼	22	12½	22	8¾	9½
New-Orleans	30	72	—	16	10¼	21	10	21	10¾	11
Jesup	31½	76¼	160	15¾	9½	22	9	22½	12½	13½
Savannah	32	63½	....	15	9½	20½	8½	21	11	12½
Bermudasinseln	32⅓	47⅙	—	16	12	20	—	—	8	—
Augusta	33½	64¼	....	14¼	7¾	21	7	21¾	13¼	14¾
Fort Montroe	37	58½	—	13	5¾	20	4¾	20¾	14¼	16
St. Louis (Mississippi)	38½	72⅔	660	10½	½	19¼	— 1	20½	18¾	21½
Cincinnati	39	66¾	500	10	¾	18¼	— ½	18¾	17½	19¼
Baltimore	39¼	59	....	9¼	¼	18½	— ½	19¼	18¼	19¾
Marietta	39½	63¾	600	9¼	1	17½	+ ¼	18	16½	17¾
New-York	40⅔	56⅓	—	8¼	— ¼	17	— ¾	18	17¼	18¾
Fort Wolcott	41½	53⅔	—	8	+ ¼	16	— 1	17	15¾	18
Councill Bluffs	41½	78	750	8	— 3¾	19	— 5½	19½	22¾	25
Boston	42⅓	53⅓	....	7	— 1¾	16	— 2½	17½	17¾	20
Salem	42½	53¼	—	7	— 2	16½	— 3	17¾	18½	20¾

Ort.	Breite.	W. Lg. F.	Höhe. Par. Fuß.	Temperatur (Réaumur) des Jahres.	Winters.	Sommers.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.	Unterschied der Sommer- und Winterwärme.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
Fredonia	42½°	61¾°	660	6¾°	— 2¼	16°	— 3°	17¼°	18¼°	20¼°
Albany	42⅔	56	120	7	— 3	17	— 4	18	20	22
Cherry Valley	42¾	57	1250	5	— 4½	14¾	— 5½	15¾	19¼	21¼
Fort Crawford	43	73¼	550	6¾	— 5½	17¾	— 6½	19	23¼	25½
Utica	43	57½	160	5¾	— 3¾	15	— 4½	16	18¾	20½
Rochester	43⅙	60⅙	480	6½	— 3	15¾	— 3½	16¾	18¾	20¼
Fort Howard..	44⅔	69⅓	570	5½	— 5½	16¼	— 6¼	17½	21¾	23¾
Potsdam (New-York)	44¾	57¼	370	4¾	— 6	15¼	— 6½	16	21¼	22½
Eastport	44⅚	49¼	—	4½	— 4¼	12¾	— 5	13¾	17	18¾
Fort Snelling	44⅚	75½	740	6	— 7	17½	— 8	18½	24½	26½
Montréal	45½	56	....	5½	— 6½	16¼	— 7¾	17½	22¾	25¼
Fort Vancouver	45⅔	105	....	9¼	+ 3½	14½	+ 1½	15¼	11	13¾
Fort Brady ...	46¼	67¼	560	4¼	— 5	13½	— 6	14½	18½	20½
St. Johns ...	47½	35	130	2¾	— 4	9¾	— 5	11½	13¾	16½

Endlich bleiben uns noch, um von dem ganzen Erdtheil ein Bild hinsichtlich der Wärmevertheilung zu geben, die hochnordischen Regionen übrig, wo meist nur vorübergehend und eine kurze Zeit hindurch, während kühne Reisende an einer Station ihr Quartier aufschlugen, Thermometer und Wetter beobachtet worden sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier wie im Norden der alten Welt große Strecken ewig gefrorenen Bodens angetroffen werden.

Ort.	Breite.	W. Lg. F.	Höhe. Par. Fuß.	Temperatur (Réaumur) des Jahres.	Winters.	Sommers.	kältesten Monats.	wärmsten Monats.	Unterschied der Sommer- und Winterwärme.	Unterschied des wärmsten und kältesten Monats.
	Grad.	Grad.		Grad.	Grad.	Grad.	Grad.	Grad.	Grad.	Grad.
Neu-Archangel .	57 n.	117⅔	...	+ 5½	+ ½	10¼	— ¼	10¾	9¾	11
Nain (Labrador)	57⅙	44⅙	—	— 3	— 14½	6	— 16½	8	20½	24½
Fort Simpson	62⅙	103⅚	240	— 2¾	— 18¾	12	— 19¾	14	30¾	33¾
Godthaab (Grönland)..	64⅙	34	—	— 1½	— 8	4¾	— 8½	5¼	12¾	13¾
Fort Franklin .	65⅕	105½	210	— 6½	— 21¾	8¼	— 24	9	30	33
Winter-Insel .	66⅙	65½	—	— 11¼	— 23¼	1½	— 25	2¼	24¾	27¼
Igloolik-Insel .	69⅓	64⅖	—	— 13¼	— 23¾	1½	— 26¾	3	25¼	29¾
Boothia Felix .	70	74⅙	—	— 12½	— 26½	2¾	— 28½	4	29¼	32½
Grönländische See (Luft) ..	72	1	—	— —	— —	1	—	1½	—	—
Port Bowen ..	73¼	71¼	—	— 12½	— 25½	2¼	27	3	27¾	30
Melville-Insel .	74¾	93⅙	—	— 14¼	— 27⅖	2¼	30	4⅗	29½	34⅗

Um auch von der Größe der Schwankungen der Temperatur in verschiedenen Breiten eine Vorstellung zu geben, lassen wir auch einige An-

gaben darüber folgen. Die größte Schwankung des Thermometers, die im ganzen Jahre beobachtet worden, beträgt zu Quito $12\frac{3}{4}$° R. (nämlich das Minimum + $4\frac{3}{4}$°, das Maximum $17\frac{1}{2}$°); zu Vera-Cruz $15\frac{3}{4}$ (Min. $12\frac{3}{4}$, Max. $28\frac{1}{2}$); zu Havaña $17\frac{3}{4}$ (+ 8 und $25\frac{3}{4}$); zu Rio Janeiro $18\frac{1}{2}$ (9 und $27\frac{1}{2}$); zu Buenos-Ayres $30\frac{1}{4}$ (— $1\frac{3}{4}$ und $28\frac{1}{2}$); zu Salem $50\frac{1}{2}$ (— 20 und $30\frac{1}{2}$); zu Montréal $59\frac{1}{4}$ (— $29\frac{3}{4}$ und $29\frac{1}{2}$); zu Felix-Hafen $57\frac{1}{2}$ (— $40\frac{1}{2}$ und 17); auf der Melvilleinsel 51° (— $38\frac{1}{2}$ und $12\frac{1}{2}$). Die niedrigste Temperatur, welche in geringer Höhe über dem Meere beobachtet worden, ist zu Lima + 11°*), zu Paramaribo + 13, auf Jamaica + $14\frac{1}{4}$, zu New-Orleans — 3°, zu Savannah — 13, auf der Insel Sitcha — 16, zu Quebec schon unter — 32°, so daß in so niedriger Breite doch bereits das Quecksilber gefriert. Die größte Kälte, welche in Amerika überhaupt jemals beobachtet worden, bleibt jedoch hinter der niedrigsten Temperatur in der alten Welt zurück (s. Jakuzk); Capit. Back erlebte dieselbe auf seiner Reise zu Fort Reliance, wo das Thermometer bis auf $45\frac{1}{2}$° R. herabsank.

Auch die Schneelinie kann zur Beurtheilung des Klimas dienen. Besonders lehrreich ist die Cordillere, indem sie in Folge ihrer Meridianrichtung die Abhängigkeit der Grenze des ewigen Schnees und der Vegetationsgrenzen von der geographischen Breite in Zusammenhang zeigt. In den wärmeren Strichen dieses Erdtheils unterscheidet man, hauptsächlich nach der Höhe der drei Regionen, die Tierra fria, die kalte, oben; die Tierra templada, die gemäßigte, in der Mitte, ausgezeichnet durch ihre stets milden Frühlingslüfte; sie ist zugleich die gesundeste Region; und die Tierra caliente, die untere, heiße, welche von der oberen Grenze der Banane bis zum Spiegel des Meeres herabreicht und in der üppigsten Fülle tropischer Pflanzenformen prangt. Das Ansteigen der ewigen Schneelinie von der kälteren zur wärmeren Zone wird aus Zahlen ersichtlich; sie hat eine Meereshöhe auf

Unalaschka	unter $53\frac{3}{4}$° n. Br.,	von	3300 Fuß.
Rocky Mountains	„ 43 ° „	„	11,700 „
Mexico	„ 19 ° „	„	13,860 „
Sierra nevada de Merida . . .	„ 8 ° „	„	14,000 „
Vulcan von Tolima	„ $4\frac{3}{4}$° „	„	14,380 „
Vulcan von Purace	„ $2\frac{1}{4}$° „	„	14,430 „
Quito unter dem Aequator . .	„ 0 ° „	„	14,850 „
Andes von Quito	unter 0—$1\frac{1}{2}$° s. Br.,	„	14,820 „
Andes von Bolivia, östliche Kette	unter $14\frac{1}{2}$°	„	14,940 „
„ „ „ westliche Kette	bis 18° s. Br.	„	17,380 „
Andes des mittleren Chile . .	unter 33° s. Br.,	„	13,800 „
Küstencordillere in Süd-Chile .	„ 41—44° „	„	5640 „
Magelhaensstraße	„ 53—54° „	„	3480 „

*) Der Einfluß der kalten peruanischen Küstenströmung auf die benachbarten westlichen Gestade Süd-Amerikas, welche dieselbe erst, etwa 5° kälter als der Stille Ocean außerhalb derselben, in der Gegend des Aequators verläßt, um sich nach W. auszubreiten, erscheint ebenso unleugbar, als auf der anderen Hemisphäre, an der Ostseite des Continents, der warme Golfstrom im Atlantischen Ocean die Temperatur der benachbarten Küsten modificirt.

Somit hält sich die Grenze des ewigen Schnees von etwa 19° n. bis zu 33° s. Br. auf einer Meereshöhe von nahe 14,000′ und darüber; aber außerdem zeigt sie hier die so merkwürdige Erscheinung, daß sie nicht unter dem Aequator, sondern in einer bedeutend südlich davon gelegenen Breite ihren Culminationspunkt erreicht. Vom Aequator senkt sie sich sehr allmälig nach der nördlichen Grenze der heißen Zone (Mexico), dagegen steigt sie merklich auf nach der südlichen Grenze derselben (s. Bolivia).

In den heißen Gegenden weht über die weiten Ebenen des Innern der Passat ganz regelmäßig; die hohe Cordillere vermindert oder hebt seine Wirkungen auf, so daß die Westseite des Erdtheils außer seinem Bereiche liegt. In höheren Breiten herrschen die westlichen Winde, wie in der alten Welt, vor, welche in Nord-Amerika im Sommer mehr nach S. und SO., im Winter mehr nach NW. und N. neigen, eine Folge der Land- und Wasservertheilung, so daß sie den Ostküsten im Sommer mehr die kühle, feuchte Luft des Meeres, im Winter die kalte der arktischen Schnee- und Eisflächen zuführen. An dem Westgestade sind umgekehrt westliche Luftströmungen Seewinde, östliche dagegen Landwinde, und mit der Veränderung ihrer Richtung ist daher auch ein anderer Wechsel der Witterungserscheinungen verbunden, als an der Ostseite des Continents. — Manche Regionen, wie die westindischen Inseln und die Ostküste der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wie die Südspitze des Erdtheils, sind oft den heftigsten Orkanen ausgesetzt.

Jahreszeiten. Aehnlich wie in der alten Welt ist in verschiedenen Breiten eine Sonderung des Jahres in eine trockene und eine Regenzeit mehr oder weniger deutlich ausgeprägt. In der heißen Zone bringen die Lage der Länder und die herrschenden Winde mancherlei Abweichungen hervor; an der Westküste von Süd-Amerika hat man vom November bis März, an der Ostküste Brasiliens vom März bis September Regenzeit, und diese ist ebenso ausgezeichnet durch ihre ungeheuren Wassermassen, als das Blau des Himmels in der trockenen Zeit über den Ebenen durch seine Klarheit und Reinheit. Nördlich vom Aequator zeigt sich z. B. in Süd-Amerika der Himmel, bei sehr trockener Luft und östlichen Winden, vom November bis Februar heiter und durchsichtig; dann nimmt die Intensität der blauen Farbe allmälig ab, der Wind hört auf regelmäßig zu wehen, zu Ende des März treten alle Anzeichen der nassen Jahreszeit ein, und über den Ebenen des Orinoco brechen nun täglich Gewitter mit heftigen Niederschlägen aus. Die Wassermassen, welche dabei aus der Luft herabstürzen, übersteigen fast alle Vorstellungen; so wurde einmal zu Cayenne binnen 10 Stunden 10¼ Zoll Regen gesammelt, d. i. halb soviel als zu Berlin im Laufe eines ganzen Jahres herabfällt. Die Abhängigkeit dieser Jahreszeit von dem aufsteigenden Luftstrome zeigt sich deutlich in dem Fortrücken derselben mit der Sonne; zu Panama beginnen die Regen im Anfang des März, in Californien selten vor dem Juni. Wo die Sonne in größeren Zwischenräumen zweimal durch das Zenith geht, wie in der Nähe des Aequators, finden wir auch eine deutliche Theilung des Jahres in 2 nasse und 2 trockene Zeiten. Auf Cuba und zu Rio Janeiro macht sich schon der Uebergang zu den Regenverhältnissen höherer Breiten fühlbar, und in diesen finden wir, obwohl mit mannigfachen Modificationen, ähnliche Uebergänge und

Erscheinungen in der Vertheilung des Regens unter die verschiedenen Jahreszeiten, wie in der alten Welt, nämlich: eine Zone mit Winterregen; Gegenden, wo die meisten Niederschläge im Frühling und Herbst herabfallen, und endlich solche, wo der Sommer das Maximum darbietet. An den Westküsten Nord- und Süd-Amerikas in beiden gemäßigten Zonen zeigt sich sogar ein ähnliches Uebergewicht der Winterregen, und hier wie in NW.-Europa bilden sich Gewitter vorzugsweise in den Wintermonaten. Je weiter nach Norden, desto seltener werden die Gewitter; in Grönland vergehen oft mehrere Jahre hinter einander, ohne daß ein solches zum Ausbruch kommt. Die jährliche Regenmenge, worauf die Lage des Ortes und Höhe über dem Meere nicht selten einen großen Einfluß übt, beträgt zu San Luis do Maranhão 259″ Par.; zu Paramaribo 215″; Guadeloupe (Basse-Terre) 119″; Vera-Cruz 62″; Havaña 85″; Key West (Florida) 34″; Marietta 32″; Cambridge 36″; Eastport 34″.

Die Abweichungen, welche Amerika von der alten Welt*) hinsichtlich der Wärmevertheilung in der jährlichen Periode zeigt, müssen auch auf die Verbreitungssphäre der Pflanzen, namentlich der Culturgewächse, einen erheblichen Einfluß ausüben. Der Anbau unserer Getreidearten z. B., welcher in Europa noch über den 60° Br. hinaus geht, reicht hier kaum über den 50° n. Br. hinaus, in Süd-Amerika vielleicht noch nicht einmal so weit; das Klima des Weinbaues beginnt in Nord-Amerika ebenfalls unter einer 6 bis 7° südlicheren Breite als in der alten Welt. Gegenden von Nord-Amerika, welche mit Süd-Deutschland unter gleicher Breite liegen, zwischen 45 und 50°, haben unendlich strengere Winter, zwar einen heißen Sommer, aber, wie im nördlichen Rußland, einen plötzlichen Uebergang vom Winter zum Sommer, fast ohne Frühling. Die unendlichen Eisflächen des nördlichen Polarmeeres und die von daher wehenden Winde, welche durch kein bedeutendes Gebirge gebrochen werden, tragen wesentlich zu dieser ungünstigen Temperatur bei. Dagegen haben die Gegenden zwischen den Wendekreisen zwar auch hier ein schönes tropisches Klima, doch nirgend die brennende Gluth afrikanischer Sonne, weil diese Länder hier theils von geringerer Ausdehnung sind und vom Ocean bespült werden, theils sich zu einer bedeutenden Höhe über das Meer erheben, theils endlich mit ungeheuren Waldungen, den größten Urwäldern auf der Erde, bedeckt und von den größten Strömen der Welt bewässert werden. Ueberfluß an Wasser und dadurch bedingt überwiegende Kraft, Fülle und Mannigfaltigkeit der Vegetation scheint der Hauptcharakter Amerikas zu sein. Der Boden erfreut sich einer fast ganz allgemeinen Fruchtbarkeit; Amerika hat auch nicht eine große eigentliche Sandwüste, wenn es auch in einigen Gegenden sehr dürre Steppen giebt; und selbst die unermeßlichen Ebenen der Savannen, Llanos und Pampas sind wenigstens periodisch mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt. Wo das Klima nicht zerstörend einwirkt, kann in

*) Im Vergleich von Europa und Nord-Amerika ist zu bemerken, daß beide in der Regel entgegengesetzte Witterungsverhältnisse haben; ein strenger Winter dort und ein milder Winter hier finden gleichzeitig statt und umgekehrt. Die Extreme gleichen sich von selbst aus, sind also terrestrischen, nicht kosmischen Ursachen zuzuschreiben. So viel wir wissen, bleibt die Temperatur des Erdballs sich gleich.

den meisten Gegenden der schönste Anbau gedeihen. Während die Vegetation durch den Reichthum an Formen so sehr ausgezeichnet ist, erscheint dagegen die Thierwelt in Amerika unleugbar zurückgedrängt: die ursprünglichen eigenthümlichen Thiere dieses Welttheils erscheinen alle nur als die kleinen schwachen Abbilder der edlen und kräftigen Thiere der alten Welt, und nur die Insecten und die dem Wasser angehörenden und durch Größe ausgezeichneten Amphibien finden sich hier in unendlicher, höchst lästiger Menge.

Gewässer.

An Zahl und Größe der Seen und Flüsse übertrifft Amerika alle übrigen Welttheile bei weitem. Wir betrachten zuerst die verschiedenen Theile des Oceans, welche seine Küsten bespülen.

Das nördliche Polarmeer. Seit dem Jahre 1819 und 1820, wo der kühne Parry bis zum 90° w. Lg. in diesem Ocean, und der durch seinen Muth Bewunderung verdienende Franklin zu Lande bis an die Küste dieses Meeres unter 68° n. B. und beinahe demselben Meridian vorgedrungen, um die sogenannte nordwestliche Durchfahrt in den Großen Ocean aufzusuchen, deren Unmöglichkeit jetzt klar nachgewiesen ist, wissen wir mit ziemlicher Gewißheit Folgendes: Die sogenannte Baffins-Bai, im W. von Grönland, wird künftig die Davis- oder Baffins-Straße genannt werden müssen, indem es nunmehr erwiesen, daß Grönland eine Insel ist. Von diesem Baffins-Meere gelangte Parry unter 74° in eine nach W. führende Straße, die Barrows-Straße, von welcher aus nach S. eine neue, noch nicht vollständig verfolgte Straße, die Prinz-Regent-Einfahrt, sich unter 72° w. Lg. eröffnet. Er setzte seinen Weg weiter westlich, eine Reihe Inseln im N. lassend, fort und gelangte so zur Melville-Insel, unter 90° w. Lg. und 75° n. Br., wo er zu überwintern und 1820 auf dem nämlichen Wege zurückzukehren gezwungen wurde. Neuere Reisen, wie die des Capitäns Roß, welcher nach großen Mühseligkeiten 1833 zurückkehrte, die von Capitän Back, Simpson u. A. haben uns noch manches Neue über diese Gegenden gelehrt. Ganz besonders aber ist die Kenntniß dieser vereisten Inselwelt, welche sich im Norden von Amerika ausbreitet, erweitert worden durch die vielen Expeditionen, welche die verunglückte Expedition von John Franklin hervorrief. Im W. der Prinz-Regent-Einfahrt entdeckte Roß eine große Halbinsel oder Insel, welche er Boothia Felix nannte, auf welcher er unter 70° n. Br. und 79° w. Lg. den einen magnetischen Pol der Erde fand. Soviel ist ausgemacht, daß diese Nordküste bei weitem nicht so hoch nach N. sich erstreckt, als man früher glaubte und nirgend den 70. Breitengrad bedeutend überschreitet. So wie Grönland ist auch Baffins-Land, auch wohl Cumberland genannt, ebenfalls eine Insel oder Inselgruppe. Die Parry-Inseln (Pr. Patrick I., Melville, Cornwallis, N. Devon ꝛc.) bilden vermuthlich nur eine Gruppe, an welche sich gegen den Pol zu andere Inselgruppen anreihen. Die Hudsons-Bay, dieser große Meerbusen am Nordpolar-Ocean ist schon seit 1810 näher bekannt. Er hängt mit dem Atlan-

tischen Ocean im O. durch die Hudsons-Straße zusammen, welche durch Inseln in mehrere Canäle, wovon der nördlichste die Cumberland-Straße heißt, getheilt wird; im N. steht sie durch die Fox-Straße und weiter durch die Fury- und Hekla-Straße mit dem Boothia-Golf in Verbindung. Der Boothia-Golf verbindet sich im N. mit der Prinz-Regent-Straße, welche wieder durch den Lancaster-Sund mit der Baffins-Bai verbunden ist. Am nördlichen Eingange liegt die Insel Southampton, welche durch den Fox-Canal vom Baffins-Lande getrennt wird. Die Hudsons-Bai hat mehrere große Buchten, wovon westlich die Chesterfields-Einfahrt und südlich die große James-Bai die bekanntesten sind. — Der Atlantische Ocean bespült die ganze Ostküste Amerikas. Er bildet, von N. beginnend, den großen St. Lorenz-Meerbusen, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, zu welchem man, wegen der vorliegenden Insel Neu-Fundland, durch eine nördliche und eine südliche Einfahrt (jene heißt die Belle-Isle-Straße) gelangt; die wegen ihrer bedeutenden Fluthhöhe (von 50, 60, ja 70 Fuß) merkwürdige Fundy-Bai, die Massachusets-Bai, die Delaware-Bai, die Chesapeak-Bai und andere minder bedeutende an der Küste Nord-Amerikas. Eine merkwürdige Erscheinung an dieser Küste ist der Golf-Strom, eine mächtige nach NO. ziehende Strömung im Meere, deren Wasser sich durch dunkelblaue Farbe und höhere Temperatur unterscheidet*). Der größte Meerbusen Amerikas im Atlantischen Ocean ist der von Mexico, welchen die vorliegende Reihe der Antillen und Florida vom Ocean trennen. Er zerfällt in eine nördliche Hälfte, den eigentlichen Meerbusen von Mexico, und eine südliche, das Caribische oder Antillen-Meer; jener bildet im S. die große Campeche-Bai, dieses die Honduras-Bai und den Meerbusen von Darien. Die südamerikanische Küste hat dagegen nur unbedeutende Buchten, wie die Mündungen des Marañon und Para, die Bahia- oder Allerheiligen-Bai, die Mündung des La Plata, die Bai von St. Matthias und den Meerbusen von St. Georg. An der Südspitze Amerikas verbindet die Magelhaens-Straße, zwischen Feuerland und dem Festlande, den Atlantischen und den Australischen Ocean. Letzterer, welcher die Westküste Amerikas bespült, bildet bei weitem nicht so viele und so tiefe Buchten, als das Atlantische Meer. Von S. nach N. gehend finden wir hier: an der sehr zerrissenen Südwestküste die Busen von Trinidad, von Peñas und von Chiloe; dann fast keinen Einschnitt bis unter 4° s. Br. den Meerbusen von Guayaquil; nördlich vom Aequator die Bai von Panamà, die von Nicoya, die von Fonseca, die von Tehuantepek, den langen und schmalen Meerbusen von Californien, den Königin-Charlotten-Sund, den Großen Sund, den Prinz-Williams-Sund, Cook's Einfahrt, und über die Halbinsel Alaschka hinaus die Bristol-Bai und den Norton-Sund, worauf die Behrings-Straße folgt, welche den Großen Ocean mit dem Nord-Polarmeere verbindet, in welchem noch der Kotzebue-Sund bekannt ist.

Wir wenden uns nun zu den Binnengewässern, woran vorzüglich Nord-Amerika überreich ist. Das häufige Vorkommen stehender Binnen-

*) Siehe Bd. 1, S. 170 und die Karte.

gewässer zeichnet überhaupt den Norden der Erde vor dem Süden aus. Etwa nördlich vom 45. Breitengrade zieht sich durch das feste Land ein Gürtel von größeren und kleineren Seen, die in Nord-Amerika wie in Europa fast ausschließlich Fluß- und Quellseen sind. So bedeutend die Zahl der großen Landseen in Nord-Amerika, denn sie ist größer als in irgend einem anderen Erdtheile, so erreicht doch keiner die Größe des Caspischen Meeres und vielleicht ist kein einziger ein eigentlicher Steppensee. Auch in Süd-Amerika ist nur ein einziger von bedeutendem Umfange, welcher nicht durch Flüsse mit dem Meere in Verbindung stände. Amerika ist der wasserreichste Erdtheil und besitzt unter allen die größten Ströme, worunter die ansehnlichsten dem Atlantischen Ocean ausschließlich angehören, also der entwickelteren Küste zufließen. Dieser Reichthum der Bewässerung beschränkt sich dennoch auf eine kleine Zahl von Flußsystemen, die allerdings durch ihre gewaltige Ausdehnung und Verzweigung merkwürdig sind, denn oft erreichen hier Nebenflüsse eine Ausdehnung, wie in anderen Continenten die bedeutendsten Ströme, so der Missouri, Ohio (300 M. lang, Gebiet über 9000 □M.), Ucayala und Xingu (260 M. lang), der noch längere Madeira und besonders der Tocantins (280 M., Stromgebiet 18,000 □M.). Wie Nord-Amerika in seiner Gliederung nächst Europa der ausgebildetste Erdtheil ist, so nähern sich beide auch in der reichen Mannigfaltigkeit ihrer Gewässer: die Flüsse nehmen ihren Lauf nach allen Himmelsgegenden, Flußbetten und Becken stehender Gewässer wechseln vielfältig mit einander u. s. w. Im östlichen Theile zeigt sich bei beiden auch darin eine Aehnlichkeit, daß die Ströme zum Theil auf unbedeutenden Erhöhungen des Landes in weiten Tiefebenen ihren Ursprung nehmen, und daß wie in der alten Welt an der arktischen Küste Limanbildung an den Flußmündungen herrscht. Endlich zeichnen sich Amerikas Ströme, wie Ost-Europas und Nord-Asiens, dadurch aus, daß ihre unteren Stufenländer eine so überwiegende Entwickelung und Ausdehnung gewinnen, wie der Marañon, Orinoco u. a., welche nur auf kurzen Strecken das Hochland berühren, während bei den Stromsystemen des Mississippi und Mackenzie gar nur Nebenflüsse mit Hochländern in Verbindung treten.

Die nördliche Abdachung Amerikas oder besser das Gebiet des arktischen Meeres umfaßt blos die Länder vom 50° n. Br. nach N. zu. Hier sehen wir im größten Maßstabe das Nämliche, was einige Gegenden Norddeutschlands uns im Kleinen zeigen, nämlich ein äußerst flaches Land mit unzähligen Seen übersäet, welche fast alle durch Flüsse unter sich und mit dem Meere verbunden sind; ja die meisten Flüsse selbst bestehen nur aus einer Verbindung kleinerer Seen. Wir können nur die wichtigsten angeben. Zwischen 92 und 101° w. Lg. liegt der große Sclaven-See (mit ca. 510 □M. Oberfläche), welcher nordwestlich durch den reißenden Mackenzie-Fluß sich ins Polarmeer ergießt und nach den neuesten Erforschungen zu den größten Wasserbecken Nordamerikas gehört. Der Mackenzie, welcher rechts auch den Abfluß des Großen Bären-Sees etwa 330 □M.) aufnimmt, hat von der Quelle des Friedens-Flusses an etwa 450 M. Länge und ein Stromgebiet von 27,000 □M. Auch der etwas östlicher liegende Kupferminen-Fluß hängt bei hohem Wasserstande durch kleinere Seen mit dem Sclaven-See zusammen. Dieser steht südlich durch

den Sclaven-Fluß in Verbindung mit dem Athapeskow-See (150 □M.). Dieser ist als der Mittelpunkt der Wasserverbindungen zwischen den beiden großen Oceanen im N. und O. anzusehen, da periodisch sein Zufluß, der Stein-Fluß, durch Anschwellungen mit dem Saskatschawan und Winipeg-See in Verbindung tritt. Er nimmt von SW. her den großen Friedens-Fluß oder Unschiga auf und ist südöstlich durch kleinere Seen wieder mit dem größten Flusse dieser Gegenden, dem Missinippi- oder Churchill-Fluß, der der Hudsons-Bai zuströmt, verbunden. Unter 80° w. Lg. und zwischen 50 und 54½° n. Br. liegt der 5—600 □M. große See Winipeg oder Bourbon, dessen Hauptabfluß nach NO. der Nelson-Fluß ist, welcher sich in die Hudsons-Bai ergießt. Der Winipeg aber nimmt von W. her einen bedeutenden Fluß, den Saskatschawan oder Bourbon-Fluß auf, welcher aus zwei Quellflüssen entsteht. Von S. her empfängt der Winipeg den Rothen Fluß (Red River), dessen Quellen unter 46° n. Br. nahe denen des Mississippi liegen. Südlicher mündet an dem Westufer der Hudsons-Bai in den James-Busen der Albany, welcher ebenfalls viele kleine Seen bildet. Wären diese Gewässer nicht einen so großen Theil des Jahres hindurch mit Eis belegt, so hätte wohl kein anderes Land eine so mannigfaltige, natürliche Wasserverbindung, wie dieses, besonders wenn man bedenkt, daß einige dieser Flüsse und Seen einerseits dem Mississippi und Missouri, andererseits aber dem Oberen See sich bis auf einige Meilen nähern und die dazwischen liegenden sogenannten Trageplätze (Portages), welche die Wasserscheide bilden, meist ganz unbedeutende Erhöhungen sind. — Die östliche Abdachung Nordamerikas oder das Gebiet des Atlantischen Oceans. Südlicher beginnt die von W. durch S. nach O. gekrümmte Reihe der größten Seen Nord-Amerikas, deren gemeinsamer Abfluß der St. Lorenz-Strom ist. Der westlichste dieser 5 Seen ist der Obere (Superior) See, zwischen 46 und 48° n. Br., von W. nach O. 118, von N. nach S. 35 M. lang, 588′ über dem Meere und 1505 □M. groß; er strömt östlich durch die Straße Santa Maria in den Huron-See, 987,7 □M. groß, an welchen sich südwestlich der 1053,5 □M. große Michigan-See anschließt. Der Huron-See, 542′ hoch, fließt südlich ab durch den Clair-Canal in den kleinen Clair-See, und aus diesem in gleicher Richtung durch den Canal Detroit in den Erie-See. Dieser, 515 □M. groß und 530′ über dem Meere, ergießt sich nördlich durch den Niágära, welcher hier den weltberühmten, 164′ hohen Wasserfall bildet, in den Ontario-See, 296 □M. groß und 216′ über dem Meere, aus welchem endlich der St. Lorenz-Fluß in nordöstlicher Richtung und noch mehrere kleine Weitungen, St. Franz- und St. Peter-See genannt, bildend, dem Atlantischen Ocean zuströmt, den er in einer golfartigen Breite (dem See der tausend Inseln) erreicht. Von S. her empfängt der St. Lorenz noch einen bedeutenden Zufluß aus dem von S. nach N. sich erstreckenden Champlain-See, von N. her den Ottawa oder Utawas-Fluß. Die Stromentwickelung des St. Lorenz beträgt 460 M., sein Gebiet über 18,500 □M., wovon die großen Seen allein 4400 einnehmen. — An der Ostküste von Nord-Amerika ergießen sich ferner in den Atlantischen Ocean eine große Menge Flüsse, wovon mehrere in Europa schon zu den bedeutendsten gezählt

würden, hier aber kaum dritter Größe sind wie der Hudson-Fluß, welcher bei New-York mündet; der Delaware (spr. —wehr); der Susquehanna, welcher in die Chesapeak-Bai mündet; der Potomak, der Savannah und mehrere andere. Der wichtigste Fluß von Nord-Amerika ist indeß der Mississippi. Er entspringt unter 47¾° n. Br. und 77¾° w. Lg., westlich vom Oberen See, etwa 1500′ hoch auf dem Rücken der Schwarzen Hügel aus dem kleinen Itaska-See, erhält von W. unter vielen anderen den St. Peters- und den Moines-Fluß, von O. den Illinois-Fluß, welcher periodisch sich auch mit dem Michigan-See verbindet, worauf er sich unter 38½° Br. mit dem viel mächtigeren Missouri, eigentlich nach Wasserfülle und Länge der Hauptstrom, vereinigt. Dieser entspringt in einer Höhe von 5000′ unter 44° n. Br. und 92° w. Lg. aus mehreren Quellflüssen im Oregon-Gebirge, durchbricht die Schwarzen Berge, fließt erst eine Zeit lang nördlich, dann östlich, zuletzt südlich und südöstlich, und empfängt rechts den Yellowstone, den kleinen Missouri, den Platte-Fluß, den Kanzas und den Osage-Fluß; links den James-Fluß und mehrere weniger bedeutende. Für sich allein ist der Missouri über 600 M. schiffbar; von seinen Zuflüssen sind mehrere, welche über 100 M. schiffbar sind. Mit dem Missouri vereint strömt nun der Mississippi in südlicher Richtung durch eine fruchtbare Tiefebene und nimmt von W. den St. Francis, den Weißen oder White-Fluß, den sehr bedeutenden Arkansas mit dem Canadian und den ebenso großen Rothen Fluß (Red River oder Rio Roxo); von O. den wasserreichen Ohio (oheio), welcher durch ein fruchtbares Hügelland fließt und aus der Vereinigung des Monongahela und des Alleghany bei Pittsburg entsteht, mit dem Cumberland, dem Tennessee (—ih) u. a., auf, und ergießt sich unterhalb New-Orleans, große Inseln und ein weit ins Meer sich erstreckendes, breites Delta voller Sümpfe und Lachen bildend, durch drei Hauptmündungen in den Mexicanischen Meerbusen. Der ganze Lauf des Mississippi beträgt an 900 M. (von der Quelle des Missouri an); er ist der längste Strom Amerikas und der Erde, aber an Wassermasse weicht er dennoch dem St. Lorenz und dem Marañon. Das ganze Stromgebiet dieser beiden Flüsse umfaßt ca. 58,000 □M. — In den Meerbusen von Mexico mündet ferner der Sabine, der Grenzfluß gegen Texas, der Rio Colorado de Texas, der seichte Rio Grande del Norte, welcher unter 41° n. Br. entspringt, in einem bedeutenden Längenthal der Cordilleren fließt und dann in südöstlicher Richtung durch die Tiefebene des Mississippi dem Meere zuströmt; er mag über 400 M. lang sein und 13,000 □M. Gebiet haben. — An Seen hat Mittel-Amerika noch den bedeutenden Nicaragua-See, an 290 □M. groß; durch den Fluß S. Juan steht er mit dem Mexicanischen Meerbusen in Verbindung.

Süd-Amerika hat nicht so bedeutende Seen, aber ebenso wichtige Ströme. Hier finden wir: an der Nordküste den Süßwassersee von Maracaibo, von vielen kleinen Flüssen gespeist, mit einem engen Ausgange in die gleichnamige Bai; den See von Titicaca oder Chuquito-See, unter 16 bis 17° s. Br., zwischen den beiden höchsten Zweigen der Boli-

vischen Anden; er liegt in einer Höhe von 11,827′ *), ist 151,₃ □M. groß und der einzige in Amerika bekannte See von einigem Umfange, welcher keinen sichtbaren Abfluß nach dem Meere hat; sein Wasser ist etwas trübe und salzig, er enthält viele Inseln, von welchen das Sonnen-Eiland mit den Trümmern des berühmten Sonnentempels die größte ist; den See oder vielmehr die Lagune von Xarayes, zwischen 17 und 19° s. Br., welcher indeß nur zur Zeit der Ueberschwemmungen des Paraguay-Flusses Wasser hat, dann aber auch oft 200 □M. bedeckt; einige mit dem Meere zusammenhängende Lagunen in Brasilien, wie den Patos- und Mirim-See, nördlich vom La Plata, welche an die Haffbildungen der Ostsee erinnern; und einige wenig bekannte Steppenseen in Patagonien und in den Pampas westlich vom La Plata-Strome.

An Flüssen dagegen ist Süd-Amerika desto reicher, und darunter sind die dem Becken des Großen Oceans angehörigen nur ganz unbedeutende Küstenflüsse, alle übrigen gehören dem Atlantischen Meeresbecken an und bei den meisten finden sich an der Mündung Deltabildungen. An der Nordküste ergießen sich: der Magdalena-Fluß, welcher unter 2° n. Br. entspringt und die fast ebenso große, ihm parallel in einem Längenthal der Cordilleren nach N. fließende Cauca (ka—uka) aufnimmt; seine Länge wird an 200 M. betragen, sein Gebiet 5000 □M. Der Orinoco, ein mächtiger Strom, dessen Lauf und Verbindungen mit anderen Flüssen höchst auffallend sind. Er entspringt unter 3° n. Br. und 47° w. Lg., strömt zuerst nach NW., wendet sich dann mit einem großen Bogen nach N., und endlich, nachdem er links den Guaviare, die Meta und den Apure aufgenommen, strömt er in nordöstlicher Richtung, nimmt rechts den Caroni auf und ergießt sich in unzähligen Armen der Insel Trinidad gegenüber in den Ocean. Zugleich aber steht er durch den Cassiquiare mit dem Rio Negro und durch diesen mit dem Marañon in Verbindung. Die Länge seines Laufes beträgt 330 M., sein Stromgebiet etwa 18,000 □M. Oestlicher münden an der NO.-Küste von Süd-Amerika nur kleinere Küstenflüsse, wie der Essequibo, Surinam, Maroni u. m. a. Der an Wassermasse mächtigste Strom der Erde, der Marañon (—njon) oder Amazonen-Fluß, auch Solimoes genannt, entspringt aus dem kleinen See Lauricocha (—otscha), an der Ostküste der Andes, unter 10½° s. Br. und 59° w. Lg., vielleicht 12,000′ hoch, begleitet anfänglich in einem tiefen Längenthale das Gebirge in nordwestlicher Richtung und wendet sich dann, nachdem er die mittlere Cordillere in der engen, 1½ M. langen Spalte Pongo de Manseriche durchbrochen, nur noch 1160′ hoch nach O. zu seinem mittleren Laufe; seinen unteren Lauf legt er 440 M. weit durch unermeßliche Ebenen, voll Urwaldungen oder grasbedeckt, zurück. Von N. empfängt er den Tigre, von S. den Huällága und den Ucayale; dieser, mächtiger als der Marañon bis hierher, entspringt aus zwei Quellflüssen am Ostfuße der Andes, dem Tambo (im oberen Laufe Apurimak) und dem Vilcamaya. Nachdem der Marañon den Ucayale aufgenommen, empfängt er von N. den Rio Napo, Caqueta oder Ya-

*) Die Angaben schwanken. Nach Pentld. 12,054 Par. Fuß.

purá und den dunkelbraunen Negro, welcher den Cassiquiare, einen Gabelarm des Orinoco, empfängt und links den Rio Branco oder Parima aufnimmt; von S. den Javari, Purus, die sehr bedeutende, 500 M. lange Madeira (d. i. Holzfluß, von der Menge seines Treibholzes), mit dem Beni, Mamoré und Guapore; den Topayos, Xingú (tsch—) und an seiner Mündung noch die vereinigten Flüsse Araguaya und Tocantins. Die Mündung des Marañon unter 0° wird von Inseln, worunter die große Insel S. Juan oder Marajó, in 2 bis 3 Hauptarme getheilt (der südlichste, vorzüglich durch den Tocantins gebildet, 8½ M. breit, heißt der Pará; der größte ist 12 M. breit; Ebbe und Fluth sind noch 100 M. den Strom aufwärts sichtbar), und seine Gewässer sind so mächtig, daß sie sich weithin noch vom Seewasser unterscheiden lassen. Der ganze Lauf des Marañon beträgt über 770 M., sein Stromgebiet 126,000 □M. Das ungeheuere Wassersystem dieses Flusses ist besonders in seinem mittleren Laufe uns erst unvollkommen bekannt. Zu seinen Merkwürdigkeiten gehört, daß er, wie schon erinnert, durch den Negro und Cassiquiare mit dem Orinoco zusammenhängt; ebenso steht er mit vielen Landseen und mit manchen seiner Zuflüsse durch Seitenarme in Verbindung, wovon manche nach den Jahreszeiten und der größeren oder kleineren Wassermasse abwechselnd nach verschiedenen Richtungen fließen. Eine eigenthümliche Erscheinung ist auch die Pororóca, eine bei Springfluthen stromaufwärts dringende, auf Untiefen bis 15′ steigende und Alles verheerende Fluthwelle des Oceans. — Der letzte Fluß an der Nordküste von Süd-Amerika ist der ganz dem Tieflande angehörige und gegen 190 M. lange Parnaiba oder Paranahyba. An der Ostküste Süd-Amerikas münden: der San Franzisco, 350 M. lang, unter 10° n. Br., er fließt in einem weiten Thale mit niedrigen Ufern; der Belmonte unter 16°, der Rio Doce unter 19½°, der Paraiba oder Parahyba unter 22°, der Rio Grande de S. Pedro unter 32°, und der Rio de la Plata (Silberstrom), der fünfte von den großen Flüssen Amerikas, welchen Namen er indeß nur bei seiner Mündung führt; er entsteht aus der Vereinigung zweier großen Flüsse, des Uruguay und des Paranà, und von der Quelle des Paranà an beträgt die Entwickelung seines Laufes 480 M.; sein Gebiet begreift über 55,400 □M. Der Uruguay (—gua-i) kommt aus Brasilien und ist sehr reißend. Der ebenso reißende Paranà entspringt ebenfalls in Brasilien, in der Provinz Minas Geraes, 3000′ hoch, und durchbricht die Ketten in Katarakten, fließt auf der Hochebene der Pampas von San Paulo in einem oberen, durch die Pampas von Buenos-Ayres im unteren Stufenlande. Er nimmt in Brasilien von N. den Pardo, von O. den Curitiba und später den mächtigen, aber langsam durch die Pampas fließenden Paraguay (—gua-i), auf. Dieser entspringt auf den wüsten Campos Parecis unter 14° s. Br., fließt fast durchaus in südlicher Richtung, durchschneidet die Sumpfgegend des Xarayes, zu Zeiten eine weite Seefläche, und nimmt von W. den Pilcomáyo, den Rio Grande oder Vermejo und den Saládo auf. Der Paranà vereinigt sich endlich an seiner Mündung mit dem Uruguay, und von hier an erst, wo die vereinigten Flüsse sich zu einem 5 bis 15 M. breiten Meerbusen erweitern, heißen sie Rio de la Plata. Südlich vom Plata er-

gießen sich noch ins Atlantische Meer der Colorado, der Negro oder Cusu-Leuwu, der Camarones und endlich unter 52° s. Br. der Gallego.

Die ganze Westküste von Amerika kann nur unbedeutende Flüsse haben, indem die Anden fast immer in geringer Entfernung vom Ufer streichen und fast nirgend von einem Fluß durchbrochen werden. In Süd-Amerika sind kaum andere zu nennen, als der Guayaquil und der Esmeraldas; in Mexico der San Jago, der Colorado und der Gila, welche vereinigt in das Nordende des Meerbusens von Californien fallen; der San Felipe und endlich der bedeutendste von allen, der Columbia, welcher aus der Vereinigung des von N. kommenden Oregon und des von SO. kommenden Saptin oder Lewis (luis) oder Schlangen-Flusses entsteht und dann gegen W. fließend, unter 46° n. Br. in den Großen oder Stillen Ocean mündet. Sein Stromlauf beträgt etwa 300 M. und sein Gebiet wird auf mehr als 15,000 M□. angeschlagen.

Producte.

Fast alle unsere Hausthiere, das Pferd, der Esel, der Ochs, das Schaf, das Schwein, der Hund, die Katze, viele europäische Gewächse, der Weinstock, der Oelbaum, alle unsere Getreidearten, Hanf und Flachs, Reis Zucker, Kaffee, die meisten unserer Obstarten, alles dies ist erst von Europa und anderen Welttheilen nach Amerika verpflanzt worden. In den meisten Gegenden dieses Erdtheils finden wir eine Menge neuer Thiergattungen, welche von denen der alten Welt mehr oder weniger abweichen, und nur wenige Arten sind ihm nicht ausschließlich eigen; so gehören in Nord-Amerika ³/₄ aller Säugethiere diesem Lande eigenthümlich. — Von den ursprünglich einheimischen Producten können wir hier nur die wichtigsten angeben, und zwar aus dem Thierreiche: viele ihres Pelzwerks wegen geschätzte, vorzüglich in Nord-Amerika, wie Land- und Eisbären, Seeottern, Fischottern, Biber, Wölfe, Füchse, Hermeline, Hasen, Waschbären im mittleren Amerika; Raubthiere, wie: der Jaguar (Felis Onça), der Cuguar oder amerikanische Löwe oder Puma (Felis concolor) und Tigerkatzen, wilde Katzen. An Hausthieren waren bei der Entdeckung nur Guanakos, Llamas und Vicuñas in Süd-Amerika, Rennthiere in Grönland vorhanden. Ihres Fleisches und zum Theil auch des Fettes wegen werden gejagt in Nord-Amerika der Bison oder Büffel (Bos americanus), der Bisamochs oder Moschusochs (Bos moschatus), das Opossum, ein Beutelthier (Didelphys virginiana), mehrere Arten Hirsche, das Elenn (Cervus alces), Elk (Cervus strongylocerus) &c.*), Eichhörnchen; in Süd-Amerika vorzüglich: der Tapir, von der Größe eines Maulesels mit einem großen, langen, in einen Rüssel endigenden Kopfe; das Faulthier

*) Ueber die Verbreitung und Vertheilung der Säugethiere (Mammalia) in Nordamerika siehe Henry Langes „Atlas von Nord-Amerika". 18 Blätter mit erläuterndem Texte, S. 25. 26. George Westermann, Braunschweig.

(Bradўpus tridactўlus), mehrere Arten Gürtelthiere oder Armadille (Dasўpus novemcinctus), Beutelthiere. Die Wälder Süd-Amerikas sind voller geschwänzter Affen oder Meerkatzen, Fledermäuse, Papageien. Die Amphibien sind zahlreich und zum Theil lästig: so findet sich eine große Menge großer Frösche und Kröten in den warmen Gegenden; viele Arten Schlangen, worunter die Klapperschlange (Crotălus) und die Boa. Viele Arten Eidechsen, wovon einige, wie der Leguan (Lacerta Iguana) in Süd-Amerika, gegessen werden; in den Flüssen der heißen Zone ist der Alligator oder Kaiman (Crocodilus sclerops), das amerikanische Krokodil, häufig. Die größten Schildkröten finden sich bei den westindischen Inseln. Die Insectenwelt ist sehr zahlreich, zum Theil höchst lästig: so die Erdflöhe oder Tschiken, welche sich unter die Nägel der Füße einbohren und Geschwüre veranlassen; die Alles zerstörenden Ameisen; die in manchen wasser- und holzreichen Gegenden unaussprechlich plagenden Moskiten und andere stechende Insecten; ferner das Cochenille-Insect, mehrere Arten schöner leuchtender Käfer und unzählige der schönsten Schmetterlinge. Amerika ist reich an eigenthümlichen Pflanzen. Unter den Waldbäumen giebt es eine große Zahl verschiedener Arten Eichen, viele Arten Tannen, Fichten, Cypressen, Cedern, Ahorn, worunter auch der Zuckerahorn, verschiedene Arten Nußbäume, Birken, Buchen, Pappeln, Weiden, Magnolien; ferner viele, welche edle Holzarten liefern, als der Mahagonibaum; andere, deren Holz zum Färben dient, wie das Brasilienholz und das Campecheholz. Was die Wälder Amerikas ganz vorzüglich von den europäischen unterscheidet, ist, daß sie nicht wie die unsrigen meist nur aus einer, sondern 20 bis 30 verschiedenen, unter einander gemischten Baumarten bestehen, und daß wenigstens die nordamerikanischen Wälder fast gar kein Unterholz haben, daher leicht zu durchreisen sind. In den warmen Regionen trifft man eine große Menge von verschiedenen Palmen an; eigenthümlich ist auch die Familie der Cacteen, Fuchsien u. v. a. An Medicinal-Pflanzen giebt es den Guajac, den von den Chinesen so hoch geschätzten Ginseng in Nord-Amerika, die Chinarinde, Sassaparille, Jalappe und Ipecacuanha. Eßbare oder sonst nützliche Pflanzen sind: die Kartoffel und die süße Kartoffel oder Batate, der Mais, die Maniokwurzel, deren giftiger Saft erst ausgewaschen werden muß, die Cacaobohne, die Vanille, der Taback, der Paraguay-Thee. — An Mineralien der edelsten Art ist bekanntlich Amerika einer der reichsten Welttheile. Diamanten, die indeß den ostindischen an Schönheit etwas nachstehen, findet man in Brasilien, und Smaragde in Peru; Platin vorzüglich im Gebiet von Columbien, Gold, Silber und Quecksilber vorzüglich in Columbien, Mexico, Peru und Chile, Californien, in Nevada, Colorado und anderen Staaten und Territorien; auch die minder edlen Metalle, vorzüglich Kupfer, Eisen, Zinn, fehlen nicht, sowie Stein- und Braunkohlen, Schwefel, Salz u. s. w. *).

*) Ueber Verbreitung von Nahrungs- und Kleidungsstoffe liefernden Pflanzen in Nord-Amerika, sowie über Verbreitung der gesammten Industrie siehe Henry Langes Atlas von Nord-Amerika, Braunschweig, G. Westermann; und Henry Langes und V. F. Kluns Atlas zur Industrie- und Handelsgeographie. Für commercielle und technische Lehranstalten für Kaufleute und Industrielle. Weimar, C. Voigt.

Einwohner.

Vor den Menschen, die im 15. und 16. Jahrh. in Amerika vorgefunden wurden, hat ohne allen Zweifel ein mehr civilisirtes Volk Amerika bewohnt. Man schließt dieses aus den Resten alter Baudenkmäler und Gräber. Woher dieses Volk gekommen und wie es verschwunden ist, darüber herrscht noch völliges Dunkel. Nicht unwahrscheinlich ist es dagegen, daß Amerika die Vorfahren der jetzt noch lebenden sogenannten Ureinwohner aus Asien erhalten hat, wenigstens spricht dafür die Aehnlichkeit der amerikanischen mit der mongolischen Menschenrace. Am deutlichsten tritt diese in den Bewohnern der Polargegenden heraus, welche unter dem allgemeinen Namen Eskimo begriffen werden und eine auffallende Aehnlichkeit mit den Bewohnern des nördlichsten Asiens zeigen *). Als natürlichste Eintheilung der übrigen Ureinwohner gilt die in der Familie der Tolteken, welche durch höhere Geistesanlagen eine gewisse Civilisation erlangten und in Mexico, Peru und Bogota ihren Sitz hatten, aber ausgestorben oder völlig

---

*) Der oben angegebenen Meinung sind besonders diejenigen, welche die Entstehung des Menschengeschlechts von einer Stelle, von einem Menschenpaare, ableiten. Andere, namentlich Naturforscher, sind entgegengesetzter Ansicht, indem sie dieselbe durch den von anderen Racen verschiedenen Habitus der Indianer, durch die totale Verschiedenheit ihrer Sprachen von denen anderer Völker, namentlich der asiatischen, durch die Eigenthümlichkeit der alten Baudenkmäler in Amerika und durch andere Momente begründen. So sagt z. B. Dr. K. Andree (in seinem schätzbaren Werke über „Amerika, Braunschweig 1851", I. S. 15): „Wir halten den amerikanischen Menschen, den „Eingeborenen", den Indianer, für ein der westlichen Erdhälfte eigenthümliches, ihr selbstständig angehöriges Geschlecht, welches mit jenem Paare im Paradiese, von dem die Sage eines morgenländischen Volkes die ganze Menschheit abstammen läßt, nichts zu schaffen hat. Die Amerikaner sind weder aus dem Lande der Mongolen, noch von den Inseln der Malaien gekommen. Alexander v. Humboldt fügt hinzu, daß die geographischen Forschungen über den alten Sitz, die sogenannte Wiege des Menschengeschlechts in der That einen rein mythischen Charakter haben."

Th. Olshausen sagt in seiner meisterhaften „Darstellung des Mississippi-Thales" (Kiel 1853, 2 Bände — I. S. 334): „Die neuere vergleichende Sprachforschung hat es außer Zweifel gesetzt, daß kein amerikanischer Stamm von Asiaten oder Europäern abstammt; denn die indianischen Wortwurzeln bieten unbedeutende, rein zufällige Aehnlichkeiten mit den Sprachen der alten Welt dar, der Bau der Sprache ist aber völlig verschieden.

Die Einheit des Menschengeschlechts hängt, wie Alexander v. Humboldt sehr richtig bemerkt, nicht von der Abstammung von einem Menschenpaare, sondern von der wesentlichen Gleichheit der Natur aller Individuen und von der dadurch gesetzten Gleichheit ihrer Bestimmung ab.

Für Süd-Amerika machen wir noch auf ein Werkchen von Woldemar Schultz aufmerksam, das von dem Verein für Erdkunde zu Dresden, nach dem Tode des Verfassers, veröffentlicht wurde, es führt den Titel: „Natur- und Culturstudien über Süd-Amerika und seine Bewohner", mit besonderer Berücksichtigung der Colonisationsfrage. Die Schrift enthält eigene Beobachtungen, welche der Verfasser auf seinen Reisen in Brasilien anstellen konnte mit den Ansichten anderer Naturforscher, wie d'Orbigny, Prichard u. A. kritisch bereichert und verarbeitet und liefert einen werthvollen Beitrag zu den ethnographischen Studien von Süd-Amerika.

ausgeartet sind; und in die der Amerikaner oder aller wilden Indianer-Stämme der neuen Welt; beide zerfallen wieder in verschiedene Gruppen und die letzteren namentlich in eine große Menge von Stämmen. Diese, gewöhnlich Indianer genannt, bilden bei aller klimatischen Verschiedenheit doch auffallend nur ein und dieselbe Menschenart. Der Indianer ist meist von kräftiger, oft, wie die Patagonen, selbst von hoher Statur. Die Hautfarbe ist bei allen zimmtbraun oder lohfarben, wie Eisenrost oder angelaufenes Kupfer, der Kopf etwas eckig mit stark hervortretenden Augenknochen, das Gesicht nicht sehr platt, doch die Nase stumpf, die Stirn kurz, die Lippen etwas aufgeworfen und die Augen etwa schief gespalten. Das Haar ist schlicht und schwarz und der Bart dünn. Gesunden Verstand, sogar Scharfsinn, kann man ihnen nicht absprechen; bei den nördlichen Indianern zeigt sich eine unglaubliche Schärfe der Sinne, eine unbegrenzte Freiheitsliebe, Verachtung des Todes, übermenschliche Ertragung der fürchterlichsten Qualen ohne einen Laut der Klage. Grausamkeit scheint ein Hauptzug ihres Charakters. So lange sie Hunger und Entbehrung ertragen können, so unglaublich schwelgerisch und unbekümmert um die Zukunft sind sie im Ueberfluß. Zur Zeit der Entdeckung gab es nur zwei etwas civilisirte Volksstämme in Amerika, die Mexicaner und die Peruaner. Alle übrigen lebten wie noch jetzt in unzählige kleine, unter einander feindselige Stämme gespalten, von der Jagd, dem Fischfange und von dem, was die Natur ihnen von selbst darbot; schwerlich möchte daher die damalige Bevölkerung Amerikas der jetzigen gleichgekommen sein, welche man (mit den Mestizen) auf 13½ Millionen anschlägt, nämlich gegen 2 Mill. in Nord-, 5 Mill. in Mittel- und 6½ Mill. in Süd-Amerika. Die Zahl der Indianer hat indeß, namentlich in Nord-Amerika, unglaublich abgenommen, besonders auch durch die Blattern, welche 1838 ganze Stämme hinweggerafft haben, und es ist möglich, daß nach wenig mehr als einem Jahrhundert sich kaum noch Spuren derselben zeigen. Merkwürdig ist, daß von den unzähligen Stämmen der Indianer fast jeder eine eigene Sprache redet, die wahrscheinlich jedoch nur Dialekte eines Stammes sind. Außer bei den Peruanern und Mexicanern, wo sich schon ausgebildetere, aber höchst grausame Religionsbegriffe fanden, hatten und haben noch jetzt die eigentlich wilden Indianerstämme eine höchst einfache, bei den nördlichen Indianern sogar nicht unwürdige Vorstellung eines höchsten Wesens. In den spanischen Besitzungen sind fast alle Indianer zum Christenthum bekehrt, weniger im portugiesischen und fast gar nicht in Nord-Amerika. Die Zahl der untergegangenen Indianer ist überreich durch Fremdlinge ersetzt worden. Dies sind Europäer von allen Nationen, vorzüglich Spanier, Portugiesen und Briten, dann Niederländer, Deutsche, Franzosen, Italiener, Schweden &c.; im nordwestlichen Amerika sind noch Russen hinzugekommen, doch dürften diese nach der Abtretung der russischen Besitzungen an die Vereinigten Staaten sich zum großen Theil wieder zurückziehen. — In ganz Amerika unterscheidet man weiße und farbige Menschen: die ersteren, wenn sie geborene Europäer, heißen in ganz Süd-Amerika Chapetons (tschapetons); die in Amerika geborenen Nachkommen spanischer, portugiesischer oder französischer Colonisten Kreolen; die Mischlinge der Europäer und Indianer Mestizen; die der Europäer und Neger Mulatten; die der Neger und Indianer Zambos, doch giebt es noch

andere Local-Unterscheidungen*). Die Neger machen einen bedeutenden Theil der Bevölkerung Amerikas aus, wohl über 9 Millionen; sie sind am zahlreichsten in Westindien und in den spanischen und portugiesischen Ländern; auf Haiti sind sie sogar zu einer selbstständigen politischen Existenz gelangt. Ehemals wurden jährlich weit über 200,000 eingeführt. Sie dienen als Arbeiter in den Plantagen oder als Haussklaven. Die Indianer sind, wo sie Christen, meistens unseren Bauern zu vergleichen; die heidnischen leben noch in ihrem ursprünglichen Zustande. — Die Gesammtzahl der Einwohner Amerikas läßt sich zwar nicht genau bestimmen, beträgt aber nach sorgfältiger Schätzung und Zählung etwa 75 Millionen. Von dieser Summe würden etwa 2 Millionen auf die unabhängigen Indianer in ganz Amerika zu rechnen sein.

Eintheilung.

Obgleich Amerika auf der Karte nur in zwei deutliche Hälften zerfällt, so wird es für uns bequemer sein, es in drei Abtheilungen: A. Nord-Amerika, B. Mittel-Amerika und C. Süd-Amerika, zu betrachten.

---

*) Das Kind eines Weißen und einer Negerin heißt: Mulatte;
" " " " " " Mulattin " Terzeron;
" " " " " " Terzeron " Quateron;
" " " " " " Quarteron " Quinteron;
" " " " " " Indianerin " Mestize;
" " " " " " Mestize " Kreole.

Die Farbe der Kreolen nähert sich dem Weißen; die Quinterons sind schon fast ganz weiß.

A. Nord-Amerika.

Unter diesem Namen werden wir I. von den Nord-Polarländern, II. von dem englischen Nord-Amerika, III. von den nordamerikanischen Freistaaten handeln.

I. Nord-Polarländer von Amerika.

Von diesen jenseit des Polarkreises gelegenen Ländern sind uns nur einige Gebiete und Inseln an der Küste bekannt. Das ewige Eis, welches den größten Theil dieser Meere bedeckt und oft schwimmende Eisberge von 5—600′ Höhe bildet; die ungeheure Kälte, welche den größten Theil des Jahres hier herrscht, so daß das Quecksilber zu einer hämmerbaren Masse gefriert; die lange Nacht vom November bis Januar; der beinahe gänzliche Mangel an genießbaren Pflanzen und Thieren; alles dieses erschwert die genauere Untersuchung dieser Länder. Und doch ist es dem Handelsgeiste gelungen, unter tausend Gefahren, auf einzelnen Punkten bis zum 83° vorzudringen, und kühne Walfischfänger treiben sich jährlich zwischen diesen Eismassen herum. Bis jetzt kennt man nur drei Straßen, welche zu den höchsten Polargegenden führen; die eine zwischen Grönland und Spitzbergen, die zweite die Behrings-Straße, die dritte die Davis- und Barrows-Straße, von wo aus vorzugsweise die nordwestliche Umschiffung Amerikas versucht worden ist. Die einzigen Bewohner dieser traurigen Einöden sind die Eskimos, ein schwacher Menschenstamm von zwergartiger Gestalt, zwar gutmüthigem, aber lügenhaftem Charakter. Da ihr trauriges Vaterland, welches sie indeß über Alles lieben und auch nicht leicht, ohne bald zu sterben, mit einem anderen vertauschen dürfen, ihnen fast keine anderen Pflanzen als Moose und einige Zwergbirken darbietet, der Hund ihr einziger Begleiter ist und sie noch nicht einmal gelernt haben, das Rennthier zu zähmen; so leben sie allein von der Fischerei, welche hier an Walfischen, Robben und Fischen aller Art sehr ergiebig ist. — Die wichtigsten dieser Länder sind:

Spitzbergen, eine Inselgruppe, zwischen dem 26 und 42° ö. Lg. und 76½ bis 80¾° n. Br., gehört zu den am nördlichsten gelegenen

unter den bis 1869 bekannten Ländern (nördlicher noch als Spitzbergen liegt Grinnel-Land am Kennedy Channel); seiner Lage nach wird es zu Europa gerechnet. Es besteht aus mehreren größeren und kleineren Inseln und Felsen, dem eigentlichen Spitzbergen im W. und den drei Inseln Nordost-Land, Barents-Land und Stans-Foreland. Der Anblick des Ganzen ist überaus abschreckend; man sieht nichts als 3–4000′ hohe, mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckte Berge und Thäler; selbst in diesen zeigt sich im hohen Sommer nur eine dürftige Vegetation — meist aus Moosen und Flechten bestehend, darunter kein einziger Baum oder Strauch —, welche einige Rennthiere ernährt. Einwohner hat das Land nicht; ein ewiger dichter Nebel hüllt es ein, und nur im Sommer ist ein Theil der Küste vom Eise frei und wird dann von einigen Walfischfängern besucht. An der SW.-Küste liegt der Bell-Sund, der Ice- (Eis) Sund und der Horn-Sund. Spitzbergen ward zuerst 1553 von dem Engländer Willoughby entdeckt; 1764 versuchten die Russen hier einen Wachtposten einzurichten, mußten ihn aber bald wieder aufgeben; doch rechnen sie die Insel zu ihren Besitzungen. In der neuesten Zeit haben die Schweden mehrere wissenschaftliche Expeditionen nach Spitzbergen geschickt, so im Sommer 1858, 1861–1864, auch 1868*). In letztgenanntem Jahre besuchte auch die erste deutsche Nordpolar-Expedition diese Inselgruppe. Der Führer der Expedition, Kapitän Koldewey, hat hier mit Unterstützung seiner Begleiter im südlichen Theil der Hinlopen-Straße (diese Straße trennt West-Spitzbergen von Nord-Ost-Land) einige Aufnahmen gemacht. Nördlich von der Björn-Bai fanden die Deutschen eine größere Insel, welche sie König-Wilhelm-Insel nannten. Südlich davon liegt unter 74° die kleine, unbewohnte Bären-Insel.

Unter 71° n. Br. und 10° ö. Lg. liegt das ebenso wüste unbewohnte Felseneiland Jan Mayen, von einem Holländer dieses Namens 1611 entdeckt. Es hat einen brennenden Vulcan und Berge von 6000′ Höhe; auch wird es nur von Walfischjägern im Sommer besucht.

Grönland, d. h. grünes Land, wie es von den ersten Entdeckern, dem Erich Rauda und seinen Gefährten, von Island aus 895, nach Anderen aber erst 982, genannt ward, weil sie auf der Ostküste zu ihrem Erstaunen Wälder und schöne Wiesen gefunden, — Grönland ist höchst wahrscheinlich eine Insel, nächst Neu-Holland die größte auf Erden; vielleicht besteht es sogar aus einer Menge von dicht bei einander liegenden Inseln; nur einige Strecken an der Ostküste, aber fast die ganze Westküste sind uns bekannt. Die Ostküste steigt in steilen Fels- und Eismassen aus dem Meere, und dies ist das ganze Jahr über mit undurchdringlichen Eisfeldern bedeckt. Die Westküste ist mehr zerrissen, von tief eindringenden Buchten (Fjorden) zerschnitten und einen Theil des Jahres eisfrei; die größte Insel an derselben ist Disko, unter 70° Br. Grönland erstreckt sich vom südlichsten Vorgebirge, dem Cap Farewell, unter 59¾° n. Br., in unbekannte Ferne (wohl noch über 80° Br.) nach N. und vom 4 bis 60° w. Lg., so daß der Flächenraum nur muthmaßlich über 20,000 □M. be-

*) Siehe Petermanns Mittheilungen und auch Ergänzungsband 4 derselben.

trägt. Die Mitte des Landes erfüllt ein Eisgebirge voller Abgründe und Gletscher, welches jede Gemeinschaft der Ost- mit der Westküste verhindert. Zwischen 70 und 77° n. Br. senkt sich das Gebirge und man hat viel Basalt und Spuren von Vulcanen gefunden. Der Commodore Kane hat einen Gletscher entdeckt, der sich von Norden nach Süden, vom Cap Forbes bis zum Cap Agassiz, 300 engl. Meilen lang, erstreckt und an der Nordwestküste eine Höhe von 3—500 engl. Fuß hat. Er hat ihn Humboldt-Gletscher getauft. — Der Winter ist lang und fürchterlich; der Sommer kurz, mit häufigen Nebeln und Stürmen, doch ohne Gewitter und mit seltenem Regen; dabei steigt die Hitze zuweilen auf 20° und die Mücken sind unerträglich lästig. Die Mitteltemperatur des Jahres ist überall mehrere Grade unter dem Gefrierpunkt. In Jakobshavn (69° 12′ n. Br.) hat der Januar — 14° R.; der Februar 15° *), der Mai — 0°, der Juni + 3°,7, der Juli + 5°,9, der September + 1°, der December — 12°; in Omenak (70° 40′) hat der Januar — 17°, in Upernavik (72° 48′) — 19½°. In runden Zahlen beträgt die Mitteltemperatur unter 69 — 4½°, unter 71 — 5½°, unter 73 — 7½° R. Weht in den Wintermonaten heftiger Wind, so wird die Kälte unerträglich, setzt die Fremden der Gefahr des Wahnsinns aus. — Nördlich vom Polarkreis geht bekanntlich die Sonne nicht an jedem Tage des Sommers unter, im Winter nicht auf. Man hat aber darum nicht eben so lange Nacht, wie man Tag hat. Auf Disko kann man selbst am dunkelsten Tage um die Mittagszeit lesen. Der Glanz des Schnees, die noch von der Sonne beschienenen Berggipfel, die Nordlichter, der Mond rc. tragen dazu bei. — An Thieren hat Grönland wilde Rennthiere, Eisbären, Füchse, Falken, Schnee- und Rebhühner und viele Seevögel, vorzüglich aber viele Walfische, Seehunde und Fische, welche den Einwohnern Nahrung und Kleidung geben. An Pflanzen hat man nur an begünstigten Stellen im Süden einige ganz verkrüppelte Birken, Erlen und Weiden, aber viele beerentragende Sträucher und das gegen den Skorbut so heilsame Löffelkraut. Treibholz ersetzt den Mangel des Holzes. In neueren Zeiten hat man bedeutende Steinkohlenlager entdeckt. Die Europäer haben Rindvieh und Schafe eingeführt, welche aber klein bleiben und mühsam erhalten werden. Man hat auch Kartoffeln, Grünkohl, Kerbel, Kresse und Rüben gepflanzt; Gerste und Hafer gedeihen nur zuweilen. Im Ganzen aber ist die Luft gesund und man kennt fast keine Krankheiten. — Die Einwohner, Eskimos, gehören augenscheinlich zur mongolischen Race; sie sind nur zwischen 4 bis 5′ hoch, von dunkelgelber Farbe, aber ein friedliches, gutmüthiges, leicht lenksames und ehrliches Völkchen, in Allem vielleicht 20,000

*) Die nordamerikanischen Polarländer haben (nach Verhältniß der geographischen Breite) zu kalte Winter und zu kühle Sommer, während das Innere der Vereinigten Staaten bis zu den Felsgebirgen hin mehr den Charakter des Continentalklimas hat. Grönland und Island dagegen, die kühle Sommer und relativ mildere Winter haben, zeigen den Charakter des Seeklimas. Der oben angemerkte verspätete Eintritt der größten Winterkälte (im Februar) wird in fast allen Beschreibungen der Polarexpeditionen hervorgehoben. Solcher Anomalien giebt es mancherlei, z. B. auch die, daß in San Francisco in Californien der September und October die wärmsten Monate sind. — Alles Folgen natürlicher Ursachen.

Seelen, wovon 6—7000 zum Christenthum bekehrt sind. Sie leben alle ohne Spur von gemeinsamer Regierung, familienweise friedlich neben einander; nur der Branntwein, welchen ihnen die Schiffer bringen, veranlaßt zuweilen Streit. Im Winter wohnen sie in geräumigen Erdhütten an geschützten Stellen des Ufers, 30—40 beisammen; eine große Lampe erhellt und erwärmt den überaus schmutzigen und ekelhaften Raum. Den Sommer bringen sie unter Zelten von Robbenfellen zu; ihr einziges Hausthier ist der Hund. Ihre Angekoks oder Priester und Zauberer sind auch ihre Aerzte. Bei den christlichen Grönländern ist der Missionar der Rathgeber in allen Dingen; doch auch bei diesen, obgleich Dänemark das Land als sein Eigenthum betrachtet, ist keine Regierungsanstalt. — Die erste Entdeckung soll an der Ostküste stattgefunden haben, und hier sollen seit 1121 von Cap Farewell bis 5 oder 6° nördlicher nach und nach 190 Ansiedelungen, in 12 Kirchspiele unter einem Bischof vertheilt, gegründet worden sein, welche in lebhaftem Verkehr mit dem Mutterlande standen und 1264 mit Norwegen vollständig vereinigt wurden. Der letzte Bischof, Andreas, konnte 1408 das Land wegen des an der Küste aufgehäuften Eises nicht mehr erreichen, und seitdem ist bis 1822 nie wieder ein Europäer an diesem Theile der Küste gelandet: alle Versuche im 16., 17. und 18. Jahrh., Ost-Grönland wieder aufzufinden, waren vergeblich, und obgleich der Engländer Scoresby 1822 die Ostküste vom 69 bis 75° vom Eise frei fand und auch Spuren menschlicher Wohnungen entdeckte, so bleibt das Schicksal der viel südlicher gelegenen alten christlichen Colonien doch noch immer gänzlich unbekannt. Neuere, auf Befehl der dänischen Regierung angestellte Nachforschungen haben ebenso wenig Spuren jener früheren Ansiedelungen entdeckt, und manche sind daher der Meinung, daß sie überhaupt nicht auf der Ostküste, sondern auf den südlichsten Theilen der Westküste, welche man im Verhältniß zu den nördlicheren wohl auch die östlichen nennen konnte, stattgefunden haben möchten; nur freilich, da sich auch hier keine Spuren von ihnen finden, bleibt die Frage, was aus jenen Ansiedlern geworden? immer noch unbeantwortet. Man nimmt jetzt gewöhnlich an, daß die heidnischen Urbewohner im 14. Jahrh. die Colonisten des Westdistricts getödtet haben, und die Fahrten nach Grönland hörten im 14. Jahrh. auf, weil die Regierung allen Handel dahin untersagte, selbst aber keine Schiffe nach der so fernen Colonie senden konnte oder mochte. In der Mitte des 15. Jahrh. soll eine feindliche Flotte die Colonie überfallen und zerstört haben; die zurückgekehrten Colonisten des Ostdistricts, der ebenfalls an der Westküste gelegen und durch eine unbewohnbare Strecke vom Westdistrict geschieden wurde, mögen dann ebenfalls von den Eskimos vernichtet sein, wie ihre Brüder, oder sich zu den Sitten und der Lebensweise der Bewohner des Landes bequemt haben. Die Westküste steht jetzt in beständigem Verkehr mit Europa. Im Jahre 1721 führte der treffliche Geistliche Hans Egede eine kleine Colonie nach diesem Theile von Grönland, und es gelang ihm, bis 1736 viele der Eingeborenen zum Christenthum zu bekehren. Seitdem hat Dänemark Missionare dort unterhalten, welche etwa 6000 Grönländer unterrichten und leiten; auch die Herrnhuter haben hier seit 1733 Missionen, zu welchen über 1000 Eingeborene gehören. Solcher von Missionaren begründeten Ansiedelungen bestehen hier in Allem 18. Sie werden in die südlichen, von Cap Fare-

well bis 68°, und die nördlichen, von da bis 73°, getheilt. Unter den südlichen ist jetzt Juliaanshaab, 60¾° Br., die wichtigste; sie ist die einzige, bei welcher etwas Vieh gehalten werden kann; auch besitzt sie ein kleines Birkengehölz und baut einige Gemüse. Godthaab, 64½° Br., ist die älteste, 1721 angelegte Colonie. Die beiden Herrnhutercolonien Lichtenfels und Neu-Herrnhut bestehen seit 1758. Unter den nördlichen ist Egedesminde, 68¼° Br., 1759 angelegt, die wichtigste; sie besteht aus mehreren kleinen Inseln, zwischen welchen sich ein guter Hafen befindet. Die Dänen besuchen jährlich diese Küste wegen des Walfischfanges, des Robbenschlages und um Fische, Eiderdaunen und Seehundsspeck einzutauschen. — Die weiter nördlich gelegenen Theile der Küste sind völlig unwirthbar und nur selten von Europäern besucht; die Eskimos dieser Gegend unterscheiden sich wenig von denen in den Missionen.

Im W. von Grönland liegt eine Reihe von Parry u. A. entdeckter Inseln; zuerst Nord-Devon. Südlich davon führt der Lancaster-Sund und die Barrows-Straße zu einer Reihe von Inseln, die Parry-Inseln, nämlich Cornwallis-Insel, Bathurst-Insel, Prince Patrick-Insel und vorzüglich Melville-Insel, wo Parry überwintern mußte. Der Lancaster-Sund mit der Barrows-Straße bildet eine breite Scheide zwischen den Ländern im S., N. und NO. der Baffins-Bai; er stößt gegen N. und S. an eine Menge Inseln und Halbinseln und bildet in seiner Fortsetzung gegen N. den Smiths-Sund und den Kennedy Channel, in welchem die Expedition unter Hayes im Jahre 1861 (Mai) bis 81½° nördlicher Breite gegen den Pol vordrang. Alle diese Gegenden sind unbewohnt, starren von ewigem Eise und zeigen nur eine kümmerliche Vegetation; doch fand man Hirsche, Rennthiere, Rehe, Bisamthiere und Eisbären, auch waren im Sommer die Mücken sehr lästig. Das der Insel Nord-Devon südwestlich gegenüber liegende Land, Nord-Somerset, ist ebenfalls eine Insel an der Nordküste von Amerika; übrigens ist es unbewohnt und von gleicher Beschaffenheit wie die vorigen.

Im W. der Baffins-Bai, welche nur vom Juni bis September Schifffahrt gestattet, im S. der Barrows- und im N. der Hudsons-Straße erstreckt sich ein großes, Grönland parallel laufendes Land, welches noch nicht einmal einen allgemeinen Namen hat; am besten könnte man es Baffins-Land nennen; der südliche Theil wird auch wohl Cumberland genannt. Westlich davon liegt Boothia Felix, durch die Prinz-Regent-Einfahrt vom vorigen getrennt, und vielleicht zusammenhängend mit Nord-Somerset; es wird durch die Roß- und Simpsons-Straße von den Küstenländern des Continents getrennt, wie Baffins-Bai durch die Fury- und Hekla-Straße und den Fox-Canal von der Halbinsel Melville, zwischen welcher und der Insel Southampton die Welcome-Straße von S. nach N. zieht.

Die Entdeckung der Nordwest-Passage.

Interessant ist die Geschichte der Versuche, über Amerika hinweg die Behringsstraße zu erreichen. Die im ersten Bande dieses Werkes darüber gegebenen Notizen sollen hier vervollständigt werden. Heinrich VII. von England sandte den Venetianer Johann Cabot 1497 nach jenen Gegenden ab, er entdeckte Neufundland. — 1501 suchte der Portugiese Gaspar Cortereal die nordwestliche Durchfahrt; er kehrte nicht zurück. — 1567 bis 1578 entdeckte Martin Forbischer Labrador und die Cumberlandsinseln. — 1585 untersuchte John Davis die Baffinsbai; er entdeckte die Davisstraße. — Heinrich Hudson drang 1607 bis 1610 in die Hudsonsbai und in die Hudsonsstraße. — William Baffin fand 1615 den Lancastersund und die Cumberlandsstraße. — Gegen Ende des 18. Jahrhunderts entdeckten Hearne und Mackenzie den Kupferminen- und Mackenziefluß. — 1773 drang Phipps westlich von Spitzbergen bis zu 80° 48′ n. Br. vor. — 1776 versuchte Cook vergebens von der Behringsstraße aus vorzudringen. — 1818 segelten Capitän Buchan mit dem Lieutenant John Franklin und Capitän John Roß mit dem Lieutenant Edward Parry ab; allein sie kamen ohne Erreichung wesentlicher Resultate zurück. — 1819 segelte Parry in den Lancastersund, erkannte ihn als eine freie Straße, die er Barrowsstraße nannte, und bezeichnete die Prinz-Regents-Einfahrt und den Wellington-Canal. Er mußte dort überwintern. Es war zum ersten Mal, daß Europäer in diesem fürchterlichen Klima zubringen mußten. — Eine zweite Entdeckungsreise John Franklins war nicht glücklich; nach unbeschreiblichen Leiden (der Hunger hatte sie veranlaßt, Menschen zu tödten) kam er, von einem Indianerstamm gerettet, 1822 nach England zurück. — 1821 entdeckte Parry die Fury- und Heklastraße. — 1828 mußte John Roß unter 70° Br. im Felixhafen überwintern. Sein Neffe, James Clark Roß, entdeckte den magnetischen Nordpol *). Im nächsten Jahre blieben sie am Sheriffhafen 11 Monate eingeschlossen. Im nächsten Sommer drangen sie bis zum Victoriahafen vor, wo sie abermals 10 Monate eingeschlossen blieben; erst 1833 kamen sie glücklich zurück. — 1845 segelte John Franklin mit den Schiffen Erebus und Terror ab.

Die Reisenden nach jenen Gegenden stimmen darin überein, daß die ausschweifendste Phantasie sich weder die dortige Natur in ihrer Eintönigkeit, mit ihren Schauern und Schrecken vorstellen, noch auch der Einförmigkeit des Lebens in jenen Gegenden einen Reiz abgewinnen könne. Die Langweiligkeit eines Winteraufenthaltes daselbst über 10 Monate lang wirkt

*) Die Bezeichnung bestimmter Punkte der Erdoberfläche als „Pole" ist eigentlich nur passend für die Endpunkte der Erdachse. Denn unter „Polen" versteht man unveränderliche Punkte. Die Punkte aber, die man als magnetische und als Kältepole bezeichnet hat, ändern ihre Lage, die letzteren mehr als die ersteren. Die Bezeichnung veränderlicher Stellen als Pole ist daher in der That unpassend. Die magnetischen Pole scheinen auch keine constante Lage zu haben.

auf die energischste geistige Lebendigkeit fast tödtlich, und nur Männer, die John Franklin gleichen, vermögen es, ihre Mannschaft bei guter Laune und gesund zu erhalten. „Nicht der erregende, den Stolz des Mannes kitzelnde thätige Kampf mit mächtigen Feinden kann den kühnen Abenteurer verlocken, hier das süße und wohlthuende Bewußtsein erprobter Kraft zu suchen; Mangel, Entbehrung, Monate und Jahre lange thatenlose Haft, das stille Ertragen eines drohenden Verderbens, ohne Möglichkeit des Kampfes und des Widerstandes, das ist es, wofür der Seefahrer seine Nerven zu stählen hat, und der Lohn, der dem Ausharrenden und Ueberwindenden winkt, ist nichts als das kahle Recht, auf der Landkarte eine kurze schwarze Linie ziehen zu dürfen, wo früher ein weißer Fleck war. Gewiß noch niemals hat die Menschheit so rein, so interesselos an die bloße Wahrheit und Wissenschaft Gut und Blut, Gesundheit und Leben gesetzt. Namen, wie Parry, Franklin, Roß, Richardson und andere, kann man dreist neben die größten Menschen stellen, ohne daß sie Ursache hätten, über ihren Platz zu erröthen" *).

Sir John Franklin segelte im Mai 1845, wie gesagt, mit den beiden Schiffen Erebus und Terror aus England ab, um die nordwestliche Durchfahrt nach der Behringsstraße zu entdecken. Seitdem ist er verschwunden. Zuletzt ist er im Juli 1845 in der Melville-Bai gesehen worden. Ihn wieder aufzufinden, sind von 1848 bis 1854 nicht weniger als 25 Expeditionen — die meisten von England aus, andere von New-York, von den Sandwich-Inseln — unternommen worden. Alle vergebens, ohne das so sehnsüchtig gehoffte Resultat. Im Jahre 1854 war die englische Admiralität im Begriff, jede Hoffnung aufzugeben, ihn aus den Schiffslisten zu streichen und für todt zu erklären; jedoch entschloß man sich auf die Bitten der Lady Franklin, damit noch zu warten. Inzwischen ist die nordwestliche Durchfahrt aufgefunden und dadurch das 400jährige Problem gelöst worden durch den Commander M'Clure, der zwar nach dem ausdrücklichen Willen der englischen Admiralität nicht auf Entdeckungsreisen ausgehen, sondern (1850) einzig die Rettung der vermißten Mannschaft sich zum Ziele setzen sollte, aber trotzdem — merkwürdiger Weise — die „Nordwest-Passage" auffand. So spielt der (glückliche) Zufall. Das, was gesucht wird oder gesucht werden soll, wird oft nicht gefunden; statt dessen aber findet man, wenn man recht sucht, oft etwas Besseres. Man weiß nun durch alle jene Expeditionen **) bereits, daß es über Amerika hinweg nach der Behringsstraße nicht blos eine, sondern drei Wasserstraßen giebt, die freilich richtiger Eisstraßen oder Eisumwege genannt zu werden verdienen und die nur in selten warmen Sommern das Passiren von Schiffen erlauben werden. In mercantilischer Hinsicht ist daher die Lösung jenes alten Problems nicht wichtig, wohl aber in wissenschaftlicher. Zwei Durchfahrten sind von M'Clure, der 1854 in England glücklich wieder

*) Schleiden, über Nordpolexpeditionen in seinen „Studien", Leipzig 1854.

**) Eine ebenso belehrende als interessante Beschreibung derselben lieferte Dr. Brandes in seinem „Sir John Franklin, die Untersuchungen über seine Rettung, und die nordwestliche Durchfahrt. Nebst Temperaturtafeln von H. W. Dove und einer Karte von Henry Lange. Berlin 1854.

eintraf, ohne Franklin gefunden zu haben, eine dritte ist von Kennedy und Kane ermittelt. Ob weiter nordwärts, wie oft behauptet worden, ein offenes Polarmeer existirt, ist eine noch ungelöste Frage. M'Clure fand an den bis dahin unbekannten Küsten Bären, Rennthiere, eine große Menge Hasen und einen Eskimo-Stamm auf den äußersten Vorposten des Menschenlebens, die nie weiße Menschen gesehen hatten und das Schiff des M'Clure für eine schwimmende Insel, mit einem Walde bedeckt, hielten. Er verkehrte mit ihnen durch einen Herrnhuter-Missionar, welcher in Labrador die Sprache jener Stämme genügend erlernt hatte. Die Strömung des Meeres kam von Westen, so daß es möglich ist, aus der Behringsstraße nach dem Atlantischen Ocean zu segeln, unter 70 bis 77° n. Br. Die Reise des M'Clure oder Maclure geschah von Plymouth aus auf den drei Schiffen Investigator, Intrepid und Resolute um Amerika herum durch die Behringsstraße. Der erste Winter 1850—1851 wurde im Eise in der Prinz-Wales-Straße zugebracht, der zweite nach der Fahrt um die Baringinsel in der Bai of Mercy vom 9. October 1850 ab bis zum 25. September 1851. Nach abermaligem anderthalbjährigen Aufenthalte daselbst verließ ein Theil der Mannschaft im Frühling 1853 das eingefrorene Schiff, gelangte nach einer Wanderung über das Eis glücklich zum Schiffe Intrepid, auf dem sie mitten im Meere bis April 1854 einfroren, dann im April abermals eine Wanderung über das Eis bis zur Südwestspitze von Nord-Devon antraten und von hier aus durch die Barrowsstraße und die Baffinsbai im October 1854 glücklich in England wieder ankamen. Auf der Beechey-Insel fanden sie die Spuren der Ueberwinterung Franklins von 1845 auf 1846. Das Resultat dieser Reise war die Entdeckung zweier nordwestlichen Durchfahrten, freilich für die Schifffahrt fast ohne Nutzen.

Auf dem Prinz-Alberts-Land und der Baringinsel erlegte die Mannschaft des Investigator vom October 1850 bis April 1853: 7 Moschusrinder, 111 Rennthiere, 146 Hasen, 581 Schneehühner, 272 Wasservögel, 4 Eisbären, 2 Wölfe, 4 Seehunde, 139 Füchse, und auf der Insel Melville in Gemeinschaft mit den Mannschaften der Schiffe Resolute und Intrepid von September 1852 bis September 1853: 112 Moschusrinder, 94 Rennthiere, 161 Hasen, 51 Füchse, 686 Schneehühner, 113 Gänse, 224 Enten und 3 Wölfe. — Die zur Auffsuchung Franklins unter Leitung des Edward Belcher*) mit 5 Schiffen unternommene Expedition kehrte, auch ohne ihren Zweck zu erreichen, 1854 zurück, nachdem sie sich genöthigt gesehen hatte, 4 Schiffe im Eise zurückzulassen. — Nach ihren Forschungen sind die nördlich des Lancaster-Sundes, der Barrowsstraße und des Melville-Sundes liegenden Küsten — bisher Nord-Devon, Cornwallis-Land und Melville-Insel genannt — sämmtlich Inseln eines ausgedehnten Archipels, der zwischen 77° und 78° seine nördliche Grenze hat. Diesem Insel-Complex hat Dr. Petermann den Namen Parry-Inseln gegeben.

Von den zur Auffindung Franklins ausgerüsteten Expeditionen verdienen die zwei von dem großdenkenden Kaufmann Grinnell in New-York veranstalteten eine besondere Erwähnung, nicht nur wegen der Entdeckungen, welche auf der zweiten Reise gemacht wurden, sondern auch, weil

*) Reise-Tagebuch desselben, Gnadau 1855.

sie von Neuem beweisen, was die Anstrengung tapferer Männer vermag. Die genannte Expedition wurde von dem Amerikaner Dr. Kane geleitet. Er segelte mit 17 Gefährten im Mai 1853 von New-York auf der Brigg Advance ab, nahm von Neu-Fundland einen jungen Eskimo und außerdem von Upernavik einen Eskimo-Dolmetscher mit, welche die wesentlichsten Dienste leisteten. Er segelte nach der Melville-Bai an der Westküste Grönlands, und von da nordwärts in den Smith-Sund, mußte sich aber schon im August (der Sommer 1853 war verhältnißmäßig sehr kühl) entschließen, in der Rensselaer-Bai zu überwintern. Von hier aus machten sie nun während der langen Winternacht von 124 Tagen auf Schlitten nordwärts Streifzüge. Was sie auf denselben, nachdem die neufundländer Hunde meist gestorben, die an Stationsorten vergrabenen Lebensmittel von den Bären aufgefunden und aufgefressen waren und die Kälte über 36° R. stieg, ausgehalten haben, kann hier nicht erzählt werden*). Selbst bei den kräftigsten und muthigsten Männern traten Bewußtlosigkeit, zeitweise Irrsinn und Raserei ein.

Im Sommer 1854 drangen sie weiter nordwärts, entdeckten unter 79° einen Riesengletscher, den sie Humboldt-Gletscher nannten, drangen bis zum Cap Constitution (81° 10′) vor, von dessen Gipfel in unabsehbarer Weite das Polarmeer sichtbar war, indem man zugleich auf der Westküste einen gegen 2500′ hohen Berg unter 82° 27′ erblickte — den äußersten nördlichen, bis jetzt von einem Menschenauge erblickten Punkt. Die westliche Eiswüste hat den Namen Grinnell-Land, die östliche den Namen Land Washington erhalten. Dr. Kane hält Grönland für einen besonderen Continent (?). In der oben genannten Bucht brachte die Mannschaft auch den folgenden Winter 1854/55 unter fast unbeschreibbaren Schrecknissen aller Art zu, und im Mai 1855 blieb der Mannschaft, wenn sie nicht umkommen wollte, nichts übrig, als die Brigg zu verlassen, um Anfangs auf Schlitten mit Hundegespann, diesen „Schiffen der Eiswüsten", später auf Booten zur Heimath zurückzureisen.

Der eigentliche Zweck der Reise, die Auffindung Franklins und seiner Gefährten, blieb unerreicht; aber den Dr. Kane, der leider Anfangs 1857 in Folge der unerhörtesten Anstrengungen und Strapazen auf Cuba gestorben ist, hat der Gedanke an die Möglichkeit, daß Franklin oder einer von seinen 135 Leuten noch lebe, nicht verlassen. Ueber den 80° hinaus fanden sie im Sommer Schaaren von Schneegänsen, Eiderenten, Seeschwalben, Seemöven, Seelöwen, Seehunden, und, wenn auch selten, die „Tiger des Eises", die Bären. Nach Dr. Kanes Versicherungen, sich stützend auf einige an den Mündungen des Fisch- und Backflusses gefundene Gegenstände, die der Mannschaft Franklins gehört haben, wäre eine neue Expedition nach diesen Gegenden, wo sich Franklin im Jahre 1850 befunden haben soll, zu richten. Dem Dr. Kane ist von der englischen Admiralität der auf die Entdeckung von dem Verbleiben der Franklinschen Expedition gesetzte Preis von 10000 Pf. St. ausgezahlt worden. Die

*) Man findet sie in The second Grinnel Expedition 1853—55 by Kane u. s. w. Philadelphia, Bd. 1. 2. 1856, und in dem interessanten Aufsatz von Dr. Brandes: Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Berlin 1856, neue Folge, I. 6. Heft.

edelmüthige Wittwe Franklins hat dagegen vergebens Einspruch gethan, und sich im Jahre 1856, unterstützt von großmüthigen Männern, bemüht, eine neue Expedition, wenn auch auf ihre eigenen Kosten, zu Stande zu bringen, in der Ueberzeugung, daß das Schicksal der Franklinschen Expedition noch nicht aufgeklärt, daß noch nicht der Tod eines Einzigen der Mannschaft bewiesen, daß noch Hoffnung vorhanden sei, daß noch einige derselben am Leben seien, und daß das Aufgeben fernerer Unternehmungen „Mangel an Dankbarkeit, an Zuverlässigkeit und Ehre" von Seiten des Vaterlandes verrathe. Durch diese Anregung ist 1857 ein letztes Schiff*) nach den Nordpolargegenden abgesandt worden, Erkundigungen über das Schicksal Franklins und seiner Gefährten einzuziehen. Die Vermuthung, daß sich in der Gegend des Nordpols ein freies (?) Meer befinde, hatte durch Kane mehr Wahrscheinlichkeit erlangt. Der nördlichste Punkt ist nicht nothwendig der kälteste. Der Grad der Kälte hängt auch wesentlich von der Gestalt und Ausdehnung der Länder, von der Vertheilung von Land und Wasser, von den Strömungen im Ocean ab. Es hat gar keinen Werth, die Frage zu besprechen, ob ein vom Eis freies Meer am Pol oder in der Nähe des Pols denkbar ist. Daß sich in den großen Eisfeldern, welche Tausende von Quadratmeilen einnehmen, hier und da Kanäle und Seen bilden, welche bald hier, bald dort angetroffen werden, ist wohl denkbar, ja zum Theil erwiesen. Aber an ein an bestimmten Grenzen und stets auf derselben Stelle anzutreffendes Meer können wir nicht glauben. Die Nachricht von einem offenen Polarmeer entstand durch eine vermeintliche Entdeckung eines der Leute des Dr. Kane, Namens Morton. Die Mortonsche Entdeckung wurde indeß durch das, was ein anderer Begleiter des Dr. Kane, Dr. Hayes, auf einer späteren Expedition im Jahre 1861 beobachtet, zum Theil widerlegt.

---

*) Es soll damit nicht gesagt sein, nach 1857 sei kein Schiff weiter zur Erforschung der Nordpolargegenden ausgelaufen. Die Engländer machten mit 1857 eine Pause; dagegen setzten die Amerikaner die Unternehmungen mit großem Eifer fort. Wir wollen hier nur noch der Hayes'schen Expedition gedenken. Dr. Hayes erreichte seinen äußersten Punkt 81° 35′ n. Br. an der Westseite des Kennedy-Kanals am 18. Mai 1861.

II. Das britische Nord-Amerika.

Im Allgemeinen kann man den 49° n. Br. als die südliche Grenze der englischen Besitzungen quer durch ganz Nord-Amerika annehmen; nur im östlichen Theile erstreckt sich ihr Gebiet bis an den Erie-See oder bis zum 42°, von wo an die Grenze ins Innere über die Seen nach NW. und längs des Lorenz-Stromes oder etwas östlich davon zum Atlantischen Ocean läuft. Nur diese Grenze, wo die britischen Besitzungen an die angebauten Theile der Vereinigten Staaten stoßen, ist einigermaßen bestimmt und zieht sich quer durch den oberen, den Huron-, den Erie- und den Ontario-See; alle übrigen Grenzen, wo nicht das Meer sie bildet, sind noch sehr unbestimmt, so daß man den Flächeninhalt des britischen Gebiets nur muthmaßlich auf 64,000 □M. angeben kann. Mit Rußland, welches die äußerste NW.Küste von Amerika in Anspruch nahm, wurde 1825 der Vertrag geschlossen, daß der 124° w. Lg. die Trennungslinie des englischen und russischen Gebietes machen soll, wobei aber die Russen noch die Inseln und einen schmalen Küstensaum bis zum 55° n. Br. beanspruchten. Mit den Vereinigten Staaten ist noch kein solcher Vertrag abgeschlossen, doch wird im Ganzen der 49. Breitengrad als Grenze angenommen. England theilt in administrativer Hinsicht das Land in mehrere Gouvernements von sehr verschiedener Ausdehnung. Wir werden uns eine leichtere Uebersicht verschaffen, wenn wir 1) den einzigen wahrhaft angebauten Theil dieser Länder, nämlich Canada, 2) die nordöstlichen, 3) die westlichen Gegenden betrachten.

1) Canada. Es umfaßt die nördlichen Ufer der großen vorhin genannten Seen, und vom 56° w. Lg. an die beiden Ufer des St. Lorenz bis zu seiner Mündung. Diese Gegenden wurden zuerst von Cabot, einem Venetianer in englischen Diensten, 1497 gesehen, von dem Franzosen Cartier 1534 näher untersucht und 1608 zuerst von französischen Ansiedlungen besetzt, welche durch den Pelzhandel blühend wurden und sich bald über die Seen hinaus verbreiteten. Im Frieden 1763 mußten die Franzosen ganz Canada an England abtreten. In neuester Zeit (seit 1830) sind heftige Reibungen zwischen den französischen und britischen Interessen und deshalb eine scharfe Sonderung Unter- und Ober-Canadas eingetreten; aber es ist dem Mutterlande nach mannigfachen Versuchen endlich gelungen, die aufrührerischen Bewegungen, welche eine republikanische Verfassung verfolgen,

wieder zu beschwichtigen und das Land zu beruhigen. Das Ganze besteht aus den nördlichen Uferländern der Seen und des St. Lorenz, und aus dem schmaleren südlicheren Uferrand des St. Lorenz. Im N. und S. ziehen sich mäßige Bergreihen hin und schließen das Lorenz-Thal ein, welches selbst eine schöne Abwechselung von Berg und Thal darbietet. Nur die Flußufer und einige Seitenthäler sind vollkommen angebaut; im W. und N. liegen noch unendliche Strecken wüste und sind mit den schönsten Wäldern bedeckt, welche den Hauptreichthum des Landes ausmachen. Gute Straßen fehlen noch sehr. Das Klima ist viel rauher als unter gleicher Breite (Frankreich und Süddeutschland) in Europa; der Winter dauert im O. 5—7 Monate, wo Alles unter Eis und Schnee begraben ist und die Kälte gewöhnlich — 20 bis 25° beträgt (zu Quebec hat man sogar das Quecksilber frieren sehen); im W. dauert er nur 3 Monate. Der Lorenz-Strom bedeckt sich oberhalb Quebec mit Eis, so daß von Anfang December bis Mitte April die Schifffahrt unterbrochen ist. Der Sommer, welcher lästig heiß, tritt so schnell ein und verschwindet wieder so plötzlich, daß es keinen eigentlichen Frühling und Herbst giebt; aber die Luft ist durchaus gesund und der Boden meist äußerst fruchtbar; nur über 50° hinaus findet kein Anbau mehr statt. Das Ganze enthält etwa 15,718 □M. mit (1861) 2,506,755*) Einw. Canada wurde seit 1791 in die beiden Provinzen Unter- und Ober-Canada getheilt, diese Eintheilung ist seit 1840 aufgehoben, indem beide Provinzen, welche durch den Ottawa begrenzt waren, vereinigt wurden. Das frühere Unter-Canada wird in 60, der andere Theil in 42 Counties getheilt. Die Provinzen von Canada (Ost und West) Nova Scotia und New Brunswick sind von der Regierung 1867 unter der Bezeichnung „Provinz Canada" vereinigt worden. Neben den alten Bezeichnungen Ober- und Unter-Canada, welche noch vielfach im Gebrauch sind, sagt man auch West- und Ost-Canada. Canada wird von einem königlichen General-Statthalter regiert, dessen Aufsicht sich über alle nördlichen und westlichen Binnenländer erstreckt, in militärischer Hinsicht aber über das ganze britische Nord-Amerika. Ihm zur Seite steht ein gesetzgebender Rath (Executive Council), und die gesetzgebende Versammlung (Legislative Assembly). Die Mitglieder der letzteren werden vom Volke gewählt.

Ost-Canada zählte 1861 1,110,664 Einw. West-Canada 1,396,091 Einw. Schon im Jahre 1858 gab es in Ost-Canada 2985 Schulen mit 156,872 Schülern. In West-Canada 4254 Erziehungsanstalten (worunter 12 Colleges) mit 306,626 Schülern. — An Eisenbahnen hatte Canada im Jahre 1865 schon eine Länge von 2148 engl. Meilen.

Hauptstadt von Canada ist die Stadt Ottawa an der Mündung des Rideauflusses in den Ottawafluß, mit (1861) 14,669 Einw.

Wir halten uns hier aus rein praktischen Gründen an die alte Bezeichnung: Ober-Canada und Unter-Canada.

---

*) Die Zahl der Einwohner wird verschieden angegeben. Coke im Census of the British Empire: 1861 giebt 2,507,657. — A. K. Johnston in seinem Dictionary of Geography 2,506,755. — Wir machen bei dieser Gelegenheit auf die von großem Fleiß und Studien zeugende Arbeit eines der ersten englischen Geographen aufmerksam.

Unter-Canada (Lower Canada) erstreckt sich zu beiden Seiten des St. Lorenz, und diese Ufer sind vorzüglich angebaut. Die ersten Einwanderer waren Franzosen, und ihre Nachkommen, welche die Sprache, die Religion (die katholische) und viel von den Sitten und dem Charakter ihrer Vorfahren beibehalten haben, machen noch jetzt bei weitem den größten Theil der Bevölkerung aus. Das Land war bis 1826 aus früherer Zeit her in Seigneuries oder Herrschaften getheilt, deren Bauern indeß dem sogenannten Grundherrn nur einen äußerst geringen Zins entrichteten. Alles Land, welches nicht zu den Herrschaften gehörte, ward von der Regierung vertheilt. Die Bevölkerung betrug wie oben bereits bemerkt (1861) 1,110,664 Einw., sie hat sich in neueren Zeiten schnell vermehrt durch Auswanderer aus England, Deutschland und Schweden; doch gehen die meisten davon nach Ober-Canada oder den Vereinigten Staaten, wo sie Landsleute finden. -- In den Jahren 1830—1838 betrug die Einwanderung über 260,000 Menschen. 1862 betrug die Einwanderung 22,358 Personen, darunter 14,401 Briten, 2516 Deutsche, 5289 von Norwegen und Schweden. Die Bildung des Volkes hat sich in neuester Zeit gehoben, die Schulen haben sich vermehrt. Von den Urbewohnern, den Indianern, deren Zahl schnell abnimmt, zählte man 1861 in ganz Canada nur noch 12,700 Individuen; ein Theil von ihnen ist katholisch und wohnt in Dörfern; die meisten aber behaupten ihre Freiheit in Wäldern und erhalten sogar Geschenke von der Regierung, um sie in Ruhe zu erhalten. Sie gehören zu den Stämmen der Chippewäer (sch—) oder Algonkins und der Mohawsk, zu welchen auch die fast ganz verschwundenen Irokesen und Huronen gehörten. — Das Klima gestattet den Anbau aller unserer Getreidearten; unsere Obstsorten kommen zwar fort, sind aber schlechter als bei uns. Weizen wird vorzüglich gebaut und ausgeführt. In den Wäldern, welche noch den größten Theil von Canada bedecken, finden sich sehr viele Zuckerahornbäume, aus deren Saft, welcher wie der Birkensaft bei uns gewonnen wird, der Zucker, den man im Lande braucht, bereitet wird. Die Viehzucht ist bedeutend, die Fischerei höchst ergiebig; nur Salz fehlt dem Lande beinahe gänzlich. Die Jagd ist mehr ein Vergnügen als eine Beschäftigung der Canadier; die Zunahme der Bevölkerung und die allzu häufige Verfolgung hat das Wild in entlegenere Gegenden verscheucht. Dennoch ist Unter-Canada der Hauptsitz des amerikanischen Pelzhandels. Eine Gesellschaft von Kaufleuten, die Nordwest-Gesellschaft, unterhielt, bis an den Stillen Ocean, an 3000 Agenten, welche, auf einzelnen Punkten des unermeßlichen Binnenlandes zerstreut wohnend, mit den wilden Indianerstämmen in Verkehr stehen, von ihnen die Pelzwaaren einsammeln und an den allgemeinen Lagerplatz am westlichen Ende des Oberen Sees befördern. Von Montreal aus ziehen nun jährlich viele Kähne mit Waaren für die Indianer, Branntwein, Gewehren, Munition, Taback u. s. w. und mit Lebensmitteln beladen, zuerst den Ottawa hinauf; von da werden die Kähne und Waaren durch Träger nach dem Huronsee geschafft und über diesen bis zum Lagerplatz am Oberen See, theils zu Wasser, theils, wo Wasserfälle hindern, zu Lande transportirt. Hier nimmt ein Theil von ihnen die schon gesammelten Pelzwaaren in Empfang und eilt damit nach Montreal zurück; die anderen dringen, bald schiffend, bald die Kähne tragend,

von Fluß zu Fluß, von See zu See, bis in die Nähe des Polar- und des Stillen Oceans, um neue Waare einzutauschen. Seit 1821 ist diese mit der nördlicher den Handel treibenden Hudsonsbai-Gesellschaft zu einer einzigen unter dem Namen der letzteren vereinigt; ihre Directoren haben in London ihren Sitz. Sie führt jährlich für 1,800,000 Thlr. Pelzwaaren aus Nord-Amerika aus. Auch viele einzelne Kaufleute treiben diesen vortheilhaften Handel. Vorzüglich sind es Felle von Bibern, Bären, Fischottern, Mardern, Luchsen, Füchsen und Häute von Elennthieren, wilden Stieren und Hirschen, welche in den Handel kommen.

Die wichtigsten Städte in Unter-Canada sind: Montreal unter 45½° n. Br., auf einer sehr fruchtbaren Insel im St. Lorenz, welcher hier noch für große Seeschiffe tief genug ist und den Ottawa aufnimmt. Sie wurde 1640 angelegt und zählt mehr als 90,000 Einw. Sie ist gut gebaut und hat eine große römisch-katholische Kathedrale; auf dem Marktplatze steht auf einer 30′ hohen Säule eine Statue Nelsons. Der größte Theil der Einwohner ist französischer Abkunft und redet auch nur französisch. Montreal ist, wie schon erwähnt, der Hauptstapelplatz für den Pelzhandel und hat außerdem großen Handel mit Ober-Canada und mit den Vereinigten Staaten, vermittelst des reißenden, aus dem Champlainsee strömenden Sorel, an welchem eine ganz von Engländern bewohnte gleichnamige Stadt, auch William-Henry genannt, mit (1861) 4778 Einw., liegt. Auf der Westspitze der Insel liegt das Dorf China, dessen Hafen der Sammelplatz aller Schiffe von und nach Ober-Canada ist; ein Canal zur Vermeidung der gefährlichen Stromschnellen verbindet diesen Hafen mit Montreal. Weiter abwärts, an der Mündung des kleinen Flusses St. Maurice, liegt die Stadt Trois Rivières oder Three Rivers, mit 4000 Einw. Quebec, liegt unter 46° 48′ Br. am nördlichen Ufer des St. Lorenz, welcher gleich unter der Stadt sich zum Meerbusen erweitert und Linienschiffe aufnimmt. Die Stadt besteht aus einer sehr stark befestigten und hoch gelegenen Oberstadt, mit dem Fort St. Louis, und einer Unterstadt, welche eng und schmutzig ist. Bemerkenswerth sind das Hospital, das Parlamentshaus und der zum Andenken an Wolfe und Montcalm errichtete Obelisk. Quebec ist der Sitz eines katholischen und eines anglikanischen Bischofs und hat über 60,000 Einw.; doch steht ihr Handel dem von Montreal etwas nach. Sie wurde 1608 angelegt und 1759 von den Engländern erobert. Man spricht hier Englisch und Französisch.

Ober-Canada (Upper Canada), im W. des vorigen, breitet sich nördlich an den Ufern der Seen und des St. Lorenz aus. Das Klima ist bedeutend milder; hier gedeiht schon der Mais, vorzüglich die Kartoffeln, viele Obstsorten und Winterfrüchte; aber das Land ist nur schwach bewohnt, obgleich jetzt die Zahl der Bewohner über 1,396,091 betragen mag, welche vorzüglich zwischen dem Huron-, Erie- und Ontario-See wohnen; der westliche Theil der Provinz ist noch fast ganz mit Wäldern bedeckt. Die Einwohner sind meistens Amerikaner, aus den Vereinigten Staaten ausgewandert, Briten und Deutsche, und man findet hier alle christlichen Religionsparteien mit völlig gleichen Rechten; die Verfassung ist gleich der von Unter-Canada. Die hier noch wohnenden Indianer, meist vom Stamme der Chippewäer und der Huronen, sind zum Theil Christen und wenig

zahlreich. Die Viehzucht und die Jagd sind hier noch bedeutend, aber nur die nothwendigen Handwerker und sonst wenig Kunstfleiß, vorhanden. Zwei neu angelegte Canäle sind für den Handel von großer Wichtigkeit; der eine, Rideau-Canal genannt, geht 32 M. lang von Kingston am Ontario nach dem Flusse Ottawa; der andere, der Welland-Canal, 9 M. lang, führt vom Erie- in den Ontario-See und umgeht den Niagarafall.

Toronto, früher York genannt, am Ontario, eine gut gebaute, ganz offene Stadt, mit 50,000 Einw. Wichtiger aber ist Kingston, mit starken Festungswerken, einem Fort, einem trefflichen Hafen und über 20,000 Einw.; sie liegt am Lorenz-Fluß, welcher hier aus dem Ontario tritt. London, im Binnenlande nördlich vom Erie-See, sehr schön gelegene Stadt mit 15,000 Einw. Hamilton, am Westende des Ontario-Sees, ein hübscher Handelsplatz, mit 22,300 Einw. Außerdem hat Ober-Canada nur noch eine Menge im Werden begriffener Städte, und mehrere befestigte kleine Plätze. Fort William, am nördlichen Ufer des Ontario-Sees, ist ein wichtiger Stapelplatz für den Pelzhandel im Innern von Nord-Amerika. Die Hauptmerkwürdigkeit ist der Niágära-Fall. Er befindet sich in dem den Erie mit dem 310′ Par. tiefer gelegenen Ontario verbindenden, etwa 7 M. langen Niagarafluß, etwa in der Mitte seines Laufes, wo das Wasser in einer Breite von beinahe 4000′ sich 164′ tief senkrecht hinabstürzt; die Linie des Absturzes geht schräg durch den Fluß, und der Fall wird durch eine Insel, Goat Island (Ziegeninsel), in 2 Arme getheilt, wovon der westliche oder canadische, der Hufeisenfall genannt, der bei weitem schönste ist; es steigt aus ihm beständig eine Dampfsäule empor, und das Geräusch wird bei Nacht 8 M. weit gehört. Man hat berechnet, daß in jeder Minute an 22½ Millionen engl. Cubikfuß aus dem Eriesee fließen und über die Felsen dieser großen Kataraken stürzen. Die Gewalt des Wassers zerstört immer mehr die nicht sehr feste Felsbank, über welche sie hinabstürzt, und man hat bemerkt, daß seit etwa 40 bis 50 Jahren der Fall schon um 150′ zurückgewichen ist. Bald wird man nicht mehr wie bisher zwischen dem herabstürzenden Wasser und dem etwas überhängenden Felsen, von welchem es herabstürzt, gehen können. Von der amerikanischen, östlichen Seite, wo der Fall, eine gerade Linie bildend, weniger malerisch ist, unterhalb des großen Falles, hat man mit großer Kühnheit eine Hängebrücke gebaut, 230′ über dem Wasserspiegel, 40′ breit, mit einer Spannung von 800′, gehalten von 16 Drahttauen, die 1100′ lang sind. Ueber dieses, seit 1849 dem Verkehr geöffnete kühne Werk führt eine Eisenbahn. Weiter abwärts bildet der Niagara, zwischen engen Felsen eingeschlossen, in einem Kessel einen Strudel, den Whirl-pool, der selbst in den strengsten Wintern nicht zufriert.

2) Die nordöstlich von Canada gelegenen Länder. Es sind folgende:

Neu-Braunschweig (New Brunswick), im N. von Unter-Canada, im O. von dem St. Lorenzbusen, im S. von der Fundy-Bai und Neu-Schottland, im W. von den Vereinigten Staaten begrenzt. Neu-Braunschweig ist 1303 geographische □M. groß, also etwa wie das Königreich Baiern. Die Prinz-Edwards-Insel, 102,5 □M. Beide zusammen enthalten 1405,7 □M. Dieses Land, voll schön bewaldeter Berggruppen

von geringer Höhe, wird vom St. Johns=Flusse durchströmt und ist nur an den Küsten angebaut, das Innere wenig bekannt. Das Klima ist das von Unter=Canada, aber äußerst neblig an der Küste. Die Ostküste ist viel rauher und noch ganz wüste. Der Fischfang ist überaus ergiebig. Die Einwohner, 332,904, davon kommen 252,047 Einw. auf Neu=Braunschweig und 80,857 Einw. auf Prinz Edwards=Insel. Die Einwohner stammen theils aus den Vereinigten Staaten, theils aus Großbritannien, und Englisch ist hier die alleinige Sprache. Im Innern leben vielleicht kaum noch 1000 Indianer vom Stamme der Chippewäer; sie haben meist das Christenthum angenommen und leben in eigenen Dörfern. Die Verfassung ist wie die in Canada. Die Hauptstadt Fredericktown, Sitz der Regierung, am St. Johns, 20 M. von der Mündung, zählt nur 6000 Einw. Wichtiger ist St. Johns, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Fundy=Bai, 1861 mit 27,317 Einw.

Neu=Schottland (Nova Scotia), eine große Halbinsel im S. von Neu=Braunschweig, durch die Fundy=Bai von diesem getrennt; ehemals wurde das Land mit Neu=Braunschweig Acadia genannt. 1623 ward hier die erste bleibende Niederlassung von Schotten gegründet; lange war das Land ein Gegenstand des Krieges zwischen England und Frankreich und wechselte mehrmals seine Beherrscher, bis es 1713 den Engländern verblieb. Der Flächeninhalt beträgt etwa 734 □M. mit (1861) 330,857 Einw. Das Innere ist noch mit Wäldern bedeckt und uneben, doch ohne ansehnliche Berge; das Klima ist zwar milder als in Neu=Braunschweig, aber die Winter doch noch streng. Die Küsten sind meist sandig oder felsig, aber tiefer im Lande ist der Boden ergiebig. Nächst der Landwirthschaft beschäftigt die sehr reiche Fischerei die Einwohner; Heringe und Stockfische werden in großer Menge gefangen. Die Einwohner, mit der Insel Cap Breton (183,7 □M. groß) (1861) 63,063, bestehen vorzüglich aus ausgewanderten Anglo=Amerikanern und Engländern und etwa 1200 Indianern. Die Verfassung ist wie in Canada. — Die Hauptstadt Halifax, an der Südküste, mit einem trefflichen Hafen und Fort, ist die Hauptstation der englischen Kriegsschiffe in diesen Gegenden und zählt ca. 49,000 Einw. Annapolis, an der Fundy=Bai, hat ebenfalls einen ausgezeichneten Hafen.

In und vor dem St. Lorenz=Busen liegen die Inseln:

St. Johns= oder Prinz=Edwards=Insel, 102,5 □M. groß, mit einem fruchtbaren, nur zum kleinsten Theile angebauten Boden und 80,857 Einw., theils französischer, theils englischer Abstammung. Hier wird ansehnliche Viehzucht getrieben. Sie bildet ein eigenes Gouvernement mit einer Verfassung wie in Canada. Die kleine befestigte Stadt Charlottetown ist der Hauptort und hat einen Hafen. — Die Insel Cap Breton, welche jetzt zum Gouvernement Neu=Schottland gerechnet wird, war früher wegen ihrer Lage, welche den Meerbusen von St. Lorenz beherrscht, und wegen der außerordentlich reichen Fischerei in ihrer Nähe, von den Franzosen besetzt, welche sie indeß 1763 an England abtreten mußten. Früher hieß sie Ile Royale. Das Klima ist sehr rauh und neblig, und der Boden nicht besonders fruchtbar. Häfen finden sich nur an der Ostseite; die Westküste ist steil und unzugänglich. Die Einwohner beschäftigen sich ausschließlich mit dem Fischfange; außerdem werden reiche Steinkohlen=

gruben bearbeitet. Die kleine Stadt Sidney an der Nordostküste ist der Hauptort.

Nördlich vom Cap Breton liegen die von einigen Fischern bewohnten Magdalenen-Inseln.

Unter dem Namen Acadie begriffen die Franzosen Neu-Schottland und Neu-Braunschweig. Beide waren lange der Zankapfel zwischen Frankreich und England, bis zuletzt das letztere siegte und die 7000 Acadier mit fast unerhörter Grausamkeit ohne alle Entschädigung von ihrem Eigenthum vertrieb — ein Beispiel der Rücksichtslosigkeit, womit England seine Interessen zu verfolgen pflegte.

Die große Insel Neu-Fundland — New Foundland (nju faundlend), franz. Terre Neuve —, zwischen 35 und 42° w. Lg. und $46^3/_4$ bis $51^2/_3$° n. Br., trennt den St. Lorenz-Busen vom Atlantischen Meere. Sie ward, vielleicht schon im 11. Jahrhundert von Normännern besucht, 1497 von Cabot entdeckt, 1583 von England in Besitz genommen, und ist diesem Staate seit 1763 verblieben, obgleich Frankreich lange darum gestritten. Der Flächeninhalt beträgt 1898 □M. Die Küsten der Insel sind höchst zerrissen, gewähren aber eben deshalb den Schiffen vielen Schutz. Das Innere besteht aus schlecht bewaldeten Bergen und sumpfigen Thälern. Kartoffeln, Kohl und Rüben sind fast die einzigen Gewächse, welche den Anbau lohnen; die Strenge der Winter, die anhaltenden Nebel im S. und O. und die fürchterlichen Stürme verhindern den Ackerbau. Steinkohlen sollen in unerschöpflicher Menge vorhanden sein. An Hausthieren hat man Pferde, Rindvieh, Schafe und die bekannte dicht behaarte Hunderace mit einer Art Schwimmhaut zwischen den Zehen, welche nach dieser Insel benannt wird; im wilden Zustande sind diese Thiere den Heerden sehr gefährlich. Die Einwohner, an 138,000 (letzte Aufnahme von 1857 giebt die Zahl 122,638 Einw.). Die Insel bildet zwar ein eigenes Gouvernement, hat aber keine eigene Verfassung, weil die Bevölkerung zu sehr zerstreut ist. Die hohe Wichtigkeit dieser noch so ganz wüsten Insel beruht allein auf dem in ihrer Nähe betriebenen Fischfange. Wie reich auch der Fang der Lachse, Aale, Dorsche, Heringe in den Flüssen und an der Küste ist, so kommt dies doch kaum in Betracht gegen den größeren Fischfang, welcher vorzüglich im SO. der Insel getrieben wird. Hier und im S. von Neu-Fundland ziehen sich nämlich auf einem Raum von 16 Längen- und 10 Breitengraden Sandbänke hin, auf welchen das Meer eine wechselnde Tiefe von 10 bis 16 Klaftern hat und im Sommer der außerordentlich reiche Fischfang, vorzüglich der Stockfische stattfindet. Am ergiebigsten ist derselbe auf der sogenannten großen Bank im SO. der Insel. Ueber tausend Schiffe finden sich aus Europa ein, mehr noch aus den Vereinigten Staaten, und senden täglich von der Mitte Juni an ihre Boote auf den Fang. In jedem Boote befinden sich 4 Menschen mit 16 Angelschnüren. So wie ein Fisch angebissen, wird er ins Boot geworfen, und sobald dies seine Ladung hat, eilt es zur Küste, wo in eigens dazu eingerichteten langen Gebäuden, Bühnen genannt, den Fischen die Köpfe abgeschnitten, sie gespalten und das Rückgrat und die Eingeweide herausgenommen werden; dann werden sie eingesalzen und an der Luft getrocknet, wobei aber kein Tropfen Regen darauf fallen darf, weil sonst der Fisch verdirbt; diese

ganze Operation dauert 14 bis 20 Tage. Der Fang an den westlichen und nördlichen Küsten der Insel, sowie an der Küste Labrador, ist weniger ergiebig. An diesem Geschäft haben vorzüglich die Engländer, als Besitzer der Insel, dann die Nord-Amerikaner und endlich die Franzosen Theil; letztere jedoch nur an der Westseite, wo ihnen zu diesem Behuf die kleinen, sonst unbedeutenden Inseln, Fischer-Inseln, Miquelon und St. Pierre, an der Südküste eingeräumt sind. Die Engländer beschäftigen bei diesem Fange in manchen Jahren 1500 Schiffe mit 14,500 Matrosen, und es werden von ihnen wohl 46*) Millionen großer Fische gefangen; die Nord-Amerikaner über 2000 Schiffe mit mehr als 24,000 Matrosen; im Ganzen kann man annehmen, daß jährlich mehrere Millionen Centner Fische dort gefangen werden. Weniger bedeutend, obgleich noch immer sehr wichtig, ist der Robbenschlag, auf welchen die Schiffe in der stürmischen und kalten Zeit im März auslaufen und 4 bis 6 Wochen lang den auf den Eisschollen ruhenden Seehunden nachstellen, deren Felle und Speck, woraus Thran gesotten wird, mitgenommen, deren Leiber aber in die See geworfen werden. — Von ganz Neu-Fundland sind nur die südliche Halbinsel Avalon und einige Stellen der Süd- und Ostküste mit Niederlassungen besetzt. Die beiden einzigen Städte liegen auf jener Halbinsel. St. Johns, auf der östlichen Seite durch einige Forts geschützt, zählt an 21,000 Einw. Die Stadt ist meistens von Holz gebaut und überall herrscht darin der widrige Geruch von Fischen und Seehundsfett. Placentia, auf der westlichen Seite, und Harbour Grace, mit 5000 Einw. sind bemerkenswerth. Beide, vorzüglich die erstere, haben geräumige und treffliche Häfen. — Der Mündung des St. Lorenz nahe gegenüber liegt die 120 □M. große, aber unbewohnte Insel Anticosti; sie ist mit schönen Waldungen bedeckt, welche viel Wild enthalten, hat aber keinen einzigen Hafen. — An der Südküste besitzen die Franzosen drei kleine Inseln, St. Pierre u. s. w., woselbst sie die Fische zubereiten.

Labradòr, der nordöstliche Theil des amerikanischen Festlandes, bildet eine dreieckige Halbinsel. Es erstreckt sich vom 38 bis 62° w. Lg. und 50 bis 63° n. Br.; der Flächenraum beträgt über 20,000 □M. Im W. und N. stößt Labrador an die Hudsons-Bai und die Hudsons-Straße, im O. ans Atlantische Meer, im S. an den St. Lorenz-Busen und im SW. an Unter-Canada und Neu-Süd-Wales. Nur die Küsten dieses großen Landes sind uns einigermaßen bekannt; das Innere, welches sehr gebirgig scheint, ist noch nicht erforscht. Der größte Theil des Landes hat ganz arktische Natur. Ueber 56° Br. hinaus verschwindet alle Vegetation, nur im südwestlichen Theile finden sich Waldungen; alles Uebrige ist unter Eis und Schnee begraben, und beständige Nebel sind hier an der Küste herrschend. Die einzigen Producte des Landes bestehen in Pelzwild, welches zwar nicht mehr sehr häufig, aber für das beste in ganz Nord-Amerika gehalten wird, und in einem unendlichen Reichthum an Seehunden an den

*) Die hier angegebenen Zahlen haben natürlicher Weise einen sehr unbestimmten Werth, denn alle Jahre stellen sich die Zahlenverhältnisse anders. Im Jahre 1862 betrug der Export von Neufundland 1,880,069 Quintals getrockneter Fische, circa 16,637 Tons Oel und 268,624 Seehundsfelle.

Küsten. Der schöne irisirende (in Regenbogenfarben spielende) Feldspath, Labradorstein genannt, wird hier häufig gefunden. An der Ostküste wird der Stockfischfang wie bei Neu-Fundland betrieben, an der Nord- und Westküste der Robbenschlag. Die Einwohner bestehen im größten Theile des Landes aus Indianern, welche von Jagd und Fischfang leben und vorzüglich mit den Pelzhändlern der Hudsonsbai-Gesellschaft an der Westküste in Verkehr stehen; und aus Eskimos in den nördlicheren Gegenden, welche Todfeinde der Indianer, wovon indeß mehrere zum Christenthum bekehrt und zu einer besseren Lebensweise gewöhnt sind. Sie treiben vorzüglich den Robbenschlag. An der Ost- und Südküste giebt es nur einige wenige europäische Fischerwohnungen, an der Westküste einige Handelsfactoreien englischer Kaufleute. An dem nördlichen Theile der Ostküste endlich, zwischen 57 und 60° n. Br., haben die Herrnhuter (seit 1765) die 4 Niederlassungen Hebron, die nördlichste unter 58° Br., Okkak, Nain und Hoffenthal, in welchen über 600 christliche Eskimos sich angesiedelt haben. — Obgleich England keine weitere Besitzung im Lande hat, so betrachtet es dieses Land doch als sein Eigenthum und zählt es zum Gouvernement Neu-Fundland. — Erwähnung verdient der nur noch an der labradorschen Küste wild vorkommende neufundländische Hund, von Natur vollkommen schwarz mit einigen weißen Flecken, im Winter mit grobwolligen Haaren bedeckt, ein sehr gelehriges scharfsinniges Thier, zum Schlittenziehen und anderen Diensten sehr brauchbar. Die europäischen Neufundländer sind nur eine Abart von der echten Raee.

3. Die westlich und nordwestlich von Canada gelegenen Länder. Die Engländer pflegen alles nördlich und westlich von Canada, bis zum Eis- und Stillen Meere und bis an die Grenzen des ehemaligen russischen Amerika liegende Land Neu-Britannien*) oder die Hudsons-bai-Länder zu nennen und es in Labrador, Neu-Süd-Wales, Neu-Nord-Wales und die Binnenländer zu theilen. Neu-Süd-Wales begreift dann die Südwestküste, Neu-Nord-Wales die Nordwestküste der Hudsons-Bai; da aber alle diese Länder ohne europäische Ansiedlungen und ohne bestimmte Grenzen und in ihrer Beschaffenheit und ihren Bewohnern sich vollkommen gleich sind, so umfassen wir hier ohne weitere Trennung alle westlich von Labrador und Canada gelegenen Gegenden unter der Bezeichnung westliche Binnenländer. Sie erstrecken sich von dem Felsengebirge (Rocky Mountains) und den Grenzen des russischen Gebietes im W. bis gegen den 60. Grad w. Lg., und von den unzugänglichen, eisigen Küsten des Polar-Oceans bis an das Gebiet der Vereinigten Staaten, wo im Ganzen etwa der 49. Grad n. Br. die Grenze macht. In diesem ungeheuren Landstriche von vielleicht 170,000 □M. befindet sich bis jetzt keine andere europäische Niederlassung, als einige sogenannte Forts, Factoreien oder Handlungscomptoirs der Hudsonsbai-Gesellschaft für den Pelzhandel. Das Klima aller dieser Länder ist kalt und den schnellsten Veränderungen unterworfen, vorzüglich an der Hudsonsbai, wo mit dem 55. Grade die Vegetation verkrüppelt und arktisches Klima beginnt und wo das Meer nur vom Juli bis September von Eis frei und schiffbar ist; der Boden

*) Der südliche Theil wird auch Ruperts-Land genannt.

thaut nur wenige Fuß tief auf. Milder ist es in den westlichen Gegenden, wo die schönsten Wälder bis zum 60. Grade reichen; am südlichen Rande würde europäische Cultur so gut als in Canada gedeihen. Die Bewohner werden, wie die Einwohner der Neu-England-Staaten überhaupt — ähnlich den Europäern durch den Altweiber-Sommer —, oft im October durch den „Indianer-Sommer“ erfreut, der nach ihrer Meinung aus der Wohnung des südwestlichen Geistes kommt, zu dem auch die Seelen der Guten nach dem Tode wandern.

Der größte Theil des Landes ist ein nach N. und O. gesenktes Tiefland, theils eben, theils mit welliger oder zerrissener Oberfläche, auf welcher sich nur einige unbedeutende Bergrücken von kaum mehr als 1000′ Höhe erheben. Es ist mit unzähligen Seen, unter einander verbundenen Flüssen und Sümpfen und mit Wäldern bedeckt. Hier ist das rechte Vaterland des Pelzwildes und vieler größeren Thiere. Der Eisbär und einige Arten Landbären, der Moschusochs, dessen schwarzes, seidenartiges Haar bis auf die Hälfte der Beine herabfällt, der Bison, das größte der hier wohnenden Thiere mit einem Höcker auf dem Nacken, das Rennthier, Hirsche verschiedener Art, der Biber, dessen schönes Fell 12 bis 15 Thaler gilt, die Seeotter, der Wolf, der Fuchs, der Luchs, der Marder, der Dachs, das Hermelin, der Hase und das Kaninchen werden theils des Pelzes, theils der Haut, theils des Fleisches wegen gejagt. Außerdem findet man unzählige Schnee- und Rebhühner. Das Fleisch dieser Thiere und der Fische macht fast die einzige Nahrung der Einwohner aus, denn nur aus Noth genießt der Indianer einige Beeren und wildwachsende Pflanzen; Anbau kennt er nicht. — Diese großen Länder haben zusammen vielleicht nicht mehr als 180,000 Einw. Die Indianer, die bei weitem zahlreichsten, nehmen das ganze Land mit Ausschluß der Küsten ein, welche von den Eskimos besetzt sind; überall leben sie in völliger Freiheit von Jagd und Fischfang, nirgend haben sie feste Wohnsitze, sondern schlagen ihre Hütten und Zelte auf, wo sie gute Jagd vermuthen; der Hund ist ihr einziges Hausthier. Die südlichen Indianer, welche bis zum 59. Breitengrade etwa umherschwärmen, sind äußerst thätige Jäger, gastfreundlich und treu, aber dem Trunke leidenschaftlich ergeben, weshalb sie auch dem Erlöschen mit starken Schritten entgegengehen. Nördlicher bis etwa 68° Br. ziehen die nicht minder zahlreichen Stämme der nördlichen Indianer umher, welche minder thätig sind, vorzugsweise vom Fischfange leben und die erbittertsten Feinde der Eskimos sind. Vielweiberei herrscht bei allen Indianern; das Weib muß die härtesten Arbeiten übernehmen und wird überhaupt sehr hart behandelt. Bei allen feierlichen Zusammenkünften, Friedensschlüssen, Berathungen geht eine Tabackspfeife, Kalumet, herum. Nächst der Jagd ist Krieg eine Hauptbeschäftigung der Indianer; er wird mehr durch List und Ueberfall, als durch offenen Kampf geführt. Das Loos der Gefangenen, wenn sie auch nicht mehr so häufig als sonst unter entsetzlichen Martern getödtet werden, ist traurig. Die Sitte des Skalpirens, das Abziehen der Haut von der Stirn und dem Kopfe mit allen Haaren, wird jetzt meist nur noch an getödteten Feinden geübt. Durch den Umgang mit Europäern sind die Indianer mit manchen Bedürfnissen und mit ihren beiden Hauptfeinden, dem Branntwein („Feuerwasser“) und den Blattern bekannt geworden; dem Genuß des

ersteren opfern sie Alles und zerstören ihre Gesundheit; die Blattern haben fürchterliche Verwüstungen unter ihnen angerichtet und nebst den ewigen Kriegen und der nicht selten aus Mangel an Vorsicht eintretenden Hungersnoth am meisten zur Entvölkerung dieser Gegenden beigetragen. Die Indianer*) dieser nördlichsten Theile von Amerika, obgleich in sehr viele Stämme getheilt, gehören vorzüglich zu zwei Hauptnationen, wovon die Chippeways (schippewäs) oder Chepewyans mehr im N., die Knistinos mehr im S. wohnen. Jede derselben zerfällt in viele kleinere Stämme, wovon die meisten nun noch einige Hundert Krieger zählen. Die Eskimos, auch hier von den ihnen überlegenen Indianern wüthend verfolgt, haben sich an die unwirthbaren Gestade des Eismeeres zurückgezogen, wo es wenig Wild, dafür aber desto mehr Fische, Seehunde u. s. w. giebt. (Am weitesten nach S. haben sich dieselben an der Ostküste gezogen, wo früher einzelne Familien selbst noch auf Neu-Fundland angetroffen wurden.) Auch sie haben das Rennthier nicht zähmen gelernt und besitzen kein anderes Hausthier als den Hund. — Obgleich dieses Land seit dem 17. Jahrh. erst von französischen, dann von englischen Pelzhändlern in allen Richtungen durchzogen worden ist, so kannten wir doch vom Innern nicht viel mehr als die fast gleichen Wege, welche Mackenzie, Hearne und zuletzt Franklin auf ihren Reisen zum nördlichen Polarmeer nach den Mündungen des Mackenzie-Flusses und des Kupferminen-Flusses einschlugen. Mehrere Forschungsexpeditionen sind früher von der Hudsonsbai-Gesellschaft veranstaltet worden, so 1837—39 unter Anführung zweier Beamten derselben, Dease und Simpson, welche den auf Franklins zweiter Reise (1826) unerforscht gebliebenen Theil der Nordküste zwischen der Barrows-Spitze und dem Cap Beechey untersuchten und östlicher bis zur Mündung des von Back entdeckten Thluitscho- oder Fisch-Flusses vordrangen. Sie beschlossen für kurze Zeit die Reihe der kühnen Entdeckungen hier, indem sie die nordwestliche Durchfahrt südlich von Boothia Felix auffanden, welches demnach nicht eine Halbinsel, sondern eine Insel ist; auch entdeckten sie nördlich vom Cap Turnagain eine größere Insel, Victoria-Land, und östlich davon die Mündung eines ansehnlichen Flusses. Während der nördliche Theil des Landes später durch die Landexpeditionen, welche auszogen, um nach dem verunglückten John Franklin zu forschen, mehr aufgeschlossen wurde, verdanken wir eine genauere Kenntniß des südlichen Theils dieses ungeheuren Gebietes bis zu den Rocky Mountains, den Expeditionen von J. Pallifer, Gladman, Hind, Napier, Dawson u. A. Schon zu Ende des letzten Jahrhunderts bereiste ein Herr Thompson im Dienst der Hudsonsbai-Compagnie das Land, doch wurde wenig von seinen Arbeiten, welche sorgfältig im Archiv der Compagnie aufbewahrt wurden, bekannt. Die Handelsgesellschaften haben auf verschiedenen Punkten sogenannte Forts,

*) Mehr als wir hier über Indianer zu sagen vermögen, wird der geehrte Leser aus einem Blick auf folgende leicht zugängliche Karten lernen.

„Ethnographische Karte von Nord-Amerika. Nach Dr. Theod. Waitz' Anthropologie der Naturvölker entworfen von O. Delitsch." „Ethnographische Karte von Nord-Amerika, bearbeitet und gezeichnet von H. Lange," Blatt XV und Text in H. Langes Atlas von Nord-Amerika. Braunschweig, G. Westermann.

d. h. hölzerne, mit Pallisaden umgebene Häuser mit einigen Kanonen angelegt, wohin die Indianer ihre Pelzwaaren zum Tausch bringen; aber die wenigen darin wohnenden Personen wechseln ihren Aufenthalt nach Verlauf einiger Jahre, und kaum mag es mehr als 4—500 solcher Europäer im ganzen Lande geben. Die Hauptniederlassungen der Hudsonsbai-Gesellschaft sind die Factorei Fort York, unter 75½° w. Lg. und 57° n. Br., am Ausfluß des Nelson in die Hudsonsbai, und Fort Churchill (tschortschill), unter 59° Br., an der Mündung des Missinippi in diese Bai. Im Innern bemerken wir die Forts: Chepewyan, unter 58¾° Br., am westlichen Ende des Athapeskow-Sees; Providence, an der nördlichen Bucht des Sclaven-Sees; Slave, an der Mündung des Sclaven-Flusses in diesen See; Douglas, am Rothen Flusse, 1814 gegründet; Cumberland House, ein Fort am Saskatschawan; und Fort Good Hope, das nördlichste der Gesellschaft, am Mackenzie.

Die Hudsonsbai-Compagnie ist eine Handelsgesellschaft, deren Angelegenheiten von den Directoren der Compagnie in London geführt werden. Sie erhielt durch Verwendung des Pfalzgrafen, Prinzen Rupert, ihre ersten Rechte in Folge eines Freibriefes vom 2. Mai 1670, welcher ihr Hoheitsrechte, die bürgerliche Gewalt und Gerichtsbarkeit über das Land gewährte. Alle diese Vorrechte wurden ihr am 31. Mai 1838 von der Königin Victoria auf weitere 21 Jahre bestätigt. Nach Ablauf dieser Frist 1859 ist die Verleihung nicht wieder verlängert worden, das ganze Gebiet stand seitdem unter der britischen Krone. Zum 24. März 1869 war eine Generalversammlung der Actionäre der Compagnie einberufen, um einen Vorschlag des Lord Derby behufs Abtretung des Territoriums der Compagnie an Canada zu erwägen.

Alle Regierungs- und Eigenthumsrechte in Ruperts-Land und anderen Theilen des britischen Nord-Amerika sollen der Königin abgetreten und auf Canada übertragen werden, wofür letzteres die Summe von 300,000 L. zahlt. Die Compagnie soll ihre Handelsvorräthe, ihre Niederlassungen mit dem daranstoßenden Grund und Boden behalten, und außerdem auf ein Zwanzigstel des Grund und Bodens von jedem in dem sogenannten fruchtbaren Bezirk (Fertile Belt) zur Ansiedelung bereits abgesteckten Bezirk ein Anrecht haben. Land, Verkehr und Bedienstete der Compagnie sollen keiner ausnahmsweisen Besteuerung unterliegen. Für den Fall, daß dieses Arrangement zu Stande kommt, würden die weiteren Details von einem besonderen Ausschusse des Geheimrathes schiedsrichterlich geregelt werden.

Zu den Besitzungen der Engländer in Nord-Amerika gehört auch noch ein Theil der Westküste am Großen Ocean; man kann annehmen, daß die Küste vom 49° oder nördlich von der Mündung des Caledonia-Flusses bis zum 55. Breitengrade oder zur Prinz-Wales-Insel für englisches Besitzthum gilt. Dieser Küstenstrich, östlich von dem Felsengebirge begrenzt, von den Engländern auch wohl West-Caledonien genannt, wird von mehreren Gebirgsreihen durchzogen, welche parallel der Küste streichen und nur einen schmalen Uferrand lassen, welcher viele tiefe Einschnitte oder Fjorde mit vorliegenden Inseln hat. Einige Flüsse, welche zum Wassergebiet des Eismeeres gehören, zeigen hier die merkwürdige Erscheinung, daß ihre Quellen ganz nahe denen der kurzen Küstenflüsse, welche gegen W. strömen, liegen,

sich aber dennoch mit Durchbrüchen des Gebirges nach O. ihren Lauf bahnen, so z. B. der Friedens-Fluß u. a. Die Küste selbst wird in vier Theile: von N. nach S. Neu-Norfolk, Neu-Cornwallis, Neu-Hannover und Neu-Georgien getheilt. Seit 1858 heißt aber das der britischen Krone gehörige Gebiet zwischen dem Großen Ocean und den Rocky Mountains (Felsengebirge) Britisch-Columbia, seit 1862 ist der nördlich an Britisch-Columbia grenzende Theil des oben genannten Landes als Colony of Stickeen abgetrennt.

Britisch-Columbia bildete bis zum Jahre 1858 einen Theil der Besitzungen der Hudsonsbai-Compagnie. Als aber in dem genannten Jahre die Entdeckung von Gold viele Einwanderer anlockte, wurde das bis dahin unter dem Namen Neu-Caledonien*) bekannte Land zur britischen Colonie, Britisch-Columbia erhoben, damals wurde Vancouver-Insel im SW. des Landes noch nicht der neuen Colonie einverleibt, da jetzt aber das ganze Ländergebiet, Continent und Inseln (Queen Charlotte-Inseln mit eingeschlossen), westwärts von den Rocky Mountains bis zum Stillen Ocean und von der Nordgrenze der Vereinigten Staaten bis an den Simpson-Fluß im N. zu einer Colonie vereint ist, so geben wir die Gesammtgröße, ohne die einzelnen Theile zu trennen, und so haben wir hier uns ein Ländergebiet zu vergegenwärtigen von 10,058 □M., also größer als ganz Deutschland (der Norddeutsche Bund und Süddeutschland zusammen betragen 9635 □M.)

Der größte Fluß des Landes ist der goldführende Fraser River. Das Land ist sehr gebirgig, die ganze Küstenstrecke von tiefen Fjorden eingeschnitten, doch schätzt man das für Ackerbau geeignete Land auf 6—7000 □M. Das Klima ist mild, natürlicher Weise je nach der Lage des Landes (es erstreckt sich durch 7 Breitengrade vom 48⅓ bis 56° n. Br.) verschieden. Das Land ist von Indianern bevölkert.

Die hauptsächlichsten Stämme sind nach Hale die Tahkali oder Carrier im Norden, die Schuschwap oder Atrah im Centrum, die Selisch oder Flatheads im Süden u. A. Ihre Anzahl, d. h. die vom Festland, hat man dadurch zu bestimmen gesucht, daß man diejenigen, welche zu den verschiedenen Forts der Compagnie kamen, zählte, und so gewann man für das Jahr 1856 im Ganzen 64,400 Köpfe. Das Land ist immer noch reich an Pelzthieren, doch wäre auch hier schon eine vernunftgemäße Schonungszeit im Jagen der Thiere anzurathen. Reich ist das Land an Kohlen und Gold ꝛc. Hauptstadt der Colonie ist Victoria, mit 6000 Einw., unter 48° 25′ n. Br. im Südosten der Vancouver-Insel gelegen.

Die Vancouver-Insel ist neuerdings von Robert Brown, Befehlshaber und Regierungs-Bevollmächtigten der Vancouver-Island-Exploring-Expedition, 1863—1866 bereist und erforscht worden. Karte und Beschreibung giebt A. Petermann in seinen Mittheilungen von 1869.

Das Innere der Insel ist gebirgig, die Berge erreichen eine Höhe bis vielleicht über 8000 engl. Fuß. Viele und große Seen durchsetzen das Land.

---

*) Vancouver nannte das Land zwischen 45 und 50° n. Br. Neu-Georgia, zwischen 50 und 54° n. Br. Neu-Hannover.

Das Klima ist im Sommer italienisch, im Winter mild, aber etwas naß mit wenig oder keinem Schnee. Das Land hat Ueberfluß an mineralen Hülfsquellen. Die Kohlenfelder Vancouvers könnten den Bedarf für den ganzen Stillen Ocean liefern. Das Nutzholz ist schön. Wild giebt es in einigen Gegenden in großem Ueberfluß. Das ganze Innere der Insel ist unbewohnt und auch wohl wenig bewohnbar. Die ganze West- und ein Theil der Süd- und Ostküste wird von vielen, zusammen etwa 10,000 Köpfe starken Indianer-Stämmen bewohnt, die aber schnell an Zahl abnehmen. Unter sich stets in Fehde liegend, sind sie friedfertig und freundlich gegen die Weißen.

Queen Charlotte-Inseln, deutsch auch wohl Königin Charlotte-Inseln genannt, ist eine große Inselgruppe im Nordwesten von Britisch-Columbien gelegen. Seit 1858 gehört sie zur eben genannten Colonie. Ihr Boden ist von ähnlicher Beschaffenheit, bewaldet, ziemlich gebirgig, aber nicht so fruchtbar und das Klima wechselnder als auf vorgenannter Insel.

Endlich gehören den Engländern noch im Bereiche von Nord-Amerika die Bermudas- oder Somers-Inseln, im Atlantischen Meere, unter 46° w. Lg. und 32 bis 32¾° n. Br. Sie wurden 1503 von dem Spanier Bermudas entdeckt und 1612 von den Engländern besetzt, für welche sie eine wichtige Station der Seefahrer bilden. Ihre Zahl soll, wenn man alle Klippen mitrechnet, an 400 betragen, wovon aber nur 7 oder 8 bewohnt sind; sie sind mit so vielen Felsenriffen und Klippen umgeben, daß die Annäherung sehr gefährlich ist. Sie bestehen sämmtlich aus Felsen, welche nicht allzu reichlich mit Dammerde bedeckt sind, haben daher keine Quellen, sondern blos Cisternen. Das Klima ist höchst milde, ohne Winter, aber mit sehr heftigen Gewittern und Orkanen; darum sind die Inseln mit beständigem Grün geschmückt. Der Boden ist nur sparsam mit Mais, Hülsenfrüchten, Gemüsen, Obst und Südfrüchten angebaut. Der Hauptreichthum der Inseln besteht in der sogenannten Ceder, Juniperus bermudensis, einer Art Wachholder, die 40—50′ hoch wird und deren leichtes und festes Holz zum Schiffbau vortrefflich ist; auch wird die Fassung der Bleistifte daraus gemacht und aus den Beeren ein heilsamer Syrup bereitet. Die Einwohner, etwa 12,000, sind theils Weiße, Abkömmlinge von Engländern, farbige Freie, theils Neger, etwa 6000. Schiffbau, Fischerei und Seesalzbereitung bilden die Hauptbeschäftigung der Einwohner. — Die größte Insel ist Bermuda, die wichtigste aber St. George, nordöstlich von Bermuda, stark befestigt mit der Hauptstadt Hamilton, dem Sitz des Gouverneurs, und etwa 3000 Einw., welche sich mit dem Handel zwischen Westindien und Nord-Amerika beschäftigen.

III. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Geschichte.

Obgleich die ganze Ostküste von Nord-Amerika schon 1497 von Cabot entdeckt worden war, so wurden doch diese Länder, weil sie nur undurchdringliche Wälder und Wildnisse, aber keine edlen Metalle darboten, lange vernachlässigt. Erst 1584 erhielt Walter Raleigh von der Königin Elisabeth den Auftrag, mit zwei Schiffen dorthin zu segeln und das Land zu untersuchen: er gab seiner Königin zu Ehren dem Theile der Küste, wo er landete, den Namen Virginia; allein die ersten Ansiedler kehrten schon 1586 nach England zurück, weil sie zu schwach waren, den Indianern zu widerstehen; nicht besser erging es den 1587 und 1590 gemachten Versuchen. Erst in dem Zeitraume von 1603 bis 1625 gelang es, bleibende Ansiedlungen in Virginien zu gründen, und 1618 die Holländer, welche sich am Hudson niedergelassen hatten, zu vertreiben. Um dieselbe Zeit hatten sich Franzosen in Canada angesiedelt und Schweden in dem später Pennsylvanien genannten Lande; diese unterwarfen sich den Engländern; den Holländern aber wurden erst 1664 ihre Niederlassungen in Nord-Amerika gänzlich genommen. Unter der drückenden Regierung der letzten Stuarts flohen viele Puritaner und andere Mißvergnügte nach Amerika, um hier Glaubensfreiheit zu genießen, und Abenteurer und Verbannte, auch wohl Verbrecher aus allen Ländern eilten diesem neuen Lande zu. 1713 besetzten die Engländer Acadien (Neu-Schottland), 1763 ward ihnen noch Canada abgetreten, von Spanien erhielten sie Florida und Alles, was dieselben östlich vom Mississippi besessen, so daß sie nun die einzigen Beherrscher von Nord-Amerika waren. Indeß hatte die Bevölkerung bedeutend zugenommen, und mehrere Districte hatten von der Krone Freibriefe und Privilegien erhalten, so daß sie ihre inneren Angelegenheiten fast selbstständig berietheu; so zuerst Virginien 1612, Massachusetts 1628, Maryland 1632 u. s. f., bis sie nach dem Frieden von 1763 aus 13 Provinzen

bestanden. Mancherlei Beschränkungen des Handels und willkürliche Maßregeln Englands hatten schon seit einiger Zeit Mißvergnügen unter die ihre Rechte mit Eifersucht bewahrenden Einwohner Nord-Amerikas verbreitet: 1764 hatte das englische Parlament erklärt, es habe ein Recht, den Colonien Steuern und Abgaben aufzulegen, theils um die Schuldenlast des Mutterlandes zu vermindern, theils um seine Obergewalt über die Colonien, welche das Recht der Selbstbesteuerung durch eigene Colonialcongresse in Anspruch nahmen, kund zu geben; die Einführung des Stempelpapiers 1765 veranlaßte daher so ernsthafte Gährungen, daß das Parlament diese Einrichtung wieder aufhob. Als aber 1767 ein wenngleich nur geringer Zoll auf den Thee gelegt worden, brachen in Boston blutige Aufstände aus und im December 1773 ward hier eine ganze Schiffsladung Thee feierlich ins Meer geworfen. Allenthalben verpflichtete man sich, keine englischen Waaren mehr zu kaufen. Harte Maßregeln des englischen Parlaments erbitterten die Gemüther noch mehr, so daß am 5. September 1774 die 12 Staaten, denen 1775 noch der 13. beitrat, in einem Generalcongreß zu Philadelphia allen Verkehr mit England abzubrechen beschlossen; und als die gewaltsame Verhinderung des Congresses von Massachusetts zu Lexington am 19. April 1775 das erste Blutvergießen veranlaßt hatte, brach der Krieg zwischen dem Mutterlande und den Colonien aus. England, welches denselben hartnäckig die Gewährung ihrer Rechte verweigerte, an welche sie ihre Unterwerfung knüpften, strengte vergebens alle seine Kräfte an, erkaufte vergebens von Hessen-Kassel, Braunschweig, Waldeck, Anhalt und Anspach 15–20,000 Soldaten; es veranlaßte nur die Unabhängigkeits-Erklärung der 13 vereinigten Staaten am 4. Juli 1776, und erlitt überall Verlust und Niederlagen. Nachdem der General Bourgoyne am 16. October 1777 bei Saratoga unweit Albany in New-York vor den Amerikanern mit 6000 Mann die Waffen strecken mußte, ward man in England zu gelinderen Maßregeln geneigt und bot sogar den Amerikanern das Recht an, Deputirte ins britische Parlament zu senden; allein nun war es zu spät. Frankreich 1778 und Spanien 1779 schlossen Bündnisse mit dem neuen Freistaate; Lafayette, Kosziuszko und andere später berühmt gewordene Männer fochten mit französischen Hülfstruppen für die Amerikaner, deren Feldherr Washington war, welchem es, trotz beständigen Mangels, die Engländer allmälig aufzureiben gelang; und nachdem am 18. October 1781 auch der General Cornwallis bei Yorktown in Virginia mit 6000 Mann gefangen worden, erfolgte am 30. November 1782 die Anerkennung der Unabhängigkeit der 13 Staaten von Seiten Englands und der allgemeine Friede zu Versailles im September 1783. Die „Vereinigten Staaten“ sind demnach aus einer Revolution gegen das Mutterland hervorgegangen. Aber die Unabhängigkeits-Erklärung von 1776 hatte in Wahrheit nur sehr geringe Aehnlichkeit mit den Revolutionen Europas. Princip, Charakter und Tendenz waren durchaus verschieden. Es war keine Umwälzung, sondern eine historisch nothwendig gewordene Emancipation von hinderlich gewordener Bevormundung. Sprache, Sitten, Einrichtungen, Religion ꝛc. blieben dieselben. Die Häupter der Erhebung waren keine radicalen Reformers, sondern Männer von conservativer und liberal-constitutioneller Gesinnung, von ehrenwerthem, sittlichem und religiösem Charakter. George

Washington, die Verkörperung der amerikanischen Revolution, „der Vater des Vaterlandes, der Erste im Krieg, der Erste im Frieden, der Erste im Herzen seiner Landsleute", verehrt wie ein Nationalgott, war ein uneigennütziger Patriot, ein großmüthiger, bescheidener Mann, ein aufrichtiger Anhänger der bischöflichen Kirche, ein Freund der Freiheit, deren Wesen er, wie noch heut zu Tage die wahren „Amerikaner", in den Eigenschaften der freien Thätigkeit und Selbstbeherrschung im unzertrennlichen Bunde mit dem Gehorsam gegen gesetzliche Autorität erkannte. Amerikanische Freiheit und — Zügellosigkeit und Radicalismus sind im Princip wesentlich verschieden. Eine neue, festere Verfassung des jungen Staats ward 1787 in Vorschlag gebracht und 1789 angenommen. Seitdem erst ist derselbe mit Riesenschritten seiner jetzigen Größe zugeeilt. — Beim Pariser Frieden zählten die 13 vereinigten Staaten kaum mehr als 3 Millionen Einwohner, 1790 schon beinahe 4 Mill., 1800 über 5, 1810 über 7, 1820 über 10 Mill. (darunter schon fast $1/6$ Sclaven). 1832, nachdem 1803 Louisiana von Frankreich erkauft, Florida 1820 von Spanien abgetreten und das Gebiet des Staates bis an den Großen Ocean ausgedehnt worden, war die Zahl der Staaten auf 26, gegenwärtig ist sie bereits auf 36 gestiegen, indem auch Texas 1845 dem Bunde einverleibt worden, was den Ausbruch von Feindseligkeiten mit Mexico veranlaßt hat, welche mit der Einverleibung von Texas, Californien und Neu-Mexico endigten. Die Zahl der Staaten vergrößert sich in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, da die Territorien, sobald sie eine hinreichende Bevölkerungszahl aufzuweisen haben, zu Staaten erhoben werden. Die Zahl der Einwohner war 1840 bereits auf mehr als 17 Millionen gestiegen, 1867 betrug sie über 36 Millionen. In dem ganzen ungeheuren Gebiet kommen indeß doch nur etwa 255 Menschen auf eine Quadratmeile, während in dem auch noch schwach bevölkerten europäischen Rußland 1864 doch, wenn gleichmäßig verrechnet, 708 auf eine Quadratmeile kommen. Im Jahre 1861 brach ein heftiger Bürgerkrieg zwischen den Süd- und Nordstaaten oder besser zwischen den Sclaven-Staaten und dem nicht Sclaven haltenden Norden aus. Der Erfolg oder das Endresultat war der Sieg der Nordstaaten über die Sclaven haltenden Südstaaten und die Abschaffung der Sclaverei. Später wird weiter davon die Rede sein.

Lage. Grenzen. Größe.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (United [juneitet] States [stähts] of North America), auch wohl, aber nicht so richtig, der Nordamerikanische Freistaat genannt, erstrecken sich in ihrem Hauptkörper vom 30° n. Br. bis zum 49° n. Br. und vom 70° w. Lg. von Paris bis $126^2/_3$° w. Lg. von Paris oder bei der Angabe nach Ferro 50 und $106^2/_3$° w. Lg. Von diesem Hauptkörper liegt der südlichste Punkt, das Cap Sable in Florida unter ca. 25° n. Br.; dagegen aber senkt sich Canada unter 65° w. Lg. bis zum 42. Breitengrade herab, und das Gebiet von Mexico steigt am Austral-Ocean ebenfalls bis zum $32^1/_2$° n. Br. Im N. stößt das Gebiet der Vereinigten Staaten überall an das

englische Gebiet, aber nur vom Oberen See östlich bis an Neu-Braunschweig ist die Grenze durch die Seen, den St. Lorenz und verabredete Punkte fest bestimmt; im O. grenzt es an das Atlantische Meer; im S. an den Mexicanischen Meerbusen und Mexico, wo aber ebenfalls die Grenzen mehr durch gerade Linien auf den Karten als in der Wirklichkeit bestimmt sind; im W. an den Großen Ocean, und zwar wird nach den neuesten Bestimmungen die Küste vom 32½ bis nahe zum 49. Breitengrade als ein Theil der Vereinigten Staaten betrachtet, so daß hier der Meerbusen von Georgia und die Straße von Juan de Fuca bei dem Cap Flattery die Grenze gegen die englische Küste bilden. Innerhalb dieser Grenzen enthalten die Vereinigten Staaten gegenwärtig 140,944 □M. und stehen daher an Ausdehnung nur dem russischen und dem chinesischen Reiche nach, würden aber beide an wahrer innerer Kraft unendlich übertreffen, wenn jemals der Zeitpunkt kommen sollte, wo diese Ländermasse beisammen geblieben und durchaus angebaut wäre; denn Nord-Amerika hat in diesen Grenzen kein Sibirien und keine unwirthbaren asiatischen Hochebenen.

Außer diesem Hauptkörper gehören noch folgende Besitzungen zu den Vereinigten Staaten:

a) Das frühere russische Amerika von ca. 24,000 □M.

b) Aus der Gruppe der Virginischen Inseln in Westindien, die Inseln St. Thomas und St. John 2,1 □M.

c) Einige Inseln im Stillen Ocean. Behm zählt in Petermanns Mittheilungen 1859 deren 48 auf, sie liegen nördlich und südlich vom Aequator und gehören zur Gruppe der Phönix-Inseln, der Unions-Inseln, die bekannte Christmas-Insel u. a. gehören auch dazu.

Alle diese Erwerbungen sind von neuem und neuestem Datum und werden weiter unten abgehandelt werden. Wenn wir hier von den Vereinigten Staaten reden, haben wir zunächst den Hauptkörper, das zusammenhängende Gebiet der Staaten und Territorien zwischen dem Atlantischen und Großen Ocean vor Augen.

Die Vereinigten Staaten repräsentiren ein Land so groß wie der eigentliche Landkern von Europa, d. h. Europa ohne die Halbinseln: Norwegen und Schweden, Dänemark, Italien, Spanien und Portugal, Griechenland und die Britischen Inseln. Dieser große Landkörper, mit einer verhältnißmäßig noch schwachen Bevölkerung von etwa 255 Seelen auf der Quadratmeile, ist von Ost nach West verbunden durch eine Eisenbahn; die Vollendung der Pacific-Bahn, ein Ereigniß des Jahres 1869, hat die größte Begeisterung hervorgerufen. Die „Neu-Yorker Handelszeitung" brachte unter der Ueberschrift „Es ist vollbracht" einen Artikel, dem wir Folgendes entnehmen:

Die letzte Schiene ist gelegt, von Lorbeerholz mit Silber eingelegt die letzte Schwelle. Der letzte Bolzen ist eingetrieben von gediegenem Golde, mit der Wucht eines massiv silbernen Hammers. Es erschallen Glockentöne und ein Jubelruf erhebt sich im gleichen Moment, wenn auch zu verschiedenen Tagesstunden, während vom Orte der That nach dem Gestade des Stillen und des Atlantischen Meeres und in das Herz des von Meer zu Meer reichenden Landes telegraphirt wird, daß der letzte Hammerschlag geschieht. Und Fackelzüge bewegen sich durch die Frühlingsnacht, im fernsten

Osten, im fernsten Westen durch die Prairien und Waldgegenden im Herzen des Landes, welches sich vergeblich nach seines Gleichen umschaut.

Das Hauptgebiet der Vereinigten Staaten ist von der Natur durch zwei Gebirgszüge in drei Haupttheile gesondert: die Ostküste oder die östliche Abdachung des Landes von den unter mehreren Namen und in verschiedenen Reihen von SW. nach NO. streichenden Allegham-Gebirgen oder den Apalachen; es ist der kleinste aber bei weitem angebauteste und bevölkertste Theil, nicht aber der fruchtbarste und gesundeste. Zwischen den Alleghanies im O. und dem Felsengebirge im W. breitet sich das unermeßliche Becken des Mississippi und des Missouri aus. Es besteht zum Theil aus hügeligem Lande, zum Theil aus unendlichen wellenförmigen, nur von wenigen Waldungen unterbrochenen Ebenen, Savannen oder Prairies, deren Boden aber äußerst fruchtbar ist; nur einige höhere Theile der Ebene haben sandigen und steinigen Boden. Endlich der westliche Abfall, im Westen des Felsengebirges die Sierra Nevada und das Cascade-Gebirge. Zwischen dem letztgenannten und dem Felsengebirge breiten sich große Hochländer und die oberen Flußgebiete des Columbia und des Rio Colorado aus. Von dem Wassersysteme der canadischen Seen gehört der südlichste Theil zu den Vereinigten Staaten.

Von den Gewässern ist das Nöthige schon in der allgemeinen Einleitung zu diesem Welttheil berührt worden; zu bemerken ist nur noch, daß von den großen Seen an der nördlichen Grenze nur der Michigan ganz in das Gebiet der Vereinigten Staaten fällt, von den übrigen nur die südliche Hälfte; ebenso gehören der Champlain-See, 56° w. Lg. und $43\frac{1}{2}$—45° n. Br., und der kleinere, südlich vom vorigen liegende Georgs-See ganz hierher.

Straßen.

Zur Erleichterung des Handels sind eine große Zahl bedeutender Canäle angelegt worden, so: der Erie-Canal, 370 engl. M. lang, welcher den Hudson-Fluß mit dem Erie- und durch einen kleineren Seitencanal, den Oswego-Canal, mit dem Ontario-See verbindet. Der Champlain-Canal, $13\frac{1}{2}$ M. lang, verbindet mittelst dieses Sees den Lorenz mit dem Hudson. Der Morris-Canal, 19 M. lang, zwischen dem Hudson und dem Delaware; der Chesapeak-Delaware-Canal, zwischen den Mündungen des Susquehannah und Delaware; der Canal von Middlesex, 6 M. lang; von Boston zum Merrimak; der Canal von Charlestown zum Flusse Santee in Süd-Carolina, 22 M. lang; der Pennsylvania-Canal, 70 M. lang (mit Einschluß einer $7\frac{1}{2}$ M. langen Eisenbahn im höchsten Theile) verbindet den Ohio bei Pittsburg mit dem Susquehannah bei Columbia. Der Chesapeak-Ohio-Canal führt vom Ohio zum Potomak (bei Washington) und ist $73\frac{1}{2}$ M. lang. Der Ohio-Canal, 66 M. lang, geht von Portsmouth zum Ohio; der Miami-Canal, 53 M. lang, von Cincinnati zum Erie-See, und andere. Eine Reihe von Canälen, welche mit schiffbaren Fluß-

strecken wechseln, bildet von Newhaven zum Connecticut und von diesem Flusse bis zum St. Lorenz-Strom eine 67 M. lange Schifffahrtslinie. Im Jahre 1851 hatten die Canäle schon eine Länge von 5000 M. Gegenwärtig dürfte die ganze Länge der künstlichen Wasserstraßen an 6000 Miles betragen. Ebenso sind unzählige neue Landstraßen angelegt worden, unter welchen in früherer Zeit als die merkwürdigste, die große Nationalstraße von der Bundesstadt Washington, durch die Staaten Pennsylvanien, Ohio, Indiana und Illinois bis St. Louis am Mississippi führt und die Bestimmung hatte, bis zu den Küsten des Stillen Oceans fortgesetzt zu werden. So wichtig die Canäle und Landstraßen auch sind, längst schon hat die Schienenbahn mit ihrem Dampfrosse sie überflügelt und zu den wichtigsten Nationalstraßen oder Weltstraßen gehört die soeben vollendete Pacific-Bahn in Verbindung mit dem großen Eisenbahnnetz, das sich östlich von dem Alleghany und im weiten Mississippi-Thale schon seit vielen Jahren ausgebreitet hat. Die Pacific-Bahn verbindet nicht nur die beiden mächtigsten Oceane, sie bildet in Verbindung mit den Dampfschiffen die große Westpassage, mittelst derer man jetzt in der kurzen Zeit von noch nicht vier Wochen China und Japan erreichen kann. Das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten nimmt solche Ausdehnung an, daß es ein unnützes Beginnen wäre, alle Bahnen hier aufzählen zu wollen. Am Ende des Jahres 1866 betrug die Länge der im Betriebe befindlichen Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten = 36,896 Miles. Die gesammten Anlagekosten dieser Bahnen haben betragen, rund: 1426 Millionen Dollars oder pro Mile 38,649 Dollars.

Die Länge der bereits im Bau befindlichen Bahnen betrug Ende 1866 = 14,710 Miles (eine andere Quelle giebt die Zahl 16,863 M.). Nach einem von uns angestellten Ueberschlag können wir annehmen, daß im Jahre 1869 über 12,000 deutsche Meilen Eisenbahnen im Betrieb waren.

Bekanntlich befinden sich in vielen großen Städten der Vereinigten Staaten Eisenbahnen für den Verkehr in den Straßen. Die Länge dieser Bahnen betrug Ende 1866 schätzungsweise 1300 Miles. Dies Alles in Verbindung mit den täglich zahlreicher werdenden Dampfbooten auf den Flüssen, Canälen und an der Seeküste, zeigt, daß kein anderes Land der Erde auf so weiten Entfernungen so viele und schöne Verbindungen darbietet als die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Sollte einem unserer geehrten Leser darum zu thun sein, sich über die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten genauer zu unterrichten, so empfehlen wir das American Railway-Journal von 1865—69 oder auch die Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen. Redaction Dr. W. Koch. Jahrg. 1866—69.

Klima.

Mit Ausnahme von Florida und Süd-Texas, welche sich dem tropischen Klima nähern, und dem westlichen Theil des Gebiets Oregon, welcher oceanisches Klima besitzt, ist die Temperatur, bei aller Verschiedenheit, welche

in solcher Ausdehnung des Landes herrschen muß, im Ganzen gemäßigt, kälter und unfreundlicher jedoch an der Ostküste als im Innern. Auffallend soll die Ausrottung großer Wälder und der Anbau des Landes das Klima mancher Gegenden gemildert haben. Von den Ländern Europas unter gleicher Breite unterscheidet sich das amerikanische Klima durch brennend heiße Sommer und verhältnißmäßig sehr kalte Winter. Das Klima ist, wie die Geographen zu sagen pflegen, ein excessives. Unter 40°, also unter der Breite vom südlichen Neapel, liegt in Amerika nicht selten Monate lang Schnee. Der Hudson, in der Breite von Rom, ist jährlich gegen 90 Tage zugefroren; Montreal in Canada, mit Mailand unter derselben Breite, hat im Januar die Temperatur des Hospizes auf dem Bernhard. Dagegen haben Neapel und Rom gleiche Sommertemperaturen mit Philadelphia und Cincinnati; Cadix und Madrid haben keine höheren Sommertemperaturen als dieselben Breiten in dem innern Nord-Amerika. Erst südlich vom 35. Breitengrade beginnt im O. ein Klima, wo Schneefall eine Seltenheit ist und wo Südfrüchte und immergrüne Bäume gedeihen; am Mexikanischen Golf findet man bereits viele Gewächse der tropischen Zone. Zweierlei charakterisirt vorzüglich das Klima der östlichen Gegenden: der große und schnelle Wechsel der Temperatur oft an einem und demselben Tage, so daß Orangen zuweilen noch unter dem 35. Breitengrade erfrieren, und die große Menge des Regens und Thaues, welche hier fällt. Die Ostküste, besonders vom 40° südlich, ist größtentheils ungesund, am meisten in den südlichen Staaten. Fast alle Niederungen und Sumpfgegenden sind ungesund, so vorzüglich das Delta des Mississippi, die flache Südküste, die Ostküste von Florida und Georgien. Die Hauptplage dieser Gegenden ist das furchtbare gelbe Fieber, welches nicht blos häufig die Küsten verheert, sondern auch schon oft tief ins Innere der heißeren Gegenden gedrungen ist. Die Binnenstaaten, zwischen dem 36 und 42° sind bei weitem die gesundesten. Besonders mild ist die Westküste, aber auch sehr feucht, häufigen Niederschlägen und nicht selten Stürmen ausgesetzt; Schnee fällt hier selten, und eine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist es, wenn der Columbia 14 Tage lang sich mit Eis bedeckt. Westlich von dem Felsengebirge ist das Klima ein Küstenklima. Das Streichen der Felsengebirge von Süden nach Norden (in der Meridianrichtung) hat überhaupt großen Einfluß auf die Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft. Da die Westwinde vorzugsweise Wasserdünste mit sich führen, so finden die größten Niederschläge westlich von den Felsengebirgen statt, die östlich von ihnen liegenden Länder sind dagegen viel trockener. Das schnelle Trocknen der Wäsche setzt daher die in die östlichen Provinzen einwandernden Frauen in angenehmes Erstaunen, während sie in Verzweiflung gerathen, daß das Brot so schnell trocken und altbacken wird, so daß sie sich entschließen müssen, die amerikanische Sitte anzunehmen und alle zwei Tage zu backen. Aus derselben Ursache halten sich Gemüse und Früchte in den Kellern lange, an den Fenstern fehlen die Eisblumen und Flügel trocknen oft so aus, daß sie ihren schönen Klang verlieren. — Auffallend ist es, wie schnell das amerikanische Klima die Blüthe der weiblichen Schönheit zerstört; die Frauen altern bedeutend schon mit dem 24. Jahre.

Producte.

Zu den einheimischen nutzbaren Pflanzen gehören außer den Waldbäumen, Sträuchern, Beeren u. s. w. besonders der Mais, der Taback, die Kartoffel, die süße Batate (Convolvulus Batatas) und die Baumwolle. Alle europäischen Obstsorten gedeihen hier zwar, sind aber nicht überall von so feinem Geschmack als bei uns, ausgenommen Pfirsiche und Aepfel, welche vorzüglich zum Cider benutzt werden. Die Versuche, die europäische Rebe dort anzupflanzen, sind nicht überall mißlungen, glücken mehr und mehr; aber die Cultur der einheimischen Reben liefert doch höhere Resultate. Im Westen des Felsengebirges, wo das Klima dem europäischen sehr ähnlich ist, blühet der Weinbau. In Süd-Californien, Mexico, am Ohio und Missouri zieht man bereits vortreffliche Weine. Sehr bedeutend ist in allen südlichen Gegenden der Anbau der Baumwolle; des Tabacks, vorzüglich in Louisiana und Virginien; des Reis, namentlich in beiden Carolina; des Indigos, welcher in Kentucky beginnt, und des Zuckers, besonders in Louisiana und Texas. Der Baumwollenbau hat in neuerer Zeit so zugenommen, daß die Vereinigten Staaten das Haupterzeugungsland dieses Productes auf der ganzen Erde sind. Flachs und unsere Getreidearten, besonders Weizen, gedeihen überall in den nördlichen Staaten; in den mittleren und südlichen herrscht der Mais- und der Plantagenbau vor. Abgesehen von der Maiscultur, zerfällt die Union in zwei Hälften, die durch den Parallel des 37. Grades begrenzt sind. Die nördliche Hälfte umfaßt außer den europäischen Feldfrüchten: Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen und Kartoffeln — die Hauptregion des Weizenbaues; die südliche Hälfte umfaßt die Baumwollen-, Zucker- und Reisstaaten. Der Tabacksbau erstreckt sich, analog dem Mais, über eine beiden Hälften gemeinsame Centralregion, die vorzüglich durch die Staaten Maryland, Virginien, Nord-Carolina, Kentucky, Tennessee und Missouri bezeichnet ist. Um die Verbreitung der Culturpflanzen noch etwas genauer zu bezeichnen, bemerken wir Folgendes:

Die heißen Sommer des Innern verursachen es, daß Mais, Baumwolle und Taback daselbst weite Verwendung finden, der Mais bis zum 50. Breitengrad. Im Allgemeinen aber ist, abgesehen von dem Einflusse örtlicher Beschaffenheit, der 46. Grad als die nördliche Grenze dieser wichtigsten Nahrungspflanze der Nordamerikaner zu bezeichnen. Im Süden hat er keine Grenze, weil er ein tropisches Gewächs ist. — Der Weizen gedeiht zwischen dem 36. und 56. Grade. Die besten Weizenländer sind New-York, Pennsylvanien, Maryland, Ohio, Michigan, Indiana und das nördliche Illinois. — Roggen und Gerste, die eine weit geringere Rolle spielen, gedeihen bis zur Lorenz-Bai und nach Süden zu auf den höher liegenden Strichen. — Hafer und Buchweizen gehören den nördlichen Gegenden an. — Der Anbau der Kartoffel beschränkt sich auf die nördlichen mittleren und westlichen Staaten; im Süden wird sie von ihrer tropischen Rivalin, der Batate, vertreten. — Während Hülsenfrüchte vorzugsweise in den südlichen Staaten gezogen werden, gedeihen Gemüse in allen Ländern, die Rübe nordwärts bis zum 67. Grade. — Die Nordgrenze des Weins ist der 45. Grad (in Deutschland der 51.). — Der Taback

gedeiht da, wo der Mais gedeiht. — Das Zuckerrohr reicht nur bis zum 34. Grad. — Der Zucker-Ahorn gedeiht zwischen 40 und 52°. — Reis wird bis zum 38. Grad mit Vortheil gebaut, am meisten in Süd-Carolina. — Das Gebiet der Baumwolle erstreckt sich von dem äußersten Süden bis zum 35. Breitengrade in den atlantischen und bis zum 37. in den am Mississipi gelegenen Staaten. — Am Seidenbau nimmt fast das ganze atlantische Gebiet Antheil. — Rindvieh, Pferde, Schafe und Schweine sind bekanntlich von Europa eingeführt worden. Ihre Zahl läßt sich nicht genau angeben; sie vermehrt sich aber von Jahr zu Jahr. In den ausgedehnten Prairien des Westens hat die Schafzucht in den letzten Jahren so zugenommen, daß die Wolleinfuhr sich stark vermindert hat. Im N. ist die Rindvieh-, in den mittleren Staaten des Mississipi-Beckens auch die Schweinezucht von großer Wichtigkeit. Unsere Sperlinge finden sich nicht in Nord-Amerika, aber auch keine Nachtigallen, wie denn überhaupt mit Ausnahme einer Singdrossel sich wenig Singvögel in den Wäldern finden. Sehr merkwürdig sind die Wandertauben, Columba migratoria, welche in auffallend großen Zügen im nordöstlichen Amerika vorkommen. An Mineralproducten hat man Stein- und Quellsalz, unermeßliche Lager von Steinkohlen, welche schon deshalb häufig benutzt werden müssen, weil in manchen östlichen Gegenden der Holzmangel bereits empfindlich geworden ist. Eisen, Blei, in ungeheurer Menge am oberen Mississipi und Missouri, Kupfer, Zink und Reißblei werden gefunden und bearbeitet. Neuerdings hat man vom 33. bis 37. Grade n. Br., in Alabama, Tennessee, Georgien, beiden Carolina und Virginien reiche Goldlager, theils im aufgeschwemmten Lande, wie am Ural, theils in Gängen im Talkschiefer entdeckt. Bis jetzt ist man nur höchstens bis zu einer Tiefe von 150′, meist nur von 20 bis 30′ vorgedrungen. Die jährliche Production von diesem Metall beläuft sich auf 1½ Mill. Thaler. In den Jahren 1824—1842 war der Gesammtbetrag des aus den Bergwerken erbeuteten und gemünzten Goldes 8¾ Millionen Dollars. Alles dies verschwindet aber gegen den seit 1847 in Californien entdeckten Goldreichthum.

Eine genaue Aufstellung der Goldproduction von Californien ist aus verschiedenen Gründen nicht möglich, doch betrug der Werth der nachweisbaren Goldproduction, welcher über San Francisco verschifft wurde, vom Jahr 1849 bis 1865 (von Januar bis Juni) 719,597,606 Dollars. — Nevada, Colorado und andere westliche Territorien und Staaten sind ebenfalls sehr reich an edlen Metallen. Das Nähere wird bei den Staaten und Territorien berichtet werden.

Erst vor zehn und mehreren Jahren haben sich die Producte um ein mineralisches vermehrt, — wir meinen das Petroleum. Die Gewinnung dieses mineralischen Oels hat in kurzer Zeit einen solchen Aufschwung genommen, daß im Jahre 1865 schon 1457 Oel-Compagnien mit einem Capital von 869,594,000 Dollars arbeiteten. Ueber Export von Petroleum siehe Seite 473 dieses Bandes.

Einwohner.

Noch nie hat sich ein großer Staat so rasch bevölkert, als die Staaten der Union, dieser junge Riese im Westen. Vor etwa 100 Jahren betrug die Totalbevölkerung der weißen Ansiedler etwa so viel wie die Einwohnerzahl der Stadt Paris. Im Jahre 1701 mochte die Bevölkerung (in der damaligen britischen Colonie) 260,000 betragen:

im Jahre 1775: 2,800,000;
" " 1790: 3,930,000;
" " 1800: 5,305,000;
" " 1810: 7,240,000;
" " 1820: 9,640,000;
" " 1830: 12,866,000;
" " 1840: 17,069,000;
" " 1850: 23,190,000;
" " 1860: 31,445,080;
" " 1867: 36,743,193 (darunter 4,633,371 Farbige).

Demnach hat sich die Bevölkerung in den 60 Jahren, von 1790—1850, um das Sechsfache vermehrt. Unter denselben befanden sich in runden Zahlen 19,551,000 Weiße, 434,000 freie Farbige, 3,205,000 Sclaven. Die Zahl der in den Staaten der Union lebenden Indianer wurde auf 400,000 Köpfe geschätzt, von welchen 100,000 in Californien lebten.

Die Bevölkerung ist begreiflicher Weise sehr ungleich vertheilt, und im Verhältniß zu den europäischen Staaten ist ihre Dichtigkeit meist sehr gering. Der bevölkertste Staat ist nach der Zählung von 1860 Rhode-Island mit einer Bevölkerung von 3553 Menschen auf einer deutschen Quadratmeile, im Staate Massachusetts 3354, im Staate New-York 1797, in Virginien 553, in Wisconsin 375, in Jowa 282, in Californien 46 und Texas 54, im Territorium Utah 3. Im Durchschnitt wohnen auf 1 Quadratmeile (1867) 255 Einw. Im Norddeutschen Bundesgebiet kommen jetzt ca. 4000 auf eine Quadratmeile und in einzelnen Theilen des Norddeutschen Bundes (im Königreich Sachsen und in der Rheinprovinz) 10,000 Menschen auf 1 □M. Ehe die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich mit der der centraleuropäischen Staaten messen kann, muß sie 20 Mal so groß werden oder statt 36 Millionen 5—700 Millionen zählen. Wo die Weißen sich in Masse festgesetzt haben, sind die rothen Indianer gewichen oder gänzlich verschwunden. Schon sind dieselben östlich vom großen Strome, dem Mississipi, eine Seltenheit, und da die Fluth der europäischen Ansiedler stets anwächst, so wird das Häuflein der Urvölker immer kleiner werden, zuletzt ganz verschwinden. — Das statistische Bureau in Washington giebt die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in 1867 auf 36,743,193 an, 32,174,053 Weiße und 4,569,193 Farbige. Hiervon kommen auf die nördliche Staatengruppe (die Neu-England-Staaten 3,480,397 Weiße und 30,701 Farbige); auf die nördlichen Mittelstaaten (New-York, Pennsylvanien, New-Jersey, Delaware und Maryland) 9,072,647 Weiße und 352,469 Farbige; auf die westlichen Staaten 12,356,081

Weiße und 311,493 Farbige; auf die Südstaaten 6,764,928 Weiße und 3,884,532 Farbige; und auf die Territorien 435,774 Weiße und 54,176 Farbige. Nach Procenten berechnet beträgt die Zunahme der Bevölkerung seit der vorletzten Zählung (1860) also in 7 Jahren 17 Procent oder $23,_7$ Procent jährlich. Die weiße Bevölkerung hat in bedeutend stärkerem Maße zugenommen als die farbige. Die weiße Bevölkerung stieg um 15 Procent ($25,_7$ Procent jährlich) und die farbige nur um $3^2/_3$ Procent ($^1/_2$ Procent jährlich). Dies ergiebt eine fünfmal stärkere Vermehrung der Weißen als der Farbigen.

Das Wachsthum der deutschen Auswanderung nach Amerika erkennt man aus folgenden Zahlen.

Nach dem Gebiete der Vereinigten Staaten wanderten aus:

von 1815—1830	jährlich im Durchschnitt	12,000,
„ 1830—1845	„ „ „	40,000,
„ 1846—1847	„ „ „	100,000,

In den ersten 8 Monaten von 1854 wanderten ein: 116,000 Deutsche und 54,500 Irländer; nach Anderen im ganzen Jahre 1854 460,000, worunter 200,000 Deutsche.

In New-York landeten	1844:	17,000;
	1845:	30,000;
	1846:	52,000;
	1847:	70,000;
	1852:	118,000;
	1853:	120,000.

In New-York und anderen Häfen von den Vereinigten Staaten wanderten Deutsche über Bremen ein:

1866:	62,361;	nach anderen Angaben	61,877;
1867:	71,136;	„ „ „	73,971;
1868:		„ „ „	66,433.

Die gesammte Auswanderung über Hamburg, von welcher der größte Theil nach den Vereinigten Staaten ging, betrug:

1866:	44,780;
1867:	42,845;
1868:	50,050.

Nach den Vereinigten Staaten wanderten Deutsche ein, 1868: 104,515; 1867: 115,929; also 1868 11,414 Personen weniger als 1867; die zwei letzten Jahre lieferten immerhin die bedeutende Zahl von 220,444 Personen. Seit 1832 bis incl. 1868 oder seit 37 Jahren sind allein über Bremen 1,086,063 Personen ausgewandert.

Die Einwohner zerfallen in Europäer und deren Nachkommen, Indianer und Neger. Die europäische Bevölkerung ist die unendlich überwiegende, vorzüglich in den nördlichen Staaten, wo es nur noch sehr wenige Indianer und fast gar keine Neger giebt. Die Briten machen wiederum die große Mehrzahl (fast $^4/_5$), vorzüglich in den sechs nördlichen Staaten, aus, und Englisch ist die herrschende Geschäfts- und Schriftsprache, worin auch alle öffentlichen Verhandlungen geführt werden. Fleiß, Betriebsamkeit und

die entschiedenste Richtung auf Handelsthätigkeit und Gewinn sind die unverkennbaren Grundzüge des amerikanischen Charakters. Der Anglo-Amerikaner ist Kaufmann und Fabrikant in den Städten, unermüdlicher Anbauer des Landes und sehr geschickt, alle seine Bedürfnisse durch eigene Arbeit zu befriedigen. Kaum hat er ein kleines Vermögen erworben, so eilt er, Grundeigenthum zu gewinnen, um es sogleich wieder mit Vortheil zu veräußern und sich weiter nach Westen zu aufs Neue anzusiedeln. So ist eine mächtige Bevölkerung in den letzten Jahren über das Alleghany-Gebirge, über den Mississippi und über die Rocky Mountains (Felsengebirge) bis zum Stillen Ocean vorgedrungen. Arbeitsamkeit, Sittenreinheit, hin und wieder bis zum Rigorismus getrieben, herrschen bis jetzt noch im größten Theile des Landes, weniger indeß im Süden als im Norden; am wenigsten in Louisiana. Obgleich bei der vollkommensten Glaubensfreiheit (der Staat gewährt Jedem, der an einen Gott glaubt, volles Bürgerrecht) sich unzählige kleinere Religionsparteien gebildet haben, herrscht doch nichts weniger als Indifferentismus; vielmehr artet der fromme Sinn nicht selten in finstern, aller Freude abholden Pietismus und hin und wieder sogar in wahren Fanatismus und Pfaffenthum aus. Im vollsten Glanze zeigt sich diese Frömmigkeit bei den Zusammenkünften (revivals), wo sich Tausende um eine Anzahl Prediger im Freien versammeln, um durch furchtbare Schilderungen der Sünde und der Hölle erweckt zu werden. Der kirchliche Sinn ist nächst der politischen Freiheit das einzige geistige Interesse des Volks; aber noch hat die Religiosität nicht vermocht, durch Verbreitung schöner Menschlichkeit den gemeinsten Egoismus und den Druck einer geistlosen Geldaristokratie zu brechen. Es ist zu bedauern, daß der Mangel an tieferer religiöser und wissenschaftlicher Bildung fast überall eine mehr äußere, etwas ans Levitische und Pharisäische grenzende Religiosität erzeugt hat, wie denn gerade die Einwohner der nördlichsten Staaten, in denen der strengste Puritanismus herrscht, selbst bei ihren Landsleuten, ihrer niederen Gewinnsucht und Verleugnung aller edleren sittlichen Gefühle wegen, im üblen Rufe stehen. Höhere Bildung für Kunst und Wissenschaft verträgt sich schlecht mit dem allgemein verbreiteten auf den Erwerb allein gerichteten Sinn; so steht es denn noch schlimm um höhere Schulen und Universitäten in den Vereinigten Staaten, obgleich es nicht an Anstalten fehlt, die solche Namen führen; nur das unmittelbar Nützliche und Brauchbare wird geachtet, der weltliche Lehrstand aber im Ganzen gering geschätzt und unglaublich schlecht belohnt. Für die Kirchen thut der Staat nichts, es existirt keine Staatsreligion, es bleibt jeder Partei überlassen, die Diener ihres Cultus zu besolden. Von der Roheit des Volks und doch zugleich von der moralischen Kraft, welche in demselben lebt, geben die sogenannten Mäßigkeits-Gesellschaften einen würdigen Beweis. Da der Wein selten und theuer, meist verfälscht ist, so hatte das ekelhafte Laster des Branntweintrinkens so furchtbar und so allgemein zugenommen, daß wohlgesinnte Männer, zuerst 1826 in Boston, auf den Gedanken kamen, einen Verein zu bilden, dessen Mitglieder sich zur unbedingten Entsagung dieser geistigen Getränke verpflichten sollten. Die Idee fand Anklang, die Zahl dieser Vereine vermehrte sich so, daß es 1835 schon über 8000 mit einer Zahl von mehr als 2 Millionen Mitgliedern gab, und ihre Wirksamkeit

so groß wurde, daß über 4000 Branntweinbrennereien und über 8000 Branntweinschenken eingingen. Wenn man bedenkt, daß bei einer Bevölkerung von damals nur 12 Millionen jährlich an 240 Millionen Quart Branntwein getrunken wurden, so wird man die Größe des Uebels, welchem abzuhelfen war, begreifen, aber auch theilweise die Charakterkraft, theilweise den Fanatismus der Amerikaner in dem Umstand erkennen, daß der Kauf und Verkauf sämmtlicher berauschenden Getränke — ausgenommen für medicinische Zwecke und des Weins für die Communion — in dem Staate Maine und seither noch in anderen Staaten gesetzlich verboten ist (Maine liquor law). — Zu der europäischen Bevölkerung, welche aus allen Nationen Europas zusammengesetzt ist, gehören die zahlreichen Einwanderer, welche vorzüglich aus britischen Unterthanen, besonders Irländer und Schotten, aus Deutschen und Schweizern bestehen. Die Briten amalgamiren sich leicht mit den Amerikanern; unter ihnen sind die Irländer in Amerika am wenigsten willkommen, weil sie meist ohne alles Vermögen sind und den Staaten, wo sie ankommen, zur Last fallen. Die Deutschen, deren Zahl sich bereits auf nicht weniger als an 6 Mill. vermehrt hat, werden gern gesehen und geachtet*), weil sie meistens aus

---

*) Die Urtheile über die Deutschen in Nord-Amerika lauten sehr verschieden. Busch stellt ihnen in seinen „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851—52, Stuttgart 1854" (2 Bände), einer der belehrendsten und interessantesten Schilderungen des dortigen Lebens und seiner Zustände, kein sehr vortheilhaftes Zeugniß aus. „Die Deutschen spielen, und zwar zumeist durch ihr eigenes Verschulden, eine klägliche Rolle; sie verdienen nach allen Beziehungen die Geringschätzung, mit der ihnen von der großen Masse der Anglo-Amerikaner begegnet wird, und sie werden ohne irgend welche Außerordentlichen nun und nimmer zu der von Einigen angestrebten Mündigkeit und Selbstständigkeit gelangen." Zu ihren Hauptfehlern rechnet er ihre Zerspaltenheit, Unterwürfigkeit, Trägheit und Theilnahmlosigkeit an anderen Interessen, als denen des Materialismus. Diese und andere Vorwürfe mögen nicht ganz ohne Wahrheit sein. Wer aber von den nach Amerika übersiedelten Deutschen verlangt, daß sie dort nach Körper und Geist, Seele und Leib, Haut und Haaren vollkommene, ganze Deutsche bleiben sollen, ja nicht blos sie, sondern auch ihre Söhne und Töchter, Enkel und Urenkel: der dürfte sich doch wohl auf das Wesen der Menschennatur und die Bedingungen ihrer Entwickelung sehr schlecht verstehen. Sie, die auf anderem Boden stehen, andere Luft einathmen, anderes Brot essen, andere Sprachen hören oder selbst reden, unter anderer Verfassung, in anderer Gesellschaft leben u. s. w. u. s. w., diese Menschen sollen dieselben bleiben, die sie in der Heimath gewesen, welche sie nolens volens hinter sich gelassen haben: wenn das nicht Unsinn, ja wenn das nicht, wollten sie es selbst, Tollheit wäre und sicher ihren frühen Untergang herbeiführen würde, so dürfte es wohl gar keine (naturwissenschaftlichen, gesellschaftlichen) Absurditäten geben. Jene Forderungen werden als solche erkannt durch den schon vor 30 Jahren von G. Duden in seinem Werke über Amerika erwiesenen Satz: „Der Mensch ist im Ganzen ein Product seiner Lage." Selbst die zähe Natur der Engländer ist nicht im Stande, so naturwidrigen Forderungen nachzukommen. Der Anglo-Amerikaner ist kein (britischer) Engländer mehr, sondern ein Amerikaner. Und wenn er es ganz ist, sich ganz acclimatisirt und den Bedingungen und Forderungen seines neuen Daseins entsprechend, sich gewöhnt hat: dann handelt er verständig und klug und wird so glücklich, als er es dort werden kann. Wer daselbst so leben, empfinden und denken will, wie er in der alten Heimath gelebt, empfunden und gedacht hat, geht unrettbar zu Grunde. Die Gesellschaft, die er verließ, weil sie ihm nicht mehr zusagte, oder die ihn ausstieß, hat keine Ansprüche mehr an ihn. Und wenn er selbst nicht toll ist, so fügt er sich den Umständen, die andere

fleißigen Handwerkern und Ackerbauern bestehen, welche, wenn sie nur einiges Vermögen mitbringen und sich nicht vereinzeln, fast immer in Kurzem zu einem behaglichen Wohlstande gelangen. Wer ohne alles Geld ankommt und wohl gar die Ueberfahrt nicht hat bezahlen können, muß oft mehrere Jahre sich in Dienstbarkeit begeben. Im Ganzen nehmen die Deutschen nur allzu leicht Sprache und Sitte des neuen Vaterlandes an; wo sie aber in größerer Zahl bei einander wohnen, haben sie sich auch beides bis jetzt treulich bewahrt, und in neuerer Zeit hat sich das Streben immer mehr mit Erfolg geltend gemacht, ihre Nationalität zu erhalten. Schon jetzt sind sie überaus zahlreich in Pennsylvanien, New-York und Maryland, wo sich aber unter ihnen ein barbarisches Sprachgemisch vom Deutschen und Englischen gebildet hat; noch mehr in Ohio, Illinois, Indiana und Tennessee, wo sie zum Theil fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, und in Missouri; in den letzteren Staaten sind ganze Dörfer und Gegenden von Deutschen besetzt. Franzosen giebt es, außer in Louisiana, verhältnißmäßig nicht viele; sie ziehen im Allgemeinen den Aufenthalt in den Städten vor, weil sie Geselligkeit und leichte Beschäftigungen mehr lieben als den Ackerbau.

Die im Norden wohnenden Deutschen reden 1) den *pennsylvanisch-deutschen* Dialekt, dessen Grundlage der pfälzische Dialekt ist, mit einer Menge englischer Wörter (germanischen Anglicismen) vermischt, eine Folge der Schmiegsamkeit, aber auch der Nachgiebigkeit und Schwäche des deutschen Charakters; 2) die *europäisch-deutschen* Dialekte, je nach der Heimath, aus welcher die Auswandernden kommen; 3) die *englische* Sprache — sie werden Anglo-Amerikaner, womit in der Regel ein Fortschritt in der Cultur und Bildung verbunden ist. Die republikanischen Einrichtungen üben einen ausgleichenden, amalgamirenden Einfluß aus und erzeugen allmälig die Nationaleinheit, die Bedingung der nationalen Größe und Stärke. Die englische Sprache scheint die Bestimmung zu haben, die Weltsprache zu werden. Der englische Nationalcharakter, der stärkste von allen, bewältigt Alles. Aus der Verschmelzung der englischen und deutsch-germanischen Natur kann die edelste Nation der Welt hervorgehen. An den Nachkommen der ersten deutschen Auswanderer, besonders der Pfälzer, damals, als deut-

---

sind als die verlassenen, und die mächtiger sind als der starrköpfigste Eigensinn. Möge man an ihnen die Natur des Heimathlandes noch erkennen; mögen die Spuren derselben noch am späten Enkel sichtbar sein (auch das ist naturgemäß); kurz, mögen sie *deutsche* Amerikaner sein und bleiben, Amerikaner wollen sie sein und müssen sie werden, wenn sie glücklich sein und werden wollen.

Denjenigen, die jene ungerechten Forderungen an die Ausgewanderten stellen, empfehlen wir das Werk von *B. Cotta*: „Deutschlands Boden und geologischer Bau und *dessen Einwirkungen auf das Leben der Menschen.* (!) Leipzig 1854."

Da in dem Vorstehenden manches Wahre enthalten ist, so behalten wir es bei, fügen aber hinzu, daß die Stellung der Deutschen in den Vereinigten Staaten sich wesentlich gebessert hat. Der Deutsch-Amerikaner hat unstreitig eine Zukunft, dies scheint man drüben in dem Maße zu fühlen, daß man sich nicht scheut es auszusprechen. Die „New-Yorker Staatszeitung" sprach vor Kurzem (1869) die bedeutungsvollen Worte **„die Zukunft der Vereinigten Staaten gehört nach dem natürlichen Laufe der Dinge den Deutschen und ihren Nachkommen".**

sche Treue noch nicht erschüttert war, erkennt man jetzt noch die Erbschaft ächt deutscher Tugenden: Geradheit, Einfachheit, Ehrlichkeit, Biederkeit, Herzenseinfalt, Ausdauer und Fleiß, Gastfreundschaft, Frömmigkeit ꝛc. Die Beschaffenheit der Auswanderer der Gegenwart steht jenen in vieler Beziehung nach. Viele tragen ein Gepräge an sich, daß man schließen möchte, Gott habe die deutsche Nation verlassen. Sie spiegeln die Unthaten, die in Deutschland geschehen. Abgesehen davon, zeigen sich die Deutschen, wenn sie hinüberkommen, zu organisatorischer Thätigkeit — sei es auf kirchlichem oder auf socialem Gebiete — höchst ungeschickt, Dank dem Bevormundungssystem, dem sie in der Heimath in jeder Beziehung unterworfen gewesen. Auch gebricht es ihnen darum zu Anfang an dem Sinn zu Opfern für gemeinsame Angelegenheiten. Sie sind daran gewöhnt, daß der „Staat" für alles Wesentliche sorge. Die große Bedeutung des amerikanischen Spruches „hilf dir selber" müssen sie dort erst lernen.

Die Indianer, die Ureinwohner des Landes, deren Gesammtzahl etwa auf 300,000 veranschlagt wird, sind diesseit des Mississippi nur noch sehr wenig zahlreich; ihre ewigen Fehden unter einander und mit den Weißen, mehr noch der unmäßige Genuß des Branntweins, Krankheiten und Laster, die sie von den Europäern angenommen, haben ihre Zahl außerordentlich vermindert, und auch die wenigen, welche sich zum Christenthum bekehrt und eine ansässige Lebensweise angenommen hatten, sind von der Ungerechtigkeit und Härte der Amerikaner aus ihrem Eigenthum vertrieben und jenseit des Mississippi verwiesen worden*), wo noch Stämme

*) Den Gefühlen der Indianer bei der Erinnerung an diese Grausamkeiten geben die Worte eines Häuptlings Ausdruck, die er zu einem amerikanischen General in New-York sprach: „Ich betrachte Eure schöne Stadt, das große Wasser, Euer schönes Land und sehe, wie glücklich Ihr seid. Dann aber konnte ich mich nicht enthalten zu denken, daß dieses schöne Land und dieses große Wasser einst uns gehört hat. Unsere Vorfahren lebten hier, sie genossen es in Frieden als ihr Eigenthum. Es war die Gabe des großen Geistes an sie und ihre Kinder. Dann kam das Volk der Weißen hierher in einem großen Kahne. Sie begehrten nur, daß man ihnen gestatte, ihren Kahn an einen Baum zu binden, damit das Wasser ihn nicht wegführe. Darauf sagten sie, einige der Ihrigen wären krank; sie baten um die Erlaubniß, sie zu landen und unter den Schatten der Bäume zu legen. Alsdann kam das Eis und sie konnten nicht fort; sie baten daher um ein Stück Land, ihre Hütten für den Winter darauf zu errichten. Wir gewährten es ihnen. Alsdann begehrten sie etwas Mais, damit sie nicht verhungerten, und wir lieferten ihnen diesen freundlich. Sie versprachen fortzugehen, wenn das Eis geschmolzen sein würde; als dieses geschehen war, sagten wir ihnen, jetzt müßten sie mit ihrem großen Kahne weiter fahren. Sie aber wiesen auf ihre Schießrohre rund um ihre Hütten, sagten, sie wollten bleiben und wir seien außer Stand, sie weggehen zu machen. Darnach brachten sie berauschende Getränke, an welchen die Indianer großen Gefallen fanden. Sie überredeten uns, ihnen etwas Land zu verkaufen. Endlich trieben sie uns von einer Zeit zur anderen zurück in die Wildniß, weit weg vom Wasser, von den Fischen und von den Austern. Sie haben unser Wildpret vernichtet, unser Volk ist dahin geschmolzen und wir leben elend und jammervoll, während Ihr unseres schönen und herrlichen Landes genießet. Dies, Bruder, macht mich traurig, ich kann mir nicht helfen." (Dr. Julius, Nordamerikas sittliche Zustände, I. S. 348.) — In der Erinnerung an die Behandlung, welche die Indianer von den Weißen erfahren haben, sagte Jefferson: „Mich schaudert, wenn ich denke, daß einst die Sünden, welche von den Weißen gegen die Indianer verübt wurden, an unseren Nachkommen vergolten oder gerächt werden könnten." Ueber den Indianern schwebt — sagen die Herren Menschen — ein unabwendbares Verhängniß. — —

dieses Volks in ursprünglicher Freiheit und Wildheit umherziehen, doch auch hier dürften ihre Tage gezählt sein, denn mit dem sich mehr und mehr ausbreitenden Strom der weißen Bevölkerung und dem in riesigen Dimensionen wachsenden Eisenbahnnetze ist ihre Ausrottung als unvermeidlich zu betrachten. Sämmtliche noch vorhandene Stämme auf dem Gebiete der Union kann man in zwei Gruppen theilen, nämlich die westliche, jenseit des Felsengebirges, wozu die Schoschonis, Snake oder Schlangen-Indianer, die Flatheads (Flachköpfe) gehören; und die östliche Gruppe, zwischen dem Felsengebirge und der Ostküste. Die zahlreichsten und bekanntesten Stämme in dieser sind die Pawnees (3400 Seelen), am Platte-Fluß; die Comanches oder Tetans (2000), in Texas bis zum Arkansas; die Sioux oder Dacotas (14,000), zwischen dem oberen Lauf des Mississippi und dem mittleren Lauf des Missouri; die Assiniboins (3300), nordwestlich von den vorigen; die Mandans, am oberen Missouri, ein gegenwärtig durch Krankheiten so gut wie ausgestorbener Stamm; die Osages, ein kriegerischer, aber zum Theil civilisirter Stamm (5000), am mittleren Missouri; die Creeks (25,000), in Alabama; die Chickasaws (5000), im nördlichen Theile des Staates Mississippi; die Choctaws (16,000), am unteren Mississippi; die Cherokees) (18,000), im nordwestlichen Theile von Georgien 2c. heimisch; die Irokesen (Maquas, Huronen), welche früher das Land zwischen Montreal und dem Champlain-See bewohnten; die Reste der Lenape-Stämme der Saks (1300), am oberen Mississippi, der Winnebagoes, südlich von Wisconsin; der Delawarer, am Ohio; der Mohikaner, auf Long-Island; der Chippeways, westlich vom Michigan- und Oberen See; — endlich sind noch im W. des Mississippi einheimisch die Pagans, die Blackfeet-Indianer (3000), die Gros-Ventres (1000), die Eutaws, die Krähen-Indianer (4000) und viele minder zahlreiche Stämme. Man rechnete vor etwa 20 Jahren, daß im Ganzen innerhalb der verschiedenen Staaten östlich vom Mississippi nur noch 26,000 Indianer wohnten, indem 88,000 aus diesen nach der Westseite des Mississippi verpflanzt worden waren, wo die ganze Bevölkerung fast nur aus Eingeborenen bestand; die hier früher schon einheimischen Stämme können zusammen gegen 230,000 (nach Anderen nur 150,000) Seelen gezählt haben, wovon etwa $\frac{1}{5}$ die Zahl ihrer Krieger bildete. Jene Versetzung der Eingeborenen hat seit 1832 zu manchen blutigen Kämpfen mit denselben Veranlassung gegeben, wenn sie sich nicht willig finden ließen, in das freie Land westlich vom Mississippi überzusiedeln; auch die Versetzung der meisten noch im O. zurückgebliebenen Stämme wird man wohl allmälig ausführen. Letztere gehören großentheils der Familie der Algonquin-Lenape-Völkerschaften an; darunter sind besonders zahlreich die Chippeways und Ottawas am Oberen See, welche zum Theil zum Christenthum bekehrt und Ackerbauer geworden sind. Die größten Fortschritte in europäischer Cultur scheinen die Reste der Cherokees, jetzt am oberen Tennessee, in Georgien, Alabama und vorzüglich in Arkansas wohnhaft, gemacht zu haben; sie sind sämmtlich getauft, treiben Ackerbau und Gewerbe und haben sich eine eigene bürgerliche Verfassung gegeben. Aehnliches gilt von den Choctaws. Minder bildsam erscheinen die Irokesen und Huronen oder der Bund der „sechs Nationen"

(Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas, Senecas und Tuscaroras), welche jedoch nach langen Kämpfen fast ganz aufgerieben sind und in New-York, Ohio und Michigan als Bettler ꝛc. leben. Auch einige Stämme der Creeks hat man civilisirt und aus ihren alten Sitzen, oft durch trügliche Verträge nach dem Westen verpflanzt; besonders grausam ist man mit den zu ihnen gehörigen Seminolen in Florida (gegen 4000 Seelen) wegen ihres Widerstandes in den Jahren 1834—41 verfahren *).

Die Neger, im Ganzen mit den Mulatten mehr als 4 Millionen, waren bis vor dem Bürgerkriege in vielen Staaten, namentlich in allen südlichen, meist Sclaven, so daß es deren in der Union gegen $3^1/_5$ Millionen gab.

Die „Sclavenfrage", d. h. die Frage, ob das Recht, Sclaven zu halten, beibehalten oder gesetzlich abgeschafft werden sollte, hat in den letzten zwanzig Jahren die Union in starke Aufregung versetzt, und es war nahe daran, daß dieser Zankapfel, die „Achillesverse" der nordamerikanischen Freistaaten im Jahre 1850 und 1856 eine Spaltung der Republik verursacht hätte. Die Parteien der Whigs und Demokraten standen einander aufs Schärfste gegenüber. In dieser Beziehung gab es dort im Allgemeinen drei Parteien: 1) Die Abolitionisten des Nordens, besonders in Neu-England (den 6 nordöstlichen Staaten), welche die Sclaverei schlechthin als verwerfliche Sünde betrachteten; 2) die Secessionisten des Südens, besonders in Süd-Carolina, welche dem Congresse mit dem Austritt aus der Republik drohten, wenn man mit den angedrohten Maßregeln gegen die Sclaverei nicht inne halten wollte; 3) die Unionspartei im Norden und Süden, die an Zahl bedeutendste, welche die Union unter allen Umständen aufrecht erhalten und die Entscheidung der Sclavenfrage den einzelnen Staaten überlassen wollte. Seit 1851 befahl ein strenges Gesetz (fugitiv-slave-bill) die Auslieferung flüchtiger Sclaven. Die Abolitionisten suchten dessen Ausführung nach Kräften zu verhindern. Die Erbitterung der Parteien wuchs und der Zwiespalt zwischen den Südstaaten und den Nordstaaten wegen der Sclaverei kam unter der Präsidentschaft Buchanans zur vollen Reife. Fast mit dem Regierungsantritt Lincolns (1861) brach auch der Bürgerkrieg aus. Die Staaten: Virginien,

*) Der Cultivirung der Indianer, ihrer Entwöhnung von dem herumschweifenden Leben als Jäger und ihrer Gewöhnung an Ackerbau und feste Wohnplätze ist eine unter mehreren Stämmen fortgepflanzte Sage sehr hinderlich gewesen. Im Wesentlichen lautet sie wie folgt: Zu Anfang schuf der große Geist drei Menschen und führte sie dann an einen See, mit dem Befehl, hineinzusteigen. Der erste, der dies that, kam weiß heraus; der zweite, weil das Wasser schon getrübt war, kupferfarbig; der dritte schwarz. Darauf führte der große Geist sie an eine Stelle, wo drei Kasten aufgestellt waren. Er gab ihnen die Erlaubniß, zu wählen, mit dem Bemerken, daß Jeder darin seine Bestimmung finden werde; der schwarze sollte zuerst wählen, dann der rothe. Der schwarze griff nach dem größten Kasten. Er fand darin Ackerwerkzeuge. Der rothe wählte den mittleren, in welchem er Bogen und Pfeile fand, zur Andeutung seiner Bestimmung zur Jagd und zum Krieg. Für den weißen blieb ein Kästchen übrig mit einer Schreibfeder — er war zum Denken bestimmt. — Eine ähnliche Sage berichtet Dr. Büttner in seinen „Briefen aus und über Nord-Amerika. Leipzig 1847." I. S. 126.

Nordcarolina, Tennessee, Arkansas, Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas sagten sich von der Union los, traten zu einer besonderen Conföderation (mit dem Regierungssitze zu Richmond) zusammen und wählten Jefferson Davis zum Präsidenten. Der Bürgerkrieg tobte vier Jahre hindurch, endete aber 1865 mit dem Sieg des Nordens über den Süden und seine Folge war die Abschaffung der Sclaverei.

Am 4. November 1865 fand die Eröffnung des 39. Congresses durch 184 Repräsentanten der unionstreuen Staaten statt; als Bedingung der Zulassung der Rebellenstaaten wurde die Annahme des Verfassungs-Amendements, betreffend die Aufhebung der Sclaverei, aufgestellt.

Die Sclaverei ist in den Vereinigten Staaten beseitigt, doch die Frage, ob der Neger dieselbe Bildungsfähigkeit besitzt als der Weiße, ist damit nicht beantwortet. Es giebt immer noch viele Vertreter der Sclaverei.

In Betreff der bestrittenen Bildungsfähigkeit der Neger verdient ein Ausspruch Alexander v. Humboldts angezogen zu werden. Im Kosmos I. S. 385: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenracen. Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Cultur veredelte, aber keine höhere Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt, zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt." Und Wilhelm v. Humboldt sagt in seinem Werke über die Kawi-Sprache (III. S. 426): „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer erweiterter Geltung sichtbar ist; wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwickelung innerlicher Kraft, bestehendes Ganze zu behandeln."

Diesen edlen Ansichten schließen auch wir uns an und da von einer Sclavenfrage hier in dem Sinne wie vor dem Bürgerkriege nicht mehr die Rede sein kann, ist es überflüssig, den Gegenstand hier weiter zu erörtern.

In den Vereinigten Staaten findet nur alle 10 Jahre eine Volkszählung statt, die nächste erst im Jahre 1870; wir müssen uns jetzt 1869 noch mit der neuesten von 1860 begnügen und lassen sie hier folgen. Bei der Besprechung der einzelnen Staaten werden wir hin und wieder schon neuere Zahlen angeben können, da manche Staaten neuere Zählungen vorgenommen und bekannt gemacht haben.

Folgende Tafel ist dem Report on the eighth Census 1860 entnommen.

Staaten.	Census von 1860.				Zunahme der Bevölkerung von 1850—60.			
	Weiße.	Freie Farbige.	Sclaven.	Total.	Weiße.	Freie Farbige.	Sclaven.	Total.
Alabama	526,431	2,690	435,080	964,201	23,43	18,76	27,18	24,96
Arkansas	324,191	144	111,115	435,450	99,88	81,25 l	135,91	107,46
				[*14,555]				
Californien ...	361,353	4,086	....	365,439	294,34	324,74	......	310,37
Connecticut ...	451,520	8,627	....	460,147	24,35	12,14	......	42,10
Delaware	90,589	19,829	1,798	112,216	27,28	9,72	21,48 l	22,60
Florida	77,748	932	61,745	140,425	64,70	.....	57,07	60,59
Georgien	591,588	3,500	462,198	1,057,286	13,42	19,41	21,10	16,67
Illinois	1,704,323	7,628	....	1,711,951	101,45	40,32	......	101,06
Indiana	1,339,000	11,428	....	1,350,428	37,03	1,47	......	36,63
Iowa	673,844	1,069	....	674,913	251,18	231,53	......	251,14
Kansas	106,579	625	2	107,206	.....	.....	....	......
Kentucky	919,517	10,684	225,483	1,155,684	20,76	6,72	6,87	17,64
Louisiana	357,629	18,647	331,726	708,002	39,98	6,78	35,50	36,74
Maine	626,952	1,327	....	628,279	7,76	2,14 l	......	7,74
Maryland.....	515,918	83,942	87,189	687,049	23,14	12,35	3,52 l	17,84
Massachusetts ..	1,221,464	9,602	....	1,231,066	23,95	5,93	......	23,79
Michigan	742,314	6,799	....	749,113	87,89	163,22	......	88,38
Minnesota	171,864	259	....	172,123	2775,06	709,38	......	2760,87
Mississippi	353,901	773	436,631	791,305	19,68	16,88 l	40,90	30,47
Missouri......	1,063,509	3,572	114,931	1,182,012	79,64	36,44	31,47	73,30
New-Hampshire	325,579	494	....	326,073	2,56	5,00 l	......	2,55
New-Jersey ...	646,699	25,318	18	672,035	38,92	6,33	92,37 l	37,27
New-York	3,831,730	49,005	....	3,880,735	25,70	0,13 l	......	25,29
Nord-Carolina	631,100	30,463	331,059	992,622	14,12	10,92	14,73	14,20
Ohio.........	2,302,838	36,673	....	2,339,511	17,79	41,12	......	18,14
Oregon.......	52,337	128	....	52,465	299,92	38,16 l	......	294,65
Pennsylvanien .	2,849,266	56,849	....	2,906,115	26,18	6,01	......	25,71
Rhode-Island .	170,668	3,952	....	174,620	18,62	7,68	......	18,35
Süd-Carolina .	291,388	9,914	402,406	703,708	6,13	10,65	4,53	5,27
Tennessee	826,782	7,300	275,719	1,109,801	9,24	13,67	15,14	10,68
Texas........	421,294	355	182,566	604,215	173,51	10,58 l	213,89	184,22
Vermont	314,389	709	....	315,098	0,31	1,25 l	......	0,31
Virginien.....	1,047,411	58,042	490,865	1,596,318	17,06	6,83	3,88	12,29
Wisconsin	774,710	1,171	....	775,881	154,20	8,44	......	154,06
	26,706,425	476,536	3,950,531	31,148,047	37,37	12,30	23,44	35,04
Territorien.								
Colorado	34,231	46	....	34,277	......	......	......	.....
				a2,261				
Dakota	2,576	....	....	2,576	......	......	......	......
Nebraska	28,759	67	15	28,841	......	......	......	......
Nevada.......	6,812	45	....	6,857	......	......	......	......
				a10,507				
New-Mexico ..	82,924	85	....	83,009	34,73	......	......	51,94
Utah.........	40,214	30	29	40,273	254,18	......	11,53	253,89
				a426				
Washington ...	11,138	30	....	11,168	......	......	......	......
District von Columbien	60,764	11,131	3,185	75,080	60,15	10,66	13,62 l	45,20
	26,973,843	487,970	3,953,760	31,443,322	37,97	12,33	23,39	35,59

a) Indianer.

Die europäische Bevölkerung wohnt in Städten, welche meist nett gebaut sind. Dörfer findet man weniger, meist liegen die Besitzungen vereinzelt. Alles Land, welches nicht den einzelnen Staaten oder Privatleuten gehört, ist öffentliches Eigenthum und wird von der Regierung der Union verwaltet. Diese Congreßländereien werden genau vermessen, nach der Richtung der Meridiane und Parallelkreise in Vierecke von 36 engl. Quadratmeilen (1⅔ geogr. □M.) getheilt, welche den Namen Townships (d. i. Stadtgebiet) erhalten und wieder in Vierecke oder Sectionen von 1 engl. □M. Oberfläche (1014 preuß. Morgen), mit Unterabtheilungen, getheilt werden. Davon wird die gewöhnlich in der Mitte liegende 16. Section für die Schulen vorbehalten, die übrigen an die sich meldenden Familien verkauft. Von den daraus gewonnenen Einnahmen wird $^1/_{20}$ zum Besten des betreffenden Staats, nämlich zum Straßenbau und zur Förderung des Unterrichts verwendet. Abgesehen von den Territorien im Westen gab es im Jahre 1845 in den meist im Innern gelegenen Staaten noch über 133 Millionen Acres unverkauftes Land; von 1833 bis 1845 wurden überhaupt 64 Millionen für 81½ Millionen Dollars verkauft. Die Ansiedelungen auf solchem unangebauten Lande schreiten ununterbrochen fort, theils durch Einwanderer, theils durch Speculanten unter den Eingeborenen, welche unter dem Namen Backwoodsmen (Hinterwäldler), Trappers (Wildschützen), Squatters 2c. aus der Lichtung der Wälder, der ersten Cultur des Bodens in der Wildniß 2c. ein Gewerbe machen, um eine Gegend für feste Ansiedelungen vorzubereiten. Diese legen dann regelmäßige Ackerhöfe (Farms) an, bilden Ortschaften 2c. Auf diese Weise hat das ebenso energische als kluge Volk unter Besiegung unbeschreiblicher Mühseligkeiten das Großartigste in der Verwandlung von Einöden, Urwäldern und Sümpfen in fruchtbare Felder und Baumpflanzungen geleistet; leider liegen dem damit gewonnenen Muth, der Abhärtung und Charakterstärke der Nation hauptsächlich Egoismus und Gewinnsucht zu Grunde. — Man kennt hier keinen Standesunterschied, es giebt keine Adelstitel, aber die Aristokratie des Geldes herrscht, vorzüglich in den großen Städten. Der Unterschied der Religion begründet nirgends besondere Rechte oder Nachtheile, daher man auch hier Bekenner aller vorhandenen christlichen Religionsparteien, vorzüglich aber solcher, die in England gewöhnlich sind, findet. Unter den zahlreichen protestantischen Secten, die sich noch immer mehren, sind am zahlreichsten die Baptisten, die Methodisten, die Presbyterianer; Anhänger der bischöflichen Kirche zählt man 700,000, Lutheraner über ½, holländische Reformirte gegen ¼ Million. Römischkatholische giebt es gegen 3 Mill., welche in Louisiana, Florida, Kentucky, Ohio, Maryland 2c. am zahlreichsten sind. Die Geistlichkeit zählte im Jahre 1851 6 Erz-, 26 Bischöfe und 1271 Priester und wirkte in 1245 Kirchen und Kapellen; sie steht als wohlorganisirte Phalanx dem in unzählige Secten gespaltenen Protestantismus gegenüber. Nach der letzten Zählung gab es bereits 2566 römischkatholische Kirchen, und die Aufnahme vom Jahre 1870 wird eine noch größere Zahl aufweisen. — Die übrigen Hauptparteien oder Secten sind die Congregationalisten, die Presbyterianer, die Conventionalisten, die Mennoniten, die Quäker, die Universalisten, die Tunker, die Unitarier, die Juden, die Deutsch-Reformirten, die Unirten, die Freien u. s. w., bis hin zu der Secte der

Shaker, deren Cultus wesentlich im Tanzen besteht, wodurch sie die Gottheit zu verehren meinen.

Die Hauptbeschäftigungen der Einwohner sind Landbau und Handel. Bei der großen natürlichen Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens ist der Ackerbau, welcher im N. Weizen und andere europäische Getreidearten, im S., in den Plantagen- und früheren Sclavenstaaten, Reis, Mais, Baumwolle, Taback, Indigo und Zuckerrohr liefert, die wichtigste Grundlage des Nationalwohlstandes. In den nördlichen Staaten spielt auch die Viehzucht eine wichtige Rolle. Der Handel wird durch die Lage des Landes, die vielen Häfen, die großen, bis tief ins Innere schiffbaren Ströme, die Seen und durch ein System von Canälen, Eisenbahnen und Straßen vorzüglich begünstigt. Die Vereinigten Staaten hatten vor dem Bürgerkriege nach England die größte Handelsflotte. Während des Krieges von 1861—1865 hat die Rhederei wesentliche Verluste erlitten. Man berechnet den Gesammtverlust auf 1000 Schiffe mit etwa $^2/_3$ Mill. Tonnen Gehalt. 1863 repräsentirte die Handelsflotte einen Tonnengehalt von über 5 Millionen. Die Hauptausfuhrartikel bestehen in getrockneten Fischen, Thran, Walrath, Fischbein, Fellen, Pelzwerk, Häuten, Talg, Bauholz, Brettern, Asche, Mehl, Reis, Taback, und an Baumwolle wurde sonst jährlich für nicht weniger als 50 Mill. Dollars exportirt. Den größten Antheil an dem Handelsverkehr haben die Staaten New-York ($^2/_5$ des Gesammtverkehrs), Louisiana (gegen $^1/_5$), Massachusetts ($^1/_{10}$), Süd-Carolina, Pennsylvanien, Maryland, Georgien und Californien. Die bedeutendsten Handelsstädte der Union sind New-York, Boston, Philadelphia, Baltimore, New-Orleans, St. Louis, Cincinnati, Chicago und San Francisco. — Der Pelzhandel, dem der Canadier ähnlich, ist sehr bedeutend, und der Stapelplatz dafür ist Michilimakinak, an der Straße, welche den Michigan mit dem Huron-See verbindet. Bedeutender noch ist der Fischfang, welcher theils in den Strömen, theils an den Küsten und bei Neu-Fundland auf Stockfisch, theils in entlegenen Meeren und selbst im Südpolar-Ocean auf Walfische und Seehunde getrieben wird. Der Waldreichthum liefert eine Menge Producte für den Handel mit dem Auslande. Der Mineralreichthum ist besonders über das ganze Gebiet der Alleghanies und das nördliche Becken des Mississippi verbreitet, und der Bergbau ist schon sehr bedeutend, über die Erzgewinnung wird noch an anderer Stelle die Rede sein. Das Fabrikwesen entwickelt sich in großartigem Maßstabe. Erzielung von Rohproducten ist vor der Hand noch Hauptaufgabe des Volkes. Im Jahre 1859 betrug die Production an Weizen 171,183,381 Bushels, Mais oder Indian corn 830,541,707 Bushels. — Baumwolle, das wichtigste Erzeugniß der Bodenindustrie in den Südstaaten, wurde 1859 5,196,944 Ballen, der Ballen gleich 400 Pfund gewonnen. Während des Krieges und auch nach demselben mußte aus nahe liegenden Gründen die Baumwollencultur zurückgehen. Im Jahre 1859—1860 wurde ferner gewonnen an Butter 460,509,854 Pfd., Käse 105,875,135 Pfd.

Im Jahre 1860 befanden sich unter Cultur:

Heu und Wiesen	33,000,000	Acres.	Taback	400,000	Acres.
Mais	31,000,000	"	Zucker	400,000	"
Weizen	11,000,000	"	Gerste	300,000	"
Hafer	7,500,000	"	Reis	175,000	"
Baumwolle . .	5,000,000	"	Hanf	110,000	"
Roggen	1,200,000	"	Flachs	100,000	"
Bohnen u. Erbsen	1,000,000	"	Obstgärten	500,000	"
Kartoffeln . . .	1,000,000	"	Gärten	500,000	"
Süße Kartoffeln .	750,000	"	Weingärten . . .	250,000	"
Buchweizen . .	600,000	"	Für verschiedene Zwecke	1,000,000	"

Nach Angabe des Mr. Kennedy, Vorstehers des statistischen Bureaus in Washington, betrug der Gesammtwerth der inländischen Erzeugnisse (domestic manufactures) Ende Juni 1860 1,900,000,000 Dollars, ca. 2½ Billionen Thaler.

Die folgende Tafel wird die einzelnen Zweige der Hauptmanufacturen genauer nachweisen.

Mehl und Gries	224,000,000	Dollars.
Baumwollenfabrikate	115,000,000	"
Stabholz (lumber)	96,000,000	"
Schuhe und Stiefeln	90,000,000	"
Alle Sorten von Leder	72,000,000	"
Kleider	70,000,000	"
Wollenwaaren	69,000,000	"
Maschinen (auch Dampfmaschinen)	47,000,000	"
Drucksachen (Bücher, Zeitungen zc.)	42,000,000	"
Zucker	38,500,000	"
Gußeisen	28,500,000	"
Gebrannte Wasser, Spiritus, Liquors	25,000,000	"
Möbel	24,000,000	"
Stabeisen zc.	22,000,000	"
Roheisen	19,500,000	"
Bier	18,000,000	"
Landwirthschaftliche Gegenstände	17,800,000	"
Papier	17,500,000	"
Seife	17,000,000	"

Der Hauptsitz der Industrie sind die nördlichen Staaten: Rhode-Island, Massachusetts, New-York, New-Jersey, Connecticut, Delaware, Pennsylvanien; ferner Ohio und die großen Städte der übrigen Staaten. Der Reichthum an Mineralschätzen ist bekannt.

Im Jahre 1860 betrug der Werth der gewonnenen Steinkohlen ca. 19,365,765 Dollars.

Der Export von Petroleum betrug in den Jahren 1862 bis 1865:

1862 . . .	10,887,701	Gallons.
1863	28,250,721	"
1864	31,792,972	"
1865	42,273,508	"

Es wurde gewonnen im Jahre 1860:

Kupfererz	14,432	Tons, im Werth von	3,316,516 Dollars.
Eisen	2,500,000	"	
Salz	12,190,953	Buschels, im Werth von	2,265,302 Dollars.
Blei		" " "	977,281 "

Der Umfang des Handels der Vereinigten Staaten ist charakterisirt,

wenn man bedenkt, welche Thätigkeit erforderlich ist, um Gegenstände im Werth von 400,122,296 Dollars außer Landes zu schicken und im Werth von 362,163,941 Dollars zu importiren. — Die Dampfschifffahrt auf den großen Strömen des Landes, wodurch vorzüglich die unendlichen Räume des Innern aufgeschlossen und mit dem Meere in Verbindung gebracht werden, obwohl erst 1807 begonnen, hat reißend zugenommen.

Die allgemeinste Münze ist der Dollar, eine Silbermünze 1 Thlr. 13⅕ Sgr. an Werth; er wird in 100 Cents getheilt oder auch in 8 Schilling, jeder zu 12½ Cents; ferner hat man halbe und Vierteldollars, Dimes (zu 10 Cents), halbe Dimes und 1 Centstücke; von Kupfer giebt es ½- und ¼-Centstücke. An Goldmünzen hat man Adler (Eagle) zu 10 Dollars (14 Thlr. 4 Sgr.), ½ Adler (Half Eagle) zu 5, und ¼ Adler (Quarter E.) zu 2½ Dollars, seit 1849 auch Double Eagle zu 20 Dollars und Golddollars. Die Hauptmünze ist zu Philadelphia; Nebenetablissements finden sich zu New-Orleans, Charlotte und Dahlonega. — Papiergeld bildet bei den vielen Banken im Staate ein Hauptcirculationsmittel; es besteht in Noten, welche jedoch gewöhnlich nur in dem Staate, wo sie ausgestellt sind, ihren vollen Nennwerth haben.

Die wissenschaftliche Cultur hat in den letzten 20 Jahren wesentliche Fortschritte gemacht. In der Bundeshauptstadt und in mehreren anderen Städten ist in den öffentlichen Schulen die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand eingeführt. Der Elementarunterricht wird in den Staaten unentgeltlich ertheilt. Im Jahre 1850*) gab es 80,978 öffentliche Schulen mit 91,966 Lehrern und 3,354,011 Schülern; 239 Colleges mit 1678 Lehrern und 27,821 Zöglingen sowie 6085 Akademien mit 12,260 Lehrern und 263,096 Zöglingen, die vielen Privatschüler ungerechnet.

Im Jahre 1860 betrug die Bevölkerung zwischen 5 und 20 Jahren 9,722,105 Seelen und die Zahl der Schüler in den Volksschulen 5,154,895. Die Unterhaltungskosten der Volksschulen beliefen sich auf 21,185,627 Dollars.

Auf den Universitäten findet sich eine Facultätseintheilung der Lehrgegenstände, ähnlich wie auf den deutschen; allein darum stehen sie doch mit diesen nicht auf gleicher Stufe und hier wie an den übrigen höheren und mittleren Schulen ist nicht an deutsche Wissenschaftlichkeit, Tiefe und Umfang zu denken, da bei den meisten nur das unmittelbar Nöthige und Anwendbare berücksichtigt wird. Unter den Universitäten sind die besuchtesten die Harvard University zu Cambridge in Massachusetts, die zu Newhaven, New-York, Philadelphia, Providence, Norwich in Vermont, Middletown und Pittsburg. Nach amtlichen Berichten beläuft sich die Zahl der Schüler auf über 4 Millionen, von denen ein großer Theil auf Staatskosten unterrichtet wird. Besondere Verdienste um die Hebung des Volksunterrichts haben sich in den letzten Jahrzehenden einige Missionsgesellschaften erworben, und in allen größeren Städten finden sich Vereine zur Beförderung der Wissenschaften, Künste und des Gewerbfleißes.

---

*) Die nächste statistische Aufnahme findet im Jahre 1870 statt. Im Jahre 1863 bestanden in den Vereinigten Staaten 236 Universitäten und Colleges, außer 70 theologischen, 55 medicinischen und gegen 20 Rechtsschulen.

Die literarische Thätigkeit ist in Bezug auf reine Wissenschaft noch verhältnißmäßig gering, obgleich sie sich neuerlich gehoben; reicher sind die praktischen Felder angebaut. Der bedeutendste Schriftsteller Nord-Amerikas ist unstreitig der auch durch seine Verdienste um die Begründung der Freiheit unsterbliche Benjamin Franklin, geboren zu Boston in Amerika 1706. Lange Zeit mußte er als Buchdrucker mit Armuth kämpfen, bis seine Schriften, anfänglich nur moralische und politische Aufsätze für Zeitschriften, ihm Ansehen und Wohlstand erwarben. Als Erfinder des Blitzableiters ist er weltberühmt geworden. Noch im höchsten Alter nahm er lebhaften Antheil an den Berathungen über die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes und schloß 1783 den Pariser Frieden, welcher die Unabhängigkeit Nord-Amerikas sicherte. Er starb 1790 als Präsident der Versammlung von Pennsylvanien. Von neueren Schriftstellern haben Fenimore Cooper und Washington Irving durch Romane und Erzählungen sich auch bei uns einen ehrenvollen Ruf erworben. Sehr beliebt in Amerika sind ferner die Romane von James Paulding, welcher auch fürs Theater geschrieben hat. In der dramatischen Literatur werden Payne und Hillhouse gerühmt. Als Lyriker nimmt James Percival den ersten Rang ein, und neben ihm Bryant, Dana und Willis. Auch an Dichterinnen fehlt es nicht, wie Miß Segurney und M. Sedgwick, Mistreß Child, Stove u. A. Unter den Geschichtschreibern haben einen besonderen Ruf erlangt Will. H. Prescott, Wheaton, unter den neueren politischen Rednern Dan. Webster, Cley, Calhoun u. A. In den Wissenschaften findet sich manches Treffliche, und besonders erfreuen sich die Naturwissenschaften einer großen und allgemeinen Theilnahme, besonders wegen ihrer praktischen Seite (Agassiz, Baird u. A.). Verhältnißmäßig hat kein Land der Welt so viele Journale und Zeitungen als Nord-Amerika; außer der ungeheuren Zahl inländischer Blätter, wovon fast jeder, auch der kleinste Ort ein eigenes und eine eigene Druckerei hat, werden fast alle englischen Zeitungen und die wichtigsten englischen Werke nachgedruckt. 1843 erschienen in den Vereinigten Staaten 135 Blätter täglich (meist in New-York), 125 zweimal in der Woche, 1141 wöchentlich und 227 Zeitschriften, zusammen also über 1600. Die Lectüre der politischen und der religiösen Schriften ist so unentbehrlich geworden wie das Frühstück; jeder anständige Mann hält sich wenigstens ein Zeitblatt, mancher sechs und mehr. Dieses Lesen unterhält das Interesse für religiöse und politische Angelegenheiten und fördert die parlamentarische Bildung. Nirgends in der Welt giebt es so viel fertige Redner als dort, und Männer, wie Webster, Everett u. A. blieben hinter den rhetorischen Heroen des englischen Parlaments nicht zurück. Man rühmt die deutsche Cultur wegen der Verbreitung der Lesefertigkeit; gewiß ist aber, daß in Nord-Amerika mehr gelesen wird als in Deutschland und daß es dort bereits an vielen Orten als eine Ehrensache betrachtet wird, eine Bibliothek zu besitzen. — Schlimm ist es aber, daß die meisten amerikanischen Blätter nicht allein an literarischem Werthe tief unter den europäischen stehen, sondern daß sie auch der wüthendsten Parteisucht dienen und mit den widrigsten Persönlichkeiten und gröbsten Verleumdungen erfüllt sind. Von dieser Wüstheit der amerikanischen Zeitungspresse, besonders der von deutschen Flüchtlingen ge-

leiteten, entwirft Busch ein abschreckendes Gemälde: „Der eignen Partei gegenüber hündisch, der gegnerischen zugekehrt bübisch." — Die erste Presse in Amerika entstand 1638 in Boston, wo auch 1639 das erste amerikanische Werk und 1704 die erste Zeitung gedruckt wurde. 1860 wurden 4051 verschiedene Drucksachen herausgegeben, von diesen hatten 3242 politischen Charakter, 298 wissenschaftlichen Inhalt, 277 religiösen Inhalt. Die Gesammtzahl der kreisenden Schriften und Zeitungen betrug im Jahre 1860 927,951,548 Exemplare.

Verfassung.

Das Grundgesetz, worauf die Verbindung der einzelnen Staaten zu einem Ganzen beruht, ist die Constitution von 1787, welche 1789 vollständig angenommen und bestätigt worden. Nach diesem Gesetze besteht der Staat aus der politischen Verbindung einer unbestimmten Zahl von republikanischen Staaten; sobald nämlich ein Gebiet (Territory) eine Bevölkerung von 60,000 Seelen nachweist, ist es berechtigt, in die Zahl der Staaten (States) einzutreten. Der Bund gewährleistet jedem Staate der Union eine republikanische Regierungsform. Jeder einzelne Staat ist vollkommen souverain und unabhängig in Hinsicht auf seine inneren Angelegenheiten, nur die allgemeinen Angelegenheiten, Krieg und Frieden, Bündnisse, Auflagen, Finanzen, Heer und Marine werden vom Congreß geleitet.

Der Congreß besteht aus dem Senat und dem Hause der Repräsentanten; an der Spitze des Ganzen steht der Präsident. Zum Hause der Repräsentanten sendet jeder Staat nach dem Gesetz von 1850 von je 70,680 (oder jetzt von 93,423?) Seelen einen Deputirten auf zwei Jahre, und wenn der Rest die Hälfte dieser Zahl übersteigt, einen mehr. Fünf Sclaven galten bei früheren Zählungen für drei Menschen, $^3/_5$ derselben waren also früher vertreten. Derselbe muß wenigstens 25 Jahre alt, seit 7 Jahren im Staate ansässig gewesen sein und darf kein Staatsamt bekleiden. Die Repräsentanten, 1860 ihrer 241, erwählen aus ihrer Mitte ihren Vorsteher, den Sprecher. Zum Senat sendet jeder Staat zwei Mitglieder auf 6 Jahre; sie müssen wenigstens 30 Jahre alt und seit 9 Jahren Bürger des sie sendenden Staates gewesen sein. Der Senat besteht demnach jetzt aus $2 \times 37 = 74$ Senatoren. Der Vicepräsident des Congresses ist jedesmal Vorsitzer oder Präsident im Senat und seine Stimme entscheidet, wenn die Stimmen der Senatoren gleich getheilt sind. Der Präsident muß wenigstens 35 Jahre alt, ein geborener Bürger der Vereinigten Staaten sein und seit 14 Jahren innerhalb derselben seinen Wohnsitz gehabt haben, und wird auf je 4 Jahre gewählt, jedoch nicht öfter als zweimal. Die „Territorien" schicken bis zur Aufnahme in den Staatenbund nur Delegaten ohne Stimmrecht zur Volksrepräsentation. Zur Wahl eines Präsidenten*) ernennt jeder Staat zuerst so viele Wähler, als er

---

*) Die Namen der Männer, welche von 1789—1869 auf dem Präsidentenstuhl gesessen haben, heißen: Washington (1789—97), Adams, Jefferson, Madi-

Senatoren und Repräsentanten sendet, und diese Wähler ernennen für jeden Staat zwei Candidaten, wovon einer ein Bürger eines anderen Staates der Union sein muß. Diese Listen werden an den Congreß gesandt, und wer die Mehrheit der Stimmen hat, wird zum Präsidenten ernannt; der nach ihm die größte Stimmenzahl erhalten, wird Vicepräsident. Alle Wähler geben in der ganzen Union ihre Stimmen an demselben Tage ab. Im Congreß ruht die ganze gesetzgebende Macht, der Präsident ist mit der vollziehenden bekleidet. Wird ein Gesetzentwurf in beiden Häusern genehmigt, so wird er dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt, wodurch er Gesetzeskraft erhält. Weigert derselbe sich zu unterzeichnen, so wird der Entwurf dennoch Gesetz, sobald in beiden Häusern zwei Drittel der Stimmen ihn genehmigen. Kein Mitglied kann wegen seiner Reden oder Abstimmungen in den Versammlungen belangt werden. Die Repräsentanten haben allein das Recht, Staatsbeamte anzuklagen, und der Senat, sie zu richten. Der Congreß versammelt sich wenigstens ein Mal des Jahres, im December, in der Bundesstadt Washington, wo der Präsident ein eigenes Haus bewohnt, das sogenannte weiße Haus. Der Präsident, welcher das Prädicat Excellenz erhält, hat nur 25,000 Dollars Besoldung, der Vicepräsident 5000; die Senatoren und Repräsentanten werden vom Staate durch Taggelder entschädigt. Der Präsident ist das Oberhaupt der Land- und Seemacht und ernennt zu den wichtigsten Aemtern; er hat ferner das Recht, jedoch nur mit Zustimmung des Senats, Verträge und Bündnisse zu schließen, und leitet alle diplomatischen Verhandlungen mit dem Auslande. Ihm zur Seite steht ein aus vier Staatssecretären gebildetes Ministerium, welches aus dem Staatssecretär (für das Auswärtige), dem Minister des Schatzes, dem des Krieges und dem der Marine besteht; dazu kommt noch der Generalpostmeister und der Generalanwalt oder Justizminister. Der Präsident kann wegen Untreue und Verrath angeklagt und bestraft werden. Die Justizverfassung ist im Wesentlichen die englische. — Einem höchsten Gerichtshofe und solchen Untergerichtshöfen, die der Congreß zu ernennen für gut findet, ist die richterliche Gewalt anvertraut. Unbeschränkte Preßfreiheit geht aus solcher Verfassung nothwendig hervor. Jeder freie Bürger ist berechtigt, seine Stimme zu den Wahlen zu geben, jeder fremde Ankömmling nach Verlauf von fünf Jahren. Die Religion hat durchaus keinen Einfluß auf die bürgerlichen Rechte; wer nur erklärt, daß er an einen Gott glaubt, ist fähig, Bürger der Vereinigten Staaten zu sein. Jeder Einwohner ist zur Vertheidigung des Vaterlandes vom 16. bis zum 45. Jahre verpflichtet, und daraus wird die eigentliche Kriegsmacht gebildet; Niemand darf von fremden Staaten einen Titel annehmen. Wer ein Ehren- oder ein besoldetes Amt bekleidet, darf ohne Bewilligung des Congresses von einem Könige, Fürsten oder fremden Staate einen Orden, einen Titel oder irgend ein Geschenk nicht annehmen. Der Adelstitel bleibt abgeschafft. Das Wappen der Union besteht aus so vielen weißen

---

son, Monroe, Adams, Jackson, van Buren, Harrison, Tyler, Polk, Taylor, Fillmore, Pierce, Buchanan, Lincoln, Johnson. Grant (1869) ist gegenwärtig Präsident. Nach Ablauf ihrer Präsidentschaft kehrten sie als rechtschaffene, eidgetreue Männer zu ihren Privatbeschäftigungen zurück.

Sternen im blauen Felde, als es Staaten giebt, das **Sternenbanner**; die Flagge in ebenso vielen rothen und weißen Streifen. — Neben jener allgemeinen hat jeder einzelne Staat seine besondere Verfassung, welche aber der Raum uns nicht gestattet auszuführen. Das Demokratische herrscht in allen; gewöhnlich leiten ein Ober- und ein Unterhaus und ein auf mehr oder weniger Jahre erwählter Gouverneur die inneren Angelegenheiten jedes einzelnen Staates; selbst die Rechtspflege wird durch Gerichte gehandhabt, deren Mitglieder vom Volke und wie alle anderen Staatsbeamten meist nur auf kurze Zeit gewählt werden. Jeder Staat hat seine eigene Finanzverwaltung und besteuert sich selbst; nur allgemeine Landessteuern ordnet der Congreß an. Die Abgaben, meist indirecte Steuern, sind von vier verschiedener Art: a) allgemeine Bundessteuern, welche durch die Hafenzölle gedeckt werden; b) Steuern der einzelnen Staaten, sowie c) der einzelnen Grafschaften sind meist nicht von Bedeutung; dagegen sind d) die Ortssteuern in den größeren Städten schon ansehnlich genug und durch den Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 sind die Steuern bedeutend erhöht und vermehrt worden. Eine wichtige Finanzquelle ist der Verkauf öffentlicher Ländereien, des **Congreßlandes**, zum Anbau, welche noch von den Ländereien der einzelnen Staaten (State Lands) zu unterscheiden sind. — 1835 gab es keine Bundesschuld mehr; doch sind später wieder Anleihen nöthig geworden; so daß die Staatsschuld 1855 über 114 Millionen Dollars betrug; 1866 aber hatte die Staatsschuld die enorme Höhe von über 2½ **Billionen Dollars** erreicht. Die Hülfsquellen des Landes sind ebenso enorm, daß bei nur einigermaßen weiser Finanzwirthschaft die Schulden sich bald wieder vermindern werden. Das stehende Heer, welches sich nur durch Werbung von Freiwilligen ergänzt, weshalb seine Zahl schwankend ist, betrug 1856 12,729 Mann, welche in den Forts und Blockhäusern an der Küste und an den westlichen Grenzen wie an den Seen vertheilt waren und die Rolle einer bewaffneten Polizei spielten. Eigentliche Festungen besitzt die Union nämlich nicht, obwohl alle größeren Seehäfen mit Festungswerken versehen sind. Die allgemeine Miliz aber, deren Zahl mit der Bevölkerung zunimmt, betrug 1852 gegen 2 Millionen; sie erhält im Frieden keinen Sold und kostet keinen Heller. Die Seemacht bestand 1855 aus 10 Linienschiffen, 8 Segelfregatten, 10 Schraubendampfern u. s. w., im Ganzen aus 72 Schiffen mit 2300 Kanonen. So standen die Verhältnisse bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges 1861. Die ganze Zahl der vom Anfang bis Ende des Krieges 1865 zur Armee Eingestellten betrug 2,656,553 Mann. Von diesen sind etwa 590,000 durch Wunden oder Krankheiten gestorben.

Die **reguläre** Armee zählte nach dem Bericht des Kriegsministeriums, März 1866, am 1. Januar 1866 nur 26,587 Unteroffiziere und Soldaten nebst 1124 Offizieren, zusammen 27,711 Mann.

Die Flotte bestand 1868 aus 54 Panzerschiffen mit 133 Kanonen, 101 Schraubendampfern mit 972 Kanonen, 44 Raddampfern mit 339 Kanonen, 5 Linienschiffen mit 127 Kanonen, 6 Fregatten mit 156 Kanonen, 9 Corvetten mit 105 Kanonen und 13 anderen Schiffen mit ca. 70 Kanonen. Der Tonnengehalt der ganzen Flotte betrug 280,870.

Die amerikanische Verfassung ist ein Product mehrerer Factoren: der

Natur des angelsächsischen Stammes, der Erlebnisse der Einwanderer im Mutterlande und der Verhältnisse in dem neuen Wohnorte. Die Verfassungsurkunde decretirt als ein unveräußerliches Grundverhältniß die Gleichheit Aller in Pflichten und Rechten und die Nation selbst als die einzige Quelle aller Autorität. Damit war jede Art der Privilegien und der Vorzüge, namentlich des Adels ausgeschlossen. Jeder freie Mann war mit jedem anderen Staatsbürger gleichberechtigt — kurz, die Demokratie mit dem allgemeinen Stimmrecht war das Ergebniß dieser Grundsätze, welche in dem angeborenen Charakter der Angelsachsen wurzelten. Von den Einrichtungen im Mutterlande nahmen sie zwar viel herüber, wichen aber darin von ihnen ab, daß sie weder dem Besitzthum, noch dem Stande, noch der Geistlichkeit irgend ein Vorrecht einräumten. Die Habeas-Corpus-Acte, das Recht persönlicher Freiheit, die Befreiung von Einquartierung (außer durch ein Gesetz), die Vermeidung stehender Heere, der Landesverweisung und der Vermögenconfiscation wurden beibehalten, und hinzugenommen: die Preßfreiheit, das Beschwerde- und Petitionsrecht, das Vereinigungs- oder Versammlungsrecht, das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren mit dem Geschwornengericht. Die Todesstrafe, die durch den Galgen vollzogen wurde, ist in vielen Staaten abgeschafft und neuerdings in einigen wieder eingeführt. Die absolute Freiheit der religiösen Culte, unbegrenzte Bewilligung der Staatsbedürfnisse, das Recht Waffen zu tragen (nur nicht versteckt), die Unterordnung der bewaffneten Macht unter die gewählte bürgerliche Autorität, persönliche Verantwortlichkeit aller Beamten, Rechenschaftsablegung über alle Acte im Interesse des Staates, die Wahl der Beamten ohne Unterschied der Confession durch das Volk selbst, kurz eine Summe von Einrichtungen und Bestimmungen, welche die fabelhafte, einzig in der Weltgeschichte dastehende Entwicklung des amerikanischen Freistaates erklärt. Alles ist berechnet auf die Begünstigung des dem Menschen angeborenen Triebes nach schaffender, freier Thätigkeit, auf die Entwicklung individuell persönlicher Energie. Zugleich ist das Problem der Vereinigung der Freiheit der einzelnen Staaten mit der Einheit des Ganzen in einer Weise gelöst, wie die Weltschichte kein zweites Beispiel aufzustellen hat. Nach menschlicher Ansicht ist daher der fernere Aufschwung der Union in jeder Art menschlicher und staatlicher Thätigkeit in der relativ vollkommensten Weise verbürgt. Ihr Ländergebiet ist „der Welttheil der Zukunft“.

In Bezug auf die Anerkennung fremder Regierungen gelten in Washington folgende Grundsätze: „Jede thatsächlich oder thatkräftig (de facto) bestehende Regierung, gleichviel welchen Ursprunges, wird anerkannt. Es genügt die Thatsache, daß eine fremde Regierung wirklich die Macht ausübt; ob sie legitim oder durch eine Revolution zu Stande gekommen ist, gilt für gleichviel.“

Eintheilung oder Topographie.

Die ganze Union bestand nach dem Census von 1860 aus 34 Staaten (States), einem District und 8 Gebieten (Territories). 1868 bis Juli zählten die Vereinigten Staaten 37 Staaten, 1 District und 10 Territorien. Dazu sind 1869 noch das Territorium Alaska, das ehemalige russische Amerika und die Inseln St. Thomas und St. John hinzugekommen.

Die Territorien sind unmittelbar der Centralverwaltung unterworfen. Jeder Staat ist in Counties (kauntihs), Districte, und Townships (taunschips), Stadtgebiete, eingetheilt. Wir werden nun in möglichster Kürze zuerst die Staaten der Ostküste, dann die der Südküste, die Binnenstaaten, und endlich die Gebiete betrachten. Zu bemerken ist noch, daß nach der herrschenden Sitte der Ansiedler viele Wohnplätze den Namen von Orten in Europa ꝛc. oder von großen Männern u. A. tragen, und daß deshalb viele Namen, z. B. Alexandria, Franklin, Washington so oft in verschiedenen Gegenden wiederkehren, was zuweilen Verwechselungen hervorrufen kann, weshalb man dann die Anfangsbuchstaben der Staaten oder dgl. hinzufügt*).

Die verschiedenen Staaten werden gewöhnlich unter verschiedene Gruppen vertheilt. Die Gruppirung hat zum Theil eine historische Bedeutung und wenn sie nicht streng zur betreffenden Ueberschrift paßt, so liegt das in der Fortentwicklung der Gebiete zu Staaten. Erst wenn alle Gebiete in Staaten umgewandelt sein werden, wird man eine passende Bezeichnung für die einzelnen Gruppen aufstellen können.

Einer gewöhnlichen Gruppirung folgend, lassen sich die Staaten und Gebiete (Territorien) zusammenstellen:

---

*) Obiger Umstand verdient eine ausführlichere Notiz. Die Namengebung nordamerikanischer Districte und Städte hat es wesentlich mit veranlaßt, daß allein im Jahre 1855 5¼ Millionen Briefe ihre Adressaten nicht erreichten. Viele Städte sind nach Orten der alten Welt benannt. Es giebt 12 Amsterdam, 13 Athen, 8 Alexandria, 16 Berlin, 10 Bethlehem, 6 Birmingham, 7 Boston, 14 Bristol, 18 Burlington, 12 Canton, 17 Dover, 12 Frankfurt, 19 Hannover, 18 Manchester, 18 Oxford, 10 Paris, 10 Rom, 21 Richmond, 24 Troja, 9 Wien, 25 York. -- Von Ländernamen existiren: 8 Albion, 11 Canaan, 15 Cumberland, 10 Eden, 15 Goshen, 2 Palästina, 7 Peru, 4 Wales. Nach Namen berühmter Männer: 6 Bolivar, 1 Bonaparte, 1 Brutus, 6 Byron, 2 Cicero, 32 Clay, 30 Clinton, 15 Columbus, 1 Euklid, 6 Fox, 82 Franklin, 2 Hannibal, 9 Homer, 2 Kossuth, 21 Lafayette, 17 Milton, 8 Napoleon, 3 Nelson, 14 Penn, 55 Perry, 2 Romulus, 15 Scott, 2 Ulysses, 164 Washington, 26 Adams, 71 Jefferson, 12 Jackson, 13 Knox, 12 Taylor, 1 Fillmore. Nach Göttern und Heiligen: 1 Apollo, 1 Ceres, 5 St. Clair, 2 St. Joseph, 2 St. Paul, 2 St. Thomas ꝛc. Nach Oertlichkeiten und Phantasien: 4 Amity, 4 Belvedere, 3 Blue River, 22 Concord, 15 Deerfield, 12 Eagle (Adler), 24 Fairfield, 5 Friendship (Freundschaft) ꝛc. Nach Vornamen: 5 Alexander, 3 Frederick, 4 Amanda, 7 Augusta, 4 Aurora, 6 Elisabeth ꝛc. Diese Notiz ist von zu geringer Bedeutung, um sie einer neuen Prüfung zu unterwerfen, wir behalten sie aus der 7. Aufl. unverändert bei.

I. Neu-England. (Staaten an der Nordostküste.)

Maine. New-Hampshire. Vermont. Massachusetts. Rhode-Island. Connecticut, zusammen mit 3215 geogr. □Meilen.

II. Mittlere Staaten.

New-York. New-Jersey. Pennsylvanien. Delaware. Maryland. District von Columbia, zusammen mit 5391 geogr. □Meilen.

III. Südöstliche Staaten.

Ost-Virginien. West-Virginien (gebildet 1863). Nord-Carolina. Süd-Carolina. Georgien. Florida, zusammen mit 12,385 geogr. □Meilen.

IV. Südliche Staaten.

Alabama. Mississippi. Louisiana. Texas. Arkansas. Kentucky, zusammen mit 25,825 geogr. □Meilen.

V. Nordwestliche (Central-) Staaten.

Missouri. Illinois. Indiana. Ohio. Michigan. Wisconsin. Iowa. Kansas. Colorado. Minnesota. Nebraska, zusammen 33,267 geogr. □Meilen.

VI. Pacifische Staaten.

Californien. Oregon. Nevada. Washington (Territorium), zusammen 20,497 geogr. □Meilen.

VII. Territorien.

Idaho. Montana. Wyoming. Dakota. Utah. Arizona. New-Mexico. Indian-Territory.

Zuweilen begegnet man auch einer etwas anderen Eintheilung, bei dem ewigen Werden scheinen die Amerikaner selbst noch zu keiner festen Eintheilung gekommen zu sein.

I. Staaten an der Nordostküste. Vom N. beginnend treffen wir zuerst

1. Den Staat Maine (mähn), der nordöstlichste von allen. Er grenzt im N. an Canada, im O. an Neu-Braunschweig, im S. ans Meer, im W. an New-Hampshire, und enthält auf 1646,2 □M. 628,279 Einw. Die Indianer sind die einzigen Katholiken im Lande und treiben neben Jagd und Fischerei etwas Ackerbau. Das Land steigt vom Meere bedeutend empor, ist gut bewässert, im Innern ein großer Wald, aber fruchtbar, an der sehr zerrissenen Küste weniger. Das Klima ist sehr strenge im Winter, heiß im Sommer, aber gesund. Die Küste ist äußerst fischreich. Erst 1820 ist Maine als Staat in die Union getreten; bis dahin war es ein Theil von Massachusetts. Es giebt hier wenig Städte: die bedeutendste ist Portland an der Casco-Bai; sie hat über 26,800 Einw. und wird durch einige Forts geschützt; der Hafen ist gut, aber nicht groß. Sie war früher die Hauptstadt des Staats und der Sitz der höchsten Behörden; jetzt ist Augusta, mit über (1860) 12,000 Einw. dazu erhoben. Bangor, mit 16,000 Einw., treibt großen Holzhandel.

2. Der Staat New= (nju) Hampshire, zwischen Maine im O. und Vermont im W., wo der Connecticut die Grenze macht; nördlich stößt er an Canada, südlich an Massachusetts. Auf 436,5 □M. 326,073 Einwohner. Das Land ist hoch und voller Berge, worunter die Weißen Berge die höchsten Gipfel der großen Kette, namentlich den Washington, 5900 Pariser Fuß hoch, enthalten. Der bedeutendste Fluß ist der von N. nach S. strömende Merrimack; das Innere bedeckt noch Wald und viele Seen, namentlich der Winnipiscogie=See; nur die südlichen Theile sind angebaut. Der Boden ist fruchtbar, das Klima wie im vorigen. Die Küste bietet nur einen Hafen dar, und unter den Städten verdient nur eine diesen Namen: Portsmouth, mit einem sehr guten Hafen und 10,000 Einw., doch ist der Handel dieser Stadt und der ganzen Provinz nicht bedeutend. In der Nähe liegt Dover, mit 8000 Einw. Die eigentliche Hauptstadt Concord, am Merrimack, zählt 11,000 Einw. Manchester, auch am Merrimack, hat 20,000 Einw. New=Hampshire besteht schon seit 1688 als eigener Staat.

3. Der Staat Vermont, zwischen New=Hampshire und New=York, Canada und Massachusetts, bildet erst seit 1791 einen eigenen Staat. Wichtig für diese Provinz ist der Champlainsee, welcher einen Theil der Westgrenze macht und die Verbindung mit Canada und New=York gewährt. Vor 80 Jahren war Vermont noch ein bloßer Wald; der Anbau hat aber große Fortschritte gemacht, obgleich der Staat, von der See getrennt, vorzüglich auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen ist. Auf 480,3 □M. 315,098 Einw. Als Hauptstadt gilt Montpellier, in der Mitte des Landes, mit gegen 6000 Einw. Eine höhere Lehranstalt ist zu Burlington, mit über 8000 Einw., am Champlainsee.

4. Der Staat Massachusetts, im N. von Vermont und New=Hampshire, im W. von New=York, im S. von Connecticut und Rhode=Island begrenzt, enthält auf etwa 367 □M. über 1 Million Einw. Dieser Staat ist der älteste der Union; schon 1643 erhielt er seine provinzielle Einrichtung, und von jeher hat er sich durch Betriebsamkeit ausgezeichnet; seine Fischerei ist die bedeutendste; er hat die meisten Fabriken und dabei die meisten Schulen, gute Landstraßen und Canäle und mehrere gut gebaute Städte. Die Küste ist äußerst zerrissen und bildet vorzüglich die große Cape Cods=Bai. Der Boden, an der Küste flach, tiefer im Lande hügelig und bergig, eignet sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau; auch wird etwas Eisen, Blei und Schwefel gewonnen. Unter den Einwohnern befinden sich an 8000 freie Neger und 700 christliche und ansässige Indianer. Aus keinem östlichen Staate ist die Auswanderung nach dem Westen so stark als aus diesem, und doch nimmt die Bevölkerung reißend zu. Der Hauptort ist Boston, auf einer Halbinsel an der Massachusetts=Bai, eine der ältesten Städte der Union, daher die älteren Stadttheile enge und krumme Straßen haben; die neueren sind gut gebaut. Sie hat mehrere schöne öffentliche Gebäude, worunter viele Kirchen, das Staatenhaus oder Capitol, eine schöne Markthalle, eine Bibliothek, eine Sternwarte und mehrere Fabriken; einen trefflichen Hafen mit Schiffswerften, auf welchen ein Theil der amerikanischen Marine erbaut wird; mehrere gelehrte und fromme Gesellschaften und einen sehr bedeutenden Handel. Durch einen Canal steht sie

mit dem Merrimack, der aus New-Hampshire kommt, in Verbindung, und durch Brücken mit Charlestown (25,000 Einw.), wo sich eine große Strafanstalt (Penitentiary) befindet, in welcher Verbrecher unter dem Gesetz des strengsten Schweigens gemeinschaftlich zur Arbeit angehalten werden; und mit Cambridge (26,000 Einw.), wo sich die älteste und berühmteste Universität (Harvard University) der Vereinigten Staaten mit einer Bibliothek von 80,000 Bänden befindet; in der Nähe liegt ein bedeutendes Irrenhaus. Sie ist der Geburtsort Franklins und die Wiege der amerikanischen Revolution, durch den Aufruhr von 1773. 1790 zählte sie 18,000, 1860 178,000 Einw., wovon $1/5$ Deutsche. Bei Springfield, am Connecticut, mit (1860) 15,200 Einw., ist ein Arsenal und eine große Waffenfabrik der Union. — Lowell, am Zusammenfluß des Merrimack und Concord, ist gegenwärtig eine der betriebsamsten Städte der Union, besonders in Baumwollenwaaren, wird daher das „Manchester Amerikas" genannt; 1820 zählte sie nur 100, jetzt bereits 50,000 Einw., — Salem, mit über 22,000 Einw. — Die Insel Nantucket, mit 9000 Einw., ist wegen ihres Walfischfanges bekannt, dessen Hauptsitz zu New-Bedford, mit über 22,000 Einw., an der Buzzards-Bai, ist.

5. Der Staat Rhode-Island (eiland), besteht aus 3 größeren und einigen kleineren Inseln in und vor der Narraganset-Bai und einem schmalen Küstenstrich an beiden Ufern. Das Ganze umfaßt 61,4 □M., ist daher der kleinste aller Staaten und liegt zwischen Massachusetts und Connecticut. Auch hier eignet sich der Boden besser für Viehzucht als für den Ackerbau; die Hauptbeschäftigung der Einwohner sind Fabriken und Handel; auf Schulen ist bis jetzt wenig gewendet. Dieser kleine Staat zählt 5 gute Häfen, 2 ansehnliche Städte und über 180,000 Einw., worunter 4000 freie Farbige und 400 Indianer, aber keine Negersclaven. Die beiden Hauptstädte, wo die Regierung abwechselnd ihren Sitz hat, sind: Providence, auf dem festen Lande im Hintergrunde der Narraganset-Bai, mit (1860) 51,000 Einw. und einer der ältesten gelehrten Anstalten der Union, Browns Universität genannt, schon 1764 gegründet; und Newport, auf der Insel Rhode-Island, (1860) mit 11,000 Einw., stark befestigtem Hafen und Seebädern. Andere Städte über 12,000 Einw. sind Smithfield, mit 13,000, und North Providence, mit 12,000 Einw.

6. Der Staat Connecticut, vom Flusse gleichen Namens durchströmt, zwischen Massachusetts, Rhode-Island, New-York und dem Meere, enthält 223,4 □M. mit über 465,000 Einw., worunter etwa 300 Indianer und an 8800 freie Farbige. Der Boden ist sehr fruchtbar, das Klima etwas milder. Ackerbau und Viehzucht sind blühend, und da das ganze Land angebaut ist, so wandern jährlich Viele nach anderen Staaten der Union aus. Die Einwohner sind fleißig, haben Fabriken und Handel und zeichnen sich durch ihre Sorgfalt für gute Schulen aus. Der Hauptort ist Newhaven, an der Newgate-Bai, mit einem mittelmäßigen Hafen, über 40,000 Einw. und einer berühmten Universität, Yale College, wobei eine medicinische Schule und ein theologisches Seminar. Die Regierung wechselt ihren Sitz hier und zu Hartford, am Connecticut, mit 30,000 Einw. Noch zu beachtende Manufacturstädte sind: Norwich, 14,000 Einw., Bridgeport, 13,000 Einw., und Waterbury, 10,000 Einw.

Diese 6 nördlichsten Staaten, welche unter dem gemeinsamen Namen **Neu-England** begriffen werden, bilden ein durch ihre Lage und den eigenthümlichen, ernsten und strengen Charakter ihrer Bewohner abgeschlossenes Ganzes, welches leicht in der Folge als ein für sich bestehender Staat auftreten könnte. Unter allen Staaten der Union herrscht hier die meiste Industrie; der Handelsgeist der Bewohner artet nicht selten in niedrige Schlauheit aus; daher der **Yankee**, Spottname der Neu-Engländer, nicht gerade als ehrendes Beiwort eines Kaufmanns gebraucht wird*). — Die folgenden Staaten können passend als die **mittleren** atlantischen bezeichnet werden.

II. Mittlere Staaten.

7. Der Staat **New-York** (Neu-York). Er grenzt im NW. und N. an den Erie- und Ontario-See, den St. Lorenz und Canada, im O. an Vermont, Massachusetts und Connecticut, im S. an New-Jersey und Pennsylvanien; den Ocean berührt er nur mit seiner südöstlichen Ecke, wo an der Mündung des Hudson sich die **Insel Long-Island** längs der ganzen Küste von Connecticut erstreckt. Der Flächeninhalt beträgt 2210,7 □M., im Jahre 1855 mit 3,466,000 Einw., 1860 mit 3,880,735 Einw. Das Land ist sehr wasserreich; außer den großen canadischen Seen und dem St. Lorenz, die ihm zum Theil gehören, hat es viele große Binnenseen, namentlich den Champlain- und **Oneida**-See; ferner einen großen, ihm ganz gehörenden Fluß, den **Hudson**, dessen Ufer wegen ihrer Schönheit in Amerika so berühmt sind, wie die des Rheins bei uns; derselbe nimmt von W. den **Mohawk** auf, welcher kurz vor seiner Mündung einen schönen Fall bildet. Auch der obere Lauf des Susquehannah gehört zu diesem Staate. Durch Canäle ist der Hudson mit dem Erie-See und dem Champlain-See verbunden. Im Innern wird der Staat von den Apalachen durchzogen, zu denen die schönen **Catskill**-Berge am Hudson, 3500′ hoch, gehören. Das Klima ist milder an den Binnenseen, als an der Küste; diese ist nicht ganz gesund. Der Boden eignet sich vorzüglich zum Ackerbau, welcher auch hier die Hauptbeschäftigung ausmacht. Gewerbe und Fabriken haben in der neuesten Zeit außerordentlich zugenommen: noch bedeutender aber ist der Handel. Bis jetzt wird nur auf Eisen gebaut und einige Salinen benutzt. Von der Bevölkerung sind $^2/_3$ englischer Abkunft, nächst diesen sind die Deutschen ($^1/_5$) die zahlreichsten; am Hudson leben noch viele Holländer, die Nachkommen der ersten Anbauer dieser Ufer. Man zählt etwa 49,000 Farbige, worunter etwa 5000 Indianer vom Stamme der Irokesen, welche alle Christen, ansässig, aber völlig unabhängig sind. Die Schulen sind zahlreich und gut. Im Verhältniß zur Bevölkerung hat New-York noch wenig Städte; nur 2 sind von Bedeutung: **New-(nju) York**, auf der vom Hudson unweit seiner Mündung gebil-

*) Unter dem Namen **Yankees** versteht man auch häufig sämmtliche Bewohner der Union, unter **Yankeethum** die Eigenthümlichkeit derselben, besonders ihr Streben nach materiellen Besitzthümern.

deten Insel Manhattan, die größte Stadt und der wichtigste Handelsplatz der Union und der neuen Welt überhaupt. Bei ihrer Gründung durch Holländer 1633 ward sie Neu-Amsterdam, später Neu-Stockholm, genannt. Sie ist im Ganzen nett gebaut und gut gepflastert und erleuchtet; die schönste Straße, der Broadway, durchscheidet, 70′ breit, die Stadt in ihrer ganzen Länge von N. nach S.; das 1812 vollendete Stadthaus, City Hall, ist ein wahres Prachtgebäude von Sandstein und Marmor; ebenso prächtig sind der Packhof und die Börse. Ein Riesenwerk ist der an 50 engl. Meilen lange Croton-Aquäduct, welcher die Stadt mit Trinkwasser versieht und 1842 eröffnet worden ist. Sie hat über 200 Kirchen, mehrere Theater, öffentliche Spaziergänge, darunter den „Park" und den „Central-Park" letzterer ist erst 1857 angelegt und etwa so groß als der Thiergarten bei Berlin, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, eine Universität (Columbia College), ein theologisches Seminar, mehrere Akademien, eine medicinische Facultät und viele Schulen; auch ist sie der Sitz der amerikanischen Bibelgesellschaft. Die Zahl der Einwohner (1700: 4300, 1790: 33,000, 1820: 124,000, 1840: 313,000, 1855: 624,000, 1860: 805,651, 1865: 1,003,250) mit Brooklyn beträgt über 1,303,250, wovon der fünfte Theil Deutsche und 12,000 Farbige. Ihr Hafen, von mehreren Inseln gedeckt und durch elf Forts, welche in verschiedenen Entfernungen um sie herum und zum Theil auf Inseln liegen, geschützt, ist äußerst geräumig und trefflich; auf den Schiffswerften werden, wie zu Philadelphia und Boston, die Kriegsschiffe des Staats gebaut. Das Klima ist nicht ganz gesund, und das gelbe Fieber hat hier oft geherrscht. Sehenswerth ist noch das Metropolitan-Hotel, das größte Gasthaus der Welt mit einer Fronte von 520 Fuß, das „amerikanische Museum", zugleich Theater, Menagerie, Bildergalerie, naturhistorisches Cabinet, Rüstkammer, Alles in einem, gestiftet von Barnum, dem Ideal aller Schwindler, dem „Meister des Humbug" u. s. w.*). Daneben besitzt New-York aber auch einen reichen Schatz an wissenschaftlichen Anstalten, die Stadt hat 11 Bibliotheken, nämlich die Mercantile Library mit 100,000 Bänden, Bibliothek der New-York Society mit 60,000 Bänden, Astor Bibliothek mit 120,000 Bänden, Bibliothek Cooper Union mit ca. 5000 Bänden, Womans Library mit 3000 Bänden, Bibliothek der geographischen und statistischen Gesellschaft mit 7000 Bänden, Bibliothek des New York Law Institut mit 12,000 Bänden u. m. A. Alle zusammen mit 366,000 Bänden. — Die Stadt

*) Nirgends in der Welt werden solche „Virtuosen des Schwindels" angetroffen, wie in Amerika: nicht blos, wie auch anderwärts, Börsen- und Actien-Schwindler, sondern auch solche, die „im Spiel, in Auctionen („Mock-Auctionen"), diesen „Gruben des Ameisenlöwen", in der medicinischen Prellkunst, selbst in kirchlichen und religiösen Dingen, als „theologische Strömer" in Angelegenheiten des „jenseitigen Ministeriums", neuerdings in den Wundersachen der Geisterklopfer und anderen irdischen und überirdischen Dingen machen. Darüber liefert Busch in seinen „Wanderungen" die ergötzlichsten Erzählungen aus dem Leben. Keiner aber hat in jenen Dingen den Erfinder der „Philosophie des Schwindels", den großen Barnum, übertroffen, der nach der genialen Erfindung des Seeweibchens, der Washingtons-Amme und anderer Münchhausiaden in seinem Landhaus-Paradiese die Welt auslacht. Practica est multiplex. Selbst Wissenschaft und Kunst sind Gegenstände der Speculation. Hier, wie nirgends, wird mit der Maxime mundus vult decipi Ernst gemacht.

nimmt einen Flächenraum von 22 engl. □Meilen ein. New-York ist wie gesagt die wichtigste und volkreichste Stadt in ganz Amerika, aber an Flächenraum oder Ausdehnung wird sie überragt von Philadelphia (soll 129 engl. □Meilen bedecken), Pittsburg mit Vorstädten (24), Chicago ($23\frac{1}{2}$) und Buffalo (37 ?). — Der Stadt gegenüber, auf Long-Island, wo sonst nur Landhäuser waren, liegen Brooklyn und Jersey City. Nördlich von New-York, am rechten Ufer des Hudson, liegt der kleine Ort West-Point mit der einzigen Militär-Akademie der Union zur Bildung von Officieren. — Die Hauptstadt des Staats ist Albany am Hudson, unweit der Mündung des Mohawk, eine sehr nett gebaute Stadt, Sitz der Staatsbehörden, welche sich im Capitol versammeln, und Mittelpunkt des Binnenhandels; sie zählte 1866 62,600 Einw. Von hier geht der 1825 beendigte Canal Champlain-See und der 1816 angefangene große Canal nach dem Erie. — Weiter nördlich liegt Saratoga, wo 1777 der General Bourgoyne sich mit 6000 Mann den Amerikanern ergeben mußte. In der Nähe befinden sich die berühmtesten Mineralquellen von Nord-Amerika. Troy, am östlichen Ufer des Hudson, mit 40,000 Einw., treibt beträchtlichen Handel. Südlich von Albany liegt an demselben Flusse die betriebsame Stadt Pougkeepsie, mit über 14,000 Einw. Durch die Anlegung des großen Canals aus dem Hudson nach den Seen sind in neuerer Zeit reißend schnell aufgeblüht Utika, am Mohawk, mit 23,000 Einw.; Buffalo, am Erie-See, mit 94,500 Einw., wo 1835 eine neue Universität errichtet; und Oswego, am Ontario, mit 5,500 Einw. In Auburn (ahbörn), an einem See, unweit des Seneca-Flusses, mit 6000 Einw., ist eine große Penitentiary gleich der von Charlestown bei Boston. Unweit Trenton bildet der Canada, der in den Mohawk fällt, herrliche Wasserfälle. Das Dorf Salina, am Seneca, besitzt große Salinen und 11,000 Einw. Rochester, am Genesee und Erie-Canal, welches einen ansehnlichen Handel und Industrie treibt, ist eine schnell aufblühende Stadt; 1820 zählte sie erst 1500, 1853 schon 36,000 und 1860 48,200 Einw. Syrakuse, mit 30,000 Einw.

8. Der Staat New-Jersey (nju dscherſi), zwischen New-York, Pennsylvanien und Delaware, bildet eigentlich eine Art Halbinsel zwischen dem Delaware, der westlichen Grenze und dem Ocean. Der Flächenraum beträgt 391 □M., worauf gegen 700,000 Menschen wohnen, darunter 23,000 freie Farbige und nur noch 230 Sclaven. Das Klima wird hier schon bedeutend milder; der Sommer dauert von Anfang März bis Ende October, ist aber großem Temperaturwechsel, besonders im Herbst, unterworfen, so daß man wohl im Juni und Juli noch zuweilen Reif findet; die Küstengegenden sind ungesund. Ackerbau und Viehzucht sind Hauptbeschäftigung. Auch sind hier sehr reiche Eisen- und Kupfergruben; am Seehandel nimmt der Staat aber nur geringen Antheil. Die bedeutendste Stadt ist Newark, mit 87,400 Einw. und verschiedenen Fabriken. Die Hauptstadt Trenton, am Delaware, hat nur 18,000 Einw. Der beste Hafen ist Perth Amboy, an der Rariton-Bai. Ferner sind Patterson, mit 21,000, New-Brunswick, mit 10,000 Einw., Camden, mit 14,000 Einw., und Jersey City, mit 30,000 Einw., von Bedeutung.

9. Der Staat Pennsylvanien. Er hat seinen Namen von William Penn, welchem Karl II. 1681 diese Gegenden überließ und welcher von den Indianern Land kaufte, auf dem er eine Quäkercolonie ansiedelte; später hat der Staat seine Grenzen erweitert und stößt jetzt im N. an den Erie-See und New-York, im O. an New-Jersey, im S. an Delaware, Maryland und Virginien, im W. an Ohio. Der Flächenraum beträgt 2163,6 □M. Das Alleghany-Gebirge durchzieht das Land in vielen waldigen Zügen; diesseits ist der Boden meist sandig, jenseits etwas felsig. Hauptströme sind: der Delaware auf der Ostgrenze und der Susquehannah, welcher fast ganz diesem Staate angehört; auch gehören die Quellflüsse des Ohio, der Alleghany und der Monongahela, hierher. Zwei wichtige Canäle verbinden den Ohio bei Pittsburg mit dem Delaware bei Philadelphia, und den Potomak bei Washington mit dem Ohio bei Pittsburg. Das Klima ist milde, die Winter veränderlich, die Sommer oft sehr heiß und nicht ganz gesund. Nur die östlichen Gegenden sind ganz angebaut: man baut viel trefflichen Weizen, Obst und Zuckerahorn. Man findet viel Eisen und Steinkohlen, etwas Kupfer, Kohlen und mehrere Salzquellen. Der Gewerbfleiß ist sehr bedeutend, und der Handel steht nur dem von New-York und Massachusetts nach. Die Einwohner, über 3 Mill. Fabriken aller Art, Ackerbau und Viehzucht beschäftigen die meisten. Der wichtigste Ort des Staats, Philadelphia, von W. Penn gegründet, liegt am Zusammenfluß des Schuylkill mit dem Delaware; die Stadt ist an Größe die zweite, an Regelmäßigkeit und Schönheit der Gebäude und Straßen die erste der Union. Sie hat außer dem weitläufigen Staatenhause und mehreren Regierungsgebäuden eine nach dem Muster des Theseus-Tempels in Athen erbaute Bank, 165 Kirchen und Capellen, eine Universität, mehrere gelehrte Gesellschaften, eine Sternwarte, eine Münze für die ganze Union, einen botanischen Garten, verschiedene höchst bedeutende Wohlthätigkeitsanstalten, worunter eine von einem Kaufmann Girard mit 3 Millionen ausgestattete öffentliche Schule, mehrere Theater und mit den Vorstädten 1850 über 500,000 Einw. (1790 erst 42,000), (1866) 622,082 Einw., worunter über 80,000 Deutsche, welche verschiedene Gewerbe, Schifffahrt und Handel treiben. In keiner Stadt der Union herrscht so viel Liebe für die Wissenschaften; auch finden sich hier zahlreiche Buchhandlungen, und vortreffliche Landkarten sind hier erschienen. Ganz besonders bedeutend ist hier die Bierbrauerei und das Mahlen des Getreides zur Ausfuhr. Die meisten Anstalten dieser Art werden durch Dampfmaschinen betrieben. Sehr merkwürdig sind die Wasserwerke am Schuylkill, ½ Stunde oberhalb der Stadt, wodurch diese reichlich mit Wasser versehen wird. Aus 4 großen Bassins wird das Wasser nach einem schönen, mit Marmor bekleideten Gebäude in der Stadt geleitet, von wo es durch eiserne Röhren in alle Theile der Stadt geführt wird. Vor der Stadt auf einem Hügel liegt die große, sehr fest gebaute Strafanstalt (Penitentiary), worin die Verbrecher, jeder in einer besonderen Zelle sich selbst überlassen, verschlossen werden; Arbeit erhält jeder nur als Belohnung für gute Aufführung: man hält dies System für viel zweckmäßiger zur Besserung der Gefangenen als das oben erwähnte der gemeinsamen Arbeit. Doch sind die Ansichten darüber in Amerika fast ebenso verschieden wie in

Europa, wohin das pennsylvanische Zellengefängniß-System verpflanzt worden ist. Lang fortgesetzte einsame Haft wirkt nach zahlreichen Erfahrungen verwirrend auf den Geist. — Ebenfalls vor der Stadt, am Schuylkill liegt ein schönes Marinehospital. Der Delaware trägt in der Stadt noch Linienschiffe. Der Hafen im Flusse ist sehr geräumig und hat gute Schiffswerften. Das gelbe Fieber hat zuweilen hier große Verwüstungen angerichtet. Die zweite Stadt des Staats ist Pittsburg, im W. der Alleghany-Gebirge, am Zusammenfluß des Alleghany und des Monongahela, zweier schiffbaren Quellströme des Ohio, wodurch die Stadt mit dem Mississippi, sowie durch Canäle mit Philadelphia und mit Washington in Verbindung steht. Sie hat nicht allein bedeutenden Handel, sondern ist auch die wichtigste Fabrikstadt der Union; man hat hier eine Kanonengießerei, Maschinenbau-Anstalten, 10 Glashütten, Mühlen aller Art u. s. w. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut und zählt mit ihren Vorstädten über 130,000 Einw., wovon $^1/_3$ Deutsche. — Der Hauptort ist die kleine Stadt Harrisburg, am Susquehannah, mit 14,000 Einw. Noch sind wichtig Reading, am Schuylkill, mit 25,000 Einw., und Lancaster, mit 20,000 Einw. Alleghany City, mit 30,000 Einw.

10. Der Staat Delaware (—wehr), ein schmaler Küstenstrich am rechten Ufer des Flusses und der Bai gleichen Namens, von New-Jersey, Pennsylvanien und Maryland umgeben, welcher 99,7 □M. umfaßt. Das Klima ist wegen vieler Sumpfgegenden eben nicht gesund. Der Ackerbau ist bei weitem die wichtigste Beschäftigung der Einwohner, deren Zahl 115,000 beträgt, worunter wohl 20,000 freie Farbige. Die Hauptstadt Dover liegt ungesund und hat kaum 8000 Einw., bedeutender ist Wilmington, unweit des Delaware, mit 25,000 Einw., vielen Fabriken und Mühlen am Flusse Brandywine.

11. Der Staat Maryland besteht fast nur aus den beiden Ufern der Chesapeake-Bai; Delaware und der Ocean begrenzen ihn im O., Pennsylvanien im N., Virginien im SW., wo der Potomak die Grenze macht; die Bai im S. Diese, eigentlich die Mündung des Susquehannah, bildet in einer Länge von 39 M. einen Wasserspiegel von 125 □M. und mehrere gute Häfen. Das Ganze enthält 523 □M. Das Klima ist schon bedeutend milde, der Sommer in den Thälern erstickend heiß, doch friert zuweilen der Potomak; die Ostküste der Bai ist wegen Sümpfe ungesund. Neben dem Ackerbau wird hier schon auf Plantagen Taback und Baumwolle gezogen. Der Handel ist sehr bedeutend. Unter den ca. 700,000 Einwohnern, wovon mehr als der vierte Theil aus Deutschen besteht, befinden sich ca. 90,000 freie Farbige. Die bedeutendste Stadt ist Baltimore, an der Patapsco-Bai, welche in die Chesapeake-Bai mündet, und einen zwar großen, aber nicht sehr tiefen Hafen bildet; an Volksmenge ist sie die dritte Stadt der Union. Sie ist nicht sehr regelmäßig, aber gut gebaut; die höher liegenden Theile der Stadt sind gesund, nicht so die tiefer liegenden; auf einem Hügel ist Washington ein marmornes Denkmal, eine 160′ hohe Säule mit seiner Statue, errichtet; ein anderes den 1814 bei Vertheidigung der Stadt gefallenen Kriegern. Baltimore hat viele Kirchen, einen katholischen Erzbischof, den einzigen in der Union, eine Universität, einige gelehrte Schulen, mehrere Theater und an 220,000 Einw. (1790 erst 13,000),

von denen 1/3 Deutsche und viele Farbige sind. In der neuesten Zeit sind viele Fabriken entstanden und der Verkehr ist besonders als Küstenhandel von Bedeutung. — Bemerkenswerthe Orte sind noch Cumberland, mit 10,000 Einw. Hauptdepot großer Kohlen- und Eisendistricte. Frederik City, 9000 Einw.

III. Südöstliche Staaten.

12. und 13. Die Staaten Ost- und West-Virginien waren bis 1863 als ein Staat vereint. Ost-Virginien, der größere, hat 1803,9 □M. und West-Virginien 1081,8 □M. Die Bezeichnung Ost-Virginien finden wir weder bei Bacon*) noch auf amerikanischen Karten, es heißt da immer nur „Virginia."

Virginia bildet den östlichen und südlichen Theil des alten Staates oder den Theil des Landes, der sich vom Alleghany-Geb. nach dem Atlantischen Ocean zu senkt, während West-Virginia den nach dem Ohio-Fluß zu geneigten einnimmt. Virginia wird im S. von Nord-Carolina, im W. von dem südöstl. Theil von Kentucky und West-Virginia, im N. von Maryland und im O. vom Atlantischen Ocean begrenzt. Die Trennung des Staates in zwei entstand während des Bürgerkrieges (1862). Virginia zählt über 1 Million Einw. West-Virginia oder besser der Theil von Virginien, welcher jetzt den genannten Theil bildet, hatte im Jahre 1860 350,600 Einw. Virginien war der Hauptheerd des Krieges zwischen den Nord- und Südstaaten. Richmond war der Sitz der Regierung des Präsidenten Jefferson Davis.

Das Klima ist sehr milde, aber auch sehr unbeständig; bleibender Schnee ist selten; an der Küste ist die Luft ungesund. Kaum 1/10 des Landes ist angebaut, der Ackerbau unbedeutend, desto wichtiger der Bau von Taback, welcher jedoch jetzt abgenommen hat, Mais, Baumwolle und etwas Reis; man findet hier schon Mandeln, Feigen und Granatäpfel. Die Pferdezucht ist bedeutend. Der Bergbau geht bis jetzt nur auf Kupfer, Eisen und Blei, Steinkohlen, Petroleum und Quellsalz. Vor einigen Jahren hat man an dem östlichen Fuß der Alleghany-Gebirge sehr ausgedehnte Goldsandlager entdeckt, ähnlich denen am Ural. Gewerbfleiß und Handel sind nicht von Bedeutung. Der Virginier ist gastfrei, aber träge und dem Trunke ergeben. Hier verschwindet schon die schöne Farbe der nördlichen Amerikaner, die Gesichtsfarbe ist bleich und bräunlich. — Virginien hat wenig bedeutende Städte. Richmond, am James, die Hauptstadt des Staats, hat 38,000 Einw. und eine große Gewehrfabrik; ihr Handel ist bei ihrer vortheilhaften Lage stark im Aufblühen. Auf einem freien Platze vor dem sogenannten Capitol oder Regierungsgebäude (State-house) steht eine marmorne Statue Washingtons, welcher in diesem Staate, auf dem Landsitze Bridge-Creek, geboren wurde und auf seinem Gute Mount (maunt) Vernon, am Potomak in eben dieser Provinz, 1799 starb. Die frühere Hauptstadt Williamsburg hat zwar eine gelehrte Schule, ist aber unbedeutend. Petersburg besitzt etwas über 20,000 Einw. und aufblühende Manufacturen. Norfolk, an der Küste, hat 16,000 Einw.

---

*) Bacon's Descriptive Handbook of America. New-York.

mit Portsmouth, 26,000 Einw. Hier ist eine Hauptstation der Marine der Vereinigten Staaten. An der Mündung des James liegt das starke Fort Monroe. Lynchburg, am James, ist einer der größten Tabacksmärkte im Lande. Nördlich davon liegt, am Fuße der Blauen Berge, das Städtchen Charlotteville, wo die Universität Virginiens ihren Sitz hat. In West-Virginia ist als wichtigster Ort wohl Wheeling am Ohio, mit 40,000 Einw., zu nennen. Hier befinden sich unerschöpfliche Kohlenlager. Oberhalb Charleston befinden sich im Thale des Großen Kanawha reiche Salzwerke. Unweit des kleinen Ortes Lexington, wo ein Arsenal, befindet sich zwischen den steilen Felsenufern eines Baches, des Cedar Creek, eine natürliche Felsenbrücke von etwa 150′ Höhe und 60′ Breite; die Dicke des mit Wald bewachsenen Felsenstücks, welches die beiden Ufer verbindet, beträgt etwa 50′; die Länge der Brücke, welche wirklich als solche dient, ist etwa 90′. Eine ähnliche, noch viel höhere (sie wölbt sich 339′ über einen Bach) liegt im südwestlichen Winkel von Virginia; beide sind im Kalkgebirge.

Zwischen Virginien und Maryland, am Potomak, liegt der Kreis Columbia, ein Quadrat von 2,8 □M., welcher 1791 von den beiden angrenzenden Staaten der Union zur Anlegung einer gemeinsamen Bundesstadt überlassen wurde. Der nicht sonderlich fruchtbare Boden ist gartenmäßig angebaut. Die Regierung liegt in den Händen des Präsidenten der Union. Die Zahl der Einwohner beträgt 80,000, worunter 10,000 freie Farbige. Die Bundesstadt Washington liegt am linken Ufer des Potomak und wird von der Tiber durchflossen. Alle Straßen, von 90 bis 110′ Breite, durchschneiden sich rechtwinklig und sind nur durch Buchstaben und Zahlen bezeichnet; die diagonal sie durchschneidenden, noch breiteren Avenüen haben die Namen der 18 ältesten Staaten erhalten; da, wo die Straßen sich schneiden, sind Plätze, worauf Statuen und Denkmäler errichtet werden sollen. Washington ist der Sitz des Congresses, des Präsidenten, der höchsten Behörden, namentlich des höchsten Bundesgerichts, welches aus 7 Richtern besteht, und der fremden Gesandten. Hauptgebäude sind: das Capitol, seit 1814, wo es die Engländer zerstörten, zwar wieder hergestellt, aber 1851 wieder zum Theil abgebrannt und wieder aufgebaut; es steht in der Mitte der Stadt auf einem 78′ hohen Hügel und hat 362′ Front; es ist mit einer Kuppel und einer von korinthischen Säulen getragenen Colonnade verziert; hierin befinden sich die Sitzungssäle des Senats und der Repräsentanten, die Congreßbibliothek, die Trophäen des Befreiungskrieges u. s. w.; was das Grab des Propheten für die gläubigen Muhammedaner ist, ist das Capitol mit der „bewaffneten Freiheit" auf der Kuppel für die Nord-Amerikaner ꝛc.; das „weiße Haus," die Wohnung des Präsidenten, vier Ministerialwohnungen, das General-Postamt, 37 Kirchen, eine Sternwarte, ein Theater, ein Gefängniß, ein Zeughaus und ein Marinehospital. Zu einer gelehrten Anstalt, dem Columbia College, ist ebenfalls ein schönes Gebäude errichtet. Eine der großartigsten literarischen Anstalten auf der Erde, das Smithsonian Institution, das mit der ganzen gebildeten Welt, mit allen Akademien und Gesellschaften, sowie mit zahlreichen Gelehrten in Verbindung und im Schriftentausch steht, befindet sich hier. Die Zahl der Einwohner betrug 1866 61,122. Der Aufenthalt der frem-

den Gesandten macht das gesellige Leben hier heiterer und angenehmer, als in den meisten anderen Städten der Union. Bedeutender für den Handel sind Georgetown im W. dicht an Washington, durch den Rock Creek davon getrennt, mit einem Fort und 12,000 Einw., und Alexandria, auf dem rechten Ufer des Potomak, über welchen eine 1 engl. Meile lange Brücke führt, mit 10,000 Einw. Der Chesapeake- und Ohio-Canal verbindet die Hauptstadt mit dem Westen, Eisenbahnen mit dem Norden und Süden.

14. Der Staat Nord-Carolina (North Car.) wird im N. von Virginien, im O. vom Ocean, im S. von Süd-Carolina, im W. von Tennessee begrenzt und enthält 2384,8 □M. Der Küstenstrich ist flach, sandig, voller Sümpfe, und höchst ungesund; hier liegen zwischen dem Pamtico- und dem Albemarle-Sunde der große Alligator Swamp (Sumpf) und weiter nördlich bis in Virginien hinein reicht der Dismal (entsetzliche) Swamp, theils mit Bäumen, wie Cedern, Cypressen &c., theils mit Rohr und Gras bedeckt, in welchen trotz der höchst gefährlichen Luft doch schon viele Plantagen, die vorzüglich Reis bauen, angelegt worden sind. Die Küste selbst hat keinen Hafen, weil in der ganzen Ausdehnung des Staats eine Reihe sandiger Inseln oder Nehrungen, mit ziemlich seichten Einfahrten zwischen ihnen, sich zwischen dem Ocean und der Küste hinziehen und die Annäherung höchst gefährlich machen. Weiter westlich erhebt sich der Boden und wird fruchtbarer, der W. ist mit schön bewaldeten Bergen bedeckt. Das Klima ist südlich; die Sommer sehr heiß. Schnee ist selten, doch ist die Kälte zuweilen empfindlich. Im W. herrscht der Ackerbau, im O. der Plantagenbau, dessen Hauptproduct der Reis ist; im W. wird Weizen und Mais gebaut, Taback und Baumwolle überall. Die Südfrüchte gedeihen zwar, aber nicht der Weinstock im Großen. Im W. ist die Viehzucht bedeutend; die Moskiten sind überall höchst lästig, ebenso die Schlangen, zuweilen auch die Heuschrecken. Der Bergbau wurde bisher fast nur auf Eisen und Kupfer betrieben; seit einigen Jahren aber hat man in den Blauen Bergen auf beiden Seiten zum Theil sehr ergiebige Goldbergwerke angelegt; auch Wasserblei ist in Menge gefunden worden. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 1 Million, worunter an 27,000 freie Farbige; die Pflanzer wohnen meist isolirt. Der Staat hat keine einzige große Stadt, wenig Handel und wenig Schulen. Der Hauptort Raleigh (—li) ist noch im Werden; er ist ganz regelmäßig angelegt, mit schönen breiten Straßen und Plätzen, hat aber nur erst 5000 Einw. und doch ein Theater. Bedeutender ist Neu-Bern, an der Mündung der Neuse, mit 6000 Einw. und einigem Handel. Der beste Hafen ist Wilmington, nördlich vom Cape Fear an dem ebenso genannten Flusse, mit 11,000 Einw. Fayetteville, 6000 Einw.

15. Der Staat Süd-Carolina (South Car.) wird im N. von Nord-Carolina, im SO. vom Ocean, im W. von Georgia begrenzt und enthält über 1599 □M. Die Beschaffenheit des Bodens, des Anbaues und der Producte ist ganz wie im vorigen Staate; Reis und Baumwolle sind die hier bei weitem überwiegenden Erzeugnisse, nur sind die Küstengegenden noch ungesunder und heißer. Das Gebirge macht den besten und fruchtbarsten Theil aus; auch hier ist in der neuesten Zeit viel Gold ge-

funden worden. Die Bevölkerung besteht aus 710,000 Menschen, worunter über 8000 freie Farbige. Der Süd-Caroliner ist frei von Krämergeist, gastfrei, großmüthig, aber auch träge und sinnlich; besonders liebt er den Trunk und das Spiel. Die Schulen sind unbedeutend. Die Hauptstadt ist Columbia, in einer gesunden Gegend, hat aber nur 8000 Einw. Weit bedeutender ist der Hafenort Charleston, mit über 43,000 Einw., obgleich der Hafen schlecht und schwer zugänglich, so ist der Handel doch bedeutend. Es giebt hier mehrere reiche Waisenhäuser und Hospitäler, sowie auch ziemlich gute Schulen. Da der Ort, von der Seeluft gekühlt, für gesunder gilt, als die übrige Küstengegend, so kommen in der ungesunden Jahreszeit viele Familien aus dem Innern hierher, um den verderblichen Fiebern zu entgehen. Die Stadt liegt aber so niedrig, daß sie schon oft durch ungewöhnlich starke Springfluthen bedeutenden Schaden erlitten hat. Hamburg, eine aufblühende Stadt am Savannah, ist mit Charleston durch eine Eisenbahn verbunden.

16. Der Staat Georgia, zwischen beiden Carolina, Tennessee, Alabama, Florida und dem Ocean, erhielt 1733 die ersten Anbauer und ward 1763 zu einem Staate erhoben. Er enthält 2728 □M. Die Küstengegend ist auch hier niedrig, sandig, sumpfig und sehr ungesund; die höher liegenden Gegenden sind fruchtbarer, die nördlichen Theile etwas gebirgig. Das Klima ist heiß und die Winter sehr angenehm. Es findet hier fast nur Plantagenbau statt, welcher sich vorzüglich mit Baumwolle, Reis, Indigo, Taback, Mais, Cochenille und süßen Bataten beschäftigt; Thee hat man versuchsweise mit Glück gepflanzt. Auch hier wird seit einigen Jahren viel Gold gefunden. Das Land hat fast keine Betriebsamkeit; selbst Wege und Brücken sind schlecht. Die Bevölkerung besteht aus über 1 Million Menschen. Die Georgier sehen sehr bleich und elend aus; das gelbe Fieber ist an der Küste zu Hause, wo daher auch kein Pflanzer wohnt; sie sind gastfrei, aber träge. Die Hauptstadt Milledgeville, am Oconee-Flusse, mit etwa 5000 Einw., ist ein immer mehr verfallender Ort. Wichtiger sind Savannah, am Flusse gleichen Namens, der Mittelpunkt des Handels der Provinz, mit 25,000 Einw., und Augusta, am Savannah, mit 13,000 Einw. Columbus, mit 10,000 Einw., Atlanta, ein sehr wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, mit über 12,000 Einw. Macon, mit 8000 Einw.

17. Der Staat Florida (span. florida, engl. floridä). Eine große Halbinsel, nördlich von Alabama und Georgia begrenzt, übrigens vom Meere umflossen, und zwar im W. vom Mexicanischen Meerbusen, im S. und O. von der Straße von Florida und dem Atlantischen Meere. Die ersten Besitzer waren die Spanier, welche, nachdem Cabot die Halbinsel schon 1497 entdeckt, sie 1512 in Besitz nahmen, aber erst 1564 die erste Niederlassung im S. Augustine gründeten. 1763 mußten sie Florida den Engländern abtreten, erhielten es aber 1783 zurück und überließen es 1821 der Union. 1845 trat es in die Reihe der Staaten. Der Flächeninhalt beträgt 2787,7 □M. Die Halbinsel ist im Ganzen flach und sandig, in der Mitte erheben sich unbedeutende Hügel; die Küsten sind sumpfig und die Ostküste wegen vieler Sandbänke und Untiefen gefährlich. Der einzige bedeutende Fluß der Halbinsel ist der St. John, welcher, der einzige dieser

Art in diesen Gegenden, nach N. fließt; der Apalachicola mündet im W. der Halbinsel. Das Klima ist sehr heiß und die Luft ungesund. Nur wenige Punkte des Landes sind angebaut, das Uebrige noch völlig wüst, obgleich der Boden nicht undankbar. Fast nur Baumwolle wird ausgeführt. Die Bevölkerung beträgt aber erst 150,000 Menschen; die Indianer vom Stamme der Seminolen waren früher in einem blutigen Kriege mit den Weißen begriffen, welcher seine Verwüstungen auch über einen Theil von Georgien und Alabama ausdehnte und mit der Ausrottung oder Vertreibung der unglücklichen Ureinwohner geendigt hat. Die meisten Europäer leben in West-Florida, d. h. in dem Theile, welcher südlich von Alabama liegt. Auf der Halbinsel selbst, oder in Ost-Florida, liegt S. Augustine, an der Ostküste. Sie ist die älteste, schon 1564 von den Spaniern angelegte Stadt in Nord-Amerika, etwas befestigt und hat nur 6000 Einw., aber einen schlechten Hafen. In West-Florida liegt: Pensacola, eine sehr häßliche Stadt, an der geräumigen gleichnamigen Bai, mit einem schönen Hafen; sie hat zwar erst 6000 Einw., ist aber im Aufblühen. Die eigentliche Hauptstadt Tallahassee, erst 1824 in einer fruchtbaren Gegend nördlich von der Apalachen-Bai angelegt, hat nur 2000 Einw.

IV. Südliche Staaten.

18. Der Staat Alabāma, ist erst 1819 der Union beigetreten. Er wird von Florida, Georgien, Tennessee, Mississippi und dem Mexicanischen Meerbusen begrenzt; letzteren berührt er nur auf einer kurzen Strecke, wo aber der Alabama, der Hauptfluß des Landes, welcher sich mit dem Tombekbee vereinigt, die schöne Mobile-Bai bildet, und enthält 2385,7 □M. Auch hier ist die Küste niedrig, großentheils mit Rohr bedeckt, doch weniger ungesund als in Georgien; die höheren Gegenden sind sehr fruchtbar, äußerst milde und gesund. Baumwolle, Reis und Mais sind die Haupterzeugnisse; auch gute Steinkohlen, Eisen und im NO. Gold sind aufgefunden worden. Alles ist hier noch im Entstehen; die Bevölkerung nimmt aber reißend zu. Noch 1810 lebten hier nur 10,000 Weiße, 1850 zählte man schon etwa 771,000 Einw. und jetzt wohl über eine Million; 19,000 Indianer, die ein eigenes Gebiet bewohnen, sind seit 1832 für ihre Besitzungen entschädigt und jenseit des Mississippi angesiedelt worden. Der Hauptort ist Montgomery, mit 16,000 Einw., Mobile, an der Bai gleichen Namens, mit etwa 30,000 Einw., wo die Baumwollenausfuhr außerordentlich stark ist; Tuscaloosa, im Innern, mit 4000 Einw., wo 1828 eine Universität gegründet worden.

19. Der Staat Mississippi, zwischen Alabama, Tennessee, Arkansas, Louisiana und dem Meerbusen von Mexico, konnte erst 1817 der Union beitreten. Sein Flächeninhalt beträgt 2218 □M. Seine Beschaffenheit gleicht der des vorigen, nur sind die Gegenden am Mississippi, welcher die westliche Grenze bildet, wegen der Ueberschwemmungen die ungesundesten, die an der Grenze von Tennessee die gesundesten. Es findet auch hier nur Plantagenbau statt, und in den nördlicheren Gegenden Viehzucht. Man hat glückliche Versuche mit dem Anbau des Zuckers und Kaffees gemacht. Es leben hier etwa 800,000 Menschen. Der wichtigste Ort ist Natchez, am Mississippi, welcher hier 1/5 M. breit und 100′ tief

ist; er zählt an 15,000 Einw., die blos vom Handel leben. Die eigentliche Hauptstadt, Jackson, im Innern gelegen, hat erst 4000 Einw. Zwei andere kleine, aber nennenswerthe Orte sind Vicksburg, mit 6000 Einw. und Columbus, mit 4000 Einw.

20. Der Staat Louisiana, 1944,$_7$ □M. groß, von Texas im W., wo der Sabine die Grenze macht, von Arkansas im N., Mississippi im O. und dem Meerbusen von Mexico im S. begrenzt, hatte ehemals eine viel größere Ausdehnung. Die Franzosen waren die ersten Besitzer von 1682—1762, wo es an Spanien kam, dann wieder 1800 an Frankreich, welches es 1803 der Union verkaufte. 1812 konnte es in die Union treten. Es besteht fast nur aus einer ungeheuren, fruchtbaren, aber äußerst sumpfigen Ebene, welche der Mississippi, der sein Deltaland in vielen Armen, hier Bayous genannt, durchströmt, jährlich überschwemmt; die Luft ist daher bei der großen Hitze des Landes meist ungesund. Mais, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Tabak sind die Hauptgegenstände des Anbaues. Gewerbfleiß fehlt beinahe gänzlich; alle Cultur ist auf die Ufer der Flüsse beschränkt, das Uebrige ist noch zum Theil wüst. Man zählt ca. 710,000 Einw. Die alte Hauptmasse der Bewohner sind Franzosen, daher die Mehrzahl katholisch und die herrschende Sprache in der Hauptstadt das Französische ist; neuerdings sind aber aus allen Provinzen viele eingewandert. Der Zustand der Kirchen und Schulen ist außer in der Hauptstadt sehr traurig. Die Hauptstadt New-Orleans, unter 30° Br., liegt etwa 22 M. vom Meere, am östlichen Ufer des Mississippi. Sie ist schon jetzt eine der bedeutendsten Handelsstädte der Union. Sie liegt niedrig, von Sümpfen umgeben und daher in der warmen Jahreszeit sehr ungesund; dennoch nimmt die Volksmenge reißend zu; 1810 betrug sie erst 17,000, 1855 schon an 120,000. Im Jahre 1860 hatte die eigentliche Stadt 169,000 Einw., das Stadtgebiet 175,000 Einw. Summa 344,000 Einw. Sie ist ziemlich gut gebaut, hat breite, aber nicht durchaus gepflasterte Straßen, im älteren Theile noch hölzerne Häuser, mehrere Theater und Banken, ist aber schmutzig und besitzt kein gutes Trinkwasser. Fast nur bei den protestantischen Kirchen finden sich Schulen. Luxus und Sittenverderbniß sind hier größer, als in irgend einer anderen Stadt der Union. Der benachbarte See Pontchartrain, kaum 1 M. von der Stadt entfernt, hat einen künstlichen Landungsplatz für Dampfschiffe und Küstenfahrzeuge, welcher durch eine Eisenbahn und zwei Canäle mit der Stadt in Verbindung steht. — Von New-Orleans abwärts reicht der Anbau, besonders von Zuckerrohr, nur etwa 10 M. weit, von da bis zur Mündung ist Alles eine undurchdringliche, mit Schilf, Rohr und sumpfigen Wäldern bedeckte Wüste. Balize, welches den Fluß beherrscht, liegt mitten in den verderblichsten Sümpfen und wird von einigen Lootsen bewohnt. Unter den übrigen Ortschaften ist noch nennenswerth Baton Rouge, die Staatshauptstadt mit nur 6000 Einw.; Shreveport, mit 6000 Einw.; Algiers, 7000 Einw.; Jefferson, 6000 Einw.; Natchitoches, 1000 Einw., am Red River.

21. Der Staat **Texas***), der südwestlichste der Union, grenzt im O. an Louisiana, im N. an das Indian Territory (Red River) und New-Mexico, im W. an New-Mexico und an die Republik Mexico, von welcher es der Rio Grande del Norte trennt, und im SO. an den Busen von Mexico. Bis 1835 war er ein Glied des mexicanischen Staatenbundes; dann erklärten sich die Bewohner unabhängig und widerstanden mit Erfolg den wiederholten Angriffen Mexicos, so daß die Selbstständigkeit des jungen Staates bald von mehreren Mächten anerkannt wurde, während ein Strom von Einwanderern, theils Anglo-Amerikanern, theils Europäern, sich dahin zog und große Strecken colonisirte. Im Jahre 1845 ward die neue Republik, ungeachtet des Widerspruchs von Englands Seite, in die Union aufgenommen, welche dadurch noch in einen für Mexico unglücklichen Krieg verwickelt wurde, indem dies seine Ansprüche auf die Wiederunterwerfung nicht aufgegeben hatte. Für die Union hat das Land wegen seiner Fruchtbarkeit einen hohen Werth. Die Oberfläche beträgt 12,904,1 □M. Das Land zerfällt in drei Striche. An der Küste zieht sich eine schmale angeschwemmte Niederung mit Haffen, Lagunen, vorliegenden Sandbänken und Inseln hin; gute Häfen fehlen derselben. Dann folgt nach dem Innern ein sanftwelliges oder hügeliges, ausgedehntes Flachland, welches meist aus sehr fruchtbaren Prairien besteht, wo früher große Heerden von Bisons und wilden Pferden weideten, und fast nur in den Thälern der Flüsse Bäume oder auf den weiten Grasflächen inselartig zerstreute Flecken Waldes trägt. Im W. und NW. geht das Land in ein Hochland über, auf welchem sich die östlichsten Ketten der Cordilleren erheben. Unter den zahlreichen Flüssen sind der **Rio Grande** oder **Bravo del Norte** auf der Südwestgrenze, der **Rio Colorado**, der **Rio de los Brazos**, der **Rio de la Trinidad**, der **Sabine** auf der Ost- und der **Red River** (Rothe Fluß) auf der Nordgrenze die ansehnlichsten. Das Klima ist mild und angenehm; aber im Winter herrschen kalte Nordwinde, welche zuweilen Schnee bringen, und in der heißen und feuchten Niederung ist die Luft ungesund. Man baut vorzüglich Mais, Baumwolle, welche den Hauptausfuhrartikel bildet, Taback, Reis, im Tieflande Zuckerrohr ꝛc. Eisen, Salz und Steinkohlen sind im Ueberfluß vorhanden. Die Bevölkerung nimmt durch die starke Einwanderung, besonders von Engländern und Deutschen, mit jedem Jahre bedeutend zu. Man schätzt sie jetzt auf 400,000, meist Nordamerikaner, worunter sich etwa 40,000 Deutsche befinden, und im Innern 10,000 unabhängige Indianer, die in mehrere Stämme zerfallen, unter denen die kriegerischen **Comanches** (sprich Comantsches) den Colonisten oft gefährlich werden; diese leben herumschweifend in Zelten oder auch in Dörfern im NW., treiben Jagd und Pferdezucht und machen ihre Streifzüge zu Pferde. Der mehrjährige Krieg mit ihnen ist 1856 durch einen Friedensschluß beendigt worden, doch finden in neuester Zeit wieder häufig Kämpfe zwischen ihnen und der weißen Bevölkerung statt. Die Einwohner leben meist vereinzelt in Ansiedelungen und die meisten Orte haben noch kein städtisches Ansehen.

*) Die nordamerikanischen und die deutschen Bewohner sprechen, der Schreibart gemäß, **Texas**, die Mexicaner schreiben Tejas und sprechen Techas.

Das Meiste ist hier noch im Werden; für kirchliche Einrichtungen und für den Unterricht ist in den letzten Jahren manches geschehen. Es blüht daselbst eine evangelisch-lutherische Kirche mit Synodaleinrichtung, und Baseler Missionare verbreiten das Christenthum unter den Indianern; die größeren Orte haben Schulen, und die Errichtung verschiedenartiger Fabriken hat guten Erfolg gehabt. Landwirthschaftliche Cultur ist die Hauptbeschäftigung. Im Innern, an der Sierra de Texas, hat ein Verein zu Mainz eine Ansiedelung Deutscher unternommen, die aber wenig Erfolg gehabt hat*). — Die wichtigsten, aber kleinen Städte sind: Houston, am Buffalo-Fluß, der in die Galveston-Bai mündet, mit 8000 Einw. Galveston, im östlichen Theile der gleichnamigen Insel, der Haupthafen des Landes, mit 10,000 Einw., welcher ohne Zweifel als erster Handelsplatz schnell aufblühen wird. Austin, die politische Hauptstadt, am Colorado, mit 6000 Einw. San Antonio (früher Bexar), mit 6000 Einw. Unweit der Mündung des Rio Grande liegt Brownsville, 6000 Einw., eine aufblühende Handelsstadt. Neu-Braunfels, die deutsche Ansiedelung, am Flüßchen Comal, mit 2—3000 Einw. Nordwestlich davon Friedrichsburg, mit einigen Hundert Einw., und weiter nördlich die Landstrecke, die der Mainzer Texasverein ankaufte, ausgesetzt den Anfällen der wilden Indianer.

22) Der Staat Arkansas wird im N. von Missouri, im O. von Tennessee und Mississippi, im S. von Louisiana, im W. von Texas und dem Indian Territory begrenzt und enthält 2455,$_{2}$ □M. Der Mississippi bildet die Ostgrenze; der Arkansas, der White und der S. Francis, die sich rechts in den Mississippi ergießen, durchströmen den Staat. Das Ozark-Gebirge durchzieht die nordwestlichen Gegenden und im W. ist das Land hügelig; nach dem Mississippi zu finden sich ungeheure Sümpfe, und auch die Ufer des Arkansas sind höchst ungesund. Das Klima ist sehr milde, aber großen Abwechselungen unterworfen. Merkwürdig ist der große Reichthum an Quell- und Steinsalz; ganze meilengroße Ebenen am Arkansas bedecken sich in der trockenen Jahreszeit mit einer mehrere Zoll starken Salzrinde. Bis jetzt sind nur noch sehr wenige Punkte angebaut und die Bevölkerung lebt in zerstreuten Ansiedelungen. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt über 209,000, wovon $^{1}/_{3}$ Deutsche und das erst 1819 errichtete Gebiet ist schon 1836 in die Reihe der Staaten aufgenommen worden. Die ersten Ansiedler waren Franzosen. Noch sind erst die An-

---

*) Nach Dr. F. Römer's Angaben („Texas, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung", Bonn 1849, S. 29) starben von den 4000 Auswanderern, welche seit dem Herbste 1845 unter dem Schutze des Mainzer Vereins nach Texas gekommen waren, in wenigen Sommermonaten des Jahres 1846 mehr als 1000, und er versichert, daß höchstens 1200 auf den Ländereien des Vereins angesiedelt sind.

Was derselbe Verfasser von den Ursachen des „Fehlschlagens" der Unternehmung angiebt (S. 31), ist, wie er selbst sagt, „kaum zu glauben und doch wahr:" „Der Mainzer Verein hat Tausende von Menschen über das Weltmeer befördert, um sie in einem Landstrich anzusiedeln, den keines der Mitglieder des Vereins, keiner seiner Agenten jemals gesehen hatte, ja dem selbst nicht einmal diejenigen Personen, von welchen ihn der Verein gekauft hatte, jemals bis auf mehrere Tagereisen weit nahe gekommen waren." (!)

fänge von Städten vorhanden; der Hauptort Arkopolis oder Little Rock, am Arkansas, hat 6000 Einw.

23. Der Staat Tennessee (—ssi), im N. von Kentucky und Virginien, im O. von Nord-Carolina, im S. von Georgia, Alabama und Mississippi, im W. von Arkansas und Missouri oder dem Mississippi begrenzt, umfaßt $2144,_8$ □M. und ist 1796 der Union beigetreten. Die ersten festen Ansiedelungen gelangen erst 1774. Er hat seinen Namen von dem Hauptflusse, welcher wie der Cumberland dem Ohio zufließt; zwischen jenen beiden Flüssen zieht sich das Cumberland-Gebirge, der westlichste Theil des Alleghany-Systems. Das Ganze ist hügelig, im O. etwas gebirgig, stark bewaldet und genießt eines äußerst milden, viel beständigeren Klimas, als die Küstenstaaten. Unsere Getreidearten, sowie Reis, Taback, Baumwolle und Indigo, werden gebaut; auch gewinnt man Eisen, Blei, Steinkohlen und Salpeter. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt ca. 1,110,000. Die bedeutendsten Oerter sind: Nashville, am Cumberland, die Hauptstadt, mit 17,000 Einw., einer Universität und einigen Fabriken; sie ist der Mittelpunkt des Handels in dieser Provinz. Memphis am Mississippi hat 25,000 Einw. Im raschen Aufblühen ist Knoxville ('nox—), am Holston, welches schon über 5000 Einw. zählt und bedeutenden Handel hat. Chattanooga, mit 5000 Einw.

V. Nordwestliche (Central-) Staaten.

24. Der Staat Kentucky, zwischen Tennessee im S., Missouri und Illinois im W., Indiana und Ohio im N. und Virginien im O. hat seinen Namen von dem nicht sehr beträchtlichen Flusse, welcher links in den Ohio, der die Nordgrenze bildet, fällt; außer dem Tennessee und Cumberland, welche den Staat nur auf einer kurzen Strecke im unteren Laufe berühren, fließen dem Ohio auf dem linken Ufer zu: der Green, der Licking und endlich der Big Sandy, welcher einen Theil der Grenze gegen Virginien macht. Kentucky umfaßt an $1772,_3$ □M. und ist 1792 der Union beigetreten. Der östliche Theil ist gebirgig und schön bewaldet; hier finden sich zwei merkwürdige Höhlen, aus denen Salpeter gezogen wird; der westliche ist nur wellenförmig aber äußerst fruchtbar. Von jenen Höhlen ist die „Mammuth-Höhle" die größte auf der Erde. Man hat sie bis jetzt 18 engl. Meilen weit erforscht, ohne ein Ende zu finden, und man zählt in ihr bereits über 200 Verzweigungen, 50 Dome, 25 bodenlose Tiefen, 8 Wasserfälle und unzählige Ströme. Ihre Atmosphäre hält man für Lungenkranke für sehr gesund. Man hat in ihr Menschenmumien aus einer Zeit, die Niemand bestimmen kann, gefunden. Das Klima ist überhaupt höchst gesund und gemäßigt, denn der Winter hält höchstens 2—3 Monate an. Der Ackerbau ist sehr bedeutend; außer Getreide wird noch viel Hanf und Taback gebaut; auch mit dem Weine haben Schweizer glückliche Versuche gemacht. Die Zahl der Einwohner betrug 1820 schon 56,400, jetzt 1869 ca. 1,200,000. Die Hauptstadt Frankfort, am Kentucky, ist nett angelegt, hat ein Theater, ein Zuchthaus, mehrere Fabriken und Handel, zählt jedoch nur 5000 Einw. Bedeutender noch sind: Lexington, früher die Hauptstadt und eine der ältesten Städte der Union, mit 13,000 Einw., in einer reizenden Gegend, und Louisville, oberhalb der Fälle des Ohio,

mit über 75,000 Einw., welche große Branntweinbrennereien, Seifensiedereien und bedeutenden Handel haben. Covington und Newport, mit 30,000 Einw.

25. Der Staat Missouri ist erst 1820 in die Union getreten; er führt den Namen seines Hauptstromes und wird im W. von Kansas, im N. von Jowa, im O. von Illinois, Kentucky und Tennessee, im S. von Arkansas begrenzt; er umfaßt 3073,8 □M. Durch den südlichen Theil zieht sich das Ozarkgebirge; der nördliche ist flach und hügelig; die Niederungen an den Flüssen sind höchst fruchtbar, die Höhen im nördlichen Theile des Staats schöne, von Wäldern anmuthig unterbrochene Prairien mit sehr gutem Boden. Der Winter ist hier nur selten so strenge, daß der Mississippi zufriert, die Sommer aber sehr heiß. Fast nur die Ufer des Missouri und Mississippi sind bis jetzt angebaut. Im Gebirge wird viel Blei und Eisen gewonnen; auch besitzt der Staat reiche Kohlenlager und Steinsalz. Die Bevölkerung betrug 1860 schon 1,182,612 Seelen und ist im schnellen Wachsen begriffen. Die ersten Anbauer waren Franzosen. Seit 1812 haben sich viele Amerikaner und noch mehr Deutsche, welche fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, hier angesiedelt, und es sind mehrere freundliche Städte, wie Franklin und Columbia, am Missouri entstanden. Die ältere Stadt St. Louis, am Mississippi, unterhalb der Mündung des Missouri, ist als Mittelpunkt des Binnenverkehrs mit Mexico und durch den Handel, besonders mit Pelzwerk, im raschen Aufblühen und hatte 1868 schon 261,000 Einwohner, darunter 61,000 Deutsche, 36,000 Irländer, 5000 Franzosen, 6500 Engländer, 144,000 Amerikaner und 8000 gehörten anderen Nationalitäten an. Die Gegend, obwohl höchst fruchtbar, ist ungesund und daher noch wenig angebaut. Die eigentliche Hauptstadt Jefferson, am rechten Ufer des Missouri, ist unbedeutend, 4000 Einw., St. Joseph, mit 10,000 Einw., und Hannibal, mit 8000 Einw. Washington und Hermann sind ganz und gar deutsche Städte. Portland hat ein sehr gesundes Klima. — Während New-Orleans die Hauptstadt des Südens bildet, ist St. Louis die Königin des mittleren Nord-Amerikas und vielleicht bestimmt, dereinst die Metropole der ganzen neuen Welt zu werden. Denn hier kreuzen sich die beiden von Osten nach Westen und von Süden nach Norden laufenden Hauptwege Nord-Amerikas. Ihr Wachsthum übertrifft auch (San Francisco etwa ausgenommen) die übrigen Städte. Im Jahre 1830 hatte sie 5850 Einw., 1850 schon nahe an 80,000, also binnen 20 Jahren eine Vermehrung von mehr als 1300 Procent.

Missouri ist einer von den Staaten, nach welchen in den letzten Jahren Tausende von Deutschen ausgewandert sind und der im Laufe der nächsten Jahre das Ziel vieler Auswanderer sein wird. Der alte Friedrich Münch, geboren 1799, wanderte, nachdem er 13 Jahre lang eine Landpredigerstelle bekleidet, im Jahre 1834 mit Paul Follenius und einer Anzahl Deutscher nach Missouri aus. Münch ist in seiner neuen Heimath ein wohlhabender Mann geworden, der sich dort glücklich fühlt und von dem Wunsche beseelt, auch Anderen zu der von ihm errungenen Glückseligkeit zu verhelfen, hat er im Jahre 1866 eine kleine Monographie über den Staat Missouri *)

*) Der Staat Missouri. Ein Handbuch für deutsche Auswanderer von Friedrich Münch im Staate Missouri. Bremen, Ed. Müller.

veröffentlicht, welche wohl zu beachten und dem Auswanderer zu empfehlen ist. Als nicht zutreffend ist jedoch seine Bemerkung über Brasilien zu bezeichnen. Er kennt weder das Land noch die Verhältnisse dort. Wir werden bei Brasilien im Interesse der hohen Wichtigkeit der für uns in Deutschland noch zu wenig beachteten „Auswanderungsfrage" uns über die dortigen Verhältnisse aussprechen. Münch hat unstreitig große Verdienste um die Entwicklung des Staates und besonders um die Cultur des Weinbaues. Missouri verspricht nach Californien das zweite Weinland der Vereinigten Staaten zu werden. Der Weinbau ist hier nur in den Händen der Deutschen.

26. Der Staat Illinois (—neus), in der Gabel zwischen dem Mississippi, dem Ohio und dem Wabash, vom Illinois und dem Kaskaskia durchströmt und zwischen Missouri, Iowa, Wisconsin, dem Michigan-See, Indiana und Kentucky gelegen, enthält 2606 □M. und ist seit 1818 in die Union getreten. Illinois gehört schon ganz zu dem Prairienlande und ist fast durchaus eben, hat trefflichen Boden, aber weniger Waldung. Das Klima ist im N. schon sehr streng, im S. sind die Sommer noch drückend heiß. Bis jetzt sind nur die Gegenden an den Flüssen angebaut, das Uebrige besteht aus Wald und Wiesen. Nur im S. gedeiht noch Baumwolle, überall aber Taback, Mais und Hanf; große Heerden von Rindern, Pferden, Schweinen und Schafen bedecken die Prairien; auch findet sich noch viel Wild. In neuester Zeit hat man im nördlichsten Theile des Staates unerschöpflich scheinende Bleigruben entdeckt. Die noch junge Stadt Gallena ist in schneller Entwicklung begriffen, sie bildet einen der Hauptmärkte in dem reichen Bleigebiete und zählt bereits 15,000 Einw. Der Staat ist reich an Steinkohlen, auch finden sich Salzquellen. Die Volksmenge beträgt schon (1869) an 2 Mill. Einw., worunter $^1/_3$ Deutsche; 1800 gab es erst 600 Anbauer; seit 1824 hat sich besonders eine große Anzahl Deutscher hier angesiedelt; unter ihnen der aus der Geschichte Badens vom Jahre 1849 bekannte Friedrich Hecker. Die alte Hauptstadt Vandalia, an der großen Nationalstraße, erst 1813 gegründet, hat nur 1600 Einw., meist Württemberger. Springfield, mit 8000 Einw., ist jetzt der Sitz der Regierung. Der bedeutendste Ort ist Chicago, am Michigan-See, mit (1868) 242,383 Einw. Im Jahre 1859 zählte die Stadt 90,000 Einw. Ihr Wachsthum ist in der That wunderbar. Die Bürger von Chicago werden als kühn und unternehmend geschildert und daß sie es sein müssen, dafür spricht die schnelle Entwicklung der Stadt. In Chicago treffen sich 15 verschiedene Eisenbahnen. Andere wichtige Städte sind: Pocria, mit 20,000 Einw., in sehr günstiger Lage am Illinois und Knotenpunkt von vier Eisenbahnen. Quincy am Mississippi, bedeutende Handelsstadt mit 25,000 Einw. Blumington, 10,000 Einw.

27. Der Staat Indiana, zwischen Michigan, Ohio, Kentucky und Illinois, ist seit 1816 der Union beigetreten und zählt etwa 1590 □M. Hauptflüsse sind der Wabash auf der westlichen, der Ohio auf der südlichen Grenze, und im Innern der Whitefluß. Das Land ist fast nur eine niedrige Hochebene, mit geringen Hügeln, aber übermäßig feucht; das Klima ist milde, in den Niederungen nicht ganz gesund; der Boden eignet sich vortrefflich zum Ackerbau und zur Viehzucht. Im südöstlichen Winkel des

Landes, am Ohio, haben sich Schweizer vom Genfer See angesiedelt, daher die Gegend Schwizerland heißt, einen Ort Vevay, jetzt mit 2000 Einw., angelegt und treiben vorzüglich Weinbau, der indeß nur ein sehr mittelmäßiges Getränk liefert. Steinkohlen und Salzquellen sind vorhanden. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt wohl $1\frac{1}{2}$ Millionen. Die Städte sind klein; am wichtigsten sind Madison am Ohio, mit 15,000 Einw., Indianopolis am White, mit 32,000 Einw., Hauptstadt des Staats. New-Albany am Ohio, mit 20,000 Einw., Evansville am Ohio und an der Mündung des großen Canalsystems, das den Erie-See mit dem Ohio und Wabash verbindet, mit 16,000 Einw. Fort Wayne am Erie-Canal, Depot der reichen Weizenregion mit 12,000 Einw. Lafayette am Wabash, mit 10,000 Einw. New-Harmony wurde von Georg Rapp mit 800 Deutschen, „Harmonisten", gegründet, ging nach kurzer Blüthe durch Kauf an Robert Owen über, der hier die Gütergemeinschaft einführte, aber mit seinen Plänen scheiterte.

28. Der Staat Ohio (oheio), im N. von Michigan und dem Erie-See, im O. von Pennsylvanien und Virginien, im S. von Kentucky, im W. von Indiana begrenzt, ist $1879,_7$ □M. groß und 1802 der Union beigetreten. Der Boden ist meist eben oder hügelig und äußerst fruchtbar. Die Luft ist gesund und milde. Der Hauptfluß des Landes ist der Ohio, die südliche und östliche Grenze; nächst ihm der Scioto, welcher durch einen Canal mit dem Erie-See verbunden ist, der Miami und der Muskingum, welche dem Ohio zufließen, sowie der Maumee (mahmi) und der Sanduski, welche sich in den Erie ergießen. Eine Menge Eisenbahnen sind angelegt. Ackerbau und Viehzucht sind sehr bedeutend. Der Anbau des Landes hat seit 40 Jahren mit reißender Schnelligkeit zugenommen, so daß es jetzt schon an 3 Millionen (1840: $1\frac{1}{2}$ Mill.) Einw. (fast zur Hälfte Deutsche) zählt und Ohio an Bevölkerung nur New-York und Pennsylvanien nachsteht. Deutsche und Schweizer haben viel zum Anbau des Landes beigetragen; auch ist für den Volksunterricht gut gesorgt. Die wichtigste Stadt ist Cincinnati, am Ohio, die „Königin des Westens" genannt, 1866 mit 230,000 Einw., wenigstens $\frac{1}{3}$ Deutsche, welche den bedeutendsten Handel der Provinz treiben. Die Stadt ist erst 1799 angelegt, gut gebaut, zählte 1810 nur 2500 Menschen und hat jetzt gute Schulen, eine Sternwarte (zu Stande gebracht von einem einzigen Manne, Prof. Mitchel, ein Typus des Yankeethums, an dem man es achten lernt), 50 Kirchen, ein großes Theater und viele Fabriken, mit 400 Dampfmaschinen, besonders Eisengießereien; sehr bedeutend ist hier der Handel mit Schweinen, weshalb die Stadt scherzweise Porkopolis (Schweinestadt) genannt wird. Man zählt jetzt auf dem Ohio, dem Mississippi und ihren Nebenflüssen 200 Dampfboote, wovon viele in Cincinnati gebaut werden. Die Hauptstadt Columbus, am Scioto, hat seit 1812 schnell zugenommen und zählt 20,000 Einw. Zu Athens ist eine Universität. Jamesville, mit 11,000 Einw., Cleveland am Erie-See, mit 50,000 Einw., Steubenville, am Ohio, mit 14,000 Einw. Dayton mit 25,000 Einw., Sandusky, 9000 Einw., Hafen am Erie-See, Toledo am Erie-See, mit 15,000 Einw.

29. Der Staat Michigan (mitschigän), früher ein Theil des großen

Nordwestgebietes und erst 1836 in die Union getreten, wird im W. vom Michigan-See, im N. vom Oberen-See (Lake Superior), der Taquamenawa-Bai, der Verbindung der beiden Seen des Oberen und Huron, im O. vom Huron- und Erie-See, im S. von Ohio und Indiana und im SW. von Wisconsin begrenzt und bildet zwei über 2655 □M. große Halbinseln zwischen den genannten Seen. In der Mitte erhebt sich das Land zu unbedeutenden Hügeln, welches noch größtentheils aus Prairien und Wäldern besteht. Das Klima ist das von Ober-Canada, mit bedeutend strengen Wintern, welche indeß dem Getreidebau nicht hinderlich sind. Bis jetzt ist hauptsächlich der südlichere Theil des Staats angebaut. Die Bevölkerung ist in den letzten Jahren durch viele deutsche Ansiedler, noch mehr durch Auswanderungen aus den östlichen Staaten so schnell gestiegen, daß Michigan, welches vor kurzem (1830) kaum 32,000 Seelen zählte, jetzt (1868) schon 1,122,582 Einw., worunter 12,147 Farbige, besitzt. 1860 wurde die Gesammtbevölkerung (s. die Tafel S. 470) zu 749,113 mit 6799 freien Farbigen angegeben. Hauptstadt des Staats ist Lansing und die bedeutendste Stadt ist Detroit mit 50,000 Einw. Andere bemerkenswerthe Orte sind Grand Rapids, mit 9000 Einw., schon ein nicht unbedeutender Handelsplatz an der Eisenbahn von Detroit nach Grand Haven am Michigan-See. Adrian, mit 7000 Einw. Kalamazoo, 7000 Einw., mit werthvollen Eisenminen; Fabrikation von Guß- und Schmiedeeisen. Jackson, 5000 Einw. — In der County Saginaw liegen die deutschen Colonien Frankenlust, Frankenhilf, Frankenmuth. Es leben mehr als 200,000 Deutsche in diesem Staate. Makinak oder Makinaw auch Michillimackinak, mit etwa 3000 Einw., auf gleichnamiger Insel. Das Land ist reich an Erzen, namentlich der nördliche Theil. Im Jahre 1865 wurden 10,000 Tons Erze exportirt. 1863 wurden 278 Tons Erze gewonnen.

30. Der Staat Wisconsin, früher ein Theil des Nordwest-Districts, 1836 aber davon getrennt und zu einem eigenen Territorium erhoben, welches das Huron- und Siouxgebiet umfaßte, ward, als sein Metallreichthum schnell viele Ansiedler herbeizog, vom Congreß 1838 wieder in zwei Territorien getheilt, wovon das östliche den Namen Wisconsin behielt, das westliche, zwischen dem Mississippi und Missouri gelegen, Iowa genannt wurde. Er gehört mit dem folgenden zu den jüngeren Gliedern des Bundes, denn beide wurden erst zu Anfang des Jahres 1847 zu Staaten erklärt und in den Congreß aufgenommen. Er grenzt im S. an Illinois, im O. an Michigan und den Michigan-See, im N. an den Oberen-See und im W. an Minnesota und den oberen Lauf des Mississippi. Auf 2536 □M. zählte er 1840 erst 31,000 Einw., wovon 200 Farbige; jetzt hat er schon über 800,000 Einw., worunter der dritte Theil etwa aus Deutschen bestehen mag. Er ist zum Theil eine niedrige, reich bewässerte Hochebene mit fruchtbarem Boden und im W. mit Prairien. Dem Reichthum an Blei, welches in einer Region längs dem westlichen Ufer des Mississippi und im nordwestlichen Theile von Illinois vorkommt, verdankt das Land seine ersten Ansiedler. Die Hauptstadt ist Madison, mit 7000 Einw.; die größte Stadt Milwaukie, am Michigan-See, erst 1835 gegründet, mit 50,000 Einw., der zweite Handelsplatz am Michigan-See mit einem vortrefflichen Hafen. Die Stadt treibt großen Handel mit Korn wie mit allen Erzeugnissen

der Landwirthschaft. Andere Städte sind Racine, mit 9000 Einw., Janesville, 8000 Einw., Oshkosh, 6000 Einw.

31. Der Staat Iowa (eiowäh) ward erst 1838 von Wisconsin getrennt und ein eigenes Gebiet daraus gemacht; aber schon im Jahre 1847 ward er ebenfalls in die Union aufgenommen. Er wird durch den Mississippi von Wisconsin getrennt, längs dessen rechtem Ufer er sich ausbreitet. Seine Fläche beträgt 2589 □M., worauf 1840 erst 43,000 Menschen lebten, darunter 333 Farbige; jetzt hat er über 1 Million Einw., denn 1867 zählte man schon 902,000 Seelen, fast zur Hälfte Deutsche. Sclaverei war niemals geduldet. Er besteht aus einer von vielen Flüssen bewässerten Hochebene, deren Boden fruchtbar und außerordentlich metallreich und deren Klima der Gesundheit zuträglich ist. Als Ackerbaustaat genießt Iowa eines sehr guten Rufes. Es zählt mit seiner Korncultur als vierter unter allen Staaten. Hauptstadt ist Des Moines, am gleichnamigen Fluß gelegen. Die bedeutendsten Städte sind: Dubuque am Mississippi, mit (1860) 15,000 Einw., ist der bedeutendste Platz im oberen Mississippi-Thale, hier befindet sich das Hauptdepot der Bleiproduction. Davenport, mit 11,000 Einw., hat werthvolle Kohlengruben. Kookuk, mit 8000 Einw. Burlington, mit 7000 Einw. Muskatine, mit 5000 Einw., wo der ehemalige Indianerhäuptling, der „schwarze Habicht“, begraben liegt; Iowa City, mit 5000 Einw., ehemalige Hauptstadt des Staates; New-Buda, von ungarischen Flüchtlingen erbaut.

32. Der Staat Kansas hat sich aus dem im Jahre 1854 gebildeten Territorium zu einem Staate, der seinen Eintritt in die Union am 29. Januar 1861 erzielte, entwickelt. Seine Grenzen bilden im N. der Staat Nebraska, im O. der Staat Missouri, im S. das Indianer-Territorium und im W. der Staat Colorado. Der Staat wird von zwei Nebenflüssen des Mississippi bewässert, von dem Kansas, an welchem auch die Hauptstadt Topeka liegt, und dem Arkansas. Der Boden besteht aus fruchtbarem Prairielande. Im Jahre 1853 zählte der Staat nur eine sehr geringe Zahl weißer Einwohner. Ende 1867 wurde die Zahl derselben auf 300,000 und jetzt schon auf 400,000 angegeben. Ueber 600 engl. Meilen Eisenbahnen sind schon dem Verkehr übergeben. — Die wichtigsten Städte sind: Leavenworth am Missouri, mit 9000 Einw., Lecompton, 5000 Einw., Atchison, 3000 Einw. Die Größe des Staats giebt man zu 3763 □M. an.

33. Colorado ist der jüngste Staat. 1861 erst zum Territorium gemacht, wurde er 1866 schon unter die Staaten aufgenommen. Er bedeckt einen Flächenraum von 106,475 engl. □Miles oder 5008 deutschen □M. und zählte nach einer neueren Schätzung (die Indianer mitgerechnet) 100,000 Seelen. Der Staat ist zum größten Theil Gebirgsland, er wird von Norden nach Süden und ziemlich in der Mitte von den Rocky Mountains durchzogen. Die höchsten bis jetzt bekannten Gipfel im Gebirge sind von Norden nach Süden gerechnet: Longs Peak, Pikes Peak, Spanish Peak (Watoya B.) Das Gebirge bildet hier die Wasserscheide zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ocean, und folgende Flüsse haben hier ihren Ursprung. Zum Mississippi-Gebiet gehören der Süd-Platte und der Arkansas. Der Rio Grande del Norte entspringt hier,

fließt durch das südlich angrenzende Territorium New-Mexico und als Grenzfluß zwischen Mexico und Texas zum Meerbusen von Mexico. Im westlichen Theile des Staats finden sich vielfache Quellflüsse des zum Stillen Ocean (Meerbusen von Californien) fließenden Colorado. Im O. grenzt der Staat an Kansas und Nebraska, im S. wie bemerkt an New-Mexico, im W. an Utah und im N. an Wyoming und Nebraska. Hauptstadt des Staates ist Golden City. Metropole ist Denver City an der Pacific-Eisenbahn, mit 10,000 Einw. Sonst ist noch zu nennen Colorado City, mit 3000 Einw., sie ist der Mittelpunkt der überaus reichen Erzregion. Der Gouverneur Gilpin sagt in seinem Report vom 8. August 1863, Gold findet sich in Colorado in unerschöpflicher Menge. Bis 1865 hatte man schon Gold im Werth von 80 Millionen Dollars gewonnen.

34. Minnesota ist einer der jüngsten Staaten der Union, nachdem er erst 1849, also vor 20 Jahren zu einem Territorium sich erhoben, trat er 1857 in die Reihe der Staaten ein. In diesem Staate liegt das Quellgebiet des Mississippi, und der größte Theil des Staates gehört seinen hydrographischen Verhältnissen nach noch dem großen Süßwasserbassin an, das in den Atlantischen Ocean mündet. Diesem glücklichen Umstand dankt der Staat, obgleich mitten im Continent von Nord-Amerika gelegen, eine verhältnißmäßig leichte Zugänglichkeit vom Ocean aus. Im O. grenzt der Staat an den Oberen-See und den Mississippi, soweit dieser die Grenze zwischen Minnesota und Wisconsin bildet, im S. bildet Iowa und im W. Dakota (der Red River) und im N. das britische Amerika die Grenze. Der geographischen Breite nach haben wir diesen Staat zwischen dem 43½ und 49° n. Br. zu suchen. Vergegenwärtigen wir uns eine entsprechende geographische Lage mit einer uns in Europa bekannten Gegend, so können wir sagen, er liege etwa zwischen Marseille und Paris. Das Klima ist aber nicht so lieblich als in Frankreich. Die mittlere Jahreswärme von Minnesota beträgt ca. 4,5°, die von Paris 8,5°, das Klima kommt etwa dem von Steiermark gleich. Stellen wir die Temperatur der Jahreszeiten zusammen und vergleichen sie mit uns bekannten Gegenden, so erhalten wir:

Mittlere Temperatur der Jahreszeiten.

Minnesota *)		Thüringen.	Mark Brandenburg.	Staat New-York.
Winter	— 7,11° R.	— 0,5° R.	— 0,2° R.	— 2,8° R.
Frühling	+ 5,7	+ 6,2	+ 6,3	+ 5,5
Sommer	+ 16,8	+ 13,5	+ 14,4	+ 16,5
Herbst	+ 5,7	+ 6,8	+ 7,0	+ 7,5

*) Wir folgen hier den Angaben des Herrn Pelz in der kleinen Monographie „Minnesota in seinen Hauptverhältnissen. Emigrations-Monographie".

In Doves klimatologischen Beiträgen finden wir für Sandy Lake in der Breite wie Superior City am Oberen-See gelegen:

Winter — 8° R. Frühling 7,9° R. Sommer 18,1° R. Herbst 5,5° R.

Herr Pelz behauptet, das Klima von Minnesota sei völlig gleich dem vom Staate New-York, das ist jedoch nicht der Fall, es stellt sich bei genauer Betrachtung ein sehr bedeutender Unterschied heraus.

Da Minnesota in neuester Zeit den Auswanderern als Ziel empfohlen wird, so schien es uns im allgemeinen Interesse zu liegen, die Temperaturverhältnisse etwas eingehender zu betrachten.

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß das Klima von Minnesota von dem des Staates New-York schon bedeutend, noch mehr aber von dem in Mittel-Deutschland abweicht.

Wenn wir vorhin die günstigen hydrographischen Verhältnisse hervorhoben, so ist zu berücksichtigen, daß das lange Gefrorensein der Flüsse und Seen in Folge des strengen Winters für Schiffscommunication doch nicht so günstig ist. Das Klima ist im Ganzen dem des mittleren Rußlands gleich, also nach deutschen Begriffen sehr kalt im Winter und sehr heiß im Sommer. Der Staat umfaßt einen Flächenraum von 3928,9 □M. mit etwa 250,000 Einw. Die bedeutendsten Städte sind: St. Paul am Mississippi, mit 15,000 Einw., bis zu dieser Stadt gehen die Dampfschiffe auf dem Mississippi. St. Anthony und Minneapolis, mit 7000 Einw., hier befindet sich die Universität von Minnesota. Stillwater mit 4000 Einw. Das Schulwesen in diesem Staate ist in erfreulichem Aufschwung begriffen. Es giebt jetzt 2358 Schulbezirke, die Zahl der Schüler betrug (1868) 129,203. —

35. Nebraska, ist ein in schneller Entwickelung begriffener Staat. Im O. grenzt er an Iowa und Missouri, der Missouri bildet hier die Grenze; im S. an Kansas, im N. an Dakota und im W. an Colorado und das neueste Territorium Wyoming. Der Staat bedeckt einen Flächenraum von 3574,4 □M., auf welchem 100,000 Menschen wohnen. Das Land wird von Westen nach Osten von dem Platte River durchströmt. Was aber unendlich wichtiger ist, der Staat wird von O. nach W. von der Pacific-Eisenbahn durchschnitten. Omaha am Missouri, wohl jetzt schon als Stationsort der Eisenbahn die wichtigste Stadt, ist in so schnellem Wachsthum begriffen, daß eine Angabe der Einwohnerzahl schwer zu geben ist. Die Städte und Ortschaften schießen zuweilen in den Vereinigten Staaten mit einer Schnelligkeit empor, daß es fast schiene, als würden sie durch Dampfkraft erzeugt und so ist es in der That, mit der Pacific-Bahn wachsen gleichzeitig große Städte. Ortschaften wie Lincoln, Fremont, Beatrice, Pawnee City und Tecumseh drucken schon ihre Zeitungen, bevor man kaum ihre Namen gehört hat.

VI. Die Pacifischen Staaten.

36. Californien, unter diesem Namen begriff man sonst das unermeßliche Gebiet von der Südspitze der Halbinsel Californien bis zum 42° n. Br. und vom Großen Ocean bis zu dem Felsengebirge. Wir wollen hier zunächst den Staat Californien betrachten. Das Land gehörte bis 1846 zu Mexico. Im Thal des Sacramento hatten sich schon Amerikaner angesiedelt und Oberst Fremont war im Jahre 1845 auf einer Erforschungsreise über Land nach der Küste des Stillen Oceans geschickt worden. Ein innerer Zwist unter den Parteien im Lande wurde von den schlauen Amerikanern benutzt. Fremont stellte sich an die Spitze der Amerikaner im Sacramento-Thale, schlug die Mexicaner und erklärte am 6. Juli 1846 in Sonoma die Unabhängigkeit Californiens von Mexico. Inzwischen brach der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico factisch aus. Die Amerikaner hatten, um ihr Vorhaben besser unterstützen zu können, Kriegsschiffe nach dem Stillen Ocean gesendet, diese im Verein mit einer kleinen

Landmacht unter Befehl des General Kearney und mit Fremonts Hülfe operirten so glücklich, daß die Mexicaner überall zurück getrieben oder geschlagen wurden. Am 2. Februar 1848 kam es zu einem vorläufigen Friedensvertrage zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico zu Guadalupe Hidalgo, wonach Californien ganz an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde. Am 4. Juli desselben Jahres wurde von beiden Parteien der Vertrag ratificirt. In demselben Jahre wurde bei dem Bau einer Sägemühle in dem Bett eines abgelassenen Baches an der Stelle, wo später Coloma entstand, auf dem Grundstück des Kapitäns Sutter, das erste Gold entdeckt. Dieser Pfund lenkte die Augen der ganzen Welt auf Californien, und zu Tausenden strömten Goldgräber, Händler und Abenteurer dem Eldorado zu. Im Jahre 1850 trat Californien schon in die Reihe der Unions-Staaten. Gesetz und Ordnung folgten dem wilden Treiben der verschiedenen Nationalitäten, welche dort zusammengeströmt waren, und schon zwanzig Jahre nach der Einverleibung in das Gebiet der Union zählt der Staat zu den wichtigsten Besitzungen der Amerikaner.

Der Staat Californien liegt zwischen dem 32° 28′ und 42° n. Br. und 114° 10′ und 124° 50′ w. L. von Greenwich. Er hat einen Flächeninhalt von 188,982 engl. □M. oder 8888,8 deutschen □M. und hatte 1868 circa 650,000 Einwohner, darunter 60,000 Chinesen. Die Grenzen des Staates sind: Im W. das Stille Meer, im N. Oregon, im O. Nevada und Arizona, im S. das zu Mexico gehörende Unter-Californien.

„Der Staat wird von zwei Gebirgszügen der Länge nach durchschnitten, im Westen von dem Küstengebirge (Coast Range Mountains), welches in einer Entfernung von durchschnittlich 40 engl. Meilen der Küste beinahe parallel läuft und dessen Breite 25—40 Meilen beträgt, im Osten von dem Schneegebirge (Sierra Nevada) mit einer Länge von ungefähr 450 M. und einer Breite von fast 75 M., welches auf der östlichen Seite sehr schroff abfällt, so daß beinahe seine ganze Breite auf der westlichen Abdachung liegt." *) Zwischen dem Küstengebirge und der Sierra Nevada, welche im Norden und Süden in einander laufen, liegt ein großes Thal, welches im Norden durch den Sacramento-Fluß und im Süden durch den Joaquim der Länge nach durchschnitten wird. Beide Flüsse vereinigen sich etwa in der Mitte des Längenthales und münden, nachdem sie die Baien von Suisun und San Pablo gebildet in die schöne Bai von San Francisco, welche ihren Ausweg zum Ocean durch die Goldene Pforte (Golden Gate) findet.

Abgesehen von den reichen Mineralschätzen ist das Land auch sehr fruchtbar an landwirthschaftlichen Erzeugnissen. Californien ist das erste Weinland der Union. Seit dem Jahre 1849—1865 betrug die verschiffte Totalproduction des Goldes 719,597,606 Dollars. Im Jahre 1865 wurden 41,256 Flaschen Quecksilber im Werth von 1,733,283 Dollars ausgeführt. Hauptstadt des Staates ist Sacramento, mit 20,000 Einwohnern, die größte und wichtigste Stadt aber ist San Francisco, 1866 mit 120,000 Einwohnern **). Sie liegt auf der Nordostspitze einer Halbinsel,

*) Unter der neueren Literatur über Californien ist als sehr empfehlenswerth zu nennen: Californien, von Carl Rühl mit Karten. New-York, E. Steiger 1867.

**) Bacon's Descriptive Handbook of America etc.

welche vom Großen Ocean und der San Francisco-Bai umschlossen wird, an einem mäßigen Abhange nach der Bai zu unter 37° 48′ n. Br. und 122° 30′ westl. Länge von Greenwich. Rühl sagt, in Bezug auf die Einwohnerzahl der Stadt giebt es keine richtigen officiellen Notizen. Er giebt dann die Gesammtzahl für das Jahr 1865 auf 119,000 Seelen an und zwar 110,000 permanente Population und 9000 wechselnde Population.

Die Straßen von San Francisco sind geradlinig und durchschneiden einander im rechten Winkel, nur die 120 Fuß breite Market Street läuft von der Bai aus in schräger Richtung die Querstraßen durchschneidend. Die Stadt ist vielfach von Pferde-Eisenbahnen durchschnitten und die Unternehmer derselben haben die Verpflichtung, die Straßen mit Steinpflaster zu versehen und dasselbe in Ordnung zu halten. In früherer Zeit waren die Straßen mit Bohlen belegt, worunter Ratten und Flöhe als Geißel der Einwohner hausten. Die Stadt besitzt mehrere schöne Plätze und größere Theater. Unter den Gebäuden sind zu nennen die City-Hall, das Zollhaus, die Post, einige Hospitäler und Kirchen ꝛc. Die Straße für die fashionable Welt ist Montgomery Street. — Andere nennenswerthe Städte sind: Stockton, erster Handelsplatz im San Joaquim-Thale, mit 30,000 Einwohnern. Marysville, in Sutter County im nördl. Californien, mit ca. 26,000 Einwohnern.

Ueber die Deutschen in Californien spricht sich Rühl wie folgt aus. Nächst den Amerikanern wirken die Deutschen am meisten umgestaltend auf die californischen Verhältnisse. Es fehlt ihnen ganz und gar der Trieb zu Flibustier-Unternehmungen, und friedliche Entwickelung ist vorzugsweise ihrer Natur angemessen. In ihrem Vaterlande in großer politischer Unzufriedenheit lebend und nach dem patriotischen Ziele der Einheit ringend, trotz der vorherrschenden Intelligenz und Bildung des Volkes, und gerade in Folge desselben empfindlich gedrückt, betrachten sie den Eintritt in die Republik als eine Erlösung von dem Uebel politischer Unselbstständigkeit. Sie wissen die Verbesserung ihrer Lage zu schätzen und mit Würde zu genießen ohne in den Fehler der Anmaßung zu verfallen, den man mit Recht den Irländern zum Vorwurf macht. Die Gelegenheit, materiell vorwärts zu kommen, wird von den Deutschen aufs Beste benutzt, und sie bilden sich rasch zu nützlichen Mitgliedern der amerikanischen Gesellschaft aus. Dem Handel, der Industrie, dem Ackerbau, der Kunst und Wissenschaft zugewendet, bleiben sich die Deutschen auf dem ganzen Erdball gleich.

Rühl's Schilderungen der verschiedenen in Californien neben einander lebenden Nationen sind ebenso lehrreich als zutreffend und unterhaltend, um nicht aus dem Rahmen unseres Werkes herauszutreten, müssen wir es uns versagen, den Gegenstand hier weiter zu verfolgen und so verweisen wir den Wissensdürftigen auf das genannte Werk.

Amerika ist einmal das Land großartiger, ungewöhnlicher Erscheinungen. Wir finden hier und zwar in Californien auch in der Pflanzenwelt die großartigste Schöpfung, den Riesenbaum „Wellingtonia gigantea“ oder auch „Sequoia“ genannt. Der Hain dieser Riesenbäume wird „Mammoth Tree Grove“ genannt. Der Hain liegt 4000 Fuß über dem Meeresspiegel und hat nur noch 90 stolze Riesen aufzuweisen. Die Bäume haben alle besondere Namen z. B.: „The Father of the Forest“, „Old Bachelor“ ꝛc.,

der erstere, dessen Spitze bei 300 Fuß Höhe abgebrochen ist, soll in seiner ganzen Höhe 450 Fuß gemessen haben. Die Wellingtonia gigantea ist bereits eine beliebte Zierpflanze in unseren Parks. Sie scheint unser Klima sehr gut zu vertragen.

Durch die Vollendung der Pacific-Bahn ist uns Californien um Vieles näher gerückt, so daß man die Reise von Bremen oder Hamburg über New-York via Omaha in 21 Tagen zurücklegen kann.

37. Oregon begrenzt den Staat Californien im Norden wie wir gesehen haben, er selbst wird im W. vom Stillen Ocean, im N. vom Territorium Washington (auf beider Grenze fließt der Columbia) und im O. vom Territorium Idaho begrenzt. Die Grenze zwischen den beiden letzt genannten Theilen der Union bildet zum Theil der Snake-Fluß (Lewis Fork), ein Nebenfluß des Columbia. Ein großer Theil des Landes ist unfruchtbar und der Cultur wenig versprechend, doch giebt es einige sehr fruchtbare Thäler, wie das des Willamette. Dies Thal wird von dem gleichnamigen Fluß, einem Nebenfluß des Columbia, in der Richtung von Süden nach Norden durchströmt, hier finden wir auch die noch unbedeutenden aber doch nennenswerthen Ortschaften des Staats. Der Flächenraum des Landes beträgt 4481 d. □M. Die Bevölkerung ist noch sehr schwach und mag jetzt etwa 60,000 Seelen, 6000 Indianer mitgerechnet, betragen. Unter den Ortschaften sind zu nennen: Hauptstadt des Staats Eugene City. Der bedeutendste Ort ist Portland, mit 2000 Einwohnern. Salem, frühere Staatshauptstadt, inmitten einer reichen, Landwirthschaft treibenden Gegend. Jacksonville und Oregon City. Vor 10 Jahren, erst 1859, wurde Oregon in die Zahl der Staaten aufgenommen.

38. Der Staat Nevada sollte streng genommen geographisch nicht zur Gruppe der Pacifischen Staaten gerechnet werden, denn er liegt östlich von der Wasserscheide des Pacifischen oder Stillen Oceans (der Sierra Nevada). Nevada ist der östliche Grenzstaat von Californien, der erst 1861 zum Territorium erhoben und 1864 als Staat proclamirt wurde. Im N. grenzt dieser Staat an Oregon und Idaho, im O. an Utah, im S. an Arizona und Californien und im W. wie schon gesagt an Californien. Hauptstadt des Staates ist Carson City, die bedeutendsten Städte aber sind Virginia City, mit etwa 20,000 Einw. (In Virginia City erschienen 1865 8 Zeitungen, darunter eine deutsche, der „Nevada Pionier." Die junge Stadt hat an schnellem Wachsthum San Francisco bedeutend überholt. Die Hauptstraße ist die 1 engl. Meile lange Manistraße. Augenzeugen vergleichen sie mit Broadway in New-York. Die Häuser, aus Ziegelsteinen erbaut, werden sämmtlich mit Gas beleuchtet. Der Reichthum, welcher täglich durch diese Straße transportirt wird, ist außerordentlich. Wechsel von 100,000 Dollars, nach Sicht zahlbar, sind keine seltene Erscheinung. Diese bedeutende Stadt war 1864 noch auf keiner in Deutschland bekannten amerikanischen Karte verzeichnet.) Austin City, mit 7000 Einw. Der Staat ist wichtig wegen seiner reichen Schächte von Metallen und der Pacific-Eisenbahn, welche ihn mitten in den großen Weltverkehr hineinzieht. Das Land ist gebirgig, die mittlere Höhe der Thäler beträgt circa 5000 engl. Fuß, einige der Gipfel des Humboldtgebirges erreichen 11,000 engl. Fuß Höhe. Der Flächen-

raum und die Bewohner des Staates werden sich nach der Aufnahme von 1870 erst genau bestimmen lassen.

39. Washington, ein Territorium der Vereinigten Staaten, das früher einen Theil von Oregon bildete, liegt im äußersten, nordwestlichen Theil des südlich vom 49° n. Br. liegenden Gebietes der Vereinigten Staaten. Im W. bildet der Stille Ocean die Grenze, im N. Britisch Columbia, im O. Idaho und im S. der Staat Oregon. In einer Entfernung von circa 30 Meilen von der Küste wird das Land durch das von N. nach S. streichende Cascadegebirge, das auch Oregon durchzieht und sich vermittelst des Mt. Shasta mit der Sierra Nevada in Californien vereinigt. Die höchsten Berge sind in Oregon der Mt. Jefferson, Mt. Hood, in Washington Mt. Adams und Mt. Rainer. Der bedeutendste Fluß ist der von den Rocky Mountains kommende Columbia. Seit 1853 ist Washington zu einem Territorium erhoben. Die Bevölkerung des über 3000 deutsche □Meilen enthaltenden Gebiets zählt etwa 16,000 Seelen. Hauptstadt ist Olympia, mit kaum 1000 Einw.

VII. Die Territorien.

Unter allen Territorien oder Gebieten berührt allein Washington den Ocean, und aus diesem Grunde haben wir seiner bei den Pacifischen Staaten gedacht. Die anderen Territorien sind von den Staaten Oregon, Nevada und Californien im W. und Minnesota, Nebraska, Colorado, Arkansas und Texas im O. begrenzt. Im N. reichen sie bis zum britischen Gebiet (Columbia und Hudson-Bai-Länder), im S. bis zur Republik Mexico und im SO. bis zum Staat Texas. Die Territorien liegen mit Ausnahme von Indian Territory im Gebirgssystem der Rocky Mountains (Felsengebirge). Beginnen wir im NW., so gewinnen wir, nach O. und S. weitergehend, folgende Reihenfolge: Idaho, Montana, Wyoming, Dakota, Utah, Arizona, New-Mexico und Indian Territory.

Idaho, auf der Westseite der Rocky Mt. gelegen, umfaßt ein Gebiet von 125,000 engl. □M., mit einer Bevölkerung (1866) von etwa 30,000 Seelen. Hauptstadt war Idaho City, jetzt wird Florence als Haupt genannt. — Montana, am östlichen Abhang der Rocky Mts., liegt im oberen Quell- und Flußgebiet des Missouristromes und hat eine Ausdehnung von 201,373 engl. □M. mit etwa (1865) 30,000 Einw. Virginia City, in goldreicher Gegend. — Wyoming soll ein Gebiet genannt werden, das zwischen Montana und Colorado liegt. Es wird berichtet, daß die Stadt Cheyenne in diesem Territorium, wo 1867 erst ein Haus stand, 1869 schon 7000 Einw. zählte. — Dakota umfaßt das Gebiet des mittleren Missouri. Hauptort ist Yangton. Das über 7000 deutsche □M. große Gebiet zählt wenig mehr weiße Einwohner als Quadratmeilen. Die Bevölkerung von 1865 wird auf 9000 Weiße und eine große Zahl von Indianerstämmen angegeben. — Utah liegt zwischen den beiden Staaten, im O. Colorado, im W. Nevada, es ist jetzt seit Vollendung der Pacific-Eisenbahn ein Land, das von einer Weltstraße berührt, sich auch bald zu einem Staate entwickeln wird. Das Gebiet bedeckt einen Flächenraum von circa 5000 deutschen □M. und zählte 1865 schon 93,000 Seelen. Hauptstadt ist Great Salt Lake City, Hauptsitz

der Mormonen, mit 20,000 Einw. Die Mormonen haben außer der Great Salt Lake City (große Salzseestadt) noch andere blühende Niederlassungen in Utah gegründet. Sie bilden trotz der angefeindeten Vielweiberei das Bild einer geschlossenen, moralischen Gemeinde.

Die Mormonen oder Latter-Day-Saints, d. h. heilige des Jüngsten Tags, sind eine religiöse Secte, 1827 von Joe oder Joseph Smith gestiftet. Ueber die Entstehung des „Book of the Mormons" und der Secte der Mormonen ist Folgendes zu berichten. Salomon Spalding oder Spaulding, geb. 1761 zu Ashford in Connecticut, lebte als Geistlicher zu Neu-Salem in Ohio. Durch die zahlreichen, bei Salem sich findenden Grabhügel, in welchen man viele Geräthe, von vergangenen Völkern angefertigt, gefunden hatte, mochte Spaulding wohl auf den Gedanken gekommen sein, eine romanhafte Geschichte jener untergegangenen Völkerschaften zu schreiben, von denen diese Denkmäler und Ueberreste herrühren mögen. Er bediente sich in seiner Schreibweise der biblischen Sprache und führte die hier verschwundenen Völker auf die Stämme Israels zurück. Dies Werk nannte er „The Manuscript Found" und bot es dem Buchhändler Patterson zu Pittsburg zum Druck an. Hier blieb es liegen, wurde aber stillschweigend von einem in der Officin des Herrn Patterson beschäftigten jungen Manne, Namens Sydney Rigdon, copirt und kam so im Jahre 1826 in die Hände Joseph Smiths, der, nachdem er einiges dogmatische und moralische Beiwerk hinzugefügt hatte, mit dem Buche als Prophet auftrat. Im Jahre 1830 wurde das Buch Mormon, oder die goldene Bibel, wie es auch genannt wird, zuerst gedruckt.

Joseph Smith war, beglaubigten Aussagen zufolge, ein leichtfertiger Mensch und windiger Abenteurer. Er wußte sich aber als Prophet Anhänger zu verschaffen. Die neue Secte vergrößerte sich in kurzer Zeit sehr bedeutend und zog, nachdem sie aus Independence und Nauvoo vertrieben war, wo auch Joseph Smith, der Prophet, erschossen wurde, endlich im Jahre 1847 unter Brigham Youngs Leitung, etwa 17,000 Köpfe zählend, nach dem Utahgebiet an den großen Salzsee.

Arizona wurde 1863 aus der westlichen Hälfte von New-Mexico gebildet. Das Gebiet grenzt im N. an Utah, im W. an Californien, im S. an die Republik Mexico und im O. an Nord-Mexico. Hauptstadt ist Tucson. Tubac, ein Ort in silber- und kupferreicher Gegend. Die Apachesindianer sind ein Hinderniß der schnelleren Ausbreitung der weißen Bevölkerung. Im Jahre 1866 schätzte man die Bevölkerung auf 17,000 Einw. — New-Mexico, von Texas, Mexico, Arizona und Colorado eingeschlossen, bedeckt einen Flächenraum von circa 5700 deutschen □M. mit circa 70,000 Einw. Hauptstadt ist Santa Fé, mit 6000 Einw., andere noch bemerkenswerthe Orte sind: Albuquerque am Rio Grande del Norte, der das Territorium von Nord nach Süd durchströmt. Tao und Mesilla, mit 3000 Einw. — Indian Territory wird begrenzt im S. und W. von Texas, im N. von Cansas und im O. von Arkansas. Das Gebiet bedeckt einen Raum von circa 71,000 engl. □M. und hat eine Bevölkerung von 75,000 Seelen.

Neuere Erwerbungen und zerstreute Besitzungen der Vereinigten Staaten.

a. Die aleutischen (spr. ale-ut) Inseln und das ehemalige russische Amerika.

Im Jahre 1868 hat die russische Regierung ihre sämmtlichen Besitzungen auf amerikanischem Boden an die Vereinigten Staaten für 7 Millionen Dollars verkauft. Man sagt, die Regierung selbst hätte bei dem Handel nichts profitirt, denn sie hätte sich wiederum mit der russisch-amerikanischen Compagnie abfinden müssen. Die aleutischen Inseln bilden einen Bogen von der Ostküste Kamtschatkas bis zur gegenüber liegenden Küste Amerikas. Man zählt ihrer an 100, doch sind viele unbewohnt. Sie haben alle ein sehr rauhes Klima, sind felsig, tragen nur Moos und Gesträuch, aber keine hohen Bäume, und auf vielen finden sich feuerspeiende Berge und heiße Quellen. Kartoffeln und Rüben sind fast das Einzige, was noch gedeiht. Die Zahl der Bewohner beträgt kaum 5000 Seelen. Seit der Besitznahme von Kamtschatka veranstaltete die russische Regierung 1725—30 und 1732—43 mehrere Entdeckungsreisen; bei dieser Gelegenheit wurden die aleutischen Inseln 1741 entdeckt. Mehrere Privatleute benutzten diese Entdeckung und den großen Reichthum an Pelzthieren jener Gegenden, besonders an Füchsen und Seeottern. Sie drangen immer weiter vor, bis sie endlich die Nordwestküste von Amerika erreichten und auch hier und auf den nahe gelegenen Inseln sich niederließen. Diese Unternehmungen waren von großen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der armen Eingeborenen begleitet, bis endlich die russische Regierung sich der Sache annahm und die Kaufleute zu einer nach feststehenden Gesetzen geordneten Handlungscompagnie, der schon öfters genannten russisch-amerikanischen, vereinigte und dadurch das Loos jener Unglücklichen wenigstens erleichterte, welche aber dennoch dem Aussterben nahe sind. Man theilte sonst die russischen Besitzungen in diesen Gegenden in: 1) Die Commodore-Inseln oder die Behrings- und Kupfer-Insel; auf ersterer starb der bekannte Seefahrer dieses Namens 1741. 2) Die Aleuten, welche man noch in die eigentlichen Aleuten, und diese wieder in die nahen oder Sasignan-Inseln, Ratten-Inseln und Andrejanow-Inseln, und in die entfernteren (Amerika näher liegenden) oder Fuchs-Inseln theilt. Von letzteren ist die wichtigste: Unalaschka, mit Vulcanen und heißen Quellen, sie hat einen guten Hafen, Iluluk, und etwa 300 Einw. Umnak und Unimak sind ebenfalls wegen ihrer Vulcane und heißen Quellen merkwürdig. Nördlicher liegen noch einige Inseln, darunter Nuniwak, 1821 entdeckt, im S. der Norton-Bucht; vor dieser und am Eingange in die Behringsstraße die von Tschuktschen bewohnte St. Lorenz-Insel. 2) Die kenaiskischen Inseln, an der Küste von Amerika; unter diesen ist Kadjak oder Kodjak, vor dem Fjord Cooks-Einfahrt, die wichtigste. Sie hat über 3000 Einw. Endlich 3) die Niederlassungen auf der Halbinsel Alaschka oder Aliaska, an welche sich die aleutischen Inseln anschließen, und auf der ganzen Nordwestküste von Amerika, von $54^2/_3$ bis über 71° Br. hinaus. Die räumliche Ausdehnung dieser Länder wird auf 24,200 □M. ange-

schlagen; die Bevölkerung soll mit Einschluß der nicht unterworfenen wilden Stämme 54,000 betragen. Auf der Insel Sitka, unter 57°, befand sich die Hauptniederlassung der russisch-amerikanischen Colonien Neu-Archangelsk, am Georgs-Sunde, der Sitz des Oberbefehlshabers dieser Colonien, mit einem Castell, einer Hauptapotheke, einer Bibliothek und 1200 Einw. Das Klima ist hier zwar verhältnißmäßig milde und gleichförmig — der Schnee liegt selten über 3 Monate lang —, aber so feucht, daß kaum etwas Anderes als Kartoffeln gedeihen. Alle diese Gegenden sind wegen des Pelzhandels außerordentlich wichtig.

Das Festland der neuen Besitzungen der Nord-Amerikaner ist noch wenig bekannt. Sein Hauptreichthum sind die Pelzthiere, eins der werthvollsten Pelzthiere auf den Aleuten und dem Festlande von Nord-Amerika ist der Schwarz- oder Silberfuchs (Canis argentatus). Silbrige Felle kosten je nach Schönheit 50 bis 200 Thaler, die kostbarsten Felle sind solche, die ganz schwarz sind und diese werden häufig mit 300 Thalern bezahlt. *)

b. Die virginischen Inseln.

Aus der Gruppe der virginischen oder Jungfrauen-Inseln, eine Inselgruppe, die zwischen den großen und kleinen Antillen liegt, gehörten früher St. Croix, St. Thomas und St. John (St. Jean) dem dänischen Reiche an (Siehe Bd. II. S. 20. 779). Von diesen haben die Vereinigten Staaten St. Thomas (1 □M. mit 13,600 Einw., worunter 5300 Neger) und St. Jean (1 □M. mit 2230 Einw., meistens Neger) im Jahre 1867 durch Kauf an sich gebracht. St. Thomas, die wichtigste, mit gleichnamiger Hauptstadt, war bisher die Hauptstation der englischen Dampfschiffe in Westindien. Die Stadt hat etwa 12,000 Einw., die Insel war seit 1671 dänisch. St. Jan oder Jean mit sicherer Rhede war seit 1717 dänisch.

Im Anschluß an die virginischen Inseln wollen wir hier einer kleinen Felseninsel gedenken, welche schon zu den kleinen Antillen gerechnet wird. Sombrero, seit 1856 von den Vereinigten Staaten in Besitz genommen.

c. Inseln im Stillen Ocean.

Diese Inseln sind zerstreut über einen großen Theil des Oceans. Sie gehören theils schon mit Namen belegten Gruppen an, wie z. B. den Phönix-Inseln, der Unions-Gruppe, viele aber liegen einzeln, und um die politische Zusammengehörigkeit zu kennzeichnen hat Behm, in Petermanns Mittheilungen den sehr passenden Namen „Amerikanisches Polynesien“ eingeführt. Die Amerikaner nennen 48 Inseln, welche sie als Eigenthum von Bürgern der Vereinigten Staaten betrachten. Diese Inseln sind über ein weites Gebiet von etwa 21 Breiten- und 38 Längengraden im Centrum des Oceans zerstreut. Die Inseln liegen im Osten und Norden von den Gilbert-Inseln, Ellice-I., Samoa- oder Schiffer-I., Gesellschafts-Inseln und südlich vom 9° n. Br. Sämmtliche Inseln sind Koralleninseln und ge-

*) Ueber den Rauchwaaren-Handel hat einer der bedeutendsten Rauchwaaren-Handelsherren in Leipzig, Heinrich Lomer, ein empfehlenswerthes Werk geliefert.

hören zu den sogenannten „Atolls“, sie bieten den Amerikanern Guano, von dem es noch fraglich ist, ob er ein bedeutender Handelsartikel werden kann und Cocosnüsse. Von der Insel Fanning ist schon Cocosnußöl in beträchtlichen Quantitäten ausgeführt worden. Mangel an Trinkwasser verhindert permanente Niederlassungen. Selbst auf den größeren Inseln wie Palmyra und Christmas (Weihnachts-Insel), giebt es kein gutes Trinkwasser.

Nachtrag.

Bei der von Jahr zu Jahr steigenden Wichtigkeit der nordamerikanischen Freistaaten für Europa und die ganze Welt dürfte es nicht unangemessen sein, noch einige Betrachtungen anzustellen.

Den Nationalcharakter der Nord-Amerikaner zu schildern ist nicht nur viel schwieriger als bei jedem anderen Volke, sondern fast unmöglich. Denn wie kann man fest begrenzte, historisch gewordene nationale Grundzüge in einer Bevölkerung erwarten, welche aus Personen so vieler Nationen der Welt, aus Engländern, Schotten, Iren, Holländern, Italienern, Franzosen, Dänen, Norwegern, Schweden, Polen, Magyaren und Deutschen aller Stämme, sowie außerdem aus Ureinwohnern und Negern besteht? In diesem ethnographischen Panorama trifft man hier und da noch den Nationalcharakter der Eingewanderten in ziemlicher Reinheit, in Virginien noch den Gentleman aus dem Zeitalter der Elisabeth, in Philadelphia noch den Quäker aus den Tagen des William Penn, in Ost-Pennsylvanien den Pfälzer und Schwaben aus dem vorigen Jahrhundert, in Neu-England noch den Puritaner aus den Zeiten Cromwells, in New-Jersey den ächten Holländer, in Süd-Carolina den Hugenotten und französischen Edelmann des 17. Jahrhunderts; aber trotzdem existiren bestimmte Grundzüge eines amerikanischen Nationalcharakters, der allmälig alle fremden Elemente in sich assimilirt. Der Grundstock desselben ist englisch, ein Product der angelsächsischen Race, aber flüssiger als in dem Heimathslande. Es ist der zur Weltherrschaft bestimmte Charakter, der Trieb nach fester Freiheit unter der Herrschaft des Gesetzes, freie Selbstbestimmung und Selbstherrschaft, die Demokratie. „Hilf dir selbst!“ ist sein Sprichwort. Der Anglo-Amerikaner, der ächte Yankee, haßt jede Art von Autorität, die historische, die religiöse, die politische (die Kinder leider oft auch die väterliche), obgleich man trotzdem — als unvermittelten Widerspruch — viel Buchstabenglauben findet; aber wegen jenes Hasses ist Nord-Amerika das Land der Ketzereien, das „Paradies der Secten“. Dagegen besitzt der Amerikaner eine ungemeine Liebe zu materiellen Dingen. Der allmächtige Dollar regiert Alles. „Wie viel ist der Mann werth?“ heißt: wie viel Dollars sind in seinem Besitz? Daß ein großer Mann arm sein könne, begreift Niemand. Die Aristokratie des Reichthums ist die oberste. Die Sucht reich zu werden läßt dem Amerikaner keine Ruhe; er thut Alles in Eile.

Der Deutsche übertrifft den Engländer und Anglo-Amerikaner an Tiefe des Gemüths und Innerlichkeit, diese jenen an praktischem Geschick, Charakterfestigkeit und Unternehmungslust, die oft in Tollkühnheit ausartet, der nichts unmöglich scheint. Eine Eisenbahn vom Mississippi nach Californien zu bauen, dünkte ihm eine Kleinigkeit, und daß es so ist, hat er durch den Bau derselben bewiesen. — „Die nicht englischen Elemente, die der Holländer, Franzosen, Deutschen ꝛc., modificiren diesen Charakter. Das deutsche Gemüth schmilzt die Härte des Engländers und erzeugt Menschen, welche die Vorzüge des Deutschen und Engländers in sich vereinigen. Wie sich vor vielen Jahrhunderten der Charakter des Engländers durch Amalgamation britisch-celtischer, angelsächsisch-germanischer, normännisch-französischer Stämme gebildet hat, so bildet sich allmälig und immer deutlicher ein amerikanischer Nationalcharakter aus. Das Land ist das Grab sämmtlicher europäischer Nationalitäten, aber das Phönixgrab, aus welchem sie verklärt und mit einem wesentlich anglo-germanischen Charakter zu neuem Leben und zu neuer Thätigkeit auferstehen werden" *).

Das gesellige Leben ist theils freier, theils gebundener als in Europa. „Ländlich — sittlich." Das häusliche Leben ist geregelt und gesittet; die dienende Classe ist viel freier als in Europa und erhält viel höheren Lohn. Bekannt ist der tiefe Respect des Amerikaners vor dem weiblichen Geschlecht. Man hat das Land daher den „Frauenhimmel" genannt. Nur Einwanderer muthen den Frauen grobe Arbeiten außerhalb des Hauses zu. Die weibliche Erziehung aber ist meist noch sehr oberflächlich. Die Durchschnittsbildung ist aber trotzdem in vielen Staaten dort größer als in Europa. Republikanische Institutionen wirken nivellirend, die Unterschiede ausgleichend. Man strebt aber nach praktischer Bildung, die freilich oft nichts Anderes ist, als „Abrichtung zum Geldmachen". Streng-kirchlichen Sinn findet man fast überall. Das tägliche Tischgebet, Morgen- oder auch Abendandachten vermißt man in wenigen Familien.

Von einem so jungen Staate wie Nordamerika und von einer Bevölkerung, die hauptsächlich noch der Beschaffung der materiellen Basis des Lebens hingegeben ist, darf man keine Vertiefung in die Gelehrsamkeit erwarten, da sie naturgemäß mit der Erwerbung praktischer Kenntnisse, namentlich mit den Naturwissenschaften und der Technik beschäftigt sein wird.

Der Nord-Amerikaner sieht nicht auf Genuß, sondern auf Arbeit; die Unruhe, die Thätigkeit, die Schaffenslust ist sein Element. Die Gemüthlichkeit ist da nicht zu Hause. Der Kaufmann von New-York wird verdrießlich, wenn er durch Ansprache auf der Straße ein paar Minuten verliert. Wer nicht arbeiten, seine Tage in Müßiggang vergeuden will, hüte sich, dorthin auszuwandern. Nur der rastlos Thätige hat dort eine Zukunft, aber auch eine fast gesicherte. Ein Reisender schildert die Amerikaner mit den Worten: „zäh wie Gummi, unwiderstehlich wie ein Steinbohrer, in allen Sätteln gerecht."

Trotz der vorherrschenden Richtung aufs Praktische herrscht in den

---

*) Amerika ꝛc., von Dr. Ph. Schaff, Berlin 1854, S. 32.

Städten, hin und wieder, unter einer Masse von Menschen auch auf dem Gebiete der Wissenschaften die äußerste Rührigkeit. Sie haben Interesse für alle Zweige höherer Geistesbildung und Tausende unterstützen diese Bestrebungen oft mit mehr als fürstlicher Liberalität. Die Bildungsanstalten vermehren sich von Monat zu Monat. Für die Elementarbildung wirken die Staats- oder Nationalschulen, die man in allen Staaten findet und welche Kinder aller Confessionen aufnehmen. Die meisten sorgen durch Freischulen für die Grundbildung aller Kinder. Schulzwang findet jedoch nicht statt. Tausende von Lehrerinnen betheiligen sich an der Erziehung der Kinder. In Sonntagsschulen wird denselben Unterricht in den betreffenden Katechismen ertheilt. Die höhere Bildung beginnt in den sogenannten lateinischen Schulen und Akademien und wird in den Collegien fortgesetzt, welche die deutschen Universitäten zum Theil ersetzen. Eine vollständige Universität in deutschem Sinne existirt in Nord-Amerika noch nicht. Die unbeschränkte Freiheit der deutschen Studenten hält man dort für zweckwidrig und gefährlich. Die Collegienstudenten bilden sich vorzugsweise für das praktische, auch für das parlamentarische Leben. Unter ihnen trifft man auch junge Kaufleute, Landeigenthümer &c.

In Philadelphia existirt ein Institut zur Bildung weiblicher (Medicin-) Doctoren oder Doctorinnen. Die Geistlichen werden jetzt meist in Predigerseminaren gebildet, deren jede Secte eins oder mehrere hat; einige Staaten haben bereits Schullehrerseminare errichtet. Von Staatswegen geschieht für die einzelnen Confessionen oder, wie man sie dort nennt, Denominationen nichts. Alles ist den einzelnen Secten überlassen. Von ihrer Thätigkeit wird die Meinung, daß absolute Freiheit der Religion — Trennung der Kirche vom Staate — der Religiösität, dem kirchlichen Sinne Schaden bringe und zum Indifferentismus verleite, widerlegt. Nirgends in der Welt herrscht so viel kirchlicher Sinn als in Nord-Amerika. Die Toleranz ist zwar dem Princip nach allgemein anerkannt; aber trotzdem herrscht in einzelnen Secten und ihren Führern (Pfaffen) nicht selten ein fanatischer Geist. Das Princip der Toleranz geht übrigens nicht von der Gleichgültigkeit gegen die Religion aus, sondern hat eine religiöse Basis. Daß die ersten Ansiedelungen von christlich-religiösen Motiven, von puritanischen „Pilgervätern" ausgingen, hat dem ganzen Leben ein kirchlich-religiöses Gepräge gegeben, dessen Wesen der protestantische, hauptsächlich der protestantisch-reformirte Geist ist. Der Romanismus hat erst in neuerer Zeit angefangen, Boden zu gewinnen. Jener Geist aber stimmt allein mit den republikanischen Ordnungen, zu dem Princip der freien Selbstbestimmung, befreit von äußerer Autorität. Der Staat selbst hat als solcher keine Confession, die Kirchen besitzen keine anderen als sittliche Mittel. Trotzdem haben die meisten Staaten strenge, man muß sagen: unvernünftig strenge Gesetze über die Sonntagsfeier gegeben, die überall sehr streng beobachtet wird. Der Gesetzgebung der Union ist es verboten, sich in religiöse Angelegenheiten zu mischen. Der Quäker folgt ganz frei dem Leitstern des „inneren Lichtes", der strenge Methodist läßt sich von den Anhängern seines Systems zur „Angst- oder Bußbank" verurtheilen, bis das neue Leben zum „Durchbruch" kommt, und so kann jede Secte sich nach Belieben constituiren.

Der religiöse Fanatismus hat sich in der gewaltsamen Vertreibung der Mormonen, in der grausamen Ermordung des Stifters dieser Secte, gezeigt, und in den einzelnen Secten wird gegen Angehörige, selbst Geistliche, oft eine große Strenge, Ausschließung und Excommunication, geübt. Die Geistlichen wie die Lehrer sind einer sehr strengen Beurtheilung ausgesetzt, werden zum Theil auf ein oder mehrere Jahre gedungen, unterstützt, wenn sie der Partei dienen, oder vertrieben, wenn sie es nicht thun. Nord-Amerika ist — mit Ausnahme der griechischen Kirche — der Sammelplatz aller europäischen Kirchen und Secten, in welchen der Protestantismus das progressive Princip der Geschichte, das „Christenthum in Bewegung" darstellt. Zur englischen Gruppe gehören die Congregationalisten, die Presbyterianer, die Episcopalen, die Quäker, die Methodisten und Baptisten; zur deutschen Gruppe die lutherische, die reformirte und die unirte Kirche. Die holländischen Reformirten stehen den Presbyterianern am nächsten. Alle diese Parteien gehören zum evangelisch-orthodoxen Protestantismus. Eine eigene Gruppe bilden die Anhänger des religiösen Radicalismus, die Universalisten und die Mormonen. Der Romanismus hat erst durch die Masse der Einwanderer aus Irland, die zur rohesten Classe der nordamerikanischen Bevölkerung gehören, eine gewisse Macht erlangt.

Kurz, Nord-Amerika ist das Land der freien Bewegung auch in religiöser Beziehung. Kein Mensch wird gezwungen, sein Kind taufen oder confirmiren zu lassen, kein Staatsamt ist von einem kirchlichen Bekenntniß abhängig, und kein Mensch wird gezwungen, zu irgend einem Kirchensystem einen Pfennig beizutragen (das sogenannte „Freiwilligkeitssystem" herrscht allüberall). Die Constitution verbürgt Jedem volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, und jeder religiös Bedrängte findet dort ein schützendes Asyl. Deswegen existirt nirgends mehr Interesse und Opferfreudigkeit für Glauben, Religion und Kirchlichkeit als dort. Die Freiheit ist auch der wahren Religiosität günstig. Wo sie existirt, da ist, da die Menschen verschieden sind und ewig bleiben werden, eine Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen die unausbleibliche Folge. Wer darum in der Einförmigkeit und Einheit das Heil erblickt, darf keine Freiheit gestatten. Die Trennung der Kirche vom Staate und die Selbstständigkeit jener ist keine Lossagung der Nation vom Christenthum, sondern eine Unabhängigkeitserklärung oder Emancipation der Kirche. Das christliche Bekenntniß gewinnt dadurch als Ausdruck des Volkscharakters nicht weniger, sondern mehr Gewalt über die Gemüther der Menschen. Hofgunst und Polizeiregiment sind unfähig, Aehnliches zu bewirken. In New-York giebt es nach Verhältniß der Bevölkerung viel mehr Kirchen als in Berlin. — Juden existiren auch in Nord-Amerika, sie sind so frei wie jeder Andere; aber sie kommen dort nicht recht auf, weil der Yankee sie an Rührigkeit und Klugheit oder auch Schlauheit übertrifft.

In Europa, namentlich in Deutschland, hört man nicht selten noch die exaltirtesten Ansichten über das Leben, die Einrichtungen und den Charakter der Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten aussprechen. Die Einen erheben sie, als den Sitz, wenn nicht des jetzigen, doch des künftigen Paradieses, in den Himmel, die Anderen verdammen sie als den Wohnort der Hölle. Die politische und kirchliche Parteistellung ist eine Hauptursache

dieser die Wirklichkeit verfälschenden Urtheile. Die Hauptvorwürfe, die man den Vereinigten Staaten macht, sind: der Materialismus, der Radicalismus und das Sectenwesen. — Daß der Materialismus, das Rennen und Jagen nach irdischen Besitzthümern, die Anbetung des „allmächtigen Dollars“ dort eine größere Bedeutung hat, als in dem alten Europa, wo jeder Quadratfuß Land bereits seinen Besitzer hat und nur in seltenen Ausnahmefällen „großes Glück“ gemacht werden kann, ist sehr natürlich und erklärlich. Will man aber auch gerecht sein, so muß man diesem Streben den Sinn für Anstalten der Humanität aller Art entgegenhalten, der in Wahrheit bei den Nord-Amerikanern in höherem Grade zu finden ist als bei irgend einer Nation der Welt. Alles, was sie in dieser Art besitzen, ist das Werk des Privatpatriotismus, der sie zu den größten Opfern willig macht. — Der Radicalismus, die principielle Neigung zu Umänderungen und Umwälzungen, hat dort ein freieres Gebiet als anderwärts, und man darf sich daher über seine Erscheinung gar nicht wundern. Der unbedingte Gebrauch der Freiheit verleitet exaltirte Köpfe und Abenteurer zum Mißbrauch derselben. Aber bis jetzt ist er den öffentlichen Freiheiten noch nicht gefährlich geworden, Dank dem tiefgewurzelten gesetzlichen Sinne der angelsächsischen Race und der Macht der öffentlichen Sitte. Die Ausschweifungen brechen sich an dem gesunden Sinne der unendlichen Mehrzahl der Bewohner, und wo kein Despotismus, keine reactionäre Camarilla zu fürchten ist, da fehlt dem Radicalismus der Boden. Ein paar Constabler halten dort Versammlungen von vielen tausend Menschen in Ordnung, während man in europäischen Städten ganze Regimenter dazu kaum für ausreichend erklären würde.

Endlich erblicken viele Europäer in dem Sectenwesen einen Beweis des Unglaubens, der Irreligiosität und der Willkür. Wenn römische Katholiken, die an dem Dogma der „Einheit der Kirche“ festhalten, so urtheilen, so hat man sich darüber nicht zu wundern; wenn aber Protestanten jene Erscheinung unbedingt beklagen, so beweisen sie dadurch, daß sie von Religionsfreiheit, von dieser „Freiheit aller Freiheiten“, von der wahren Religion in dem Herzen des Menschen, die mit seiner ganzen übrigen Bildung harmonirt, kurz von ächtem Protestantismus keinen Begriff haben. Wo wirklich religiöse Freiheit gestattet ist, da ist das Zerfallen der dogmatischen Einheit, die Bildung von Religionsgesellschaften nach dem inneren Drange der Menschen, kurz, was man mit schlechtem Worte das „Sectenwesen“ genannt hat, eine nothwendige Folge. Wer es nicht will, darf keine Religionsfreiheit gestatten, d. h. muß auf eins der letzten und höchsten Güter des Menschen verzichten. Das „Sectenwesen“ der Nord-Amerikaner ist viel mehr ein Beweis ihres Interesses und ihres Eifers für Religion und kirchliche Gemeinschaften, als das Gegentheil. Die Entwicklung einer höheren Einheit darf, wenn sie in der Natur der Dinge begründet ist, von der freien Bewegung in der Zukunft erwartet werden. Die Religion gedeiht, wie alles Andere, am besten in der Atmosphäre der Freiheit, und die absolute Trennung der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse hat die schönsten Folgen für die Wahrheit der Religion und die Wahrhaftigkeit des Menschen gezeitigt. Die Einheit der Kirche oder der Kirchen, namentlich der protestantischen, ist, so sehr sie auch gepriesen und so oft sie noch

proclamirt wird, in Wahrheit eine Chimäre. Zur Wahrheit wie zur Schönheit des Lebens auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit gehört nicht die Uniformität und Conformität, sondern die Mannigfaltigkeit der Formen und Gestalten, welche eine höhere Einheit in Geist und Gesinnung nicht ausschließt.

Zu den Klagen über die Bewohner der „Union" gehören: 1) Die Klage über den Fanatismus der „Temperenzler", der es dahin gebracht hat, das in Maine entstandene Verbot des Verkaufs von Spirituosen auszubreiten, dadurch das (republikanische) Recht der freien Selbstbestimmung zu beschränken und der Sonntagsfeier den höchsten Grad der Puritaner-Strenge zu verleihen. 2) Die Klage über die Zunahme des Fanatismus vieler Geistlichen, auch solcher, welche der protestantischen Kirche angehören, die Zunahme ihrer Herrschsucht und gleichzeitig die Zunahme ihrer Abhängigkeit von den Reichen und ihre Sucht, die confessionelle Beschränktheit zu verewigen und freiere Richtungen zu verfolgen. 3) Die Klage über die Zunahme des Zerfallens der Bewohner der Union in politische Parteien, die damit verbundene Zunahme des Bestechungssystems bei den Wahlen, und die Klage über den Mangel einer auf dem Grunde der unübertrefflichen Grundsätze der ursprünglichen Verfassung der Union stehenden, dieselben ausbildenden, jedem Zwang entgegentretenden, jede Art freier Entwicklung begünstigenden Partei. Gewiß ist es dort an der Zeit, an die Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung im Sinne Washingtons, Franklins, Paines, Jeffersons und der übrigen Väter der Republik zu erinnern und die Gedanken an ihre unsterblichen Thaten lebendig zu erhalten; gewiß ist es an der Zeit, die Nord-Amerikaner zu erinnern, daß die äußere Freiheit wesentlichst durch die innere Befreiung von Eigennutz, Habsucht, Wahn und Aberglauben, durch das Streben nach höheren Gütern, als Länderbesitz und Reichthum aller Art sind, durch Selbstbeherrschung und republikanische Tugenden geführt und gefördert wird; aber trotz aller Mängel darf man den Fortschritt für gesichert erachten, weil die Freiheit gesichert ist.

Genug. Auch in Nord-Amerika ist noch Vieles zu verbessern; Klagen mögen gerecht sein, aber die meisten Vorwürfe, die man ihm macht, sind ungerecht. Auf seinem Boden strömen Völker aller Art zusammen; was Wunder, daß sie die Tugenden und Laster ihrer Heimathländer mitbringen; was Wunder, daß ein Jünglingsland noch nicht die Resultate des Mannes- und Greisenalters aufzuweisen hat? Aber der müßte mit Blindheit geschlagen sein, der nicht einsehen wollte, daß Nord-Amerika, welches nicht blos an die beiden größten Weltoceane anstößt, sondern auch seine Arme bis nach Afrika und Asien hinaus erstreckt, die Tafeln seiner Geschichte, unterstützt von der Locomotive, welche den Raum verringert, und von dem Telegraphen, der die Zeit vernichtet, einst mit Großthaten bedecken werde, kurz, wie man zu sagen pflegt, ein Land der „Zukunft" ist und sein werde. In richtigem Vorgefühl, daß ihnen unter den Staaten Amerikas in der Weltgeschichte die Hauptrolle zufallen wird, nennen sich die Bewohner des nordamerikanischen Freistaates schlechthin „Amerikaner". Providentiell scheint ihnen die Aufgabe zu werden, die Cultur Europas über den ungeheuren Welttheil auszubreiten und dieselbe über den Großen Ocean hinüber nach den östlichen Staaten Asiens zu tragen. Gut Heil!

IV. Die Republik Mexico.

(Mexico oder Mejico.)*)

Erst 1517 und 1518 machten die Spanier von Cuba aus die ersten Versuche gegen dieses Land, welche indeß von den tapferen Bewohnern der Küste Yucatan zurückgewiesen wurden. Dem Hernando Cortez, 1485 geboren, war es vorbehalten, mit einer geringen Macht von 11 kleinen Schiffen, die er in Cuba ausrüstete und welche 508 Fußsoldaten und 16 Reiter mit 14 kleinen Geschützen trugen, ein mächtiges Reich mit der Krone Spanien zu vereinigen. Die Einwohner von Mexico hatten seit 1160, wo ein aus dem Norden kommender Stamm, die Azteken, und früher noch, um die Mitte des 7. Jahrhunderts n. Chr., die Tolteken, ebenfalls von N. her eingewandert, sich unter ihnen niedergelassen und die Herrschaft an sich gerissen hatte, bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht. Letzteren werden vorzugsweise die zahlreichen Trümmer von Städten, Tempeln, Palästen 2c. zugeschrieben; sie besaßen eine Hieroglyphenschrift und hatten ein Sonnenjahr. Die Fürsten der Azteken, besonders die von Tenochtitlan oder Mexico, welche sich die meisten toltekischen und aztekischen Staaten unterworfen hatten, herrschten unumschränkt, drückten aber das Volk, welches noch seine angestammten Kaziken oder Oberhäupter hatte, so gewaltig, daß mehrere dieser unterjochten Oberhäupter den Einbruch der Spanier als eine günstige Gelegenheit ergriffen, das Joch abzuwerfen, und den Spaniern ihre Eroberung nicht wenig erleichterten. Cortez landete 1519 in dem Hafen, welcher jetzt S. Juan de Ulloa heißt, und zeigte seinen unerschütterlichen Muth gleich anfangs dadurch, daß er seine Schiffe vernichten ließ, um seinen Gefährten nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod zu lassen. Nach einem Siege über die tapferen Bewohner von Tlascala, welche die treuesten Bundesgenossen der Spanier wurden, rückte er in Mexico selbst ein, wo er mit Ehrfurcht aufgenommen wurde, aber bald darauf den unglücklichen

*) Spr. Mêchico. In allen spanischen Wörtern und Namen werden x und j wie unser ch, ch wie tsch, ll wie lj, das z wie ein scharfes ſ, ñ zwischen zwei Vocalen wie nj gesprochen.

Kaiser Montezuma, der ihn besucht, als Gefangenen zurückbehielt. Ein kleines spanisches Heer, welches der Statthalter von Cuba gegen Cortez, den er des Verraths beschuldigte, ausgesendet, trat, von ihm gewonnen, unter seine Fahnen. Dennoch mußte er, in Mexico vom Volke mit Wuth angegriffen, welches selbst den zum Frieden ermahnenden Montezuma mit Steinwürfen tödtlich verwundete, diese Stadt 1520 mit Verlust von mehr als 450 Spaniern verlassen. Noch im nämlichen Jahre aber rückte er nach mehreren Siegen vor Mexico, welches erst nach einer 75-tägigen Belagerung am 21. August erobert ward. Der letzte Kaiser Guatimozin ward, um seine verborgenen Schätze von ihm zu erfahren, unwürdig gefoltert und gehangen. Das ganze Reich fiel nun nach und nach in die Gewalt der Spanier, und die unglücklichen Mexicaner traf Jahrhunderte lang ein hartes Loos. Das Land ward mit seinen Bewohnern an die Gefährten des Eroberers, an Klöster und andere Begünstigte vertheilt und die Einwohner als Leibeigene behandelt. Es ward unter dem Namen eines Vice-Königreichs Neu-Spanien von Vicekönigen beherrscht, welche in den letzteren Zeiten alle 5 Jahre wechselten. Erst mit dem 18. Jahrhundert ward das Loos der Eingeborenen verbessert; die Encomiendas oder die Vertheilung der Grundstücke sammt den Bewohnern wurden aufgehoben, und die Zahl der Indianer, welche von 8 Millionen nach der Eroberung bis auf weniger als 2 Millionen herabgekommen waren, hat seitdem wieder angefangen sich zu heben. Indeß hatte sich aber auch die Zahl der freien Farbigen und der Kreolen, d. h. der in Amerika von europäischen Eltern Geborenen, gegen die der Chapetones (spr. tschap.), d. h. in Europa geborenen Spanier, außerordentlich vermehrt, und jene ertrugen es schon längst mit Erbitterung, daß alle Aemter und Würden nur den National-Spaniern zu Theil wurden. Schon 1810 brachen die ersten Unruhen aus, welche indeß noch gedämpft wurden. Unwiderstehlich aber war die Bewegung von 1821, wo der Vicekönig selbst gezwungen wurde, die Unabhängigkeit des Reiches anzuerkennen. Bald darauf schwang sich der General Iturbide als Kaiser auf den Thron, konnte sich aber nur bis 1823 erhalten, wo er genöthigt ward, abzudanken, und mit dem Versprechen, in Italien zu leben, eine anständige Pension erhielt. Ein Versuch 1824, den Thron wieder zu erobern, endete mit seinem Tode; er ward unmittelbar nach seiner Landung erkannt, ergriffen und erschossen. Seit dem 29. December 1824 hatte Mexico eine der nordamerikanischen ähnliche Verfassung angenommen. Die vereinigten mexicanischen Staaten, 29 an der Zahl, nebst einigen Territorien oder Gebieten, hatten jeder eine unabhängige Einrichtung, wurden aber durch den Congreß verbunden, welcher aus einem Senate und einer Deputirtenkammer bestand. An der Spitze des Ganzen stand ein auf 4 Jahre gewählter Präsident. 1834 warf der Präsident Santana die bestehende Verfassung über den Haufen, setzte eine einzige untheilbare Republik an ihre Stelle, verwandelte die bisherigen souveränen Staaten in Departamientos, machte sich selbst zum obersten Chef der Regierung des Landes und herrschte als Dictator, was Texas und später (1841) Yucatan veranlaßte, sich loszureißen. Vergebliche Versuche wurden gemacht, diese wieder zu unterwerfen. Die Einverleibung von Texas in die nordamerikanische Union ward selbst Veranlassung zu einem Kriege, welcher mit der Abtretung von Texas, Ca-

lifornien und Neu-Mexico endigte. Ein Aufstand gegen Santana führte 1844 zur Einsetzung des Generals Herrera, welcher den Santana zwang, sich nach Cuba zurückzuziehen. Nachdem unter Herrera 1845 Texas den Vereinigten Staaten einverleibt worden, führten Streitigkeiten zwischen Texas und Mexico zu einem neuen Kriege. Santana war wieder zurück gekehrt, 1847 zum Dictator erwählt, von den Amerikanern aber mehrmals besiegt worden. General Scott nahm die Stadt Mexico am 15. September desselben Jahres mit Sturm und zwang die Mexikaner zum Frieden vom 2. Februar 1848 zu Guadalupe-Hidalgo. Es folgte nun bis 1861 eine Periode innerer Kämpfe zwischen den verschiedenen Parteiführern, welche einen häufigen Wechsel der Präsidenten zur Folge hatte. Bald Herrera, Santana, Arista, Cavallos, Carrera, Alvarez und Comonfort bis endlich Juarez im Juni 1861 zum Präsidenten erwählt und mit unbeschränkter Dictatur bekleidet wurde. Differenzen mit Spanien, Frankreich und England führten zu einer gemeinsamen Action der genannten Mächte gegen Mexico, welche zunächst 1862 zu der Convention von Soledad, welche von Spanien und England angenommen wurde, führte. Die Franzosen aber, andere Pläne verfolgend, führten den Krieg mit Mexico fort, landeten eine größere Armee und eroberten nach verschiedenen von den Mexicanern erlittenen Niederlagen doch endlich 1863 die feste Stadt Puebla und hielten am 5. Juni ihren Einzug in die Stadt Mexico. Der französische Marschall Forey schaffte durch Decret eine oberste Regierungs-Junta. Dieselbe ernannte eine provisorische Regierung und eine Versammlung der Notabeln. Letztere proclamirte die erbliche, beschränkte Monarchie unter dem Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich als Kaiser, welcher die ihm am 3. October 1863 in Miramar durch eine Deputation angetragene Krone am 10. April 1864 annahm, nachdem die Majorität des mexicanischen Volkes (wie man sich auszudrücken beliebte) dafür sich ausgesprochen hatte. Das Drama, welches unter Direction der französischen Regierung hier aufgeführt wurde, ist zu neu und noch in aller Gedächtniß und wir mögen es deshalb mit Schweigen übergehen. Der Kaiser gerieth in die Gefangenschaft der Republikaner und wurde gleichzeitig mit den beiden Generalen Miramon und Mejia am 19. October 1867 zu Queretaro erschossen. Mit dem Fall des Kaisers fiel auch das durch Napoleon künstlich geschaffene Kaiserreich Mexico und die Republik Mexico unter der Präsidentschaft des Juarez war wieder hergestellt, denn Juarez wurde 1867 wiedergewählt, und noch heute (1869) steht er an der Spitze des Landes.

Mexico wird begrenzt: im N. von den Vereinigten Saaten; im W. und S. vom Großen Ocean, welcher hier den Meerbusen von Californien oder das Rothe Meer (Mar Bermejo) bildet; im SO. von Guatemala, und im O. von dem Mexicanischen Merbusen, dessen südlichster Theil den Meerbusen von Vera Cruz und die große Campeche-Bai bildet, und von den Vereinigten Staaten (Texas). Es umfaßt mit den von freien Indianern bewohnten wüsten Gegenden im N. 35,365 □M. Das Gebiet des mexicanischen Staates erstreckt sich noch immer vom 15 bis zum 32° n. Br. Doch fehlt noch viel, daß die nördlichen Gegenden ganz von Weißen besetzt wären, vielmehr hausen noch in einem bedeutenden Theile derselben, namentlich in Sonora, vollkommen freie Indianerstämme. Die Küste am Mexica-

nischen Meerbusen ist fast überall mit Lagunen und davor liegenden Sanddünen besetzt, welche die Annäherung großer Schiffe hindern; überhaupt will man eine starke Versandung dieser Küste und eine Abnahme des Meeres bemerken. Auch die Westküste hat nur wenig gute Häfen. Mexico besitzt weder viele noch große Flüsse; die ansehnlichsten entspringen auf dem Plateau von Neu-Mexico, der Rio del Norte ist jetzt nur noch Grenzfluß gegen Texas und der Rio Colorado del Occidente, der sich in den Golf von Californien ergießt, liegt jetzt schon außerhalb des Gebiets. Außer diesen uns schon bekannten Gewässern hat Mexico mehrere bedeutende Binnenseen, wovon der Chapála (tschapala), 57 □M. groß, im Staate Xalisco der größte, die kleineren im Thale von Mexico die bekanntesten sind; viele größere, aber fast gänzlich unbekannte, salzhaltige, finden sich in dem noch wenig besuchten nördlichsten Theile des Landes. Das Innere von Mexico bildet ein sehr hohes Plateau, die Hochebene von Anahuac, von 6000′ bis über 8000′ mit geringen Unterbrechungen; auf demselben erheben sich, besonders in der Gegend der Stadt Mexico, bedeutende Schneeberge, welche Vulcane sind und wovon einige über 16,000′ Höhe erreichen; ihre Ausbrüche sind selten, der letzte fand 1759 statt, wo ein Berg, der Vulcan von Jorullo, 3700′ hoch, entstand. Im nördlichen Theile nehmen die Cordilleren wieder mehr Kettengestalt an; zwischen ihnen liegen die hohen Plateauflächen von Durango und Sonora. Die Abfälle der Hochebene nach den Küsten sind nach beiden Seiten anfänglich sehr milde, so daß die ganze Ebene der Anlage von Straßen kein Hinderniß bietet; dann aber fallen sie in mehreren sehr steilen Terrassen nach der Küstenebene herab, wodurch das Land von dieser aus schwer zugänglich wird und die Anlage von fahrbaren Straßen große Schwierigkeiten fände; beide Küsten sind zum Theil sandig, sumpfig und sehr ungesund. Die Hochebene hat nur Wald an den Hügeln und Bergen, übrigens ist sie fast baumlos, an vielen Stellen dürr, mit geringer Vegetation; nur die Thäler und die Abhänge nach den Küsten bieten die trefflichste Vegetation dar. Hierauf gründet sich auch die alte Eintheilung des Bodens in tierras calientes (heiße Länder), an den Küsten, von 8—900′ über dem Meere; t. templadas (gemäßigte), an den Abhängen, von 4—5000′ Höhe, und t. frias (kalte), auf der Hochebene, welche in der That ein für ihre Lage strenges Klima hat; über den 30. Grad hinaus hat man im Winter schon wirkliche Kälte. In der Stadt Mexico fällt das Thermometer fast nie auf den Gefrierpunkt, und die Hitze steigt nicht leicht über 24°. Die Regenzeit dauert daselbst von der Mitte Mai bis Ende September; die übrigen Monate sind überaus heiter, aber die große Verdünnung der Atmosphäre in solcher Höhe (über 7000′) bringt häufige Brustübel hervor. Die nördlichen Hochländer leiden an großer Trockenheit. Orkane an den Küsten und Erdbeben sind sehr gewöhnliche Erscheinungen.

Producte.

Das Plateau von Anahuac hat im Allgemeinen außerordentlich fruchtbaren Boden; nördlicher trifft man dagegen viele öde Gegenden, zum Theil

periodisch trockene Savannen und im Ganzen wenig anbaufähiges Land. — Aus der sehr großen Zahl von Producten aller Art, woran Mexico reich ist, wählen wir nur diejenigen, welche diesem Lande vorzugsweise eigenthümlich sind. Dahin gehören an Thieren, außer einer Menge Affenarten, Beutelthieren, der Tapir, das Faulthier, mehrere Gürtelthiere, Alligatoren oder Krokodile, Schildkröten, Schlangen, mehrere schöne leuchtende Käfer, vorzüglich aber die Cochenille, Coctus cacti, eine Art von Schildläusen, welche am besten auf dem Nopal, Cactus Opuntia, aber auch auf anderen Cactusarten gedeiht. Die Pflege dieses Insects, welches die bekannte schöne rothe Farbe liefert, wird mit großer Sorgfalt betrieben; man streut den sogenannten Samen auf die Pflanzen und hält drei Ernten alle Jahre; die abgenommenen Thiere werden in heißem Wasser oder in der Sonne getödtet. Im Staate Oaxaca wird diese Cultur am meisten betrieben. Der Meerbusen von Californien liefert Perlen. — Unter den aus Europa eingeführten Thieren nimmt das Pferd den ersten Rang ein. Die mexicanischen Pferde sind ausgezeichnet an Kraft, Dauer, Gelehrigkeit; man bedient sich ihrer fast nur zum Reiten, statt der Zugpferde werden meistens Maulthiere gebraucht. — Die Terrassengestalt in dieser Zone bewirkt, daß in diesem Lande sowohl nordische Culturgewächse als tropische Nahrungspflanzen gezogen werden, und Landbau ist eine der wichtigsten Beschäftigungen der Einwohner. An Pflanzen ist die Vanille, eine Schlingpflanze, deren Schoten das bekannte Gewürz abgeben, in Mexico einheimisch; die beste wird an den östlichen Abhängen der Gebirge gezogen; sie findet sich aber auch wildwachsend. Ferner der Cacao, dessen Anbau jetzt vernachlässigt wird, aber schon zu den Zeiten der Azteken bekannt war, welche ein der Chocolade ähnliches Getränk daraus bereiteten; auch ist dieser Name mexicanischen Ursprungs. An Medicinalpflanzen bringt Mexico die Sassaparille und Jalape hervor. Die Wälder liefern mehrere edle Holzarten, namentlich das Mahagoni- und das Campecheholz. Vor der Ankunft der Europäer bauten die Mexicaner schon den Mais und die Kartoffeln. Ebenso kannten die Mexicaner schon den Anbau der Banane oder des Pisang und des Manioc, einer Wurzel, deren mehlartige Substanz, nachdem ihr giftiger Saft durch Auswaschen fortgeschafft worden, ein treffliches Nahrungsmittel giebt. Aus dem Safte einer Aloe (Agäve americana) oder Maguey bereiteten sie ein noch jetzt unter ihnen übliches berauschendes Getränk, Pulque genannt. Ehe die Pflanze zur Blüthe kommt, was gewöhnlich erst im 10. Jahre geschieht, schneidet man das Herz 1—2′ tief heraus. In dieser Vertiefung sammelt sich der Saft so reichlich, daß er alle Tage zwei- bis dreimal herausgeschöpft werden muß; dies geschieht während 2 bis 3 Monate, so daß eine starke Pflanze 2—3000 preußische Maß Saft giebt. Anfänglich ist dieser Saft süß, geräth aber schnell in Gährung und wird dann weniger lieblich, aber sehr berauschend. Von Wichtigkeit ist auch die Cultur des Indigo. Jetzt sind alle unsere Getreide- und Obstarten eingeführt, ebenso Zucker, Baumwolle, Taback, Flachs, Hanf, ja selbst der Oelbaum und der Weinstock, welche unter der spanischen Herrschaft nicht gepflanzt werden durften. Der Anbau des Kaffees hat sehr zugenommen. — Mexico ist eins der silberreichsten Länder der Erde. Man zählte früher an 3000 Gruben, und doch sind die Gebirge in einem großen

Theile des Landes nur erst sehr unvollständig erforscht; die meisten Bergwerke sind in den Provinzen Guanaxuato, Zacatecas, Queretaro und Mexico. Auch an unedlen Metallen ist Mexico reich; sie wurden aber bisher fast gänzlich vernachlässigt, so daß man selbst das Eisen, obwohl es sich unendlich häufig und schön im Lande findet, aus Spanien bezog. Man schlägt trotz des gesunkenen Zustandes des Landes die jährliche Production noch immer auf 4000 Köln. Mark Gold und 2 Millionen Mark Silber an. (?)

Einwohner.

Die Gesammtzahl aller Bewohner Mexicos mag 8 Millionen betragen. Der Census von 1857 giebt die Zahl der Einwohner zu 8,287,413 an, nach Orozco y Berra betrug dieselbe 1865: 8,218,080. Ein richtiges Zahlenverhältniß der verschiedenen Kasten und Racenabkömmlinge ist nicht aufzustellen. Nach bester Schätzung mag etwa folgendes Zahlenverhältniß anzunehmen sein:

Indianer	4,800,000	bis	4,900,000
Weiße	1,004,000	bis	1,014,000
Mischlinge (Mestizos, Zambos, Mulattos 2c.) . .			2,300,000
Neger			6,000
			8,220,000

Außer den hier genannten unterscheidet man noch sehr viele Abstufungen der Färbung, je nachdem mehr oder weniger europäisches Blut in einem Menschen ist, und dieser Umstand bestimmte sonst die Rangordnung. Obwohl nun diese Unterschiede jetzt gesetzlich aufgehoben sind, so ist doch die Frage, ob alle eingewurzelten Vorurtheile damit aufgehoben sein mögen. Die Weißen waren bisher fast die alleinigen Besitzer aller Reichthümer und des Grundes und Bodens. Die Zahl der ansässigen und christlichen Indianer, Indios fideles, betrug vor etwa 20 Jahren etwa 4½ Millionen; körperlich unterscheiden sie sich wenig von ihren Brüdern in Nord-Amerika. Sie wurden früher als Unmündige behandelt, ohne doch eigentlich Leibeigene zu sein, und ihr Loos war in der letzten Zeit erträglich. Unter ihnen giebt es noch Abkömmlinge ihrer ehemaligen Fürstenfamilien, welche noch immer Kaziken genannt und gesetzlich als Edle betrachtet wurden; sie waren gewöhnlich die Häupter der Indianerdörfer und unterdrückten ihre Brüder mehr als die weißen Beamten. Obgleich alle ansässigen Indianer Spanisch verstehen, so haben sie doch meist ihre alten Muttersprachen, deren es sehr viele giebt, beibehalten. Ihr Christenthum beschränkt sich fast einzig auf einen knechtischen Ceremoniendienst. Im ganzen Norden des Landes leben noch an 1- oder 200,000 Indianer in ihrem ursprünglichen wilden Zustande; sie werden Indios bravos (wilde oder tapfere) genannt, sind heidnisch und erbitterte Feinde der Weißen, mit welchen sie in einem ewigen Kriege stehen. Die Zahl der Neger ist gering in Mexico; sie sind alle gesetzlich frei, da die Verfassung keine Sclaverei duldet. Die allgemeine Sprache des Landes ist die spanische, da nur Spanier bisher sich in den spanischen Colonien

niederlassen durften. Die Geistlichkeit in Mexico war sehr reich und zahlreich, und nirgends vielleicht waren die Kirchen prächtiger geschmückt und die Kirchenfeste glänzender. Noch ist die katholische Religion die allein herrschende, aber die Zahl der Klöster und Geistlichen hat schon bedeutend abgenommen. Für den öffentlichen Unterricht ist noch höchst unvollkommen gesorgt.

Verfassung.

Bis 1821 wurde Neu-Spanien von einem Vicekönig regiert, dem ein Rathscollegium zur Seite stand, und das Reich war in 12 Intendanturen und 3 Provinzen abgetheilt. Letztere waren: Neu-Mexico, Alt- und Neu-Californien; die Intendanturen heißen: Mexico, Puebla, Oaxaca, Guadalaxara, Guanaxuato, Valladolid, Zacatecas, Merida, Vera Cruz, San Luis de Potosi, Sonora und Neu-Biscaya. Seit 1823 ist eine andere Eintheilung und Verfassung entstanden, welche im Wesentlichen nach dem Muster der nordamerikanischen gebildet ist. Das Ganze bestand aus 29 unabhängigen, zu einer politischen Einheit verbundenen Staaten. Diese Staaten, welche später in Departamientos (Provinzen) umgewandelt wurden, sind theils die alten Intendanturen, theils haben sie sich neu gebildet oder wenigstens andere Namen, gewöhnlich die alten indianischen angenommen. Sie heißen jetzt:

a. Oestliche Küstenstaaten.	b. Westliche Küstenstaaten.	c. Binnenstaaten.
1. Yucatan.	6. Chiapas.	14. Puebla.
2. Campeche.	7. Oajaca oder Oaxaca.	15. Tlascala.
3. Tabasco.	8. Guerréro.	16. Mexico.
4. Vera Cruz.	9. Michoacan.	Distrikt Mexico.
5. Tamaulipas.	10. Jalisco oder Xalisco.	17. Queretaro.
	11. Coliman.	18. Guanaxuáta.
	12. Sianóla.	19. Aguas calientes.
	13. Sonora.	20. Zacatécas.
	Territorium Californien.	21. S. Luis Potosi.
		22. Nuovo Leon.
		23. Coahuila od. Cohahuila.
		24. Durango.
		25. Chihuáhua.

Das Ganze oder die Republik Mexico ist aber noch zu neu, die Grenzen, ja selbst der Bestand dieser Staaten bei den noch schwebenden politischen Verhältnissen zu unsicher, als daß wir sie topographisch im Einzelnen betrachten könnten. Aus allen diesen Staaten werden nach ähnlichen Grundsätzen wie in Nord-Amerika Abgeordnete (von 70,000 ein Deputirter, außerdem werden 60 von den Beamten, Geistlichen 2c. gewählt) gesendet, welche theils zu einem Hause der Repräsentanten, theils zu einem Senate zusammentreten; beide mit einander bilden den Congreß oder die gesetzgebende Macht; an der Spitze steht ein auf 4 Jahre erwählter Präsident. Die katholische Religion ist bis jetzt zwar als die einzige Staatsreligion anerkannt; doch ist den Protestanten freie Ausübung des Gottesdienstes gestattet. Die Gewerbe stehen noch ganz in der Kindheit. Von der Beschaffenheit der Land- und Seemacht (letztere ist ganz ohne Bedeutung) läßt sich noch

wenig Zuverlässiges sagen: beide aber, sowie auch der Zustand der Finanzen, müssen wohl in traurigem Zustande sein, da politische Umwälzungen bis jetzt fast nicht aufgehört haben, der Handel*) fast ganz darnieder liegt, Landstraßen fast gar nicht vorhanden sind, die Bergwerke nur kaum erst anfangen, sich wieder zu erholen, und der junge Staat, besonders durch die Kriege in der neuesten Zeit geschwächt, schon von einer Schuldenlast von vielleicht gegen 100 Millionen Thalern gedrückt wird. Bei diesem Zustande der Dinge müssen wir uns begnügen, die wichtigsten Städte anzugeben, vorläufig aber noch bemerken, daß fast aller Anbau und bei weitem der größte Theil der Bevölkerung auf die Gegenden zwischen 17 und 25° n. Br. zusammengedrängt sind.

Topographie.

Fast in gleicher Entfernung von beiden Meeren und den beiden Haupthäfen des Landes, 51 M. von Vera Cruz und 36 Meilen von Acapulco, liegt die Hauptstadt M e x i c o, unter 19° 26′, 7000′ hoch über dem Meere, in einem schönen, 85 □M. großen Thale, das Thal von Mexico oder Tenochtitlan genannt, welches von einigen der höchsten Schneeberge und Vulcane dieser Gegend, dem Popocatepetl und dem Iztaccihuatl, umgeben und von vier Seen bewässert wird. Diese Seen sind: der T e z c u c o im NO. der Stadt, mit untrinkbarem, salzigem Wasser; er hat sehr an Umfang abgenommen und hält nur noch 4 □M.; der X o c h i m i l c o (chotschi—), nur durch einen Damm vom See C h a l c o (tschal—) getrennt, beide südöstlich von der Stadt; der S a n C h r i s t o v a l und der Z u m p a n g o im Norden. Alle diese Seen ergossen sich ehemals zur Regenzeit in den Tezcuco, welcher dann austrat und die Stadt, welche kaum 4′ über dem Wasserspiegel des Sees liegt, bedrohte. Seit 1609 hat man durch einen riesenhaften unterirdischen Canal, welchen man später in einen offenen Graben verwandelte, dem nördlichsten See, dem von Zumpango, einen Abfluß in das Thal von Tula und somit ins Atlantische Meer verschafft, ohne sich doch gegen die Ueberschwemmungen des Tezcuco zu sichern. Das alte T e n o c h t i t l a n, die Residenz der Azteken, welche Cortez 1521 zerstörte, lag zwar genau auf derselben Stelle, wo jetzt Mexico steht, hatte aber einen weit größeren Umfang; auch bespülte der Tezcuco ihre Mauern, welcher sich jetzt 1/8 M. davon zurückgezogen hat, so daß Mexico, sonst eine Art Insel, jetzt ganz auf dem festen Lande liegt; noch sieht man mehrere der alten Dämme, welche sie gegen Ueberschwemmungen schützten und jetzt zu Landstraßen dienen, und viele Ruinen zeigen den großen Umfang der alten Stadt. Wegen des lockeren Bodens sind alle Gebäude auf Pfählen gebaut. Mexico ist bis jetzt die größte und schönste Stadt in Mittel-Amerika und kann sich an Regelmäßigkeit und Pracht mit den größten europäischen

*) 9/10 der gesammten Ausfuhr bestehen trotz des Productenreichthums allein in edlen Metallen.

Städten messen. Sie bildet ein großes, regelmäßiges, von einer Mauer umgebenes Viereck und wird von mehreren die Seen verbindenden Canälen durchschnitten. Zwei Wasserleitungen führen ihr gutes Quellwasser zu. Ihre Straßen sind gerade, breit, gut gepflastert und erleuchtet, die Häuser wegen der Erdbeben niedrig. Mehrere schöne Plätze sind mit Springbrunnen verziert, der Plaza mayor mit der Statue Karls IV. ist der bedeutendste, und die ganze Stadt ist mit angenehmen Spaziergängen umgeben; unter diesen ist der beliebteste die Alameda im W. der Stadt, ein großer, von Alleen durchschnittener, mit Springbrunnen und Blumenbeeten geschmückter Raum, in welchem sich täglich die schöne Welt von Mexico zu Pferde und Wagen, fast nie zu Fuß, zu gewissen Stunden umhertreibt. Unter den Gebäuden zeichnet sich der große Palast des ehemaligen Vicekönigs, jetzt Palacio nacional und Sitz des Präsidenten, des höchsten Gerichtshofes und mehrerer Behörden, des Erzbischofs, die Münze, das alte Inquisitionsgebäude und die gothische Kathedrale aus, welche an silbernen und goldenen Statuen und Verzierungen wohl alle Kirchen der Welt übertrifft. Außerdem hat Mexico eine Universität mit einer öffentlichen Bibliothek, eine Kunstakademie, ein Gymnasium, Schulen für Indianer, ein an mexicanischen Alterthümern reiches Nationalmuseum, eine Bergschule, viele Kirchen, ehemals über 100, jetzt etwa 33 Klöster und 13 Hospitäler; aber leider Vieles jetzt im höchsten Verfall. Die Zahl der Einwohner beträgt wahrscheinlich 200,000. Unter den Stadtbewohnern befinden sich aber wohl 20,000 vollkommen eigenthumslose, wahre Lazaroni, hier Leperos genannt. Man findet hier alle Gewerbe und Künste wie in Europa, ein Theater, sogar die Stiergefechte sind hierher verpflanzt und werden ebenso leidenschaftlich wie in Spanien betrieben. Mexico ist der Mittelpunkt des Handels für das ganze Land, wozu es durch seine Lage im Mittelpunkt und zwischen den beiden Haupthäfen des Landes auch vorzüglich geeignet ist; man rechnet täglich 30—40,000 beladene Maulthiere, welche kommen und abgehen, da der Landtransport wegen der steilen Abhänge nach den Küsten vorzüglich auf diese Weise geschieht. Einen besonderen Reiz verleihen der Gegend um Mexico die Chinampas (tschin—) oder sogenannten schwimmenden Gärten auf den Seen. Sie bestehen aus Flößen, worauf Erde gebracht worden, und sind meist mit den schönsten Blumen und den feinsten Gemüsen bepflanzt und wurden sonst vom Winde bald hier-, bald dorthin getrieben. Bei dem Dorfe S. Bartolomeo findet man noch Reste zweier Pyramiden aus den Zeiten der Azteken, die größte ist 171′ hoch; sie sind in 4 Terrassen getheilt und eine Treppe führt hinauf. Besser erhalten, von polirten Porphyrquadern erbaut und mit Sculpturen bedeckt, ist eine andere Pyramide bei Papantla, in der Gegend von Vera Cruz. Diese und andere ähnliche waren Teocallis oder Gotteshäuser, deren Structur beweist, daß ihre Erbauer die Sonne verehrten, daß die Spitzen der Pyramiden mit Tempeln bedeckt waren und daß die Priester das Innere der Pyramiden bewohnten. An der Stelle jener Tempel stehen jetzt hier und da katholische Kirchen. — Die Berge von Tezcuco, 8300′ hoch, östlich von Mexico, enthalten zahlreiche Reste alter Gebäude und Städte. Westlich von der Hauptstadt liegt in der Nähe des danach benannten hohen Vulcans Toluco, mit 12,000 Einw.

Acapulco, am Großen Ocean, mit dem einzigen guten Hafen auf dieser Seite. Die Stadt ist klein, befestigt und hat nur etwa 3000 Einwohner, da die Hitze hier unmäßig und die Luft äußerst ungesund ist. Von hier ging jährlich ein Schiff nach den Philippinen und Ostindien, und dessen Rückkehr bevölkerte den Ort auf kurze Zeit mit Kaufleuten. Jetzt wird der Ort von den Dampfschiffen, welche zwischen Panama und San Francisco fahren, regelmäßig berührt.

Vera Cruz (kruß), Hauptort des gleichnamigen Staates, unter 19° 12′ Br., am Mexicanischen Meerbusen, und zwar der einzige Hafen auf dieser Seite, der noch obenein nur eine Rhede und so schlecht ist, daß nur im Sommer und auch dann nicht ohne Gefahr größere Schiffe sich nahen dürfen. Die Stadt liegt an einer dürren ungesunden Sandküste, welche hier überall etwa 3 bis 6 M. breit, voller Sümpfe und wenig bewohnt ist; nur im November, December und Januar ist der Aufenthalt gefahrlos. Die Stadt treibt mit Europa Handel und zählt etwa (1865) 37,000 Einw. Dicht vor ihr liegt auf einer Insel die Festung S. Juan de Ulloa, in welcher sich die Spanier bis 1825 behaupteten; 1838 ward sie von den Franzosen, 1844 von den Truppen der Vereinigten Freistaaten erobert. Vera Cruz liegt nahe bei der Stelle, wo Cortez 1519 zuerst landete. Nordwestlich davon und noch über 4000′ hoch liegt die ansehnliche und gesundere Stadt Xalapa oder Jalapa, mit 37,000 Einw., von welcher die Jalapenwurzel ihren Namen hat. Hier ist der Hauptstapelplatz für die Ausfuhr und eine sehr besuchte Messe wird abgehalten. Nördlich von Vera Cruz liegt der jetzt rasch aufblühende Handelsort Tampico, vielleicht schon mit 10,000 Einw. und einer ziemlich guten, jetzt stark besuchten Rhede. Fast alle europäischen Waaren gehen über diese beiden Häfen ins Innere des Landes. An der Mündung des Tampicoflusses liegen eigentlich drei Orte gleichen Namens, Tampico de Tamaulipas, auf dem linken Ufer, jetzt die bedeutendste; Pueblo viejo de Tampico, am rechten Ufer, und ½ M. weiter südlich das fast ganz verlassene Tampico el alto. — Südwestlich von Vera Cruz liegt Orizaba, mit 15,000 Einw., welche viel Taback bauen. — Bei Tabasco, am Golf von Vera Cruz, lieferte Cortez die erste Schlacht. — Nördlich von Tampico liegt die Hauptstadt des Staates Tamaulipas, Vittoria oder Nuevo-Santardór, mit 6000 Einw., und nahe der Mündung des Rio Bravo auf der Grenze mit Texas Matamoros, mit 10,000 Einw.

Andere bedeutende Oerter im Innern sind:

Puebla, gewöhnlich mit dem Zusatz de los Angelos (der Engel), auf der Straße von Mexico nach Vera Cruz, Hauptort des gleichnamigen Staates, 6750′ hoch, eine gut gebaute, reiche Stadt mit 75,000 Einw., welche außer dem Handel viel sich mit Gewerben abgeben. Die alte Stadt Tlascala, zur Zeit der Eroberung eine Art Republik, die den aztekischen Königen feindlich gegenüberstand und sich zuerst den Spaniern befreundete, ist so sehr von ihrer ehemaligen Größe (100,000 Einw.) herabgekommen, daß sie kaum noch 4000 Einw. zählt, welche aber das Vorrecht haben, ihre eigenen indianischen Magistratspersonen zu wählen. — Oaxaca, in einem reizenden Klima und von schönen Gärten umgeben, ist der Hauptort für den Cochenille- und Chocoladenhandel und hat 25,000 Einw.

Beim Dorfe Mitla, von 2000 Indianern bewohnt, etwa 6 Meilen von Oaxaca, liegen mächtige Ruinen von 3 bis 4 Palästen oder Tempeln und einem Teocalli der Azteken; die Wände sind von schönen Quadern und mit herrlichen Mosaiken verziert. Der Ort scheint ein Hauptpunkt für den alten mexicanischen Götzendienst gewesen zu sein. Jetzt ist eine schöne Kirche mitten in den Ruinen, zum Theil mit den Steinen derselben, erbaut. In demselben Staate Oaxaca liegt nahe an der Küste des Großen Oceans Tehuantepec, mit 9000 Einw. und einem schlechten Hafen. — Morelia, sonst Valladolid, Hauptort des Staates Michoacan, auf dem westlichen Theile des Plateaus, mit etwa 25,000 Einw. und einer schönen Wasserleitung. — Guadalaxāra, Hauptort des Staates Xalisco, eine schön gebaute Stadt mit großen Plätzen und etwa 70,000 Einw.; in der Gegend befinden sich viele Silbergruben. Westlich davon liegt S. Blas, einer der besten Häfen Mexicos am Stillen Ocean. Südlich Colima, Hauptort des gleichnamigen Gebiets, nahe dem Vulcan Colima, mit 31,000 Einw. — Guanaxuato, im Staate gleichen Namens, mit einem Gymnasium, die reichste Bergwerksstadt in Mexico, in deren Nähe sich sehr wichtige Silbergruben befinden; auch wird etwas Gold, Blei und Kupfer gewonnen; die Stadt hat über 30,000, mit den Vorstädten und wenn man die Bergleute mitrechnet, wohl über 63,000 Einw. — Querétaro, Hauptort des gleichnamigen Staates, in einem reichen Thale auf der Hochebene; sie hat 48,000 Einw., eine sehr reiche Kirche, bedeutende Leder-, Tuch- und Baumwollenfabriken und wichtige Bergwerke in der Nähe. Hier wurde der beklagenswerthe Kaiser Maximilian 1867 erschossen. Zimapan, mit 9000 Einw., ist wegen seiner Silbergruben berühmt. — San Luis Pótosi, im Staate gleichen Namens, am östlichen Abhange des Plateaus in einer so reichen Bergwerksgegend, daß man dem Orte den Zunamen Potosi (von der gleichnamigen Stadt in Peru) gab; doch sind die Gruben schon sehr erschöpft und liefern jetzt viel weniger als die von Guanaxuato. Die Stadt hat 34,000 Einw. und ein Gymnasium. — Zacatecas, Hauptstadt eines Staates, welcher zwar wegen der großen Höhe des Bodens und des Mangels an Bewässerung zu den unfruchtbarsten gehört, dagegen aber die reichsten Silbergruben Mexicos enthält. Die Stadt liegt in einem schmalen Thale, über 7500′ hoch, und hat an 18,000 Einw. Südlich davon Aguas-Calientes, mit 53,000 Einw. und heißen Mineralquellen. — In dem nördlichsten Theile der großen Bergebene liegen: Durango, Hauptort eines Staates; über 6000′ hoch, ist er von Weideländern umgeben und hat an 14,000 Einw. Eine Plage des Orts sind die unbeschreiblich zahlreichen und sehr giftigen Scorpione. — Leona Vicario oder Saltillo, die Hauptstadt von Cochatuila, zählt 9000 Einw. — Monterey, die Hauptstadt im Staate Neu-Leon, an einem Arm des Tigreflusses, mit 14,000 Einw.; in der Umgegend finden sich sehr reiche Bergwerke. Chihuahua, Hauptstadt eines Staates, liegt in einem reichen Bergwerksreviere östlich von der Sierra Verde und hat reizende Spaziergänge und 12,000 Einw.

Der Staat Chiapas (tsch—), welcher früher zu Guatemala gehörte und sich 1825 der mexicanischen Union angeschlossen hat, enthält 760 □M. und 167,472 Einw. In demselben entdeckte man 1787, unweit dem In-

dianerdorfe S. Domingo de Palenque, mitten in Wäldern die sehr bedeutenden Ueberbleibsel einer Stadt, Culiacan oder Palenque, die merkwürdigsten in der neuen Welt, welche mehrere Meilen Ausdehnung längs eines Bergzuges gehabt zu haben scheint. Noch stehen weitläufige Mauern von Tempeln, Palästen, Ruinen von Thürmen, Befestigungen, Pyramiden, Grabmälern, Brücken, Wasserleitungen, und was das Merkwürdigste ist, die Wände sind zum Theil mit halb erhabenen Arbeiten, Abbildungen von Menschen einer ganz anderen Race als die jetzigen Indianer, und mit wahren Hieroglyphen bedeckt, welche oft eine überraschende Aehnlichkeit mit ägyptischen Kunstwerken zeigen. Alles scheint zu beweisen, daß diese Trümmer einem schon lange vor der Ankunft der Spanier untergegangenen Volke, das bedeutende Fortschritte in Architektur, Sculptur und Malerei gemacht, angehören.

Die Staaten Yucatan und Campeche erfüllen mit ihren Gebieten die Halbinsel Yucatan. Die gleichnamige Halbinsel liegt zwischen den Golfen von Campeche und Honduras, sie erstreckt sich weit ins Antillenmeer hinein und bildet mit dem Cap Catoche und dem Cap San Antonio auf der Insel Cuba den ungefähr 30 deutsche Meilen breiten Canal von Yucatan. Die Halbinsel wurde zuerst von Juan Diaz de Solis und Vincente Yanez Pinzon im Jahre 1506 gesehen, genauer untersucht erst 1517 von Francisco de Cordova und 1518 von Juan de Grijalva, letzterer nannte sie Nueva España (Neu-Spanien). Bis 1841 zu Neu-Spanien, den Ländern gehörend, welche früher zum Vice-Königreich dieses Namens, also zu Mexico gehörten, erklärte sie sich in Folge beständiger Zwistigkeiten für unabhängig. 1843 schloß sich Yucatan jedoch wieder der mexicanischen Regierung an. Seit 1858 ist die Halbinsel factisch und seit 1861 gesetzlich in die beiden Staaten Yucatan und Campeche getheilt. Yucatan grenzt im W. an Tabasco, gegen S. an Guatemala und die britische Colonie Balize, wo der Rio Hondo die Grenze bildet. Das Gebiet von Yucatan und Campeche beträgt 3049 □M., worauf über ½ Million Einwohner, fast ausschließlich Indianer und nur 20,000 Kreolen, leben mögen. Die Indianer sind größtentheils zum Christenthum bekehrt, besonders durch die Bemühungen des Las Casas, Bischofs zu Chiapas († 1566), und haben von jeher ihren Sinn für Unabhängigkeit bewiesen. Fast nur die westliche Küste, an der Campeche-Bai, welche auf der Grenze die große Laguna de Terminos bildet, ist angebaut. Die Gestade sind zum Theil sumpfig, von Sandbänken, Riffen und kleinen Eilanden umzogen. Das Innere erfüllt die nach N. an Höhe abnehmende Sierra de Yucatan. Die Bewässerung besteht nur in kurzen Küstenflüssen; der Boden ist im östlichen Theile sehr fruchtbar, und das Land liefert wenig Metalle, dagegen viel Honig, Wachs, und in den mächtigen Wäldern, welche fast die ganze Ostküste von dem nördlichsten Vorgebirge Cap Catoche (—tsche), unter 21½° Br., bis Guatemala bedecken, findet sich der Mahagoni- und der Campechebaum, mit deren Holz ein ansehnlicher Handel getrieben wird. Die Hauptstadt Merida, wenige Meilen von der NW.-Spitze der Halbinsel, ist regelmäßig gebaut, hat eine schöne Kathedrale und etwa 24,000 Einw.; ihr Hafen Sizal ist nur eine seichte Rhede. Südlich und westlich davon finden sich in den dichten Wäldern

zahlreiche alte Ruinen, ähnlich denen zu Palenque. Im Innern liegt Valladolid, 1543 von Franc. de Montijo gegründet, mit jetzt circa 10,000 Einw., Sitz einer bedeutenden Baumwollenindustrie. An der Westküste liegt San Francisco de Campeche, mit 15,000 Einw., ein kleiner befestigter Hafen, welcher bedeutenden Handel mit Wachs und Campecheholz treibt; südlich davon liegen die ansehnlichsten Campecheholzschlägereien des Staates. El Carmen auf der Insel gleichen Namens vor der Laguna de Terminos, mit 4000 Einw. und einem guten Hafen. Ausfuhr von Farbholz und Ricinusöl.

Endlich gehört noch zu Mexico die Gruppe der Revilla Gigedo-Inseln im Austral-Ocean, unter 19° n. Br. Sie bestehen aus 3 Eilanden, welche fast nur nackte Felsen und nur wegen des Robbenschlags wichtig sind.

Geographisch gehört zur Halbinsel Yucatan noch die britische Colonie Honduras oder Balize (span. Belize). Balize liegt an der Südostküste von Yucatan zwischen dem 16 bis 18°. n. Br. ganz von Riffen eingefaßt und nimmt einen Flächenraum von circa 637 □M. ein (etwa so groß wie der nördliche Theil der Provinz Hannover). Diesen District haben die Engländer wegen der oben genannten kostbaren Hölzer (Mahagoniholz — jährliche Ausfuhr circa ½ Mill. Ctr.) und des trefflichen Schiffbauholzes schon seit dem 17. Jahrh. in Besitz genommen. Die Ansiedler, etwa 26,000, meist freie Neger und nur 300 Weiße, sind fast ausschließlich mit dem Fällen und Verschiffen des Holzes beschäftigt. Die einzige Stadt, Balize, an der Mündung des in vielen Katarakten vom Hochlande herabstürzenden gleichnamigen Flusses, hat einen guten Hafen und 5000 Einw.

B. Mittel-Amerika.

V. Die Staaten von Central-Amerika.

Dieser Staatenbund umfaßt den langen Isthmus, welcher Nord- und Süd-Amerika verbindet; doch hatten die östlichen Provinzen Veragua und Panamá, welche den eigentlichen schmalen Isthmus bilden, sich eine Zeit lang an Neu-Granada angeschlossen, bis sie sich 1842 wieder mit Costa Rica verbanden, so daß nun das Gebiet von Central- oder Centro-Amerika vom 8 bis $17\frac{1}{2}^{0}$ n. Br. und vom $59\frac{1}{2}$ bis $76\frac{1}{2}^{0}$ w. Lg. reicht. Es grenzt im N. und O. an Yucatan und das Meer der Antillen, welches hier den großen Busen von Honduras bildet; im W. und S. an den Großen Ocean und Neu-Granada, und umfaßt 8225 □M. Diese Gegenden wurden schon 1502 von Columbus entdeckt. Auch hier herrschte eine der mexicanischen ähnliche Civilisation, von welcher noch in Bauwerken sichtbare Spuren vorhanden sind. Nach der Eroberung Mexicos sandte Cortez ein kleines Heer von Spaniern und Mexicanern 1523 hierher, welches das Land bis 1548 mit geringem Widerstande in Besitz nahm; nur die tapferen Indianer von Honduras, die Moskos und die Poyais, behielten ihre Freiheit und haben sie bis auf den heutigen Tag behauptet. Das Ganze bildete eine eigene Administration unter einem General-Capitän, löste sich erst 1821 ohne Blutvergießen vom Mutterlande und nahm 1823 den Namen Vereinigte Staaten von Mittel- oder Central-Amerika an. Aber auch hier wie in Mexico führten die Zerwürfnisse zwischen Aristokraten und Demokraten vielfach Verwirrungen herbei, deren Folge zeitweise Trennungen einzelner Staaten waren, bis 1839 sogar sich die Union förmlich in die fünf Republiken Guatemala, San Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica auflöste, die jedoch in gewissem Grade durch ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß zwischen den vier erst genannten wieder hergestellt wurde (1842), eine Conföderation, von der gegenwärtig keine Spur mehr vorhanden ist. Jeder Staat ist völlig selbstständig und unabhängig. Mit Costa Rica verbanden sich die Provinzen Veragua und Panamá auf dem Isthmus zu einem unabhängigen Staat, der den Titel Isthmus von Panama annahm. Dieser schloß sich später an Neu-Granada an und wird jetzt (1869) noch, wenngleich factisch schon seit längerer Zeit ein unabhängiger Staat zu den Vereinigten

Staaten von Columbia (Neu-Granada) gerechnet. Seit 1863 führt der Chef des Staats den Titel „Präsident“ statt Gouverneur.

Das Innere des Landes bildet im Allgemeinen eine Hochebene von 3—4000′, die Fortsetzung der Andes, worauf sich wieder verschiedene Berggruppen erheben, um so höher, je weiter man nach N. geht, besonders in der Nähe der Westküste, wo die höchsten Gipfel liegen und wohl mehr als 12,000′ erreichen; nach O. senden sie niedrige Landrücken. Auf dem etwa 6 Meilen breiten Isthmus von Panama steigt der Scheitelpunkt zwischen beiden Oceanen nur etwa 600′ über dem Meeresspiegel auf. Eine größere Tiefebene breitet sich längs der Mosquito-Küste aus. Die Küsten sind mehr ausgezackt, bilden Halbinseln, so im S. Veragua, im N. die Mosquito-Küste mit dem Cap Gracias a Dios, und besitzen viel bessere Häfen als Mexico. Guatemala hat viele Vulcane, vorzüglich in der Gegend des Nicaragua-Sees, und leidet sehr an Erdbeben. Die Hochebene ist sehr fruchtbar und auch die Küsten sind es bei weitem mehr als in Mexico. Das Land ist außer auf den höheren Bergebenen gut bewässert, und unzählige Flüsse, wenn auch von kurzem Laufe, fallen beiden Meeren zu. Der größte Landsee ist der von Nicaragua, 290 □M. groß, von herrlichen, 5—11,000′ hohen Vulcanen umgeben; in dem See finden sich zahlreiche Inseln. Er steht im NW. mit dem See von Leon oder Managua in Verbindung und ergießt seine Gewässer ins Caribische Meer durch den bedeutenden Fluß S. Juan. Westlich ist der See nur durch einen aber zum Theil bergigen Landstrich von 3 Meilen Breite vom Stillen Ocean getrennt, und hier könnte mit Hülfe des kleinen nach Westen fließenden Flusses Perdido vielleicht am besten die unendlich wichtige Verbindung beider Oceane bewerkstelligt werden, durch welche nicht nur der Weg von Europa nach Asien bedeutend abgekürzt, sondern auch die gefährliche Fahrt um Süd-Amerikas Südspitze vermieden würde*). — Das Klima

---

*) Eine Verbindung des Großen Oceans mit dem Atlantischen durch einen Canal ist an folgenden Stellen in Vorschlag gebracht worden: 1) zwischen Tehuantepec und dem Rio Goasacoalco; 2) die oben erwähnte auf der Landenge von Nicaragua durch Verbindung des Sees und des Rio S. Juan mit dem Großen Ocean; 3) auf der Landenge von Panama durch Verbindung des Großen Oceans mit dem Rio Chagres oder etwas östlich davon; 4) südlich vom Golf von Darien an mehreren Stellen, wie durch die Verbindung des Atrato mit dem S. Juan. — Die beiden zuerst genannten Projecte, um Wasserstraßen zu erhalten, scheinen sich am meisten zu empfehlen. Man berechnet die Kosten für jede derselben zu 150 Mill. Franken. Durch ihre Ausführung wäre mit der Eisenbahn bei Panama eine dreifache Verbindung zwischen dem Atlantic und Pacific hergestellt und damit das dreihundertjährige Problem gelöst. — Folgende Entfernungen haben vielleicht für machen Leser ein Interesse:

Isthmus von Tehuantepec	$49\frac{1}{2}$	deutsche Meilen.
Eisenbahn von Honduras	40	„ „
Die Canalprojecte in Nicaragua:		
nach der Bai von Sulinas	33	„ „
„ S. Juan del Sur	36	„ „
„ Tamarinda	$62\frac{1}{2}$	„ „
„ Realejo	$69\frac{1}{2}$	„ „
„ dem Golf von Fonseca	$63\frac{1}{2}$	„ „
Panama-Eisenbahn	$12\frac{3}{5}$	„ „

auf der Hochebene ist gemäßigt und angenehm, und selbst an den Küsten, obgleich sehr heiß, doch nicht so ungesund wie die mexicanischen Küsten. Man kennt hier nur zwei Jahreszeiten, die Regenzeit, vorzüglich im October, von Stürmen, Ungewittern und Erdbeben begleitet, und die trockene, vom November bis Mai, wo aber an der Küste starker Nachtthau fällt, während die Hochebene als dürre, verbrannte Wüste erscheint. Die Nächte sind von unbeschreiblicher Schönheit. — Die Producte sind ganz dieselben, wie die von Mexico, überhaupt die der Tropenländer. Auf der Hochebene findet Ackerbau, auf den Abhängen und an den Küsten Plantagenbau statt; vorzüglich wird Indigo, Cacao, Baumwolle, Zucker (namentlich Panela, eine braune Art, die vorzüglich zur Destillation gebraucht wird) und Taback gebaut, und der hiesige Indigo gilt für den besten in Amerika. Ferner liefert das Land viel Balsam und Cochenille. Auch die Viehzucht ist bedeutend, und die Wälder liefern auch hier viel Campecheholz und den Mahagonibaum, welcher schnell wächst, oft 100′ hoch wird, aber sich immer nur vereinzelt oder doch in geringer Zahl vereinigt in den Wäldern findet. Gold und Silber finden sich zwar, doch nicht in sehr großer Menge.

Die Einwohnerzahl beträgt ca. 2,665,000, worunter gegen 400,000 Weiße, gegen 860,000 Indianer und ca. 1 Million Mischlinge; Neger sind kaum 10,000 vorhanden. Die Indianer dieser Gegenden zeichnen sich durch Sanftheit, manche Fertigkeit und Gutmüthigkeit aus. Ihr Verhältniß war vor der Revolution wie in Mexico, und es scheint nicht, als ob die neue Verfassung sie den Uebrigen völlig gleichgestellt habe. Nach den neuesten Nachrichten besteht Central-Amerika aus folgenden 5 Staaten: Guatemala mit 1918 □M. und 1,180,000 Einw., meist Indianer; San Salvadór mit 345 □M. und 600,000 Einw., zur Hälfte Farbige; Nicarágua mit 2736 □M. und 400,000 Einw., nach der Farbe gleich getheilt; Costa-Rica mit 1011 □M. und 135,000 Einw. und Honduras mit 2215 □M. und 350,000 Einw., größtentheils Farbige. Die Verfassung der Staaten gleicht der der Vereinigten Staaten oder Mexicos; an der Spitze eines jeden steht ein Präsident. Die Sclaverei ist völlig aufgehoben. Auch hier ist die katholische Religion zwar die herrschende, aber das Gesetz duldet auch andere Religionsparteien. Nur die freien Indianer (etwa 300,000) in Honduras sind noch Heiden. Der Handel war bisher ziemlich unbedeutend, da alle Producte des Landes über Mexico zur Ausfuhr gebracht werden mußten und es gänzlich an guten Landstraßen fehlte. Uebrigens ist er fast ausschließlich in den Händen der Engländer.

Der Staat Guatemala ist der bedeutendste in Central-Amerika. Er grenzt gegen N. an die Republik Mexico, gegen O. an Britisch-Honduras (Belize), an die Bai von Honduras, den Staat Honduras, von welchem er durch eine hohe Gebirgskette getrennt wird und an den Staat San Salvador, gegen welchen größtentheils der Rio Paza die Grenze bildet und gegen S. an den Stillen Ocean. Bei diesem, wie bei allen anderen Staaten Mittel-Amerikas, sind die Grenzen noch nicht bestimmt regulirt. Der größte Theil des Staatgebiets ist gebirgig und es stellt sich das Gebirgsland von Guatemala in größter Abwechselung von Stufen, Plateaux und Hochthälern dar, letztere ausgezeichnet durch ihre hohe landschaftliche Schönheit, unübertreffliche Fruchtbarkeit und ein mildes und gesundes Klima.

Das Gebiet des Staats ist in 17 Departements eingetheilt. Die wichtigsten Städte sind: Guatemala la Nueva (die neue), unter 14° 37′ Br., sonst die Hauptstadt der Union, 3 M. vom Stillen Ocean, in einem schönen Thale am Flusse Vacas. Sie ist erst 1774 erbaut, aber regelmäßig und schön. Der große Marktplatz in der Mitte ist mit einem Springbrunnen verziert und von schönen Gebäuden, namentlich der Kathedrale, dem erzbischöflichen Palast u. m. a., umgeben. Die Straßen sind alle regelmäßig und breit, aber die Häuser nur einstöckig, weil die Stadt häufigen Erdbeben ausgesetzt ist; noch 1830 erlitt sie bedeutenden Schaden. Sie hat eine Universität, die aber freilich nicht viel bedeutet. Die Einwohner, 40,000, treiben mancherlei Künste und Gewerbe, vorzüglich verfertigen sie treffliche Fayence und feine Mousseline. Obgleich kein Hafen vorhanden und der Fluß nicht schiffbar, so treibt Guatemala doch sehr bedeutenden Handel mit Mexico und Vera Cruz. — Das alte Guatemala (la Vieja) liegt 5 Meilen weiter nach dem Innern; sie war einst eine schöne, volkreiche Stadt, litt aber Jahrhunderte lang durch Ueberschwemmungen und Erdbeben, bis endlich das Erdbeben von 1773, welches fünf Monate anhielt und den größten Theil der Stadt vernichtete, die Einwohner bestimmte, den Ort zu verlassen. Jetzt wohnen in den Trümmern etwa 2000 Indianer und andere Farbige. In der Nähe liegt, 1700′ hoch, ein anderes Alt-Guatemala (la Antigua), mit 15,000 Einw. In der Nähe liegt der durch seine Wasserergüsse berühmte Volcano d'Agua, über 11,600′ hoch. Die im Jahre 1848 vom Oberst Mendez entdeckten großartigen Ruinen der Stadt Tikal sind Uebereste einer untergegangenen Cultur.

Amatitlan (S. Juan de) vor dreißig Jahren noch ein kleines Indianerdorf, ist in Folge des Cochenillebaus zu einem ansehnlichen Ort von 12,000 Einw. herangewachsen. Quezaltenango del Espiritu Santo, 1524 von Alvarado gegründet, ist einer der ansehnlichsten Orte des Staats. Die Bevölkerung von ca. 20,000 Seelen besteht fast nur aus Indianern. Hafenplätze sind zu nennen Izabal oder Isabal am Golf von Dolce (zum Golf von Honduras) und S. José am Stillen Ocean. Zum Gebiet des Staats gehört auch der Hafen und District St. Thomas, eine belgische Colonie.

Der Staat San Salvadór ist der kleinste, aber am dichtesten bevölkert, hat die meiste Industrie und den bedeutendsten Handel. Der Staat ist in 8 Departements getheilt. Ein Theil der Küste am Stillen Ocean führt den Namen Balsam-Küste, weil die Wälder, welche hier das Hochland dicht bedecken, eine Menge des köstlichsten Balsams liefern, auch wird hier viel Indigo gebaut und etwas Eisen gewonnen. Die Hauptstadt San Salvadór, eine Zeit lang die Bundeshauptstadt, ist regelmäßig gebaut, treibt wichtigen Handel und zählt 20,000 Einw. Sie wurde 1839 und 1854 durch Erdbeben fast ganz zerstört; südlich davon liegt der gleichnamige Vulcan. Hafenorte sind: Libertad, Concordia und la Union.

Der Staat Nicaragua berührt beide Weltmeere und hat im W. die Baien von Fonseca, an welcher sich der noch thätige Vulcan Cosiguina erhebt, und von Papagayo. Der Ausbruch des Cosi- oder Coseguina im Jahre 1835 übertraf an Furchtbarkeit noch den des Vesuvs,

welcher Herculanum und Pompeji verschüttete. — Der Staat ist nur schwach bevölkert; doch gehören die Indianer zu den betriebsamsten in Mittel-Amerika, und besonders werden Baumwollenweberei und Schiffbau getrieben. Die Küsten zeichnen sich durch glühende Hitze aus. Die alte Hauptstadt Leon, westlich vom See Managua, zählt etwa 35,000 Einw. und besitzt eine sogenannte Universität. Die jetzige Hauptstadt ist Managua am gleichnamigen See, mit 12,000 Einw. Am nordwestlichen Ufer des Nicaragua-Sees, am Fuße des Vulcans Mombacha, liegt Granáda, mit 14,000 Einw. Ebenfalls am Westufer dieses Sees, der davon seinen Namen hat, liegt Nicaragua, mit 20,000 Einw., welche wegen ihrer künstlichen Flechtwerke berühmt sind. Nach neueren Reisebeschreibungen hat Nicaragua die prachtvollsten Landstriche, wahre Hesperidengärten, die freilich, wegen der Verwüstungen durch Vulcane, oft wunderbar schnell, wie z. B. in der Landschaft Nindiri, mit schauerlichen Wildnissen und Einöden abwechseln.

Der Staat Honduras liegt im Westen von Guatemala, im N. ist er begrenzt durch den Meerbusen von Honduras (ein Theil des Caraibischen Meeres, im S. durch den Staat San Salvador und die Fonseca-Bai (einem Busen des Stillen Oceans), im W. ist die Grenze gegen den Staat Nicaragua und das Gebiet der freien Indianer der Mosquito-Küste noch sehr unbestimmt. Das innere Hochland fällt zur Küste in Terrassen ab, doch erheben sich noch dicht an der Nordküste Berge von 6500 bis 7000′ Höhe. Der größte Theil des Landes, welches ein heißfeuchtes Klima besitzt, ist von dichten Wäldern bedeckt, welche einen großen Reichthum an Hölzern darbieten; auch wird fleißig Bergbau auf Gold, Silber ꝛc. getrieben. Die Hauptstadt Comayagua soll 7—8000 Einw. haben, welche meist vom Bergbau leben. An der Nordküste liegt der bequeme von drei Forts vertheidigte Hafen Truxillo; doch ist die Gegend in hohem Grade ungesund; westlich davon liegt der kleine, aber wichtige Hafen Omoa. Im Innern, nahe der Grenze von Guatemala, finden sich beim Dorfe Copan, am Flusse gleichen Namens, die sehr ausgedehnten Ruinen einer Indianerstadt, worunter sich ein Tempel und 4 noch stehende Obelisken auszeichnen. Der Tempel ist 250 Ellen lang und 200 breit; die Obelisken nur 10—11′ hoch, aber mit menschlichen Figuren in Basreliefs und mit Hieroglyphen bedeckt; viele andere Obelisken sind umgestürzt. Diese Stadt wurde erst 1530 von den Spaniern erobert und zerstört und nachher ganz vergessen, so daß sie erst jetzt wieder entdeckt worden ist.

Die Nordostküste, welche einen mächtigen Vorsprung bildet, ist größtentheils in den Händen der Indios bravos oder unabhängigen Indianer. Ihr Gebiet bildet ein Dreieck von Cap Honduras, über C. Gracias a Dios bis zur Mündung des Blewfield-Flusses. Das Ganze ist ein großer Wald, von schönen Flüssen durchschnitten, der Boden äußerst fruchtbar und das Klima mild und gesund. Die edelsten Holzarten, Campeche-, Mahagoni-, Cedern-, Eisenholz u. a., finden sich im Ueberfluß. Die Ostküste ist ein einförmiges, flaches, waldiges Tiefland, voll Lagunen und mit Inseln besäet. Ein Indianerstamm, die Meskitos oder Moskitos genannt (nicht aber die Insecten dieses Namens, welche gerade hier selten sind), haben diesem Lande den Namen Moskito- oder Mosquito-Küste gegeben. Die Schildkrötenfischerei bei den Inseln ist sehr bedeutend. Die

Bewohner sind ganz unabhängige, meist friedfertige Indianer von verschiedenen Stämmen, wie die Moskos oder Moskitos, Poyais und Taukas, wozu noch die Sambos kommen, Mischlinge von Negern und Indianern. Sie stehen auf einer viel höheren Stufe der Cultur als alle übrigen Indianer, haben Ackerbau und Viehzucht, sind jedoch noch Heiden. Sie waren immer höchst gefährliche Nachbarn der Spanier; mit den Engländern hingegen vertragen sie sich sehr gut. Dieser halbcivilisirte Staat, welcher unter eigenen Häuptlingen steht, scheint nach englischem Beispiel eingerichtet und ist von Großbritannien in Schutz genommen und als ein unabhängiges Reich anerkannt worden, obwohl die englische Colonie von Honduras auf die Verwaltung dieser Stämme großen Einfluß ausübt und ihr Gebiet nach Süden hin längs der Küste zu erweitern strebt. Es ist hier noch der Bai-Inseln zu gedenken. Diese Inselgruppe liegt im Busen von Honduras, nördlich von Honduras zwischen 16° 5′ und 16° 10′ n. Br. die größten heißen Ruatan, Bonacca (Guanaja) und Utila. Eine Zeitlang bildeten sie eine britische Colonie, seit 1856 ein freies Territorium unter der Regierung von Honduras. — Von besonderer Wichtigkeit kann die kleine Republik Greytown an der Mündung des San Juan werden, weil die von da ausgehende Einsenkung sich wohl am ersten zur Anlegung des interoceanischen Canals eignet.

Die Unruhe in den Ländern Central-Amerikas ist erklärlich durch die Menge fremder Einwanderer aus aller Herren Ländern, durch ihre Vermischung mit den früheren Bewohnern und durch die Einwirkung Nord-Amerikas und Englands, welche an der Art der Gestaltung dieser Länder das höchste Interesse haben, und über die Auslegung des im Jahre 1850 abgeschlossenen Clayton-Bulwer-Vertrages in Streit gerathen sind. In demselben wurde festgesetzt, daß keine der beiden Mächte über den anzulegenden Canal ein ausschließliches Recht haben, keinen Theil von Central-Amerika (einschließlich der Mosquito-Küste) einnehmen und daß beide in Betreff der Schifffahrt und des Handels gleiche Rechte haben sollten. Dieser Vertrag ist zu einer neuen Pandorabüchse des Haders geworden. Denn ein Blick auf die Lage derselben zwischen Nord- und Süd-Amerika, wie zwischen den beiden größten Oceanen, fast in der Mitte zwischen West-Europa und Ost-Asien überzeugt von der Gewißheit, daß diesen Ländern und ihren Bewohnern die verheißungsvollste Zukunft beschieden sein wird. Auf den Ausgang der in den letzten Jahren dort stattfindenden Kämpfe zwischen Nicaragua und Costa-Rica blickten die mächtigsten Seenationen mit der höchsten Spannung. Die demokratische Partei in jenem Lande wurde von Walker, 1824 in Nashville in Tennessee geboren, unterstützt. Seine Gegner bezeichneten ihn mit seinen Schaaren als „Flibustier" (Freibeuter), seine Anhänger erblickten in ihm den „Washington für Central-Amerika". 1857 ist das Unternehmen des kühnen Abenteurers gänzlich gescheitert.

Der deutsche Reisende Dr. Scherzer hat ein sehr belehrendes interessantes Werk über die mittel-amerikanischen Freistaaten Nicaragua, Honduras und San Salvador herausgegeben, in welchem er die anziehende Frage der Auswanderung nach diesen schönen Landstrichen umständlich und vorurtheilsfrei behandelt. Er sagt: „In den Hochebenen Central-Amerikas hat der Ansiedler weder die entnervende Hitze eines nordamerikanischen

Sommers, noch die furchtbare Kälte eines nordischen Winters zu ertragen. In einem Klima von immerwährender Frühlingsmilde, auf einem Boden, der nie gedüngt zu werden braucht und gleichwohl zwei bis drei Jahresernten giebt, kann er sich das ganze Jahr hindurch ungestört einer landwirthschaftlichen Thätigkeit hingeben, ohne darum irgend einen schädlichen Einfluß auf seine Gesundheit zu besorgen. Auf den Plateaux von Costa-Rica, Honduras und Guatemala, in einer Höhe von 3—5000 Fuß über der Meeresfläche, giebt es culturbare Strecken von unermeßlicher Ausdehnung und Fruchtbarkeit, wo Millionen Ansiedler Raum und reichlich lohnende Beschäftigung finden." Aus verschiedenen Gründen, die zu erörtern hier zu weit führen würde, ist die Auswanderung nach den Staaten von Mittel-Amerika vor der Hand noch nicht zu empfehlen. Klima und Bodenbeschaffenheit allein sind noch nicht genügende Factoren, ein Land für europäische Auswanderung zu empfehlen.

Der Staat Costa-Rica hat sehr zerrissene Küsten und eine Menge tief einschneidender Buchten, so im Westen die Golfe von Nicoya, von Dulce. Die Gestade sind felsig oder sandig und besonders ungesund am Antillen-Meere. Der Haupttheil des Landes ist ein Tafelland mit hohen Gipfeln, dem Blanco-Pik, 11,000′ hoch, dem Irazu, 12,000′ hoch, von dessen Gipfel man beide Oceane erschaut. Der Handel hat in neuerer Zeit sehr zugenommen. Die Hauptstadt San José ist schön gebaut und zählt 30,000 Einw. Der ehemalige Hauptort Cartago, 17 Meilen von der Südsee, ist fast ebenso groß und hat 5000 Einw. Beide liegen auf der höchsten Stufe des Hochlandes, die sich etwa 4500′ über dem Ocean erhebt. — Die beiden sonst zu Guatemala gehörigen Provinzen Veragua und Panama, welche unter dem Namen Ystmo eine Zeit lang sich an Neu-Granada angeschlossen, dann aber wieder getrennt, jetzt (1869) wieder locker mit Columbia (Neu-Granada) verbunden sind, nehmen den schmalsten Theil des großen Isthmus von Panama oder Darien ein. Der Boden ist zwar fruchtbar, allein die Luft, für Fremde wenigstens, höchst ungesund. Die günstige Lage zum Handel, wo zwei Weltmeere sich fast berühren, hat großartige Unternehmungen hervorgerufen. Eine Eisenbahn von Aspinwall oder Colon nach Panama ist fertig. (Die Erbauung eines mit großen Schiffen befahrbaren Canals durch den Isthmus von Panama ist bis jetzt Project geblieben. Man hat dafür verschiedene Linien in Vorschlag gebracht; die günstigste, wahrscheinlich einzig mögliche, scheint die zwischen Panama und Colon oder Chagres zu sein.) Dadurch ist auch die Anlage zweier wichtigen Handelsplätze herbeigeführt worden. Es sind dies: Puerto Belo oder P. Bello, am Antillen-Meere, mit einem, wie der Name sagt, trefflichen Hafen, aber so ungesund, daß man ihn das Grab der Europäer nennt und die Bevölkerung kaum 1000 Seelen beträgt. Wichtiger ist Panamá, am Stillen Meere, ohne eigentlichen Hafen, in einer ebenfalls ungesunden Gegend. Sie hat zwar einige prächtige Gebäude, ist aber im Ganzen weit schlechter gebaut, als sonst die spanischen Städte zu sein pflegen, ist befestigt und zählt vielleicht 7000 Einw. Zur Zeit der spanischen Herrschaft war sie ein höchst wichtiger Handelsplatz; doch ist der Handel in beiden Städten jetzt tief gesunken.

VI. Westindien.

Unter diesem Namen versteht man die zwischen Florida und den Mündungen des Orinoco im Atlantischen Ocean liegenden Inseln, welche zusammen einen Flächenraum von nahe 4450 □M. bilden. Sie erhielten diesen Namen, weil Columbus bei seiner ersten Reise nur einen näheren Weg nach Ostindien suchte, und in diesen Inseln, welche er zuerst entdeckte, anfänglich die äußersten Gegenden jenes gesuchten Landes gefunden zu haben glaubte. Die Aehnlichkeit des Klimas und der Producte rechtfertigt übrigens die Benennung. Der große Archipel der westindischen Inseln erstreckt sich vom 42. bis zum 67. Grade w. Lg. und vom 10. bis 27. Grade n. Br.; er liegt also, mit geringer Ausnahme, ganz innerhalb der Wendekreise und trennt den Mexicanischen Meerbusen vom Atlantischen Meere. Im engeren Sinne jedoch nennt man nur den Golf den Mexicanischen Meerbusen, welcher westlich von Florida, Cuba und Yucatan eingeschlossen wird; den Theil des Meeres hingegen, welcher südlich von den Inseln Cuba, Jamaica ꝛc., zwischen ihnen und dem festen Lande von Süd-Amerika liegt, nennt man das Meer der Antillen oder das Caribische Meer. Diese Inseln, mit Ausnahme von Tabago und Trinidad, welche dem festen Lande von Süd-Amerika nahe liegen und ganz dessen Charakter haben, sind alle gebirgig, zum Theil vulcanisch, obgleich nur wenige ihrer Vulcane noch in Thätigkeit sind. Sie waren zur Zeit der Entdeckung alle mit den schönsten Wäldern bewachsen, welche man jetzt nur noch auf den größeren findet, und diese sind daher auch bei weitem die fruchtbarsten und wasserreichsten; die kleineren hingegen, deren Wälder man unbesonnener Weise ausgerottet hat, leiden an Dürre und besitzen zum Theil weder Quellen noch Bäche; auch ist ihr Boden meist nur noch wenig ergiebig. Die größeren Inseln haben bedeutende Gebirgszüge; der Morne du Mexique, 8350′, auf Haïti kann als höchster Punkt auf dem Archipel betrachtet werden, denn der Coldridge auf Jamaica ist nur 7600′ hoch. Einige dieser Inseln, vorzüglich die Lukayischen, scheinen, wie viele im Stillen Ocean, Korallenfelsen ihre Entstehung zu verdanken. Auffallend ist die außerordentliche Klarheit und Durchsichtigkeit des Meeres in der Nähe dieser Inseln, wo man bei 10 bis 12′ Wassertiefe deutlich jede Pflanze und jedes Thier auf dem Grunde unterscheidet, und das Schiff, worauf man sich befindet, in

der Luft zu schweben scheint. — Das Klima Westindiens ist fast auf allen Inseln gleich: nur die verschiedene Höhe über der Meeresfläche bewirkt eine bedeutende Verschiedenheit der Temperatur; im Allgemeinen wechselt diese letztere auch im Laufe des Jahres nur wenig. Im Ganzen genommen ist freilich die Hitze bedeutend, doch nirgends so sengend und unerträglich wie in Afrika; der beinahe neun Monate herrschende Ostwind, welcher sich um 8—9 Uhr Morgens erhebt und bis gegen Abend anhält, gewährt eine angenehme Erfrischung, und auf den größeren und gebirgigen Inseln weht auch des Nachts ein kühler Wind von den Bergen nach dem Meere; die kleineren Inseln haben diesen Landwind nicht. Die Morgen und Abende sind entzückend schön, aber keine Dämmerung trennt hier den Tag von der Nacht. Die Nächte sind wegen des außerordentlichen Glanzes der Gestirne bezaubernd, aber für den Fremdling gefährlich. Man kennt hier nur zwei Jahreszeiten, die trockene und die nasse; jene wird der Sommer, diese der Winter genannt, obgleich eben kein großer Unterschied der Temperatur stattfindet, ja beim Eintritt der Regenzeit die Hitze gerade am drückendsten ist. Die Gleichmäßigkeit der Temperatur ist so groß, daß man in langen Zeiträumen auf den Antillen an der Küste sehr selten als Minimum der Temperatur 13° (selbst zu Havaña nicht unter 5°), und gewöhnlich als Maximum nicht über 24°, ausnahmsweise höchstens 28° R. beobachtet hat; dies sind also die Grenzen, innerhalb welcher sich das Thermometer hier bewegt. Genau genommen giebt es, besonders auf den südlicheren Inseln, zwei Regenzeiten, so oft nämlich die Sonne im Zenith der Inseln steht, welches zweimal im Jahre, nach der Frühlings- und vor der Herbst-Tag- und Nachtgleiche geschieht; jedoch sind die Regen unendlich häufiger und stärker in der letzteren. Wie gewaltig die Regenmasse ist, welche hier im Jahre aus der Atmosphäre fällt, ergiebt sich aus folgenden Zahlen: Zu Havaña beträgt dieselbe 86″, und davon fallen am meisten im Juni (23⅔″) und im September und October (jeder gegen 10½″); auf St. Domingo 101″; auf Guadeloupe zu Basse Terre 119″, zu Matouba 274″; auf St. Vincent 78″; auf Barbadoes nur 60″. Doch sind diese Größen nicht in allen Jahren gleich, und besonders wirkt auch die örtliche Lage gegen die Gebirge ꝛc. darauf ein, wie die beiden Angaben für Guadeloupe so auffallend darthun. Die erste Regenzeit hat nur wenig anhaltende Regenschauer, worauf heitere und trockene Monate folgen. Im September aber beginnen die gewaltigen, oft mehrere Tage anhaltenden Regengüsse, welche sündfluthartig das flache Land unter Wasser setzen; dann hört der Ostwind auf, West- und Südwinde treten an seine Stelle, und nicht selten erheben sich in den Monaten August, September und October jene furchtbaren Orkane, hier auch Tornados, Wirbelwinde, genannt, welche mit einer in Europa ganz unbekannten Heftigkeit schnell hinter einander aus allen Weltgegenden wüthen, so daß sie nicht allein die ältesten Bäume entwurzeln, sondern schon mehr als ein Mal ganze Städte zerstört und große Schiffe aus dem Meere aufs Land geworfen haben. Zuweilen wird das Unglück noch durch gleichzeitig eintretende Erdbeben vermehrt. In dieser Regenzeit ist die Feuchtigkeit der Atmosphäre so groß, daß alles geschlachtete Fleisch, alle Vorräthe von Speisen schnell in Fäulniß übergehen, alle Metalle rosten und selbst die besten Uhren davon ange-

griffen werden. Dies ist auch die für den aus Europa kommenden Fremdling gefährlichste Jahreszeit; Neger und Eingeborene überstehen sie leichter. Ueberhaupt aber ist das Klima nicht eigentlich ungesund; leichte Hautübel befallen allerdings den Neuangekommenen; hat er aber diese überstanden, hütet er sich im Anfang vor allzu großer Erhitzung und Erkältung, vor dem Genuß hitziger Getränke und Unmäßigkeit jeder Art, so ist es gar nicht selten, daß auch Europäer hier sich bald an das Klima gewöhnen und ein hohes Alter erreichen. Am meisten leiden die eben Angekommenen von den hier so häufigen Moskiten und von den Tschiken (pulex penetrans), einem kleinen flohartigen Insecte, welches in die Hände und Füße, vorzüglich gern unter die Nägel eindringt und daselbst seine Eier legt; werden diese nicht bald herausgeschnitten, so entstehen sehr schmerzhafte, zuweilen sogar gefährliche Geschwüre.

Westindien ist außerordentlich reich an den mannigfaltigsten, theils einheimischen, theils dahin verpflanzten Producten; zu diesen letzteren gehören alle unsere Hausthiere, wovon keins vor der Entdeckung vorhanden war, und viele unserer eßbaren oder sonst nützlichen Gewächse. Einheimisch sind verschiedene Affenarten, worunter besonders die heulenden durch ihr Geschrei widrig sind: mehrere Arten Armadille und Beutelthiere, Fischottern und Faulthiere; unter den Fledermäusen vorzüglich eine große Art (Molossus spectrum), welche bei Nacht den Thieren das Blut aussaugt; viele schön gefiederte Vögel, der scharlachrothe Flamingo, viele Papageien, Tauben, der niedliche Colibri und die Spottdrossel, ein Vogel, welcher den Gesang anderer Vögel täuschend nachahmt. In den Gewässern leben der Kaiman oder Alligator, das amerikanische Krokodil, viele Schildkröten, worunter auch die vorzüglich eßbare Riesenschildkröte, welche häufig nach Europa versendet wird; viele Arten Fische, welche sich durch schöne Farben und Glanz ihrer Schuppen auszeichnen; darunter aber auch einige, deren Genuß tödtlich sein soll. Auf dem Lande finden sich viele Arten unschädlicher Eidechsen, worunter auch der 5—6′ lange, häßliche, aber doch eßbare Leguan (Kammeidechse, Iguana), welcher wie das Chamäleon, die Farbe der Haut oft wechselt; mehrere Arten Schlangen, doch nicht besonders giftige; viele Käfer, worunter mehrere leuchtende; viele große Spinnen, Scorpione, unzählige Landkrabben, welche in Erdlöchern hausen, aber im April und Mai dem Meeresufer zuwandern, wo sie ihre Eier legen und dann in ihre Löcher zurückkehren; sie werden gesucht und gegessen. Zu den Landplagen hingegen gehören verschiedene Arten von Mücken oder Moskiten, viele Arten Ameisen, welche Plantagen und Häuser verwüsten, und die erst aus Europa dahin gebrachten, aber hier äußerst zahlreichen und lästigen Ratten. Zu den einheimischen Gewächsen gehören: viele schöne Waldbäume, der Brasilien-, Campeche-, Mahagoni- und Eisenholzbaum; viele Palmenarten, worunter auch die Cocospalme, der Manglebaum, dessen herabhängende Zweige Wurzeln schlagen; die Agäve americana, das bekannte große, stachliche, der Aloë ähnliche Gewächs, welches man zu Hecken pflanzt. An genießbaren einheimischen Pflanzen sind vorhanden: die süßen Bataten, die Ananas, die Pisang, mehrere Feigenarten, die Yamswurzel, der Maniok oder die Cassavawurzel, der Mais. Alle europäischen Südfrüchte gedeihen hier vortrefflich. Als Handelspflanzen werden vorzüglich angebaut: Ingwer,

Taback, Kaffee (über 120 Millionen Pfund jährlich), Baumwolle, Indigo, Cacao, Myrtus Pimenta, ein Baum, dessen unreife Früchte das sogenannte englische Gewürz liefern; der Zucker ist ein Hauptgegenstand des Anbaues und Handels. Die Wichtigkeit des letzteren, da das jährliche Erzeugniß auf 9 Millionen Centner berechnet wird, erfordert, daß wir einen Augenblick dabei verweilen. Der Zucker wird aus dem Safte einer unserem Schilfrohr sehr ähnlichen Pflanze, dem Zuckerrohr gewonnen. Man legt Schnittlinge dieses Rohrs, von etwa 15 Zoll Länge, in Löcher, welche man reihenweise in einen wohl zubereiteten, und von allem Unkraut gereinigten Boden gemacht hat. Nach 8 bis 14 Tagen zeigen sich die jungen Triebe, brauchen aber 14—18 Monate, um zur vollkommenen Reife zu gelangen, wo sie dann gewöhnlich eine Höhe von 12′, zuweilen von 20′ erreichen. Sie treiben wie unser Schilfrohr einen Blüthenbüschel an ihrer Spitze; dieser wird zuerst abgeschnitten und dient allen Hausthieren zum Futter, das Rohr selbst wird dann wo möglich mit einem Schnitte abgeschnitten, von den Blättern gereinigt und bündelweise zur Mühle gebracht. Diese, vom Wasser, sonst häufiger von Pferden oder Ochsen, jetzt oft durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt, besteht aus drei starken eisernen, senkrecht stehenden Walzen, zwischen welchen das Rohr zweimal ausgepreßt wird. Das ausgepreßte Rohr ist fast das einzige Feuerungsmaterial bei der Siedung des Zuckers. Der Saft wird unterhalb der Walzen aufgefangen und sogleich in große Kessel zum ersten Sieden und Abschäumen gebracht, wobei man etwas gestoßenen Kalk zusetzt, um die Flüssigkeit zu läutern. Nachdem sie in anderen Gefäßen noch 2—3 Mal gesotten und gereinigt worden, kommt sie in Fässer mit durchlöchertem Boden, worin ein Theil der Flüssigkeit krystallisirt und die Muscovade oder den Rohzucker giebt, der flüssigere, schlechtere, die Melasse, abläuft, woraus durch Destillation der Rum gewonnen wird. Eine wohl angelegte Zuckerplantage braucht erst nach 20 Jahren wieder neu gepflanzt zu werden; allein der Ertrag ist doch nicht so bedeutend, als man glauben sollte, denn theils ist das Zuckerrohr zahlreichen Feinden, wozu vorzüglich Ratten und Ameisen gehören, ausgesetzt; theils fordert der Anbau viele Hände und die Arbeit in der Ernte und in der Mühle ist höchst anstrengend und selbst lebensgefährlich; theils endlich erfordert eine solche Anlage große Gebäude und Maschinen, und ist, da das Zuckerrohr leicht Feuer fängt, häufigen Gefahren ausgesetzt. Seit den letzten 40 Jahren hat man angefangen, statt des bisher gewöhnlichen Zuckerrohrs das viel saftreichere und ergiebigere von Tahiti anzupflanzen.

Der Metallreichthum Westindiens ist jetzt nur unbedeutend. Nur auf den größeren Inseln findet man noch etwas Gold in den Flüssen. Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Blei und Eisen sind zwar vorhanden, doch nicht in solcher Menge, um einen bedeutenden Bergbau zu begründen. Salz wird viel, theils aus dem Meere, theils aus Salzseen gewonnen.

Einwohner.

Die Zahl derselben auf allen Inseln mag nahe an 3½ Millionen betragen, was die stärkste Bevölkerung ist, welche Amerika auf irgend einem

Punkte aufzuweisen hat; vorzüglich ist sie auf den kleineren Inseln zusammengedrängt, wo die Volksdichtigkeit der der volkreichsten Gegenden der Erde gleichkommt. Von den Ureinwohnern dieser Inseln ist keine Spur mehr vorhanden. Zur Zeit der Entdeckung waren die größeren und nördlichen Inseln von einem gutmüthigen friedfertigen Indianervolke bewohnt, welches unter seinen Kaziken schon einige Anfänge der Civilisation zeigte. Der unbegreifliche Fanatismus und die Habsucht der Spanier wütheten aber unter diesen Unglücklichen, theils durch absichtliche Vertilgung, theils durch die schweren Arbeiten des Bergbaues und des Landbaues so furchtbar, daß z. B. von den $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, welche Haiti bei der Entdeckung haben mochte, nach 15 Jahren nur noch 60,000 vorhanden waren. Dieser ganze Volksstamm ist jetzt schon längst von der Erde verschwunden. Kriegerischer und roher waren die Urbewohner der südlichen und östlichen Inseln, vermuthlich von den Küsten Süd-Amerikas eingewandert, welche die Spanier weder nach blutigen Kämpfen zu unterjochen noch auszurotten vermochten. Sie wurden Cariben, fälschlich Caraïben, auch wohl Kannibalen genannt und waren Anthropophagen. Die zunehmende Menge der Europäer hat sie indeß immer mehr zurückgedrängt, so daß bis 1796 nur noch einige wenige auf der Insel St. Vincent lebten, welche auf die Honduras küste versetzt wurden. Man theilte sie in rothe und schwarze. Die rothen waren die ursprünglichen, die schwarzen später aus einer Verbindung der Cariben mit Negern entstanden. — Die jetzigen Bewohner Westindiens bestehen aus Weißen und Farbigen. Die Weißen sind theils geborene Europäer, vorzüglich Spanier (über $\frac{1}{2}$ Million), Engländer und Franzosen, theils Eingeborene Westindiens oder Kreolen; beide sind hier das herrschende Volk, obgleich ihre Zahl zusammen wohl nicht über $\frac{3}{4}$ Million beträgt. Die zahlreichste Classe von Einwohnern machen die Neger (über 2 Millionen) aus, theils in Afrika geboren, theils auf den Inseln erzeugt, und dann auch wohl Kreolenneger genannt. Der größte Theil von ihnen schmachtete noch vor kurzem in Sclaverei und diente dazu, die Plantagen ihrer Gebieter zu bauen oder häusliche Dienste zu verrichten. Seit 1517, wo man anfing, Sclaven aus Afrika kommen zu lassen, um die immer mehr abnehmende Zahl der Indianer zu ersetzen, rechnet man, daß über 40 Millionen dieser Unglücklichen ihrem Vaterlande sind entrissen worden. Ihr Schicksal, verschieden nach dem Charakter und den Launen ihrer Gebieter, war im Ganzen am erträglichsten bei den Spaniern und Franzosen, härter bei den Engländern und Niederländern, aber unter allen Umständen höchst traurig, was auch einzelne eigennützige oder verblendete Vertheidiger des Sclavenhandels sagen mögen, nicht im geringsten mit dem Loose auch des ärmsten Tagelöhners in Europa zu vergleichen, der doch frei ist, in christlicher Ehe leben kann, von Niemandem mit Gewalt zur Arbeit getrieben wird, sein Recht vor Gericht suchen und finden kann und die Früchte seines Fleißes selbst genießt. Der Sclave hier kann kein gültiges Zeugniß vor Gericht ablegen, ist den grausamsten Strafen und Mißhandlungen ausgesetzt, und selbst die Ermordung eines Sclaven wurde früher wenigstens kaum als ein Verbrechen betrachtet. Die Kinder der Sclavin, wer auch der Vater sein möge, erben den Stand der Mutter. Wenig oder nichts war bis auf die neueste Zeit geschehen, um wenigstens den

Sclavenkindern eine menschliche Erziehung zu geben; in den englischen Besitzungen sah man sogar die Bemühungen der mährischen Brüder und anderer Missionare höchst ungern, welche die Neger zu bekehren suchten; in den französischen und spanischen Colonien dagegen wurden wenigstens alle Kinder getauft und die Sclaven einigermaßen mit dem Christenthum bekannt gemacht. In neuerer Zeit, besonders seitdem die Einfuhr neuer Sclaven verboten, hat sich Vieles zu ihrem Gunsten gebessert. Seit 1834 ist, wenigstens in den englischen Besitzungen (seit 1847 auch in den dänischen und 1848 in den französischen), die Sclaverei der Neger gesetzlich abgeschafft, und die ehemaligen Besitzer derselben sind mit großen Summen, an 20 Millionen Pfd. Sterling, von der Regierung entschädigt worden. Auf einigen Inseln sind die Sclaven sogleich ganz in Freiheit gesetzt worden; in anderen Colonien ist ihnen eine Frist von 4—6 Jahren gesetzt, während welcher sie als Lehrlinge behandelt werden, nur zu mäßigen Arbeiten angehalten und nach Verlauf dieser Frist völlig frei werden sollen. Nach diesem Gesetz sind in den Städten die Negersclaven vom 1. August 1838, auf dem Lande vom 1. August 1840 an frei. Alle nach der Bekanntmachung dieses Gesetzes (1833) geborenen Sclavenkinder sind ebenfalls frei. Die Zahl der Sclaven verhielt sich in einigen, vorzüglich in den englischen Besitzungen zu den Weißen fast wie 10 zu 1: es gab Plantagenbesitzer, welche 5—600 Sclaven hatten. In allen Colonien giebt es auch eine Anzahl freier Neger, welche die Freiheit entweder geschenkt erhalten oder von ihren kleinen Ersparnissen erkauft haben und von Handwerken und kleinem Handel leben. Die Zahl aller freien Neger beträgt jetzt an 1½ Million; etwa ¾ Million leben noch im Stande der Sclaverei. Ihren Herren entlaufene Sclaven, welche dann in unzugänglichen Gebirgen und Wäldern ihre Zuflucht nehmen, werden Maronen-Neger genannt und waren schon oft, vorzüglich auf Jamaica, höchst gefährliche Feinde ihrer ehemaligen Herren. Endlich lebt jetzt auf Haiti eine ganz freie farbige Bevölkerung, Neger und Mulatten, welche das Joch der Europäer abgeworfen und einen regelmäßigen Staat gebildet hat. Die übrigen Farbigen, hier wie überall Mulatten, Terzerons u. s. w. genannt, theils Freie, theils Sclaven, machen einen sehr bedeutenden Theil der Bevölkerung aus. — Die Bevölkerung Westindiens ist theils in einigen bedeutenden Seestädten zusammengedrängt, theils über die Oberfläche der Inseln zerstreut, so daß jede Plantage mit dem oft sehr zierlichen Wohnhause des Pflanzers und den umherliegenden Wirthschaftsgebäuden und Negerhütten, meist alle von Obstbäumen beschattet, einen schönen und malerischen Anblick gewähren. Dörfer hingegen im europäischen Sinne giebt es hier nicht.

Die gewöhnlichste Eintheilung dieser Inseln, welche auch wir annehmen, ist folgende: 1) Die Bahama- oder Lukayischen Inseln, 2) die großen Antillen, 3) die kleinen Antillen.

1) Die Bahama- oder Lukayischen Inseln. Sie bilden eine zahlreiche, von NW. nach SO., zwischen 27 und 21° n. Br. sich erstreckende Gruppe von Inseln, welche alle durch ihre lange und schmale, oft gekrümmte Form sich auszeichnen. Der neue Bahama-Canal scheidet sie von Florida, der alte von Cuba. Sie waren der erste Theil Amerikas, welchen Columbus entdeckte, indem er am 11. October 1492 eine von ihnen,

die Watlings-Insel (Guanahani oder St. Salvador des Columbus), betrat. Nachdem die Spanier sie erobert und verwüstet, gaben sie ihren Besitz auf, verhinderten aber doch die Engländer, welche zweimal versuchten, sich hier niederzulassen, festen Fuß zu fassen, bis endlich, nachdem diese Inseln lange ein gefährlicher Zufluchtsort der unter dem Namen Boucaniers bekannten Seeräuber gewesen, sie 1717 von England in Besitz genommen worden sind. Die Zahl dieser Inseln beläuft sich auf 500, wovon aber viele nur unbewohnte Felsen sind. Der Flächeninhalt aller beträgt an 138 □M.; die größte, Groß-Bahama (im N.), ist nicht bewohnt. Sie weichen in ihrer physischen Beschaffenheit gänzlich von den Antillen ab, und scheinen, wie viele der niedrigen Inseln Australiens, bloß aus Korallengebäuden entstanden; wie diese sind sie flach, erheben sich nur wenig über die Oberfläche des Meeres und sind meist von ausgedehnten Riffen umgeben, außerhalb welcher das Meer unergründlich tief ist; im W. und N. breiten sich die große und die kleine Bahama-Bank aus. Ihre Oberfläche ist nur von wenig Dammerde bedeckt, Bäche und Quellen haben sie gar nicht, daher die Einwohner theils sich der Cisternen bedienen, theils auch tiefe, in den Felsen gehauene Brunnen haben, in welchen das Wasser sich gut erhält. Da sie die nördlichsten der westindischen Inseln sind, so ist ihr Klima viel gemäßigter und gesunder, als das der Antillen; dennoch haben sie fast alle westindischen Producte, unter welchen die Baumwolle hier am besten gedeiht, deren Production jedoch sehr abgenommen. Nächstdem wird viel Seesalz aus den Salzseen gewonnen, welche mit dem Meere in Verbindung stehen; auch Fremde, vorzüglich von den Bermuden, kommen in der heißen Jahreszeit, um an diesem Geschäfte Theil zu nehmen. Ferner ist die Fischerei und der Schildkrötenfang beträchtlich. Es giebt hier drei Arten Schildkröten, welche alle drei gegessen werden, wovon aber die größte, Chelonia Mydas oder die grüne, gewöhnlich versendet, die Ch. imbricata und die Ch. oder Testudo Caretta aber vorzüglich wegen ihrer Schalen gefangen wird. Das Fleisch dieser Thiere ist nicht allein höchst schmackhaft und nährend, sondern auch ein vortreffliches Mittel gegen den Scorbut. — Die Bahamainseln sind größtentheils unbewohnt, und die überhaupt schwache Bevölkerung, gegen 35,000, worunter an 14,000 freie Farbige und Neger, keine Sclaven, ist fast zur Hälfte auf der Insel New-Providence zusammengedrängt. Diese etwa 8 □M. große Insel, zwischen Eleuthera im O., welche viele Ananas erzeugt, und Andreas im W., obgleich wenig fruchtbar und nur in der Nähe der Hauptstadt angebaut, enthält 11,000 Einw., welche meist in der Stadt Nassau, dem Sitz des britischen Gouverneurs und der Regierungsbehörden und dem wichtigsten Handelsplatze der Bahamainseln, wohnen.

2) Die großen Antillen; man versteht darunter die vier großen Inseln Cuba, Haiti, Portorico und Jamaica.

a) Cuba, die größte und westlichste der Antillen, erstreckt sich über 150 Meilen von W. nach O. und in ihrer größten Breite 24 bis 30 Meilen von N. nach S. Sie liegt am Eingange des Mexicanischen Meerbusens zwischen Florida und Yucatan, sowie zwischen den Bahamainseln und Jamaica, wird durch den Windwardcanal von Haiti getrennt, und enthält 2155 □M. Columbus entdeckte sie 1492; 1508 ward sie zum

ersten Mal umschifft, und schon 1511 waren die Spanier, wie noch jetzt, Herren der Insel, deren ursprüngliche Bevölkerung bis 1560 ganz verschwand und nur spärlich durch Spanier und Neger wieder ersetzt worden ist, so daß dies treffliche Land, fast so groß als England, 1,645,900 Einw. zählt, worunter sich etwa 793,493 Weiße, über 252,493 freie Farbige und etwa 600,000 Negersclaven befinden. Das Innere der Insel besteht aus einer von W. nach O. streichenden, niedrigen Gebirgskette, deren Höhe nicht ganz 2000′ erreicht und welche Zweige nach allen Seiten aussendet; es ist meist herrlich bewaldet; an der SO.-Küste erhebt sich jedoch in der Sierra de Cobre (d. h. Kupfergebirge) der B. Tarquino, 7800 P. F. hoch. Die Küsten sind flach und den Ueberschwemmungen ausgesetzt; sie bieten eine große Menge tiefer und trefflicher Busen und Häfen dar, obwohl zahlreiche Untiefen und Riffe den Zugang erschweren. Eine große Zahl, wenn auch nicht schiffbarer, Flüsse und Bäche strömen nach allen Richtungen ins Meer. Das Klima, obgleich heiß, ist milder und angenehmer als auf den übrigen Antillen, und man hat wohl schon Eis zuweilen in den Gebirgswaldungen gefunden. Das Land hat einen Ueberfluß der schönsten Producte. Die Schätze des Mineralreichs werden jetzt wenig benutzt, doch wird viel Kupfer gewonnen und Goldsand in den Flüssen gesammelt; aber große Heerden verwilderten Rindviehs und Schweine treiben sich in den Wäldern umher, daher Ochsenhäute einen bedeutenden Gegenstand der Ausfuhr bilden; auch die Bienenzucht ist sehr beträchtlich. Der Anbau, welcher früher gegen die Größe und hohe Fruchtbarkeit der Insel sehr unbedeutend war, geht vorzüglich auf Zucker, Kaffee und Taback. Außerdem werden Baumwolle, Cacao, Indigo und Lebensmittel gewonnen. In den letzten funfzig Jahren haben die Bevölkerung, der Anbau, vorzüglich des Zuckers, der Handel und damit die Einkünfte der Krone so bedeutend zugenommen, daß diese spanische Besitzung eine der reichsten europäischen Colonien geworden und vielleicht in kurzem dem Mutterlande den Verlust seiner übrigen amerikanischen Besitzungen vollkommen ersetzen wird. Leider wird aber auch der Negerschleichhandel so eifrig betrieben, daß jährlich viele tausend Sclaven eingeführt werden. Cuba bildet ein eigenes Generalcapitanat und wird in 3 Districte getheilt. Ihre wichtigsten Städte sind:

Havaña (S. Christoval de la Havañá), unter 23° 8′ Br., am nördlichsten Punkte der Insel. Sie liegt in einer schönen Ebene, ist selbst stark befestigt und von mehreren auf Hügeln liegenden Forts umgeben, wovon zwei, Morro und de la Punta, den Hafen schützen. Sie wurde 1519 angelegt, aber erst 1762 befestigt. Mit den Vorstädten zusammen zählte sie 1863: 205,676 Einw. und ist also die bevölkertste Stadt Westindiens. Ihre geraden, aber schmalen Straßen sind schlecht gepflastert, die Häuser alle von Stein, aber niedrig; es giebt hier schöne öffentliche Spaziergänge. Unter den Kirchen zeichnet sich die Kathedrale aus, in welcher eine einfache Pyramide die Gebeine des Columbus deckt, welche während des Revolutionskrieges von St. Domingo 1795 hierher geflüchtet worden sind. Ferner sind das prächtige Zollhaus, das Theater, der Circus für Stiergefechte, das Seearsenal ꝛc. bemerkenswerthe Gebäude. Der Hafen ist einer der besten in Amerika, äußerst geräumig, trefflich, auch gegen Feinde, geschützt und mit bedeutenden Schiffswerften umgeben. Ha-

vaña ist der Sitz des spanischen Generalcapitäns, hat eine Universität, einen botanischen Garten, eine Navigationsschule, ein geistliches Seminar und bedeutende Cigarren- und Chocoladenfabriken. Dampfschiffe verbinden diesen Platz mit den übrigen Küstenstädten, und Eisenbahnen, die ersten in den spanischen Besitzungen, zur Verbindung mit der Südküste sind seit 1838 zum Theil schon dem Verkehr eröffnet. — St. Jago de Cuba, an der Südküste, die ehemalige Hauptstadt, an einer geräumigen, durch Castelle geschützten Bai. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, wie des zweiten Gouverneurs und zählt circa 30,000 Einw. — Seitdem der Handel mit allen Nationen frei geworden, sind noch mehrere, früher ganz unbedeutende Städte aufgeblüht, wie: Trinidad, an der Seeküste, mit 14,500 Einw. und einem trefflichen Hafen. Guanavácoa, an derselben Bai von Havaña. Oestlicher S. Carlos de Matanzas, an der Nordküste, mit einem großen schönen Hafen und 30,000 Einw., nächst Havaña jetzt der wichtigste Handelsplatz der Insel. Der Hafen Baracoa, nahe der Südostspitze (Mayſi). Im Innern: Puerto Principe, eine schlecht gebaute Stadt, mit 34,000 Einw., die besonders den inneren Verkehr treiben. Espiritu Santo, fast in der Mitte der Insel, mit 11,000 Einw., S. Salvador de Bayamo, im südöstlichen Theile der Insel. — Die Küsten von Cuba sind von einer unzähligen Menge kleiner Inseln und Felsenriffe umgeben, wovon die südliche Gruppe der Garten der Königin, die nördliche der des Königs genannt wird; die größte unter jenen Inseln ist die felsige Isla de Pinos (d. h. Fichteninsel), östlich vom Cap San Antonio, mit schönen Wäldern und einer kleinen Colonie.

b) Jamaica, südlich von Cuba, der Größe nach die dritte der großen Antillen, aber die wichtigste Besitzung der Engländer in Westindien. Jamaica ward von Columbus 1494 entdeckt und blieb bis 1655 im Besitz der Spanier, denen sie von den Engländern entrissen wurde. Sie ist 302 □M. groß, sehr gebirgig, so daß die von W. nach O. ziehenden sogenannten Blauen Berge sich bis gegen 7600′ erheben, aber von vielen Flüssen und Bächen bewässert, am Küstenrande und in allen Thälern trefflich angebaut und in den Bergen mit den schönsten Waldungen bedeckt. Die Küste ist reich an trefflichen Häfen und Rheden. Das Klima ist sehr heiß, nur in den Bergen gemäßigter; überall sind die Nächte feucht und kühl und daher dem Europäer höchst gefährlich. Der Boden ist nur mittelmäßig fruchtbar und bedarf vieler Arbeit und Düngung. Die Producte sind dieselben, wie auf den übrigen Inseln. Zucker, Rum, Kaffee und Piment oder englisch Gewürz sind die Hauptgegenstände des Anbaues; auch die Viehzucht ist sehr bedeutend. Man zählte 1861: 441,264 Bewohner, darunter 13,816 Weiße, 346,324 Schwarze, 81,065 Mulatten oder Farbige. Die Verfassung der Insel ist wie die der meisten englischen Besitzungen in Amerika: dem Gouverneur, welcher die Stelle des Königs vertritt, steht ein Staatsrath oder Oberhaus mit 12 Mitgliedern, welche die Regierung ernennt, und eine Assembly oder Unterhaus von 45 gewählten Repräsentanten zur Seite. Die Insel wird in 3 Grafschaften (Counties), und diese in 22 Kirchspiele getheilt. Die Hauptstadt St. Jago de la Vega oder Spanish Town (spänisch taun), unter 18° Br., in geringer Entfernung von der Südküste, in einem Thale am Fuß des Ligany-Ge-

birges und am Flusse Cobre, ist der Sitz des Gouverneurs und aller Behörden; sie ist 1520 angelegt, alt und finster, hat aber einige schöne Gebäude, namentlich der Gouvernementspalast, doch nur 6000 Einw. und wenig Handel. Weit wichtiger ist Kingston, östlich von der vorigen, an der nämlichen Küste und an der Bai von Port Royal, eine neuere, regelmäßig und schön gebaute Stadt, mit einem sehr geräumigen, aber nicht ganz sicheren, durch zwei Forts geschützten Hafen und 32,000 Einw. Sie ist jetzt der Hauptsitz des Handels. Früher war es die alte Hauptstadt Port Royal, auf einer Landzunge an derselben Bai, in geringer Entfernung von Kingston, mit einem guten, stark befestigten Hafen; sie hat sehr durch Erdbeben, Feuer und Orcane gelitten. — Nordwestlich von Jamaica, liegt die kleine Gruppe der 3 Cayman-Inseln, welche viel Schildkröten liefern.

c) Haiti, im O. von Cuba und Jamaica, die zweite an Größe unter allen großen Antillen, 1318,5 □M., und durch ihre neueren Schicksale die merkwürdigste. Diese schöne Insel war 1492 von Columbus entdeckt; er nannte sie ursprünglich Española oder Hispaniola, Klein-Spanien; später ward sie, von der Hauptstadt, S. Domingo (Dominicus) genannt; jetzt führt sie wieder ihren alten indianischen Namen. Die Spanier, nachdem sie die ursprünglichen Bewohner, an 1 Million, gänzlich ausgerottet, blieben im ungestörten, aber höchst vernachlässigten Besitz des Ganzen bis 1625 oder 1630, wo sich eine Menge Freibeuter, meist Franzosen, Flibustiers, auch von ihrem früheren Geschäft, das Fleisch des erlegten wild gewordenen Rindviehs auf dieser Insel einzupökeln und zu räuchern, Boucaniers genannt, auf der im N. von Haiti belegenen kleinen Insel Tortuga niederließen, von hier aus einen wüthenden Seeräuberkrieg, vorzüglich gegen die Spanier führten und sich eines Theils der nördlichsten Küste von Haiti bemächtigen. Seit 1697 nahmen sich die Franzosen dieser ursprünglich französischen Niederlassung an und erhielten von Spanien die Abtretung des ganzen westlichen Theils der Insel, welcher durch ihre Betriebsamkeit bald so blühend ward, daß er 11,500 Plantagen und über 500,000 Einw. enthielt, während der östliche spanische Antheil kaum 125,000 Einw. hatte. Die unbesonnenen Decrete der französischen Republik 1794 führten während der Revolution einen blutigen Aufstand der Mulatten und Neger herbei, welcher dem größten Theile der Weißen das Leben kostete. Drei Anführer der Neger zeichneten sich vorzüglich aus: der ebenso tapfere als edle Toussaint Louverture, welcher 1801 der Insel eine Verfassung zu geben suchte, Dessalines und Christophe. Napoleon als Consul sandte 1802 seinen Schwager Leclerc mit 25,000 seiner besten Truppen zur Wiedereroberung der Insel. Der größte Theil derselben ward von Krankheiten hinweggerafft, doch bewirkten Uneinigkeiten unter den Negern, daß die Oberhäupter sich unterwarfen. Als aber der eines besseren Schicksals würdige Toussaint unter nichtigen Vorwänden nach Frankreich war gebracht worden, wo er im Gefängniß starb, brach der Krieg wieder aus, und der schwache Rest der Franzosen war 1803 noch froh, sich an die Engländer ergeben zu können. Dessalines warf sich nun zum Kaiser auf (1801), ward aber wegen seiner Grausamkeit zwei Jahre nachher ermordet, und es entstanden zwei Staaten auf der Westhälfte. Im N. bildete sich ein Negerkönigreich

unter Christophe, welcher den Namen Henri annahm, sich einen Hofstaat nach europäischer Art bildete, Gelehrte und Künstler aus Europa verschrieb und manches Löbliche versuchte, aber 1820 bei einem Aufstande seiner eigenen Truppen, den seine Unklugheit und Grausamkeit veranlaßt, sich erschoß. Im S. hatte sich unter dem Mulatten Péthion eine Republik gebildet, an welche sich nach Heinrichs Fall auch der nördliche Staat und 1821 sogar der bisher spanisch gewesene östliche Theil der Insel anschloß, so daß nun das Ganze einen republikanischen Staat bildete, an dessen Spitze der Nachfolger Péthions, der General Boyer, dessen Einsichten und Mäßigkeit lange Zeit gerühmt worden, als Präsident trat. In Folge der schweren Verpflichtungen gegen Frankreich, welches eine große Entschädigungssumme für seinen Antheil an der Insel forderte, und der inneren Parteiungen ward er 1843 durch einen Bürgerkrieg zur Abdankung genöthigt. Von 1844 bis 1861 bestanden dann zwei Staaten, die Republik San Domingo und das Kaiserthum Haiti. Die Republik San Domingo, der östlichere ehemalige spanische Theil der Insel, erklärte am 18. März 1861 seinen Anschluß an das Mutterland Spanien, doch 1863 entstand ein Aufstand gegen die Spanier und 1865 gab Spanien San Domingo wieder auf.

Das Kaiserthum wurde 1859 wieder Republik. Im Jahre 1867 nahm die Republik eine neue Verfassung an. Nach derselben wird mit der Executivgewalt ein auf 4 Jahre zu wählender Präsident betraut. Präsident der Republik Haiti ist 1869 General Salnave. Präsident der Republik S. Domingo ist Bonaventura Baez. — Haiti hat einen Flächenraum von 480 □M. mit circa 572,000 Einw. Die Republik S. Domingo hat einen Flächenraum von 838,5 □M. mit 136,500 Einw., vorzugsweise Mulatten und Weiße. Die Bevölkerung der ganzen Insel Haiti mag also circa 893,500 Seelen betragen. — Der größte Theil, im westlichen Gebiet der Insel, spricht ein Gemisch von Französisch mit verschiedenen afrikanischen Dialekten; im O. ist ein auf ähnliche Weise verderbtes Spanisch Volkssprache geworden. Die gewöhnliche Sprache ist die französische; auch sie haben ihr Gesetzbuch nach dem Code Napoléon eingerichtet und die Formen der französischen Justiz angenommen. Die Staatsreligion ist die katholische; doch wird jede andere geduldet.

Haiti ist ein schönes, von vielen bewaldeten Gebirgen bedecktes Land, welche mit herrlichen Thälern und Ebenen abwechseln; es wird von unzähligen Flüssen und Bächen reichlich bewässert. Das Hauptgebirge, in der Mitte der Insel, der Cibao, steigt bis 6000′ an, und die Küste ist vom Meere stark eingeschnitten. Der höchste Punkt ist der Morne du Mexique, 8350 Par. Fuß hoch. Das Klima ist heiß, aber bei gehöriger Vorsicht nicht ungesund. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und die Producte die gewöhnlichen der Antillen, vorzüglich Kaffee, Zucker, Baumwolle, Taback und Rindvieh. Der Anbau war früher bei weitem blühender; die großen Ebenen, wie die Vega Real im N., einst mit Plantagen bedeckt, sind jetzt verödet, und nur die Gebirgsgegenden werden von vielen kleinen Eigenthümern besser benutzt als ehemals. Die Gebirge sollen nach neueren Beobachtungen Metalle aller Art, edle und unedle, enthalten; aber der bald nach der Entdeckung eifrig betriebene Bergbau ist jetzt ganz vernachlässigt. Die Hauptorte sind:

Cap Haiti, vormals Cap Henri und früher C. Français, unter 19¾° Br. an der Nordküste, erst Hauptstadt des französischen Antheils, dann des Negerkönigreichs, jetzt nur die zweite Stadt des Reichs. Sie liegt am Fuße eines Berges in einer reizenden Ebene und einer gesunden Gegend, ist wohlgebaut, hat einen guten Hafen, schöne Plätze und Straßen, mehrere bedeutende Paläste und Kirchen. Der König Heinrich wollte eine Universität anlegen. Obgleich der Handel noch bedeutend, hat die Stadt doch nur 10,000 Einw. In der Nähe liegt auf einem fast unzugänglichen Felsen die vom König Heinrich angelegte Festung und dicht dabei das schöne, jetzt aber geplünderte und verödete königliche Lustschloß Sans-souci. — Die Hauptstadt der Republik Haiti und der erste Handelsplatz der Insel ist Port au Prince, unter 18½° Br., im Hintergrunde eines tiefen Meerbusens an der Westküste, in einer sumpfigen, ungesunden Gegend. Sie hat einen schönen Hafen, ist im schnellen Aufblühen begriffen und zählt etwa 21,000 Einw., worunter viele Europäer, welche sich des Handels wegen hier niederlassen. Jacmel, mit 6000 Einw., hier laufen die britischen Postdampfer an. Auf der schmalen Landzunge, in welche die Küste gegen W. ausläuft, liegt am südlichen Ufer in ungesunder Gegend die kleine Hafenstadt Les Cayes, mit etwa 5000 Einw. — S. Domingo, Hauptstadt der Republik S. Domingo an dem östlichen Theile der Südküste, auf einer felsigen Anhöhe, an der Mündung des schiffbaren Ozama. Sie ist die älteste Stadt Amerikas und wurde 1494 von Bartolomeo Colon, dem Bruder des Entdeckers, gegründet. Früher war sie die Hauptstadt des spanischen Antheils und Sitz eines Erzbischofs. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und hat einige sehr schöne Gebäude, worunter vorzüglich die Kathedrale und das Zeughaus; der Hafen ist nur klein, aber durch Batterien geschützt. Die Zahl der Einwohner soll 15,000 betragen. Samana, ein kleiner Ort an der gleichnamigen Bai im Nordosten der Insel ist seit 1868 Freihafen.

d) Portorico (Puerto rico), die kleinste und östlichste von den großen Antillen, im O. von Haiti. Sie ward 1493 entdeckt und ist stets im Besitz der Spanier geblieben. Auch sie hat ein hohes, schön bewaldetes Gebirge, welches von W. nach O. läuft, viele Flüsse und Bäche, einen sehr fruchtbaren Boden und das gesundeste Klima der Antillen. Der Anbau war bisher sehr vernachlässigt und beschäftigte sich vorzugsweise mit Kaffee und Taback, weniger mit Zucker und Baumwolle, hat aber ungemein zugenommen; auch die Viehzucht ist bedeutend, besonders an Rindvieh und Pferden, welche man halbwild umherlaufen läßt. Die Bevölkerung beträgt auf nahe 169 □M. etwa 600,000 Menschen, worunter die Mehrzahl Kreolen spanischer Abkunft, und vielleicht nur 26,000 Sclaven, welche hier, wo es viele kleine Gutsbesitzer giebt, besser behandelt werden, als in den großen Plantagen anderer Inseln. Die Negerbevölkerung ist äußerst träge, ohne alle Bildung, und die Häuser, wenigstens auf dem Lande, im erbärmlichsten Zustande; aber weil die Mehrzahl der Weißen (Xivaros genannt) selbst Ackerbau treibt und weil neuerlich viel Europäer eingewandert sind, hat die Colonie bedeutende Fortschritte an Wohlhabenheit gemacht und gehört zu den wichtigsten Besitzungen der spanischen Krone, welche sie lange Zeit als Verbannungsort von Verbrechern benutzte. Die Hauptstadt und

der Sitz des spanischen Generalcapitäns, S. Juan, unter 18½° Br., liegt an der Nordküste, auf einem kleinen, durch eine Brücke mit der Insel verbundenen Eilande und ist sehr stark befestigt. Sie hat 25,000 Einw., einigen Handel, aber weder Gewerbe noch Schulen.

3) Die kleinen Antillen. Man versteht unter diesem Namen die ganze Inselreihe, welche von Portorico in einem nach O. convex gekrümmten Bogen bis an das feste Land von Süd-Amerika (den Golf von Paria) und an der Nordküste desselben sich ausbreitet; zuweilen theilt man sie in verschiedene Gruppen, wo dann die nördlichen die virginischen Inseln, die mittleren die caribischen Inseln und die vor der Küste des Festlandes liegenden die Inseln unter dem Winde (engl. Leewards Isles) genannt werden, sowie die ersteren auch wohl die Inseln im Winde oder über dem Winde (engl. Windwards Isles) heißen, weil sie dem Ostwinde der heißen Zone am meisten ausgesetzt sind.

Die virginischen oder Jungfern-Inseln, zusammen etwa 40, im O. von Portorico, gehören zum Theil, wie Passage und Culebra, den Spaniern, und diese sind schwach bevölkert, theils den Engländern, theils den Vereinigten Staaten und eine noch den Dänen. — Britisch sind: Virgin-Gorda oder Spanish-Town, mit wenig fruchtbarem, felsigem Boden. Tórtola, gut angebaut, Anegada, Jost van Dyke, Beef-Island, Peters Island rc., zusammen 4½ □M. mit ca. 6000 Einw. — Den Dänen gehört 1869 noch St. Croix (Sta. Cruz), die südlichste der virginischen Inseln. Nachdem sich Holländer, Spanier, Engländer und Franzosen um ihren Besitz gestritten und sie doch wieder verlassen, ward sie 1733 von Frankreich an die dänisch-westindische Compagnie verkauft. Sie ist ziemlich eben, aber sehr fruchtbar und höchst trefflich angebaut. Sie mag auf 3½ □M. 24,000 Einw. enthalten. An der Nordostseite der Insel liegt Christianstadt, der Sitz des Gouverneurs, mit einem guten befestigten Freihafen und 5000 betriebsamen Einwohnern; sie hat ganz das nette Ansehen einer wohlhabenden europäischen Stadt. b) St. Thomas, von 1671 bis 1868 den Dänen, jetzt den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gehörend, liegt im N. von St. Croix, ist bergig, aber waldlos und daher wenig fruchtbar, dennoch durch den Handel und mehr noch durch Schleichhandel reich geworden. Sie zählt auf 1 □M. etwa 13,000 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt hat einen guten, großen Freihafen und etwa 12,000 Einw. c) Die zwischen den beiden vorigen liegende kleine Insel St. Johann (St. Jan), etwas mehr als 1 □M. groß, mit etwa 2230 Einw. Auf allen diesen Inseln befinden sich blühende Herrnhuter-Missionsanstalten. — Auf seiner zweiten Reise 1494 entdeckte Columbus diese Inseln und nannte sie „las Virgines“ 1666 siedelten sich die Engländer auf Tortola an.

Von den eigentlichen kleinen Antillen können wir nur, vom N. beginnend, die wichtigeren erwähnen.

St. Martin, theils den Holländern, theils (im N.) den Franzosen gehörig, ist eine Gebirgsinsel und hat nur 3200 Einw.

St. Eustache oder Eustatius, ½ □M. groß mit 1900 Einw., eine holländische Besitzung, die aber sehr von ihrem alten Wohlstande herabgekommen ist; sie treibt starken Schmuggelhandel. Diese Insel ist ein

runder Kegelberg mit einem Krater, der seines Gleichen unter allen Vulcanen der Antillen in Bezug auf Größe und Regelmäßigkeit nicht wiederfindet und deshalb von den Engländern auch die Punschbowle genannt wird. Er ist 1856 Pariser Fuß hoch. Die Insel wird von den Bewohnern Statia genannt.

Anguila oder Schlangen-Insel (sie sollte eigentlich Aal-Insel genannt werden, denn Anguila heißt auf spanisch Aal) und die Perros, 1,6 □M. mit 2600 Einw., seit 1650 britisch. Barbuda, 3,9 □M. mit 800 Einw., ebenfalls britisch. Beide Inseln haben fruchtbaren Boden.

St. Barthélemy, zwischen St. Martin und Barbuda, die einzige Besitzung der Schweden (seit 1784) in diesen Gegenden. Sie ist beinahe 1 □M. groß, nicht sonderlich fruchtbar, so daß nur treffliche Baumwolle und etwas Zucker erzeugt wird, und hat etwa 2800 Einw., wovon die meisten im Hauptorte Gustavia, mit dem Freihafen Carenage, wohnen.

St. Christoph, Christopher oder St. Kitts, unter $17\frac{1}{3}$° Br., gehört seit 1623 den Engländern und ist deren älteste Besitzung in Westindien. Sie ist etwa $3\frac{1}{2}$ □M. groß, im N. sehr bergig und vulcanisch (der Vulcan Mount Misery erreicht an 3500′), aber gut angebaut und vorzüglich reich an Zucker. Von den 25,000 Einw. sind 24,000 ehemalige Sclaven. Der Hauptort Basseterre, mit 6000 Einw., ist durch ein Erdbeben 1843 fast ganz zerstört worden.

Etwas südlich davon liegt die ebenfalls den Briten gehörige kleine Insel Nevis, $1\frac{1}{2}$ □M. groß, welche aus einem 2500′ hohen, ausgebrannten Vulcankegel besteht. Sie hat über 11,000 Einw., worunter nur 700 Weiße. Stadt Charlestown. Oestlich davon liegt

Antigua oder Antigoa, 5 □M. groß. Sie ist von den Engländern seit 1674 angebaut und vorzüglich reich an Zucker. Mangel an Trinkwasser und häufige Dürre vermindern den Werth der sonst trefflich angebauten Insel. Sie zählt über 37,000 Einw., worunter etwa 2000 Weiße, die Uebrigen freie Farbige und Neger. Die Hauptstadt, St. Johns-Town, ist der Sitz eines Gouverneurs, hat einen guten, wohl vertheidigten Hafen, ist regelmäßig gebaut und zählt an 16,000 Einw.; auch sie litt von dem Erdbeben 1843. English-Harbour, an der Südküste, ist einer der schönsten Häfen auf den Antillen.

Montserrat, fast 2,2 □M. groß, mit beinahe 8000 Einw., worunter nur wenige hundert Weiße, gehört ebenfalls den Engländern und ist besonders wegen der malerischen Schönheit seiner Landschaften bemerkenswerth.

Guadeloupe, eine der größten der kleinen Antillen, an 29 □M. groß, zwischen 16 und $16\frac{1}{2}$° Br., ward 1493 entdeckt, aber vernachlässigt, bis 1635 die Franzosen sich hier niederließen, denen die Ureinwohner nach und nach weichen mußten. Sie ist die größte und wichtigste französische Besitzung in Westindien. Ein schmaler, oft kaum 90′ breiter Seearm, der Salzfluß genannt, trennt die Insel in zwei Theile, wovon der weniger fruchtbare, aber größere, nordöstliche Grande Terre heißt, der kleinere das eigentliche Guadeloupe oder Basse Terre ausmacht. Das Letztere bietet eine reizende Abwechselung von Bergen, Thälern und Ebenen dar; der höchste Punkt der Insel im S. ist die Souffrière, ein ruhender, 4570′

hoher Vulcan, welcher zwar Rauch von sich giebt und viel Dampf beim Erdbeben 1843 auswarf, aber noch keine Eruption gehabt hat; viele Quellen und Bäche erfrischen das Land. Grande Terre ist flacher, weniger angenehm, ohne Bäche und in vielen Gegenden sumpfig und ungesund. Zucker und Kaffee sind die Haupterzeugnisse. Die Zahl der Einwohner beträgt hier über 113,000. Der Hauptort Basse Terre, mit über 9000 Einw., ist lebhaft, hübsch gebaut und hat bedeutenden Handel, obgleich nur eine Rhede. Der beste und befestigte Hafen der Insel ist Pointe-à-Pitre in Grande Terre, eine der schönsten Städte der Antillen; sie liegt am Eingange des Salzflusses, in einer ungesunden Gegend, hatte aber doch an 16,000 Einw., als das heftige Erdbeben am 8. Februar 1843 sie fast ganz zerstörte; jetzt etwa 14,000 Einw. — Mehrere kleinere in der Nähe von Guadeloupe liegende Inseln gehören ebenfalls den Franzosen, vorzüglich: a) Desiderade, Deseada, d. h. die ersehnte, weil sie auf Columbus zweiter Reise 1493 die erste Entdeckung war; ½ □M. groß. b) Marie galante, 3 □M. groß, eine der reizendsten und fruchtbarsten, aber auch ungesundesten und den Orkanen am meisten ausgesetzten dieser Inselreihe. Zucker, sehr geschätzter Kaffee und Baumwolle sind die Haupterzeugnisse. Die Zahl der Einwohner beträgt 14,000, worunter 10,000 Sclaven. c) Les Saintes, ½ □M. groß, mit gegen 1300 Einw.; sie bestehen aus drei kleinen Inseln, die einen sehr guten Ankerplatz einschließen und vorzüglich guten Kaffee produciren.

Dominica oder Dominique, unter 15½° n. Br., 14 □M. groß, ward von Columbus 1493 entdeckt und 1759 von den Engländern in Besitz genommen. Sie ist sehr gebirgig, vulcanisch, erhebt sich steil und zerrissen bis zu 5000′ und hat viele heiße und schwefelhaltige, aber auch viele schöne frische Quellen und Bäche; das Klima ist gesund und der Boden sehr fruchtbar. Der Kaffee dieser Insel gehört zu den besten Sorten. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 26,000, worunter wenig über 800 Weiße. Der Hauptort ist Roseau, mit 4000 Einw., welches mit Charlottetown zusammen nur eine Stadt ausmacht, gut befestigt ist und 5000 Einw. hat.

Martinique, zwischen 14¼ bis 15° Br., an 18 □M. groß, ist seit 1635 in den Händen der Franzosen. Die ganze Insel ist vulcanischen Ursprungs und wird oft von Erdbeben heimgesucht; ihre Berge sind äußerst steil und wild, der vulcanische Montagne Pelée erhebt sich über 4218′; ihre Küsten sind tief eingeschnitten und zerrissen; aber der Boden ist fruchtbar und von vielen Bächen bewässert. Das Klima ist ungesund. Die Hauptproducte sind Kaffee, der für eine der besten Sorten Westindiens gilt, Zucker und Cacao; ebenso ist der Taback des Districts Macuba sehr geschätzt. Die Zahl der Einwohner beträgt 137,000, worunter nur 12,000 Weiße. St. Pierre, an der Westküste, obgleich ohne Hafen, aber mit einer herrlichen Rhede, ist die wichtigste, durch Handel blühende Stadt und hat 25,000 Einw. Der beste Hafen ist das stark befestigte Fort Royal, mit 12,000 Einw., ebenfalls an der Westküste, wo auch der Gouverneur residirt; aber die Gegend ist ungesund.

Santa Lucia, unter 14° Br., 12 □M. groß. Nachdem sie mehrmals bald den Franzosen, bald den Engländern gehört, ist sie seit 1814

den letzteren verblieben. Auch diese Insel ist sehr gebirgig, trägt einen noch thätigen Vulcan, ist fruchtbar aber ungesund. Sie zählt über 29,000 Einw., darunter nur ca. 1000 Weiße, welche meist französischer Abkunft sind. Der Hauptort Port Castries oder Carenage hat einen sehr guten und großen Hafen und 5000 Einw.

Barbados oder Barbadoes, zwischen 13 bis 13⅓° Br., 8 □M. groß, liegt in ziemlicher Entfernung östlich von der Reihe der kleinen Antillen. Die Engländer besetzten sie 1624. Diese Insel hat nur mäßige Höhen, denn der höchste Punkt, der Mount Hilloughby, erreicht nicht 1100'; sie besitzt mehrere Höhlen, wenig Wald und wenig Quellen, und ist oft den furchtbarsten Orkanen ausgesetzt; dagegen gilt das Klima für gesund. Ein Korallenriff umgürtet die Nord- und Ostküste. Eine merkwürdige Erscheinung ist das aus den Felsen unter der Dammerde häufig sich absondernde Erdpech und das Vorkommen zahlreicher bituminöser Quellen. Sie ist unter allen westindischen Inseln am vollständigsten und besten angebaut; Zuckerrohr wird stark gebaut und ist der Hauptartikel. Sie ist ungemein dicht bevölkert, denn die Zahl der Einwohner beträgt ca. 153,000, worunter etwa 17,000 Weiße, hat aber dennoch gegen frühere Zeiten bedeutend abgenommen. Die Hauptstadt Bridgetown, mit nahe 35,000 Einw., liegt im SW. an der trefflichen Carlisle-Bai, ist gut, einer englischen Landstadt ähnlich, gebaut und im Besitz eines sehr bedeutenden Handels, da alle nach Westindien gehenden Schiffe hier zuerst anlegen; auch ist sie durch mehrere Forts geschützt. Ein furchtbarer Orkan zerstörte 1785 die Stadt so gänzlich, daß man kaum die Spur der Gebäude erkannte, und veränderte wesentlich die Oberfläche der Insel; nicht viel weniger verderblich war der von 1831.

St. Vincent, unter 13¼° Br., 6 □M. groß, eine der schönsten unter den kleinen Antillen. Die ersten Europäer ließen sich 1719 hier nieder; eine Zeit lang war die Insel zwischen Frankreich und England streitig, bis sie 1763 den Engländern abgetreten ward. Sie ist gebirgig und erhebt sich im Morne-Garou über 4500'. Einer ihrer Vulcane (la Souffrière) hatte 1812 nach langer Ruhe einen sehr heftigen Ausbruch, so daß die Asche bis über Dominica und Barbados geworfen wurde. Dabei ist sie gut bewässert und in den Thälern sehr fruchtbar, vorzüglich an Zucker; das Klima ist an den Küsten heiß, sehr feucht und ungesund. Die Zahl der Einwohner mag 32,000 betragen, worunter nur 2400 Weiße. Kingston, die Hauptstadt, hat nur eine Rhede und 7000 Einw.; der beste Hafen ist Tyrells-Bai. Die letzten schwarzen Cariben wurden erst 1797 von dieser Insel vertrieben.

Die Granadillen (Grenadillen) oder Granadinen, zwischen 12 und 13° Br., sind eine Reihe kleiner, meist sehr dürrer und wenig fruchtbarer, dabei niedriger Inseln, denen es fast überall an Trinkwasser fehlt. Sie scheinen zum Theil aus Korallenfelsen gebildet, wurden auch lange Zeit nur des Kalks wegen, den man hier abholte, besucht, bis sie 1763 von den Engländern in Besitz genommen wurden. Seitdem haben sich nach und nach auf einigen an 2000 Menschen hier angesiedelt, welche vorzüglich Baumwolle bauen, da der Zucker nicht gut gedeiht.

Granada oder Grenada, unter 12° Br., südlich von der vorigen

Gruppe, mit den vorigen 6,2 □M. groß. Die Franzosen ließen sich 1650 hier nieder und vertilgten die Cariben; 1762 aber mußten sie den Engländern weichen. Die Insel ist gebirgig, reich an schönen Landschaften, gut bewässert und fruchtbar; heiße Quellen und Schwefel sind häufig; das Klima der Küste, die sich im N. ganz schroff erhebt, ist sehr ungesund. Zucker, Kaffee und Cacao sind die Hauptgegenstände des Anbaues, welcher hier sehr blühend ist. Die Zahl der Einwohner mag etwa 37,000 betragen, worunter sich nur etwa 1000 Weiße befinden. Die Hauptstadt Georgetown, ehemals Fort Royal, mit 10,000 Einw., liegt an der Westküste auf einem sehr unebenen Boden, hat aber einen trefflichen Hafen, welcher stark befestigt ist.

Tabago, unter 11¼° n. Br., 4¾ □M. groß. Diese Insel, zuerst 1632 von den Holländern besetzt, welche von den Spaniern vertrieben wurden, ist seitdem sehr oft aus den Händen der Franzosen in die der Engländer gekommen, welche sie endlich 1814 zum bleibenden Besitz erhalten haben. Sie weicht sehr von der Beschaffenheit der übrigen westindischen Inseln ab, denn sie hat statt der schroffen vulcanischen Gebirge nur angenehme Hügel und höchst fruchtbare Ebenen; das Klima ist gesund und die Insel den Orkanen wenig ausgesetzt. Der Anbau ist zwar gut, hat sich aber erst über einen kleinen Theil der Insel ausgebreitet; Zucker und Baumwolle sind die Haupterzeugnisse. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 15,000, worunter kaum 300 Weiße. Der Hauptort ist Scarborough, an der südöstlichen Küste, mit 3000 Einw.

Trinidad, zwischen 10 und 11° Br., die südlichste und größte der kleinen Antillen, 95 □M. groß, liegt in geringer Entfernung den westlichen Mündungsarmen des Orinoco gegenüber und wird vom festen Lande durch den Meerbusen von Paria, auch der Traurige Meerbusen genannt, getrennt. der nördlich durch die Boca de Dragos (Drachenschlund), südlich durch den Canal di Serpente mit dem Ocean in Verbindung steht. Sie hat ganz die Beschaffenheit des benachbarten festen Landes von Süd-Amerika. Drei Bergketten durchziehen dieselbe, als Fortsetzung des Küstengebirges von Venezuela, von W. nach O., und zwischen ihnen breiten sich Ebenen aus. Das Innere ist mit dichten Waldungen erfüllt, welche vorzügliches Schiffbauholz liefern; auch finden sich sumpfige Gegenden. Unter allen diesen Inseln ist sie am besten bewässert und hat sogar mehrere schiffbare Flüsse. Merkwürdig ist sie durch die Menge des Erdpechs, welches sich bald flüssig, bald verhärtet im südwestlichen Theile der Insel, vorzüglich in einer großen Lagune findet, und welches zum Kalfatern der Schiffe mit großem Nutzen gebraucht wird. An der Südwestspitze finden sich ferner eine Menge von Schlammvulcanen. Das Klima ist heiß, aber nicht gerade ungesund, und Orkane sind äußerst selten. Trinidad ward zwar von Columbus 1498 entdeckt und 1535 von den Spaniern in Besitz genommen, aber bis 1783 so gänzlich vernachlässigt, daß sie die Insel nur der Jagd und des Fisch- und Schildkrötenfanges wegen besuchten. Später hat der Anbau zugenommen, vorzüglich seitdem sie 1797 von den Engländern erobert ward; indeß ist erst ein geringer Theil, vorzüglich an der Westseite dieser äußerst fruchtbaren Insel, wirklich angebaut. Zucker, Kaffee, Cacao, Indigo, Baumwolle, Taback, sowie auch Zimmt, Muskatennüsse und Gewürznägel gedeihen über-

aus gut. Die Zahl der Einwohner ist verhältnißmäßig noch sehr gering, denn sie beläuft sich nur auf 84,500, wovon 4000 Weiße. Der Hauptort Puerto de España, jetzt Spanish-Town, am Golf von Paria auf der Westküste, ist gut befestigt, hat einen trefflichen sichern Hafen und 12,000 Einw., liegt aber in einer sumpfigen Gegend.

Von den an der Nordküste des Festlandes von Süd-Amerika gelegenen Inseln oder den Inseln unter dem Winde können wir, da die meisten jetzt zu den Staaten des festen Landes gehören, nur die seit 1634 den Holländern gehörende Insel Curaçao anführen. Sie liegt wenige Meilen von der Küste Venezuelas, unter 12° n. Br. und 51½° w. Lg. Ihr Flächeninhalt beträgt 8½ □M. Der Boden besteht fast nur aus dürrem, mit einer dünnen Lage Erdreich bedecktem Felsen, welchem indeß der niederländische Fleiß bedeutende Ernten an Zucker, Taback, Baumwolle, Cacao u. s. w. abzugewinnen weiß; doch ist das Hauptproduct Salz. Es giebt nur eine Quelle und einen kleinen Bach, und sehr oft leidet die Insel an Wasser gänzlich Mangel. Ihre Hauptwichtigkeit bestand früher in dem sehr bedeutenden Schleichhandel, welcher von hier aus mit dem noch spanischen Süd-Amerika getrieben wurde; jetzt ist sie in Verfall gekommen. Die Zahl der Einwohner mag sich auf 19,000 belaufen, worunter 9000 Neger und viele Juden. Die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs, Willemstad, mit 8000 Einw., an der Südküste, mit einem ausgezeichnet schönen und sichern Hafen, ist zwar nicht groß, aber eine der am besten gebauten Städte Westindiens. Einige kleinere umherliegende, den Holländern gehörige Inseln, wie Aruba oder Oruba, wo man seit 1824 Gold in ziemlich großen Stücken entdeckt hat, Buen Ayre und die Aves-Gruppe, sind schwach oder gar nicht bewohnt und dienen blos einigen Heerden zum Aufenthalt. Die Inseln La Margarita, mit 14,000 Einw., Coche, Cuagna, Tortuga, la Blanquilla, la Orchilla haben zusammen 21 □M. mit 21,000 Menschen.

VII. Die drei colombischen Republiken.

Unter diesem Namen umfaßte man früher die ehemaligen spanischen Provinzen Neu-Granada, Caracas, Neu-Andalusien und Ecuador (Quito), welche den nördlichsten Theil von Süd-Amerika einnahmen, bei ihrer Befreiung zuerst eine Republik Colombia bildeten, 1831 in die 3, jedoch zunächst politisch durch einen Freundschafts- und Allianzvertrag verbundenen Freistaaten: Neu-Granada, Venezuela und Ecuadór zerfallen sind. Wir wollen die drei Staaten zunächst historisch und nach ihrer Landesbeschaffenheit zusammen fassen. Das Gebiet der drei Republiken liegt zwischen $12^3/_4$ n. und $4^1/_2{}^0$ s. Br. und vom 42 bis gegen 64^0 w. Lg., wird begrenzt im N. von Centro-Amerika, dem Caribischen und Atlantischen Meere, im O. von Britisch-Guyana, im S. von Brasilien und Peru, im W. von der Südsee. Bei der Unsicherheit der Grenzen läßt sich der Flächeninhalt nur ungefähr auf 50,000 □M. annehmen, worauf, nach einer noch viel unsicheren Schätzung, 3—4 Millionen Einw. leben. Die ersten Entdecker der Küsten nannten das Land Tierra firma (d. i. festes Land), ein Name, welcher auch später noch häufig von der Nordküste Süd-Amerikas gebraucht wurde. Nachdem aber das Land von den Spaniern erobert und im 17. Jahrh. an Bevölkerung bedeutend zugenommen, ward es in drei große Provinzen: das Vicekönigreich Neu-Granada, welches den ganzen westlichen Theil umfaßte, die Generalhauptmannschaft Caracas oder Venezuela im Osten, und die von Quito, welche aber zu Peru gerechnet wurde, im Süden, getheilt. Drei Jahrhunderte lang blieben diese Länder im ruhigen Besitz der Spanier, einige unbedeutende Aufstände abgerechnet, bis die Gefangennehmung Ferdinands VII. 1808 durch Napoleon eine Revolution hervorrief. Die erste Bewegung war für den König und gegen die Emissarien der französischen Regierung, denn das Volk dachte noch nicht entfernt an eine Losreißung vom Mutterlande; bald aber fühlten die Amerikaner, besonders durch verkehrte Maßregeln der Statthalter aufgeregt, ihre Kraft und Wichtigkeit, und wollten ebenso wenig von den spanischen Cortes als vom König Joseph Befehle annehmen. 1809 und 1810 brachen in Caracas, in Bogota und bald in allen Provinzen Aufstände aus, welche ganz offen den Zweck ankündigten, sich von jeder europäischen Herrschaft zu befreien; schon im Jahre 1811 erklärte sich Venezuela für unabhängig. Aber

noch erlangten die Spanier bald wieder das Uebergewicht, und als sie sich wieder festgesetzt hatten, begann eine schreckliche Reaction gegen die „Patrioten". Dies entzündete neue Aufstände. Die aus Spanien 1814 gesandten Truppen glaubten, durch ihr Erscheinen und die bloße Gewalt ihrer Waffen die alte Ordnung wieder herstellen zu können, fanden aber auf allen Punkten heftigen Widerstand und litten außerordentlich von dem ungewohnten Klima. Bolivar dagegen, aus Caracas gebürtig, aber in Spanien gebildet, verwendete mit rastloser Thätigkeit sein ganzes bedeutendes Vermögen und seine Talente für die Sache der Freiheit. Abwechselnd bald Sieger, bald besiegt, aber immer unermüdlich und furchtbar, kämpfte er seit 1812 gegen die besten spanischen Generale, entriß ihnen Caracas und Neu-Granada mehr als ein Mal, ward 1817 vom Congreß von Venezuela zum Präsidenten ernannt und zwang, nun besonders von England und auch von Nord-Amerika unterstützt, den talentvollsten, aber durch übergroße Härte die Gemüther von sich abwendenden spanischen General Morillo 1820 zu einem Waffenstillstande, worauf dieser, der durch Krankheiten und Gefechte sein ganzes Heer eingebüßt hatte, nach Europa zurückkehrte. Der Ueberrest der Spanier unter General La Torre ward ebenfalls von Bolivar den 24. Juni 1821 bei Calabozo geschlagen, und noch vor Ablauf dieses Jahres hatten die Spanier keinen Soldaten mehr im Umfange der neuen Republik. Zwei Jahre später, 1823, traten auch die früher zu Guatemala gehörigen Provinzen Veragua und Panamá, sowie auch Quito, in den gemeinsamen Bund. Allein die durch den Dictator Bolivar, welcher 1823 und 1824 die Befreiung Nieder- und Ober-Perus vollendete und den Titel eines Befreiers (Libertador) erhielt, gegründete Centralverwaltung dieser weitläufigen Länder mißfiel mehreren Provinzen; sie wünschten einen Föderativstaat zu bilden wie Nord-Amerika; Venezuela trennte sich 1829, worauf der zum lebenslänglichen Präsidenten ernannte Bolivar 1830 sein Amt niederlegte und im December des nämlichen Jahres starb. Ein Jahr darauf (im November) löste sich die Republik Columbien in die drei Freistaaten Neu-Granada, die nordwestlichen Gegenden, (seit dem 20. September 1861 die Vereinigten Staaten von Columbia), Venezuela, die nordöstlichen, und Ecuadór, die südlichen, der alten spanischen Eintheilung gemäß, auf; doch wollen sie, besonders in Beziehung auf die künftigen Verhältnisse zu Spanien, eine politische Union bilden. Sie tragen die gemachte Schuld gemeinsam nach einem bestimmten Verhältniß und haben sich zu gegenseitigem zollfreien Handelsverkehr verpflichtet. Neu-Granada bildete von 1819 ab mit Venezuela die Republik Columbia. Durch Proclamation des Congresses zu Bogota am 31. November 1831 trennte es sich als eine eigene unabhängige Republik unter dem Namen Neu-Granada. Fortwährende Parteikämpfe und dadurch bewirkte innere Unruhen und Revolutionen ließen die Republik zu keiner gedeihlichen Entwickelung kommen. Nachdem die Verfassungen von 1843, 1851 und 1853 Aenderungen erfahren hatten, wurde durch das Staatsgrundgesetz von 1858 eine gänzliche Umgestaltung herbeigeführt. Das Land wurde nun seit 1861 in 9 souveräne Einzelstaaten getheilt: Antioquia, Bolivar, Boyaca, Cauca, Cundinamarca, Magdalena, Panama, Santander und Tolima; welche als (Confederation Neo-

granadina) durch die Centralregierung zu Bogota nur lose zusammen gehalten werden. Zu einer geregelten staatlichen Entwickelung kann diese Republik auch heute noch nicht kommen. Die Revolutionen sind auch heute noch auf der Tagesordnung.

Venezuela, wie oben bemerkt, besteht seit 1831 als unabhängige Republik. Unter der Leitung des Präsidenten Paez (1831—1835 und 1839—1843) genoß die Republik mit Ausnahme eines kurzen Bürgerkrieges (1835) Zeiten des Friedens. Seit 1847 haben indeß auch verschiedene innere Unruhen stattgefunden. 1858 erhielt der Staat eine neue Verfassung, seitdem bekämpfen sich aber die unitarische und föderale Partei. Nach dem Siege der Föderalen über die Unitarier (1863) bildet Venezuela wieder eine föderative Republik.

Ecuadór besteht als selbstständige Republik seit dem Zerfall der Republik Columbia im Jahre 1830.

Allgemeine Beschaffenheit des Landes.

Das alte Gebiet von Columbia bietet die wunderbarsten Contraste der Höhen und Tiefen, der Hitze und Kälte und der Vegetation dar. Im W. breitet sich das Gebirgsland der Cordilleren aus, über dessen Bildung schon früher das Hauptsächlichste mitgetheilt ist. Im südwestlichen Theile, vorzüglich unter 1 bis 2° südlich vom Aequator, erreicht die Kette der Anden in diesen Ländern ihre größte Höhe; der eigentliche Bergrücken erhebt sich hier 8—9000′ über das Meer, ist aber zu beiden Seiten von ungleich höheren Schneegipfeln eingeschlossen, so daß dieses Plateau nur als ein tiefes Thal erscheint, in welchem Städte und Bevölkerung sich zusammengedrängt haben. Die umgebenden Berge sind der Chimborazo über 20,100′, der Tunguragua an 15,200′, der Antisana an 17,678′, der Cotopaxi 17,700′, der Cayambe-Urcu, unter dem Aequator, über 18,170′, der Pichincha 14,940′ hoch. Etwa unter 2° n. Br. theilt sich die Hauptmasse der Anden in drei nördlich laufende Ketten. Der die Landenge von Darien oder Panamá durchziehende Höhenzug verdient, an der schmalsten Stelle derselben nur 600′ hoch, nicht mehr den Namen eines Gebirges. Desto bedeutender sind die Ketten, welche die tiefen Thäler des Cauca- und Magdalenenflusses von einander und von den östlichen Ebenen trennen; sie erreichen in ihren höchsten Gipfeln etwa 17,000′. Zwischen dem See von Maracaibo und dem Golf von Darien steigt ganz isolirt mitten aus der Ebene die Sierra Nevada de Santa Marta, vielleicht über 18,000′ hoch, auf. Das Küstengebirge von Venezuela endlich, eine Fortsetzung der östlichen Andeskette von Cundinamarca, welches der Küste des Caribischen Meeres folgt, besteht aus mehreren unterbrochenen Parallelketten und erreicht im Scheitelpunkte, der Silla de Caracas, nur 8100′ Höhe. Zwischen den Ebenen des unteren Orinoco und denen des Rio Negro und Marañon (Maranhao) breitet sich endlich das Gebirgssystem von Parime, eine Gruppe von Bergketten aus, welche durch Ebenen von einander getrennt werden. Der südliche und östliche Theil des Landes hingegen, welcher sich

dem Orinoco und dem Marañon zuneigt, besteht größtentheils aus unendlichen Ebenen. Ebenso verschieden ist natürlich auch das Klima. Die höchsten Bergebenen, Páramos, haben einen stets bewölkten, feuchten und kalten Himmel. Andere minder hohe Plateaux sind zwar freundlicher, aber dennoch baumlos, und die Temperatur steigt selten über 15°; dennoch liegen hier sehr bedeutende Städte. In den Thälern und am Fuße der Gebirge herrscht tropische ungesunde Luft, und die Llanos oder Steppen, welche sich östlich nach dem Orinoco und Marañon hinziehen, sind brennend heiß, die eine Hälfte des Jahres wahre Wüsten, die andere mit der schönsten Vegetation bedeckt. Ueberall findet hier nur der Unterschied der trockenen und nassen Jahreszeit statt, so daß einige Gegenden ewig Herbstluft, andere ewigen Frühling oder heißen Sommer haben, und diese Unterschiede grenzen oft so nahe an einander, daß man in einem Tage aus einem Lande des Schnees und Nebels in die Region des Zuckers und Indigos hinabsteigen kann. Ungesund sind eigentlich nur die tiefsten Thäler und einige Küstenpunkte. Das Land wird nach allen Richtungen von beträchtlichen, schiffbaren Flüssen durchschnitten. Die wichtigsten sind: der Orinoco; er bildet jetzt eine Strecke weit die Grenze zwischen Venezuela und Neu-Granada; der Magdalenen-Fluß mit dem Rio Cauca, ganz in Neu-Granada; der Atrato, welcher in den Golf von Darien mündet; und endlich der Marañon, welcher nur auf einer langen Strecke die südliche Grenze von Ecuadór gegen Peru bildet, und dessen linke Nebenflüsse im westlichen Theile seines Laufes durch die Tiefebenen strömen. — Die Producte der Pflanzenwelt sind außerordentlich mannigfaltig, denn sie richten sich genau nach der größeren oder geringeren Erhebung des Bodens über die Meeresfläche, so daß Columbien die Erzeugnisse aller Klimate auf seinen verschiedenen Punkten vereinigt. Ein Hauptreichthum des Landes besteht in den edlen Metallen, Gold, Platin und Silber. Das Gold findet sich vorzüglich auf dem westlichen Abhange der Anden, namentlich in der Cordillere von Quindiu und im ganzen Cauca-Thale; unter der spanischen Herrschaft durften die reichen Silbergruben nicht bearbeitet werden, um denen von Mexico keinen Abbruch zu thun. Ueberhaupt ist der Bergbau, wie jeder Anbau, noch in der Kindheit; auch die Industrie befriedigt bei weitem nicht das Bedürfniß; und die überaus steilen Gebirge, die überall noch schlechten Wege, besonders in den westlichen Gebirgsgegenden, wo selbst Maulthiere an vielen Stellen nur mit großer Gefahr die Anden übersteigen können, ferner der Mangel an Brücken hemmen die innere Verbindung der Provinzen. Der auswärtige Handel war bisher gänzlich in den Händen der Europäer, vorzüglich der Engländer.

Einwohner.

Die Einwohner der drei Republiken Columbia, Venezuela und Ecuador mögen etwa 5,454,000 betragen. Die Bevölkerung besteht, wie fast in allen Theilen von Amerika, aus einem Gemisch von Europäern, Indianern, Negern. In den nördlichen Gegenden, besonders an den Küsten, sind die Indianer fast ganz verschwunden, und man findet fast nur Weiße, Ne-

ger und Mulatten. In den Gebirgsgegenden haben sich Europäer und Indianer häufig gemischt, und die Mestizen sind hier sehr zahlreich. In den Llanos und in den Wildnissen zwischen dem Orinoco und Marañon leben theils noch ganz unabhängige Indianer-Stämme, Indios bravos oder salvages (wilde), theils Zambos oder Mischlinge von Indianern und Negern; sie sind ein kräftiges, muthiges und gewandtes Volk. Die Indianer hingegen, welche unter spanischer Herrschaft und zum Christenthum bekehrt in den Gebirgen in regelmäßigen Dörfern leben, Indios reducidos, racionales, civilisados, sind unkriegerisch und schwach. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß hier die Bewohner der Ebenen, fast den Beduinen vergleichbar, freiheitliebend und tapfer, die Gebirgsbewohner dagegen sanft und friedlich sind. Neger sind nur in den Küstengegenden häufig; aber die Sclaverei ist gesetzlich aufgehoben. Der vorherrschende Charakter der gebildeten Classe der Einwohner ist Trägheit und Stolz; man beschuldigt sie des Geizes und der Spielsucht.

1. Neu-Granada oder die Vereinigten Staaten von Columbia.

Neu-Granada begreift den nordwestlichen Theil von Süd-Amerika, im O. grenzt die Republik an Venezuela, im S. an Brasilien und Ecuador, im W. an den Stillen Ocean und im N. an das Caribische Meer. Die Vereinigten Staaten von Columbia bestehen nach dem zu Bogata erscheinenden Blatte: „El Tiempo“ aus folgenden neun Staaten:

1. Antioquia	mit	1072,0	geogr.	□M.	und	327,322	Einwohnern.
2. Bolivar	„	1271,3	„	„	„	175,006	„
3. Boyaca	„	1568,7	„	„	„	442,996	„
4. Cauca	„	12109,8	„	„	„	437,102	„
5. Cundinamarca	„	3753,9	„	„	„	391,096	„
6. Magdalena	„	867,2	„	„	„	100,284	„
7. Panamá	„	1267,6	„	„	„	173,729	„
8. Santander	„	1501,4	„	„	„	496,000	„
9. Tolima	„	766,4	„	„	„	250,938	„
Im Ganzen		24178,3	geogr.	□M.	und	2,794,473	Einwohner.

Neu-Granada ist eins der metallreichsten Länder; die Goldwäschereien in den westlichen Anden, vorzüglich im District von Choco, sind sehr bedeutend, und die jährliche Ausbeute beträgt etwa 18,000 Mark Gold; Platin findet sich ebenfalls nur dort, nicht östlicher. Der eigentliche Bergbau ist ganz vernachlässigt, vorzüglich auch deshalb, weil die metallreichen Gegenden fast unzugänglich sind und die Theuerung der Lebensmittel darin sehr groß ist. Auch findet man schöne Smaragden, kleine Diamanten und Quecksilber. Der Bau auf Blei und Kupfer wird ganz verabsäumt. Die Indianer machen nur noch einen kleinen Theil der Bevölkerung aus, wovon die Moskos im südlichen Theile schon zur Zeit der Eroberung einen gewissen Grad der Civilisation erreicht hatten; in den nördlicheren Gebirgen hingegen, an den Ufern des Rio Cauca und Magdalena, hausen noch völlig wilde und räuberische Stämme. Die wichtigsten Städte sind:

Bogotá oder Santa Fé de Bogota, die Hauptstadt und der Sitz des Congresses, unter 4° 36′ n. Br., auf einer 50 M. langen, 20 M. breiten, von Bergen umschlossenen Hochebene, welche über 8000′ über dem Meere liegt und daher ein rauhes, feuchtes Klima hat. Gewöhnlich steigt das Thermometer nicht über 15°, sinkt aber oft auf die Hälfte, doch nicht bis auf den Gefrierpunkt; dabei ist der Himmel fast immer bewölkt, und 6 Monate lang, April und Mai, September, October, November und December, regnet es anhaltend. Nur Apfelbäume, Weiden, Eichen, Ulmen sieht man hier; desto trefflicher gedeihen unsere Getreidearten. Die Stadt ist 1538 angelegt, hat sich schnell gehoben und zählt jetzt etwa 40,000 Einw. Sie hat wenig große Gebäude, da man der Erdbeben wegen nur niedrige Häuser baut; selbst die Kirchen sind unansehnlich, im Innern aber überschwenglich reich an goldenen und silbernen Statuen und Verzierungen; selbst der Palast des ehemaligen Vicekönigs, jetzt des Präsidenten, ist unbedeutend. Es giebt hier viele reiche Klöster, eine Universität und mehrere andere öffentliche Unterrichtsanstalten oder Collegien, eine große Münze und ein Theater. Die Bäche, welche die Straßen durchfließen, und Springbrunnen auf mehreren Plätzen dienen der Stadt zur Zierde. Der Fluß Bogotá, welcher alle Bäche des Thals aufnimmt und der Magdalena zufließt, stürzt sich, 2 M. von der Stadt, 60′ breit, mit einem Fall von 530′ über senkrechte Felsen in eine Kluft hinab. Bei den Indianern geht die Sage, er habe sonst das ganze Thal überschwemmt; ein götterähnliches Wesen, welches sie Bochika nennen und als ihren Gesetzgeber verehren, habe ihm diesen Ausgang durch die Felsen eröffnet und so das Thal bewohnbar gemacht. Das ist der berühmte Wasserfall von Tequendama. Nördlich von der Stadt liegt der berühmte, etwa 1 M. lange See Guatavita, in welchen, der Sage nach, bei der Ankunft der Spanier unermeßliche Schätze versenkt worden sein sollen und dessen Ableitung man daher schon mehrmals und noch in der neuesten Zeit, wiewohl vergeblich, versucht hat. — Tunja, etwas nördlich von Bogota, 8800′ über dem Meere, mit 5000 Einw., welche besonders Weberei treiben. — Honda, mit 4000 Einw., am Magdalenen-, und Medellin, am Cauca-Fluß, sind kleine, aber für den Verkehr wichtige Plätze. — In einer äußerst goldreichen Gegend in der Nähe des Cauca liegt Antioquia, 1550′ hoch, eine wohlhabende Bergstadt mit 9000 Einw. — Andere größere Städte des Innern sind: Mompox (—poch) oder Sta. Cruz de Mompox, an der Magdalena, nahe der Mündung des R. Cauca, mit 8000 Einw. Ihre Lage ist zwar sehr glücklich für den Handel, aber das Klima überaus heiß und ungesund. — Ocaña, weiter südlich, im O. des Magdalenen-Flusses, mit 5000 Einw., galt eine Zeit lang für die Hauptstadt der neuen Republik Neu-Granada. — Noch südlicher Pamplona, gegen 7000′ hoch, eine Bergbau treibende Stadt mit 9000 Einw. Mariquita, im Magdalena-Thal, besitzt reiche Gold- und Silbergruben. Popayán, unter 2½° Br., im oberen Cauca-Thal, 5500′ hoch, am Fuße des Vulcans Puracé, in einer reizenden Gegend. Sie hat im Befreiungskriege außerordentlich gelitten, ist aber noch immer durch die nahegelegenen Goldbergwerke und durch den Handel bedeutend; sie zählt an 5000 Einw. — Neiva, am oberen

Magdalenen-Fluß, aber doch nur 1600′ über dem Meere, mit 17,000 Einw. Cali mit 10,000 Einw. — An der nördlichen Küste liegen:

Cartagena, auf einer sandigen Halbinsel, die durch 2 Erdzungen mit dem Festlande zusammenhängt, mit einem der schönsten Häfen in Süd-Amerika und 10,000 Einw. Sie ist stark befestigt, hat aber in der Belagerung 1816 durch die Spanier sehr gelitten. Dem Mangel an Quellwasser wird durch Cisternen abgeholfen. Das Klima ist sehr heiß und ungesund; deshalb sind alle Häuser äußerst weitläufig und mit Säulengängen umgeben, welche zwar den Zimmern das Licht rauben, aber sie auch kühl erhalten. Wohlhabende Einwohner verlassen im Sommer den Ort und ziehen nach dem 6 M. entfernten, auf einem Hügel liegenden Dorfe Turbaco, in dessen Nähe sich viele kleine, etwa 20—25′ hohe Schlamm- und Gasvulcane befinden, welche unaufhörlich in Thätigkeit sind. — Santa Marta, mit einem sichern, gut vertheidigten Hafen und 5000 Einw. — Hacha, eine kleine Stadt, aber wegen der Perlfischerei in der Nähe berühmt. Sabanilla, ein kleiner Hafenort am Caribischen Meer.

Die unter dem Namen Isthmo vereinigten Provinzen Veragua und Panama sind bereits Seite 537 aufgeführt worden. Wenn auch politisch dieser Staat noch zu den Staaten von Columbia gezählt wird, so gehört er doch geographisch zu Mittel-Amerika und da er factisch als unabhängiger Staat zu betrachten, so hatte er eine Berechtigung, bei den Staaten von Mittel-Amerika behandelt zu werden.

2. Venezuela.

Venezuela, im O. des vorigen Staats, nimmt einen Raum von etwas über 17,300 □M. ein, worauf etwa 1,500,000 Menschen leben, unter denen 300,000 Weiße, 220,000 Indianer (davon ¼ unabhängig), das Uebrige Mischlinge und über 50,000 Neger sind. Es wird durch ein Gebirge, welches von W. nach O. streicht, in eine nördliche und eine südliche Hälfte getheilt. Letztere, die größere, besteht aus weitläufigen, heißen Ebenen, welche größtentheils nur zu Viehweiden benutzt werden, da sie einen Theil des Jahres von den vielen sie durchziehenden Flüssen überschwemmt werden. Der nördliche Theil genießt auf den Höhen einer schönen und gesunden Temperatur; an den Küsten ist aber die Luft äußerst heiß, denn das Thermometer sinkt sehr selten unter 18° R., und hin und wieder ungesund. Am traurigsten, unfruchtbarsten und ungesundesten sind besonders die östlichen Ufer des 30 M. langen und 18 M. breiten Sees von Maracaibo (an 400 □M. groß), welcher mit dem Meere, dem Golf von Venezuela, zusammenhängt und Ebbe und Fluth zeigt. Kein Bergbau, ausgenommen auf Kupfer, findet hier statt, obgleich man ehemals auch Gold gefunden; ebenso ist die sonst bedeutende Perlenfischerei in der Nähe der Insel Margarita (Perle) ganz aufgegeben. An der Küste des Meeres wird viel schönes Salz bereitet. Die Hauptproducte bestehen in Cacao, Indigo, Baumwolle und Taback. Die unermeßlichen Wälder des Gebirges, welche Farbhölzer, Chinabäume, Bauholz und edle Holzarten im Ueberfluß enthalten, sind noch wenig benutzt. Die Republik wird in 18 unabhängige Staaten

getheilt. Die Verfassung, Constitution von 1864 ist der der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nachgebildet. Die bedeutendsten Städte sind:

Carácas, 1567 gegründet, unter 10° 31′ Br., in einem schön bewässerten Thale, 5 Stunden vom Meere, ist Hauptstadt der Bundesrepublik, sie liegt hoch genug (2750′), um eines milden Klimas zu genießen. Vor dem fürchterlichen Erdbeben von 1812, welches die ganze Provinz verwüstete und über 12,000 Menschen das Leben raubte, hatte Caracas schöne Gebäude und 50,000 Einw., jetzt nur 36,000. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs und einer sogenannten Universität. 1842 wurde hier die Asche Bolivars, welcher hier geboren, feierlich beigesetzt und seinem Andenken ein Triumphbogen errichtet. Ihr Hafen, der wichtigste des Staates, La Guaira (gu-a-ira), wohin aber ein beschwerlicher Bergpaß führt, hat sehr heiße, ungesunde Luft und zählt 4000 Einw. — Puerto Cabello, ein gut befestigter Hafen, westlich von Caracas, aber in einer ungesunden Gegend, hat 6000 Einw. — Valencia, im S. der vorigen, unweit des schönen Sees von Tacarigua, hat eine gesunde Lage und 13,000 Einw. — Westlich davon Barquisimeto, mit 12,000 Einw. — Coro oder Venezuela, wonach der Staat benannt wird, liegt in einer sandigen unfruchtbaren Gegend; sie war die alte Hauptstadt der Provinz, hat aber nur noch 4000 Einw. — Maracaibo, am westlichen Ufer des Canals, welcher den gleichnamigen See mit dem Meere verbindet, in einer dürren, unfruchtbaren Gegend, mit einem schlechten Hafen und an 12,000 Einw., welche theils vom Seewesen, theils von der Viehzucht leben. — Varínas, 1576 gegründet, im Innern, im S. des Sees von Maracaibo, mit 6000 Einw., ist seines Tabacks wegen berühmt. — Truxillo, mit 4000, und Mérida, mit 6000 Einw. — Cumaná, 1520 gegründet, die östlichste Stadt des Staates mit einem vortrefflichen Hafen, in einer sandigen, heißen, aber nicht ungesunden Gegend am Meere, mit 8000 Einw.; sie ist sehr häufig Erdbeben unterworfen. — Westlich davon der Handelsplatz Barcelona, mit einem Hafen und etwa 16,000 Einw. — Zu diesem Staate gehören auch mehrere von den Inseln unter dem Winde an der Nordküste; darunter ist die größte die unfruchtbare, aber gesunde Insel Margarita, 16 □M. groß, bei welcher jetzt ein starker Fischfang betrieben wird; sie hat etwa 15,000 Einw.

Der südliche Theil von Venezuela, bis an die Grenzen von Brasilien, besteht theils aus dem Gebirgssystem der Parima, theils aus jenen ungeheuren Llanos oder Ebenen, welche zusammen $^2/_3$ des ganzen Gebiets der Republik bedecken, einen Theil des Jahres wahren Wüsten gleichen, in der Regenzeit aber sich mit der schönsten Vegetation bedecken und zum Theil durch das Austreten der zahlreichen Flüsse überschwemmt werden. Die Ufer des Orinoco bestehen meistens aus undurchdringlichen Wäldern, welche die Plage der Moskitos, hier ärger als irgendwo sonst aus Erden, fast ganz unbewohnbar macht. Man hat indeß bemerkt, daß da, wo am oberen Laufe des Orinoco das Wasser einiger Flüsse im Kleinen hellgelb, in Masse aber kaffeebraun erscheint, die Plage der Moskiten geringer und die Luft kühler und gesunder ist; man nennt dies die Gegend der schwarzen Wasser. Das Land ist nur sehr schwach bewohnt und enthält vielleicht höchstens 60,000 Einw., wovon etwa 20,000 durch Missionen unterworfen

und zu einem ansässigen Leben gebracht worden sind. Bei weitem größer ist die Zahl der freien Indianer, wovon einige, wie die Otomaken, nur von Fischen, Eidechsen und wilden Pflanzen leben, dabei aber nicht blos aus Mangel, sondern aus Vorliebe eine graugelbe Thonerde essen, welche sie in Kugeln formen und am Feuer etwas rösten. In den nördlicheren Gegenden finden sich auch noch Ueberreste der Cariben, welche einst an der Küste und auf den Antillen furchtbar waren; sie gehören zu den kräftigsten Bewohnern Amerikas und sind gleichsam im Handel die Bucharen der neuen Welt. Von der ehemaligen Anwesenheit eines gebildeteren Volkes in den Gegenden zwischen dem Rio Negro und Orinoco zeugen hieroglyphische Schriftzüge, riesenhafte, in Granit- und Syenitfelsen ausgehauene Gestalten von Krokodilen, Tigern und Bildnisse von Sonne und Mond, während jetzt diese Gegenden fast ganz menschenleer sind. Die Herrschaft der Weißen beschränkt sich in diesem Lande auf einige Punkte am Orinoco und dessen Nebenflüsse, wo Missionen sich angesiedelt haben; die wenigen weißen Bewohner benutzen das Land als Viehweide und führen eine große Zahl Rinder, Pferde und Maulesel aus. Auf einigen von den Inseln, welche der Orinoco an seiner Mündung gebildet, haben sich Engländer festgesetzt, um Holz für ihre Marine zu schlagen. — Die einzigen Städte im Innern sind: Angostura oder S. Thomas de Angostura (Bolivar), am rechten Ufer des Orinoco, 90 Stunden vom Meere. Sie zählt etwas über 8000 Einw., welche sich theils mit der Viehzucht, theils mit dem Tabacksbau beschäftigen. Seit die Dampfschifffahrt auf dem Orinoco und Apure besteht, ist Angostura ein Hauptthandelshafen geworden. S. Fernando de Apuré, am gleichnamigen Flusse, mit etwa 6000 Einw. Caratal, mit 6000 Einw., in goldreicher Gegend. Esmeralda, am oberen Orinoco, war früher ein bekannter Missionsort. Diese ganze, vom Orinoco, Brasilien und englischen Guyana begrenzte Gegend wurde sonst das spanische Guyana genannt.

3. Ecuador.

Ecuadór*), der südwestliche Staat des vormaligen Columbiens, welcher vor der Ankunft der Spanier einen Theil des großen Reichs von Peru oder der Inkas ausmachte. Er enthält etwa 10,300 □M. und eine Bevölkerung von 1,100,000 Seelen; davon gehören allein über die Hälfte zu den Indianern und ²/₅ sind Mischlinge, so daß es hier nur eine geringe Zahl von Weißen (4 Procent) und einige Tausend Neger giebt. Das Land wird in 12 Provinzen mit 41 Cantonen, in 315 Parochien getheilt. Es wird von S. nach N. von den Anden durchzogen, welche hier fast ihre größte Höhe erreichen und steil nach dem Meere abfallen. Im O. derselben breiten sich unendliche waldreiche Ebenen nach dem Marañon zu aus, in welchen die Weißen nur wenige geringe Ansiedlungen besitzen und welche noch ganz den freien Indianern, z. B. den Maïnas, überlassen

*) D. h. Aequator.

sind. Die Hochebenen der Anden, 8—10,000′ hoch, werden zu beiden Seiten von den höchsten Gipfeln der Anden, dem Chimborazo, den Vulcanen Cotopaxi, Pichincha, Carguairazo u. a. überragt, so daß das Plateau selbst als ein tiefes Thal erscheint, in welchem sich die Bevölkerung des Landes vorzüglich zusammengedrängt hat. Schauerliche Pässe, senkrechte tiefe Schluchten zerspalten die Anden und führen nicht ohne Gefahren aus einem Hochthale ins andere. Der Metallreichthum dieses Staates, wo sich Gold, Quecksilber u. s. w. finden, wird weniger benutzt als in Mexico, weil die meisten Gänge sich in einer Höhe finden, wo die Kälte und der Mangel an Wald den Bergbau sehr erschweren. Eins der vorzüglichsten Producte in den gemäßigten Regionen der Anden ist die **China-** oder **Fieberrinde**, welche von mehreren Arten der Chinchona (tschintschona) gewonnen wird; diese bilden in den gemäßigten Regionen der Anden, vorzüglich in einer Höhe von 5—9000′ über dem Meere, große Wälder. Die wichtigsten Städte sind:

Quito, die Hauptstadt von Ecuador, am Fuße des Pichincha, und in größerer Entfernung von dem Corazon und dem Vulcan Antisana umgeben, eine der ehemaligen Hauptstädte der alten peruanischen Monarchie. Sie ist eine der am höchsten gelegenen Städte der Erde, 8934′ über dem Meere, aber unter 0° 14′ s. Br., und genießt daher einer beständigen milden Frühlingstemperatur. Furchtbare Erdbeben haben öfter das ganze Thal von Quito umgewälzt und 1797 40,000 (?) Menschen das Leben geraubt, seitdem aber auch fast nicht aufgehört. Diese Erschütterungen sind vorzüglich dem Cotopaxi zuzuschreiben, welcher 1738, 1744, 1768, 1797 und 1803 fürchterliche Ausbrüche hatte. Dennoch gehören die 30,000 Einw. von Quito zu den fröhlichsten und vergnügungssüchtigsten Menschen. Die Straßen der Stadt sind so uneben, daß sie nicht befahren werden können. Von der Terrasse des Regierungspalastes erblickt man 11 kolossale Schneeberge. Quito gehört zu den schönsten Städten in Amerika; sie besitzt zwar meist einstöckige Häuser, aber doch viele ausgezeichnete Gebäude, deren Säulen, Statuen, Gemälde zum Theil von Indianern unter Aufsicht spanischer Künstler angefertigt worden; namentlich sind das Franciscanerkloster, das ehemalige Jesuitencollegium prachtvolle Bauten; auch die Universität und die öffentliche Bibliothek verdienen erwähnt zu werden. Handel und selbst Fabriken (besonders berühmte Confitüren) sind bedeutend. Unser viel gewanderter Landsmann **Fr. Gerstäcker** ist des Lobes von Quito nicht sehr voll. Er beklagt sich über die Unsauberkeit, welche ihn dort häufig sehr unangenehm berührte. So sagt er z. B. von dieser gepriesenen Stadt. „Kommt man in bessere Häuser, so vergißt man die übrige schauerliche Stadt, denn fast jedes derselben hat einen kleinen Garten, in dem Massen unserer heimischen deutschen Blumen blühen. Sie gleichen kleinen Inseln in einem Meer von Schmutz und Gestank, das man aber auch regelmäßig durchschiffen muß, ehe man zu ihnen gelangen kann.“*) Er war froh, der gepriesenen Stadt den Rücken kehren zu können und meint,

---

*) Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien von **Friedrich Gerstäcker**. 3 Bde., Leipzig, H. Costenoble.

wenn man auch mit den geringsten Ansprüchen nach Quito käme, man würde doch keine Befriedigung finden. Er wird übrigens der Stadt gerecht, indem er auch ihre Lichtseiten hervorhebt. Quito ist der Sitz der Intelligenz für Ecuador, mit einer Universität und vortrefflichen Schulen und einer Unzahl von Malern und Bildhauern. Quito versorgt ganz Süd- und Mittel-Amerika mit Heiligen- und anderen Bildern. Quito hat eine nicht unbedeutende Industrie. Es verfertigt Massen von groben Tüchern und Baumwollenzeugen, auch India rubber cloth oder wasserdichte Zeuge von vortrefflicher Qualität. Von der Architektur und den Gebäuden weiß Gerstäcker nichts Lobendes zu sagen und ganz Quito besitzt oder besaß (1862) kein anständiges Verkaufsgewölbe, sondern eben nur kleine Buden. — Bei Tacunga liegen die Ruinen eines Incapalastes. — Nördlich von Quito liegen S. Miguel de Ibarra, mit 12,000 Einw., und Otavalo, Städte, welche Wollen- und Baumwollenweberei treiben. — Südlicher: Loxa, mit 10,000 Einw., liegt 6400′ über dem Meere; in der Gegend wird die beste Chinarinde gesammelt. — Riobamba Nueva, in der Nähe des Chimborazo, 8850′ hoch, mit 20,000 Einw., ging 1797 fast ganz zu Grunde und ist $2\frac{1}{2}$ St. von seiner früheren Stelle wieder aufgebaut worden. Südlich vom Gebirgsknoten von Assuay, der mit 14,550′ Höhe fast in die Region des ewigen Schnees reicht, und 8100′ hoch liegt die freundliche Stadt Cuenca, mit 24,000 Einw. und einer Universität. — Guayaquil, am gleichnamigen Meerbusen der Südsee, in welchem die Insel Puna liegt, und an der Mündung eines gleichnamigen Flusses, welcher die Stadt in 2 Theile theilt und über den eine lange Brücke führt. Sie ist theils wegen der herrlichen Vegetation der Umgegend, theils wegen der für den Schiffsbau wichtigen Wälder in ihrer Nähe, theils wegen ihres Handels mit Chile, Peru, Mexico und dem Innern bekannt und wichtig. Sie zählt an 24,000 Einw., ist befestigt und jetzt einer der besten und besuchtesten Häfen am Stillen Ocean. Die Stadt hat auch verschiedene Hotels, die sonst den Städten Ecuadors fremd zu sein schienen. Das Hôtel français behagte unserem Gerstäcker, der hier froh war, den Schmutz des inneren Landes hinter sich zu haben.

Endlich gehört noch zu Columbien die Gruppe der Gallapagos oder Schildkröteninseln, im Großen Ocean, welche unter dem Aequator etwa 110 M. von der Küste liegt. Es sind etwa zwanzig Inseln, vulcanischen Ursprungs, und daher ist ihr erster Anblick wild und abschreckend. Ungeheure Krater starren hier aus der See empor, oft steil neben unergründlichen Tiefen aufsteigend; die Inseln sind mit Lava überfluthet, und unzählige Fumarolen liegen überall zerstreut. Lange Zeit blieben sie unbewohnt; nur amerikanische Walfischjäger legten hier an, um sich mit den hier überaus zahlreichen Schildkröten (darunter die merkwürdige Riesenschildkröte) zu versehen. Endlich hat die Regierung von Ecuador 1832 Besitz davon genommen, und schon leben auf der Charles-Insel mehrere Hundert Colonisten, welche das sehr fruchtbare Innere anbauen und Verkehr mit den Walfischfängern treiben. Sie haben ihre Ansiedlung Floriana genannt. Das Klima ist höchst gemäßigt und gesund, die Insel ist vortrefflich bewässert. Die größte Insel, Albemarle, ist noch unbewohnt.

VIII. Peru.

Das Reich Perú, welches die Spanier fanden, als sie 1525 zuerst diese Gegenden betraten, war von viel größerer Ausdehnung als das heutige Peru; es umfaßte noch die ganze Provinz Quito im N. und bedeutende Theile von dem Staate La Plata im S. Das heutige Peru erstreckt sich am Stillen Ocean vom 3° 51′ bis 21° 49′ s. Br. und östlich bis zum 51° w. Lg., und umfaßt gegen 23,993 □M., worauf gegenwärtig aber höchstens, ohne die unabhängigen Indianer, deren Zahl gänzlich unbekannt ist und gewiß nicht 400,000 übersteigt, 3 Millionen Menschen leben; von dieser Bevölkerung mögen über 1/8 Weiße, 3/5 Indianer, 1/4 Mischlinge sein. Es grenzt im N. an Ecuador, im O. an Brasilien und Bolivia, im S. an Bolivia und im W. an den Großen Ocean. Das Ganze ist von der Natur in drei sehr verschiedene Bezirke getheilt. Das mächtige Gebirge der Anden, welches hier von SO. nach NW. in einer Entfernung von 10–20 Meilen vom Ocean in zwei parallelen Hauptketten hinzieht, zwischen denen sich bis zu 12,000′ hohe Plateaux ausbreiten, bildet den mittleren Theil, Ober-Peru oder die Sierra (Gebirge) genannt; nur die Thäler sind fruchtbar und angebaut, das Klima sehr gemäßigt und gesund, die Gebirge ausgezeichnet reich an edlen Metallen. Der Küstenstrich, Unter-Peru, Valles (Thäler) genannt, besteht aus einer überaus öden, sandigen und hügeligen Fläche, die sich vom Gebirge nach dem Meere neigt; wo indeß Bäche diese Gegend durchschneiden, da zeigt sich die schönste Vegetation, und nur solche Punkte der Küste sind bewohnbar. Diese traurige Sandwüste hört im N. erst unweit des Meerbusens von Guayaquil und im S. erst unter 30° s. Br. bei Coquimbo in Chile auf. Die Hitze ist hier bedeutend, die Luft hin und wieder gesund, und obwohl der Himmel während der kühleren Monate immer bewölkt ist, so fällt doch nie Regen in diesem Küstenstriche. Ganz verschieden sind die Gegenden im O. des Gebirges, von Marañon, Huallága, Ucayale und anderen großen Flüssen, welche hier oder im Gebirge ihren Ursprung nehmen, durchströmt; es sind unermeßliche gras- und waldreiche Hochebenen, Pampas. Dieses Land ist mit Wäldern und Morästen bedeckt, es regnet häufig, und Schlangen und Moskiten sind überaus zahlreich. Diese ganze östliche Gegend wird auch wohl wegen eines östlich vom Ucayale von SO. nach NW. sich ziehenden

niedrigen, üppig bewaldeten Gebirgszuges Montaña real (d. h. Königsgebirge) genannt, und ist außerordentlich fruchtbar, wenngleich bis jetzt nur auf wenigen Punkten angebaut. Die Verbindung dieser drei verschiedenen Landstriche ist bis jetzt noch sehr beschwerlich, da es fast durchaus an Landstraßen und Brücken fehlt und alle Waaren auf dem Rücken von Maulthieren fortgeschafft werden müssen. — Peru ist wegen seines Metallreichthums zum Sprichwort geworden; indeß liegen gerade die reichsten Bergwerke jetzt nicht mehr innerhalb seiner Grenzen, sondern gehören zu Bolivia. Das Gold findet sich zwar häufig, aber doch meist in kalten, unzugänglichen und fast unbewohnbaren Gegenden; fast alle Flüsse und Bäche des Landes führen Goldsand. Der Betrieb des Silbers ist weit bedeutender, denn davon werden jährlich über 600,000 Mark, an Gold nur 800 Mark erzeugt. Die Smaragdgruben, welche zur Zeit der Inkas bearbeitet wurden, sind jetzt nicht mehr bekannt. Die übrigen Producte des Landes sind die überall im tropischen Süd-Amerika vorkommenden. Als Peru eigenthümlich kann man nur die beste Sorte von Chinarinde nennen, welche vorzüglich in den Wäldern der Montaña real wächst, und die überaus feine Wolle des Schafkameels oder Vicuña, welches die hohen und kalten Regionen der Anden bewohnt, aber durch zu häufige Jagd schon fast ausgerottet ist. Das Llama, bereits vor der Ankunft der Spanier als Lastthier benutzt — es trägt aber höchstens einen Centner —, hat hier sein rechtes Vaterland. Die Bergwerke abgerechnet, war bisher jeder andere Anbau noch so sehr in der Kindheit, daß das reiche und zum Theil überschwenglich fruchtbare Land Lebensmittel aus Chile und fast alle Waaren aus Spanien bezog. — Die Einwohner der Sierra und der Küste sind spanische Kreolen, Mestizen, Indianer, Mulatten u. s. w. Die unterworfenen Indianer sind ein schwaches, finsteres, mißtrauisches, unreinliches und dem Trunke höchst ergebenes Volk. Im Ganzen wurden sie milde und als Unmündige behandelt und zahlten keine andere Abgabe, als eine mäßige Kopfsteuer; das Drückendste für sie war die sogenannte Mita oder der gezwungene Dienst in den Bergwerken, zu welchem alle Männer vom 18. bis zum 50. Jahre verpflichtet waren, sie wurden in 4 Classen getheilt und alle 6 Monate ein Siebentel ausgehoben und an die oft weit entfernten Gruben vertheilt. Die Sprache dieser eigentlichen Peruaner, Quichua (kitschua) genannt, welche auch von den Indianern in Bolivia nebst der Chimu-Sprache geredet wird, ist so milde und angenehm, daß sie sogar von den meisten Spaniern im Lande gesprochen wird. Die größtentheils noch ganz unabhängigen Indianer der östlichen Gegenden sind ein ganz anderes Geschlecht; sie zeichnen sich durch eine hellere Farbe, größere Gestalt und kriegerischen Sinn aus. Die Carapuchos,*) am Ucayale seßhaft, treiben Krieg, Jagd und Fischfang; die Lanze und vergiftete Pfeile sind ihre Waffen; doch bedienen sie sich der letzteren nur zur Jagd. Sie leben unter ihren eigenen Kaziken in viele Stämme getheilt, wovon jeder

*) Für ein eingehenderes Studium der Ethnographie müssen wir uns hier darauf beschränken, einige Schriften zu nennen. Es sind zu empfehlen: „Anthropologie" der Naturvölker von Th. Waitz, Theil IV. — Von Tschudi, Peru. Reiseskizzen. Derselbe, Die Kechua-Sprache u. A.

eine eigene Sprache redet. Ihre Zahl hat sich, vorzüglich durch die Verwüstung, welche die Blattern angerichtet, sehr vermindert. Im Ganzen hat die Bevölkerung des Landes gegen frühere Zeiten sehr abgenommen: im 16. Jahrhundert zählte man noch an 4 Millionen, jetzt nicht viel über 1½ Millionen, woran nicht etwa üble Behandlung von Seiten der Spanier schuld gewesen, welche vielmehr unter allen Europäern die Ueberwundenen und die Sclaven am mildesten behandelt haben, sondern vorzüglich die Blattern und andere epidemische Krankheiten, wie auch die übermäßige Neigung der Indianer zum Trunke. Viele Trümmer von Städten und Dörfern, von Kunststraßen und Canälen zeigen allerdings, daß die Peruaner vor der Ankunft der Spanier ein einigermaßen gebildetes Volk gewesen; jedoch darf man den übertriebenen Schilderungen von dem Reichthum und der Pracht der peruanischen Herrscher oder Inkas, wie von dem gesitteten Zustande des Landes nicht allzu viel Glauben beimessen. Es ist gewiß, daß die Geschichte von Peru nicht über 2 bis 3 Jahrhunderte vor Ankunft der Spanier hinaufreicht, in welcher Zeit 12 Inkas sollen geherrscht haben. Früher befand sich das Land in einem Zustande völliger Wildheit, die Einwohner lebten ohne gesellschaftliches Band unter den Schrecken eines blutigen Götzendienstes. Da erschien, man weiß nicht woher, noch genau wann, nach der Sage von der Sierra ausgesandt, ein götterähnlicher Mann, Manko, auch Manko Kapak genannt, mit seiner Schwester Oello, die zugleich sein Weib war, in der Gegend des Titicaca-Sees und lehrte die rohen Wilden den Ackerbau und einige Handwerke. Er scheint auch der Stifter der Regierung der Inkas gewesen zu sein, welche im Ganzen manche Aehnlichkeit mit dem väterlichen Despotismus der Chinesen gehabt zu haben scheint. Es wurden Städte gegründet, Tempel der Sonne erbaut, Landstraßen über die Gebirge, z. B. von Quito bis Cuzco, über 500 St. lang, geführt, Magazine errichtet, Canäle gegraben; aber dies Alles müssen doch nur leichtgebaute, hinfällige Werke gewesen sein, da sich im dortigen schönen Klima nur so wenige Spuren davon erhalten haben, und das Volk seufzte unter dem Drucke eines fürchterlichen Despotismus. Ein geregelter, mächtiger Staat, welcher nach theokratischen Grundsätzen regiert wurde, in dem nur eine Sprache, eine Religion herrschte, dehnte sich zur Zeit der Ankunft der Spanier im 16. Jahrhundert von Pasto bis in die Mitte von Chile und Tucuman aus. Um so trauriger war es allerdings, daß ein Pizarro und Almagro gerade mit den wildesten Horden spanischer Abenteurer 1525 zur Unterjochung dieses Landes erschienen; aber die spätere spanische Regierung des Landes trifft viel eher jeder andere Vorwurf, als der der Grausamkeit gegen die Eingeborenen. Auch hat sich das königliche Ansehen unter allen amerikanischen Provinzen in Peru am längsten erhalten. Schon seit 1810 waren Buenos-Ayres und Chile im Aufstande und zum Theil unabhängig, als 1820 der Befreier von Chile, der General San Martin, geboren zu Buenos-Ayres 1772, mit 5000 Mann, unterstützt von einer kleinen chilenischen Flotte unter dem Engländer Cochrane, nach Peru kam, und nach einigen kleinen siegreichen Gefechten am 12. Juli 1821 in Lima einrückte, wo die allgemeine Stimmung sich noch beinahe gar nicht für die Unabhängigkeit ausgesprochen hatte. Im Mai des folgenden Jahres ward ein Congreß versammelt, in dessen Hände San

Martin, aller Bitten ungeachtet, seine Gewalt niederlegte, um sich in sein Vaterland zurück zu begeben. Die königlichen Generale Canterac und la Serna rückten darauf 1823 wieder auf kurze Zeit in Lima ein, und die Sache der Freiheit hätte vielleicht hier den königlichen Waffen noch lange unterliegen müssen, wenn nicht der Befreier Columbiens, Bolivar, dem Lande zu Hülfe gekommen wäre. Dennoch war der Kampf heftig und lange unentschieden, bis endlich der General Sucre, Unterbefehlshaber Bolivars, am 9. December 1824 bei Ayacucho (oder, wie andere Nachrichten melden, Guamanguilla) einen vollständigen Sieg über die königlichen Truppen erfocht, welche hierauf sämmtlich sich zu Gefangenen ergeben und nach Spanien abführen lassen mußten. 1825 kehrte Bolivar als Dictator nach Columbien zurück, Unruhen brachen aus und ein Kampf mit Columbien endigte damit, daß die Peruaner 1829 den Hafen Guayaquil räumen mußten. Seitdem herrschten hier fast beständige Bürgerkriege und eine traurige Anarchie, wie, Buenos-Ayres ausgenommen, in keinem anderen der südamerikanischen Freistaaten. 1836 trennten sich die 4 südlichen Provinzen: Cuzco, Ayacucho, Puno und Arequipa von den nördlichen oder Nord-Peru und erklärten sich auf dem Congreß zu Sicuani für einen eigenen unabhängigen Staat, Süd-Peru, der sich unter den Schutz des Präsidenten der Republik Bolivia, General Santa Cruz, stellte und dadurch eine kurze Zeit über innerer Ruhe und Wohlfahrt theilhaftig wurde. Dieser stiftete eine peru-bolivianische Conföderation zwischen den drei Republiken. Da entstand ein Krieg mit Chile, welches diese Verbindung nicht ohne Mißtrauen angesehen; General Santa Cruz wurde geschlagen, 1839, und Bolivia trennte sich wieder ab. Aber seitdem sind Aufstände an der Tagesordnung, und der Staat ist noch nicht einmal zur äußerlichen Ruhe, geschweige denn zum Gedeihen gekommen. Wir haben deshalb oben auch Süd-Peru noch mit Nord-Peru, ihren natürlichen Verhältnissen gemäß, zusammengefaßt und werden nur bei der Aufzählung der Städte Nord- von Süd-Peru trennen. — Die Regierung ist jetzt in den Händen eines Congresses, welcher aus Senatoren und Volksrepräsentanten besteht, an dessen Spitze ein Präsident die vollziehende Macht ausübt. Der Präsident wird vom Volke in Wahlcollegien auf 4 Jahre gewählt. Der Congreß besteht aus dem Senat und der Deputirtenkammer. Das Land zerfällt in neuester Zeit in 13 Departements und drei Küsten-Provinzen, die in 76 Provinzen getheilt sind, und diese enthalten Districte, die in Kirchspiele zerfallen. Das Land jenseits der Anden bildet das Territorial-Gouvernement Loreto und dieses zerfällt wieder in mehrere Unterabtheilungen. — Die Sclaverei ist abgeschafft.

Die wichtigsten Städte sind:

Lima, unter 12° 2′ 42″ s. B., 480′ hoch, in einer Ebene am Flusse Rimac, 3 St. vom Meere, und von einer sehr dicken Mauer eingeschlossen, bietet aus der Entfernung wegen ihrer vielen Thürme einen prächtigen Anblick dar. Auch hat sie in der That schöne, rechtwinklig sich schneidende, meist von kleinen Canälen bewässerte Straßen, nette, wenngleich nur niedrige Häuser und sehr viele Kirchen und Klöster. Diese, wie alle größeren Gebäude, sind nur unten massiv, oberhalb aber von Holz gebaut, weil der Ort häufigen Erdbeben ausgesetzt ist; die Dächer sind flach, da es hier

fast nie regnet. An dem Handelsplatze, der mit einem Springbrunnen verziert ist, steht der Palast des ehemaligen Vicekönigs und die schöne und überaus reiche Hauptkirche, von Pizarro gegründet, dessen Ueberreste darin beigesetzt sind, nebst dem erzbischöflichen Palast. Unter den Klöstern ist das der Franciscaner das geschmackvollste. Lima ist der Sitz eines Erzbischofs, einer Universität, mehrerer hohen Schulen, und hat mehrere Fabriken, besonders in Silberarbeiten, ein Theater und eine ehemals wenigstens höchst wichtige Münze. Auch die jenseits des Flusses liegende Vorstadt S. Lazaro hat eine schöne Kirche. Auf dem ehemaligen Inquisitionsplatze, jetzt Plaza de la Independencia, liegt das verödete Gebäude der Inquisition und das Sitzungshaus des Congresses. Der Spaziergang, Alameda, am Flusse und ein anderer jenseits der Vorstadt sind mit Springbrunnen verziert. Ein Hauptvergnügen der Einwohner sind die Stiergefechte, welche aber hier mit einer empörenden Grausamkeit gehalten werden. Die Zahl der Einwohner, welche aus einem bunten Gemisch aller Racen bestehen und sich fast nur mit dem Handel beschäftigen, ist schwer anzugeben, Soldan glaubt, daß die wirkliche Zahl 150,000 erreiche.*) v. Klöden giebt die Zahl auf 120,000 an. Im Jahre 1747 zerstörte ein Erdbeben drei Viertel der Stadt; auch hat sie 1828 wieder sehr davon gelitten. Ihr Hafen, Callao (kaljao), ist sicher, liegt aber in einer durchaus pflanzenlosen Wüste und wurde 1749 gänzlich zerstört; der wieder hergestellte Ort ist schlecht gebaut, schmutzig und macht einen unangenehmen Eindruck eines blos dem Handel dienenden südamerikanischen Hafenplatzes. Die Zahl der Einwohner mag 10,000 erreichen. Der Ort ist befestigt. Von Lima führt eine schöne, mit Alleen besetzte, 3 St. lange Kunststraße und auch eine Eisenbahn dahin. — Oestlich davon liegt auf dem Hochland Tarma, mit 5000 Einw. — Huanuco, am oberen Huallaga, 6300′ hoch, in einem sehr fruchtbaren Thale mit herrlichem Klima. — Pasco, in einer sehr rauhen Gegend, 13,400′ über dem Meere, aber in der Nähe der reichen Silbergruben von Lauricocha (—tscha), mit 14,000 Einw. Cajamarca (kacha—), auf einem trockenen, 8800′ hohen Plateau, mit 18,000 Einw. und Ueberbleibseln eines Palastes der Inkas. 1½ Meilen davon befinden sich warme Quellen, welche Bäder der Inkas genannt werden. — An der Seeküste liegen, außer dem schon erwähnten Callao, im Norden Piura, mit 12,000 Einw., die älteste, von den Spaniern 1531 erbaute Stadt, durch Maulthierzucht berühmt. Trujillo, eine schöne Stadt, ½ St. vom Meere, in einer fruchtbaren Gegend, mit 8000 Einw. In ihrer Nähe befinden sich noch Trümmer altperuanischer Gebäude und Wasserleitungen. — Die östlichen Gegenden oder die Provinz Maïnas, zwischen dem Ucayale und Huallaga, auch wohl Pampas del Sacramento genannt, sind im Gebirge reich an Steinsalz und werden in den ebneren Gegenden fast nur von unabhängigen Indianerstämmen (vielleicht nur wenige Tausend Seelen), wie den Mayorunas, den grausamen Caschibos u. a., bewohnt. Früher, im 17. Jahrhundert, hatten sich zahlreiche Missionen hier angesiedelt; sie scheinen aber später, besonders seit der Revolution, aufge-

*) Siehe Wappäus, Handbuch der Geographie und Statistik, begründet durch Stein und Hörschelmann.

geben oder zerstört worden zu sein. Das außerordentlich feuchte Klima, die undurchdringlichen Wälder und die vielen darin hausenden Insecten würden auch jeden Anbau sehr beschwerlich machen.

Die alte Hauptstadt des peruanischen Reiches, Cuzco, liegt auf einem Plateau in der Sierra, an einem der Nebenflüsse des Apurimac; sie ist fast ebenso groß als Lima, zählt aber nur 25,000 Einw., hat noch eine Universität und mehrere Ueberbleibsel der alten Zeit, eine von den Peruanern aus unregelmäßigen, aber sehr großen Steinen erbaute Veste, einige Mauern des alten prachtvollen und reichen Sonnentempels, welche jetzt ein Dominicanerkloster einschließen, sowie die Wohnung der Sonnenjungfrauen jetzt ein Nonnenkloster ist. Von den Indianern wird sie noch jetzt als eine heilige Stadt angesehen. Die schönsten Gebäude sind die Hauptkirche und das St. Augustinerkloster. Die Einwohner zeigen viel Betriebsamkeit, verfertigen mancherlei Schnitzwerk in Holz und Elfenbein und verstehen gut Zeuge zu malen und zu sticken. Von Cuzco führte nach Quito die 700 St. lange Incas- oder große Heerstraße, meist aus Quadersteinen gebaut, welche den altrömischen an die Seite gestellt werden darf. — Außerdem enthält die Sierra noch mehrere bedeutende Städte, als Guamanga (Huamanga), an der Straße von Lima nach Cuzco, welche bedeutenden Handel treiben; das Klima ist ziemlich kalt. Bei dem Orte Ayacucho ward 1824 die letzte Macht der Spanier vernichtet und Peru befreit. Guanca Velica (Huanca V.), 15 M. von Guamanga, in einem Spalt der Anden erbaut, ist durch seine Quecksilbergruben berühmt, welche aber 12,900′ über dem Meere liegen. — An der Küste liegen; Arequipa (—kipa), 16 M. vom Meere, in einer schönen, aber den Erdbeben ausgesetzten Gegend, in der Nähe des berühmten gleichnamigen Vulcans; sie ist schön gebaut und zählt etwa 20,000 betriebsame Einw. Arica, im südlichsten Theile des Landes, hat einen ziemlich guten Hafen, aber eine ungesunde Luft und nur noch wenige Hundert Einwohner. Die Gegend ist fruchtbar an Oel und Wein; auch hat sie bedeutende Silber- und Kupfergruben. Ein Erdbeben im September 1833 hat den kleinen Ort bis auf wenige Hütten zerstört. Aus dem kleinen Hafenort Iquique wird viel Guano (Vogeldünger), der sich in der ganzen Gegend in großer Masse findet, ausgeführt. Besonders reich an Guano sind die Chincha-Inseln, auf welchen das Klima fast stets regenlos und warm ist. Die Füllung desselben in Säcke auf und an den bis gegen 200′ hohen Bergen — eine wegen des Dunstes der Harnsäure und des Stickstoffgehaltes sehr schmutzige und unangenehme Arbeit — wird durch freie Arbeiter von Peru, Chile u. s. w., chinesischen Emigranten (Kulis) und Sträflingen aus verschiedenen Theilen der Republik besorgt. Es ist aber auch vorgekommen und mag noch zuweilen vorkommen, daß man zu dem schlechten Geschäft förmlich Menschen von den Südseeinseln raubt und sie hier wie Sclaven behandelt. Der Werth der Guanolager in Peru wurde im J. 1862 von den Herren Bucker und Blum auf ca. 50 Mill. Pfd. St. oder 500 Mill. Fl. österr. Währ. berechnet. *)

*) Statistisch-commercielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, unternommen am Bord der österreichischen Fregatte Novara in den J. 1857—59 von Dr. K. v. Scherzer.

Im J. 1865 wurden nach den verschiedenen Ländern zusammen 426,427 Tonnen Guano im Werthe von 17,039,125 Dollars ausgeführt. — **Puno**, mit 18,000 Einw., am Titicaca-See, 12,000′ hoch.

Wir wollen hier noch einer deutschen Colonie gedenken, von welcher vor Jahren öfter die Rede. Der brave **Gerstäcker** hat den angestrengten Ritt über die Cordilleren nicht gescheut und die Colonie am **Pozuzu** besucht. Pozuzu liegt am Ostabhang der Cordilleren, 12 Leguas von **Maire** am Pachitea, einem Nebenfluß des Ucayale *). Die Anlage der Colonie im zu engen Thale des Pozuzu ist nicht günstig, doch leben die Leute nicht schlecht. In den meisten Hütten fand Gerstäcker Milch und Butter. Zucker und Kaffee gewinnen die Leute selbst. An Brot von Maismehl und Eiern fehlt es ihnen nicht. Was ihnen aber fehlt ist eine Straße, welche sie mit anderen Ortschaften in Verbindung bringt, davon ist aber keine Spur. Die Bananen gedeihen hier außerordentlich. Eine Fruchttraube wog 109 Pfund. Von Lima aus nach dieser Colonie braucht man reichlich 16 bis 18 Tage. Es ist ein sehr beschwerlicher und auch gefahrvoller Weg über die hohen Cordilleren.

---

*) Siehe **Henry Lange**'s Handatlas bei C. A. Brockhaus, Karte Nr. 26.

IX. Bolivia.

Bolivia, das Anfangs zu Ehren des Generals Bolivar hieß, dann aber von ihm Bolivia getauft wurde, ist der neueste unter den aus den spanischen Provinzen gebildeten Freistaaten und erstreckt sich zwischen Süd-Peru, Brasilien, Chile und La Plata vom 10° 20′ *) bis 24° s. Br. **), und von der Südsee bis 40½° w. Lg. Das Ganze umfaßt 25,200 □M., einschließlich der wilden Indianerstämme mit ca. 2 Mill. Einw. Die Mehrzahl der Indianer ist zum Christenthum bekehrt. — Vor der Ankunft der Spanier machten diese Gegenden einen Theil des peruanischen Reichs der Inkas aus. Von den Spaniern wurden sie unter dem Namen Charcas (tsch—) oder Ober-Peru zum Vicekönigreich La Plata gerechnet. Der Kampf um die Unabhängigkeit war hier blutiger und hartnäckiger als in den meisten anderen Provinzen, und erst, nachdem die spanische Macht bei Ayacucho 1824 gänzlich gebrochen, beschlossen die Einwohner, einen eigenen Staat zu bilden, den sie dem Sieger zu Ehren Bolivar, später Bolivia nannten. Da aber auch hier bald Unzufriedenheit entstand, die von dem Befreier entworfene Verfassung nicht angenommen wurde, und er selbst seiner Würde als Protector entsetzt wurde, so trat General Santa Cruz 1829 als Präsident an die Spitze des Staats und trug viel zur Beruhigung desselben bei. Leider mischte sich derselbe in die Wirren Perus und faßte den Plan zu einer Conföderation beider Staaten. Seine Eroberung Perus 1836 erweckte nicht nur Parteikämpfe in dem gänzlich demoralisirten Nieder-Peru, welche eine Spaltung dieses Landes zur Folge hatten, sondern erregte auch die Eifersucht Chiles, und ein unseliger Kampf mit diesem Staate endigte erst 1839 mit seiner gänzlichen Niederlage. Seitdem

---

*) Ende März 1867 ist die Grenze zwischen Bolivia und Brasilien festgestellt worden, demnach ist die nördliche Grenze von Bolivia durch eine Parallele gebildet, welche gezogen vom linken Ufer des Madeira-Flusses unter 10° 20′ s. Br. nach Westen zum Yavari.

**) Am 10. August 1866 wurde die Grenze zwischen Bolivia und Chile festgestellt und als solche der 24° s. Br. angenommen.

scheint ein geordneter Zustand sich Bahn gebrochen zu haben und es fehlt nicht darin an guten Einrichtungen. — Staatsform ist nach der Constitution vom 25. August 1826 die Repräsentativrepublik. Das Land ist in 9 Departements getheilt. Die Hauptstadt ist wechselnd, je nach der herrschenden Partei. — Bolivia ist das höchste Gebirgsland in Amerika. Die Anden bilden hier vorzüglich zwei parallele Reihen mit verbindenden Querketten und Seitenzweigen, zwischen denen in Hochthälern von mehr als 12,000′ Höhe, wo noch Hafer, Gerste und Kartoffeln gebaut werden, fast die ganze Bevölkerung zusammengedrängt ist. Die östliche Kette enthält die höchsten Gipfel, den Nevado de Sorata, 23,281′, und den N. de Illimani, 22,500′; südlicher zieht sich die metallreiche bolivianische Kette, im Mittel 15,000′ hoch, fort. Auch die westliche Kette erhebt sich ansehnlich und erreicht im Vulcan von Gualatieri vielleicht 20,592′ Höhe. Der unbedeutende Küstenstrich im W. ist fast nur eine wahre Sandwüste, Atacama, welche aber nicht die große Ausdehnung hat, die man ihr früher gab. Oestlich sendet die Cordillere zahlreiche Seiten- und Querketten aus, und an diese lehnen sich feuchte, waldige, ungesunde und fast ganz den Indianern überlassene Ebenen, bis in Brasilien hinein, die Pampas von Moxos und Chiquitos. Drei Flußsysteme bewässern das Land reichlich: 1) der das höchste Plateau durchströmende Desaguadéro, der nördlich aus dem Titicaca-See abfließt und sich nach einem Laufe durch ein großes Längenthal in Salzboden verliert; 2) die kolossalen Nebenflüsse des Marañon, worunter der Purus, der Beni, der Mámoré, die beiden letzteren, Nebenflüsse des Madeira, die bedeutendsten sind; 3) der Pilcomayo, welcher östlich fließend sich in den Paraguay ergießt. Das Klima und die Producte sind die nämlichen wie in Peru. Auch hier ist der Metallreichthum außerordentlich bedeutend und der Bergbau steigt bis zu einer Höhe von 16,000′. Man rechnet, daß die jährliche Ausbeute über 5000 Mark Gold und 300,000 Mark Silber beträgt. Die Industrie und der Handel sind nicht bedeutend; das Land ist überhaupt für den Verkehr mit fremden Völkern sehr ungünstig gelegen. Die wichtigsten Städte sind:

Sucre oder Chuquisaca (tschukisáka), früher Charcas oder La Plata, die jetzige Hauptstadt, Sitz des Congresses und der Regierung, liegt über 8000′ hoch, am Cochimayo (kotschi—), welcher dem Pilcomayo zufließt. Sie hat eine Universität, eine Bergschule und über 24,000 Einw. Das Klima ist überaus angenehm und gesund. — Potosí, durch den Reichthum der benachbarten Silbergruben des 15,050′ hohen Cerro de Potosí berühmt, aber jetzt sehr herabgekommen. Sie liegt in einer unfruchtbaren Gegend nicht fern von den Quellen des Pilcomayo, über 13,000′ hoch; die Gruben reichen noch 2000′ höher; das Klima ist daher rauh, obwohl gesund. Sie hat mehrere prachtvolle Gebäude und zählt noch 22,000 Einw., früher ungleich mehr, denn zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo hier Ueppigkeit und Luxus im höchsten Grade herrschten, soll sie 160,000 Einw. besessen haben. Bei Oruro, 11,700′ über dem Meere, finden sich ebenfalls Silbergruben. — La Paz (pahs), auf einer prächtigen Bergebene, über 11,400′ hoch, in der Nähe des südöstlich gelegenen Illimani, mit 42,000 Einw. Fast alle benachbarten Bäche führen Goldsand. — Tiahuanacu, nahe dem Ufer des Titicaca-Sees, ist wegen alter Ruinen be-

rühmt. Die Insel Titicaca, welche dem zum Theil zu Süd-Peru gehörigen See den Namen gegeben hat, ist in der Geschichte Perus als der Ort berühmt, wo Manko Kapak den göttlichen Ruf empfing; sie wurde von den Peruanern für heilig gehalten und daselbst ein Sonnentempel erbaut, der mit Goldplatten bedeckt war; reiche Geschenke an Gold, Silber und Edelsteinen flossen aus allen Theilen des Reichs hier zusammen, aber diese Schätze sollen der Sage nach bei der Ankunft der Spanier in den See versenkt worden sein. — Oropesa, oder Cochabamba, an 8000′ hoch, in einer fruchtbaren, gut angebauten Gegend, mit 40,000 Einw., welche sich, selbst die Frauen, durch ihre Unerschrockenheit im Freiheitskampfe höchst rühmlich ausgezeichnet haben. — Im Süden Tarija, in einer sehr fruchtbaren Gegend, mit 5680 Einw. — Die große Wüste von Atacama, welche Chile von Peru trennt und sich an der Südsee hinzieht, scheint lange Zeit der Lieblingsbegräbnißplatz der alten Peruaner gewesen zu sein; ihr sandiger, salzhaltiger Boden und das trockne Klima haben bewirkt, daß hier die Reste ganzer Generationen einer früheren Vorzeit noch wohlerhalten angetroffen werden. An dieser öden, felsigen Küste liegt der einzige und nur kleine Hafen Cobija (—cha), oder Puerto la Mar, welcher seit 1829 zum Freihafen erklärt worden ist. — Das große Departement Santa Cruz de la Sierra, welches größtentheils Wildniß ist, wird fast ganz von noch freien Indianern bewohnt, welche vorzüglich Pferdezucht und Ackerbau treiben und sehr feine Baumwollenzeuge zu arbeiten verstehen; daselbst hausen u. a. die Chiquitos, treffliche Reiter und Krieger. Dazu gehört die Provinz Moxos, die mit undurchdringlichen Wäldern erfüllt ist. In diesem Departement blühten sonst zahlreiche Jesuitenmissionen; jetzt kennt man nur eine Stadt Santa Cruz de la Sierra, mit 5—9000 Einw.

X. Chile.

Die jetzige Republik Chile (tschile), ehemals eine spanische Generalcapitanerie, erstreckt sich als langer Küstenstrich, dessen Breite nur 20 bis 40 M., an der Küste des Stillen Oceans vom 24 bis zum $43\frac{1}{2}^0$ s. Br., und wird im N. von Bolivia, im O., wo der Kamm der Anden die Grenze macht, vom Staate La Plata, im S. und SO. von Patagonien, im W. vom Großen Ocean begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 6237,5 □M., worauf über 2 Millionen Menschen leben. Die Beschaffenheit des Landes hat in vieler Hinsicht Aehnlichkeit mit Peru; auch hier zieht sich der höchste Rücken der Anden von S. nach N. in einer mittleren Entfernung von 20 M. vom Meere; auch hier sind viele Vulcane, die Erdbeben äußerst häufig, und der nördliche Theil der Küste ist von ebenso sandiger und öder Beschaffenheit wie in Peru. In den südlichen Theilen, bis über den bedeutenden Fluß Biobio unweit Concepcion hinaus, ist die Küste auf den niedrigen Bergen herrlich bewaldet; nördlicher bis Valparaiso nimmt der Pflanzenwuchs ab, nur spärliches Gras und Gesträuche bedecken die Hügel des Ufers; auch weiter nördlich finden sich weite Sandflächen und nur da Fruchtbarkeit, wo ein Bach sich ins Meer ergießt; hier versiegen auch die meisten kurzen Küstenflüsse im Sommer gänzlich. Der Kamm der Cordillere, welcher sich im Mittel hier über 10,000′ erheben mag, wird noch von Gipfeln bedeutend überragt, die zum Theil vulcanisch sind, wie der Descabezado, der Vulcan von Antuco, welcher wegen seiner sehr spitzen Form merkwürdig ist, und vor allen der Aconcagua, im O. von Valparaiso, welcher nahe 22,000′ erreicht und somit den Chimborazo noch weit hinter sich läßt. Zahlreiche Querthäler, aber nur von unbedeutenden Flüssen bewässert, unter denen nur der Valdivia schiffbar ist, durchsetzen die westlichen Abfälle und Vorberge der Hauptkette. Die Pässe über die Anden sind überaus schwierig, einen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, und an fahrbare Straßen ist bis jetzt noch nicht zu denken. Die besuchteste Straße, von Mendoza nach Santiago, ist selbst im Sommer nicht ohne Gefahr: die Cumbre oder der höchste Punkt des Uspallata-Passes ist 12,000′ hoch. Nach den Aussagen der Indianer sollen aber südlich von Chile viel bequemere Pässe vorhanden sein. Die Küste ist meist steil und felsig und hat einige

gute Häfen; sie ist noch besonders merkwürdig durch die wiederholten Senkungen und Hebungen, welche die vulcanische Thätigkeit des Erdinnern bewirkt hat. Weiter im Innern, auf den niederen Vorbergen der Anden, herrscht große Fruchtbarkeit. Das Klima ist in Folge der Lage zwischen der schneebedeckten Andescordillere und dem Ocean sehr milde, reizend und gesund; übermäßige Hitze wie Kälte sind unbekannt, Schnee fällt nie in den Küstengegenden; der Sommer ist wolkenlos, aber keineswegs heiß. Daher gedeihen hier außer den europäischen Getreidearten, besonders Weizen, Wein und Oel, Obst und Südfrüchte. Unsere Hausthiere, vorzüglich Pferde und Rindvieh, sind außerordentlich zahlreich, und daher gehören Häute, Hörner und Talg zu den wichtigsten Handelsproducten des Landes. Das südliche Chile kann einst die Kornkammer für die ganze Westküste Amerikas und für die australischen Inseln werden; seit mehr als 200 Jahren versorgte es schon Peru mit Getreide; jetzt führt es bereits Mehl nach Brasilien, Californien, Neuholland und Manila aus. Das Mineralreich liefert zwar Gold (etwa 4500 Mark) und Silber (bis 160,000 Mark im Jahre), aber in sehr veränderlicher Menge und meist in den kältesten, unzugänglichsten Gegenden; vorzüglich aber gewinnt man Kupfer in den nördlichen Theilen des Landes (der Provinz Coquimbo), wovon sonst wohl an 380,000 (jetzt wenig über halb soviel) Centner ausgebeutet wurden. Seit der freie Handel die Betriebsamkeit weckt, wird der Bergbau ohne Zweifel auch bald viel lebhafter betrieben werden. Die Industrie ist noch nicht wichtig: grobes Wollentuch, Ponchos (eine Art Mäntel), irdene und kupferne Waaren sind die wichtigsten Fabrikate. — Die Einwohner zeichnen sich durch eine hellere Farbe, kräftigen Bau und einen fröhlichen, gastfreundschaftlichen Sinn aus. Von allen ehemals spanischen Ländern von Amerika ist Chile bei weitem das gesundeste und hat den großen Vorzug, außer im Süden, wo ein Theil der Indianer in Missionen lebt, und im Lande der Araucaner, nur eine geringe farbige Bevölkerung zu besitzen. Die Kenntniß der Musik ist allgemein verbreitet, die Guitarre Lieblingsinstrument und der Tanz sehr anmuthig und mannigfaltig. — In früherer Zeit hatten sich den nördlichen Theil des Landes die peruanischen Inkas unterworfen, welche jedoch vergebliche Versuche, auch den Süden zu erobern, machten. Unter allen ehemals spanischen Provinzen Amerikas hat Chile mit zuerst das Bedürfniß der Unabhängigkeit gefühlt und schon 1810 die alten Bande, welche allen Handel und alle Betriebsamkeit lähmten, die Eingeborenen von allen Aemtern ausschlossen und selbst den Schulunterricht auf alle Weise beschränkten, gebrochen. Innere Uneinigkeit machte es indeß den Spaniern 1814 möglich, von Peru aus ihre Macht auf einige Zeit wieder zu begründen. Allein das benachbarte freie Buenos-Ayres konnte die im Innern wachsende Macht der Spanier nicht in seiner Nähe dulden: 1817 erschien der General San Martin an der Spitze von 4000 Mann aus Buenos-Ayres in Chile, nachdem er mit außerordentlicher Kühnheit die für unzugänglich gehaltenen Pässe der Anden überschritten, und siegte am 12. Februar 1817 bei Chacabuco über die Spanier. Ein neues, 5000 Mann starkes Heer, welches der Vicekönig von Peru sandte, schien eine Zeit lang den Sieg zweifelhaft zu machen, bis es von San Martin am 5. April 1818 in den Ebenen von Maypu gänzlich vernichtet ward. San Martin nahm die ihm angebotene

Präsidentenstelle von Chile nicht an, sondern empfahl dazu seinen Freund, den General O'Higgins, einen geborenen Chilesen von irländischem Geschlechte. Es ward nun mit Eifer an der Ausrüstung eines Heeres und einer Flotte, welche Lord Cochrane führte, gearbeitet; so groß war aber die Erschöpfung des Landes, daß erst 1820 5000 Mann eingeschifft werden konnten, deren Erfolge wir schon bei Peru gesehen haben, wo auch die späteren Kämpfe (1837—39) mit Bolivia bereits erwähnt worden sind; 1826 endlich wurde auch die Insel Chiloe, wo sich noch die letzten Spanier behauptet hatten, erobert. Seit jener Zeit besteht eine Verfassung gleich der der früher erwähnten Freistaaten, und die bürgerlichen Unruhen, welche auch hier ausbrachen, haben schneller als in allen anderen spanischen Colonien ihr Ende erreicht und bald ward eine geordnete Regierung eingesetzt. Nirgends in Süd-Amerika hat europäische Sitte und Bildung sich so schnell verbreitet als hier, und Chile möchte, bei seinen vielen natürlichen Hülfsquellen, leicht in kurzem das gebildetste, mächtigste und reichste Land unter den ehemals spanischen Provinzen werden. Die Cultur des Bodens hat sich schon sehr bedeutend gehoben und in einer so kurzen Zeit hat sich Chile bereits unter allen Ländern des spanischen Amerika, die am Stillen Ocean gelegen, zu dem lebhaftesten Handelsverkehr emporgeschwungen. Es fehlt schon nicht mehr an Eisenbahnen und Telegraphen. Die herrschende Religion ist die katholische, die Protestanten stehen aber ganz gleichberechtigt mit den Katholiken. Die Chilenen sind sehr tolerant.

Der südlichste Theil von Chile, vom Flusse Biobio bis zum Meerbusen El Ancud, ist zum Theil noch vollkommen unabhängig. Hier hat eine kleine indianische Völkerschaft, die Araucaner, Araucos, zwischen 37 $^1/_4$ und 39 $^1/_2{}^0$ s. Br., zu allen Zeiten, selbst gegen die Incas, ihre Freiheit behauptet. Der Kampf mit den Spaniern im 16. Jahrhundert war lang und blutig, und ist unter Anderem von einem Theilnehmer dieses Krieges, D. Alonso de Ercilla, in einem Heldengedichte, Araucana, besungen worden, führte aber zu keiner bleibenden Unterwerfung. Seitdem haben die Araucaner, bald im Kriege, bald in Freundschaft mit den Spaniern ihre Freiheit erhalten. Ihre sogenannte Bildung aber ist sehr übertrieben worden; sie sind wahre Wilde, bei denen sich nicht einmal die rohesten Versuche zu einer Schriftsprache und kaum die ersten Spuren einer geordneten Regierung finden. Die Indianer am Fuß der Anden gelten für verrätherisch und räuberisch. Sie bauen sich zwar feste Häuser, treiben vorzüglich Ackerbau und Viehzucht, aber sie unterscheiden sich dadurch doch nur auffallend von den nomadisirenden Nachbarstämmen; und wenn auch empfänglich für Geistesbildung, verachten sie doch ebenso wie alle amerikanischen Völkerschaften den Zwang der Civilisation. Sonderbar genug war es, daß noch 1821 und 1822 die Araucaner, von einem wilden Abenteurer Benavides aufgeregt, für die Spanier gegen die Chilesen fochten. Südlicher leben die Boroanos und Cuncos, friedliche, gutmüthige Zweige desselben Völkerstammes. Gefürchtet waren die Pehuen-tschen (vergl. La Plata), ein nomadisirender Zweig der Araucaner, zugleich Hirten und Räuber. Ihr Name bezeichnet eigentlich Leute, die in den Araucarienwäldern, im höchsten Gebirge leben. Die herrliche chilenische Araucaria (ein Stellvertreter unserer nordischen Fichten), bei den Indianern Pehuen genannt, wächst auf der

Cordillere Süd-Chiles, erreicht eine Höhe von 70 bis 100′ und trägt an der Spitze der nur am höchsten Gipfel befindlichen und eine viereckige Pyramide bildenden Zweige Früchte von der Größe eines Menschenkopfes, welche 200 bis 300 eßbare Nüsse enthalten. Der Baum wächst vorzüglich zwischen dem 36 und 46° s. Br. und liebt einen steinigen Boden.

Chile wird jetzt in 15 Provinzen getheilt. Mit Ausnahme der Hauptstadt liegen fast alle Städte unweit des Meeres. Im Norden beginnend, finden wir folgende:

Copiapò, hatte 1865 13,380 Einw., es hat einen guten Hafen; die Stadt selbst aber liegt wohl 8 M. vom Ufer in einer kahlen Gegend voller Sandhügel, und ist 1819 durch ein fürchterliches Erdbeben fast ganz zusammengestürzt. In ihrer Nähe sind 1832 reiche Silbergruben entdeckt worden; auch giebt es hier vorzüglich reiche Kupferminen. — La Serena, in der Provinz Coquimbo, 2 St. vom Meere, mit einem guten Hafen und 13,550 Einw., in einer reizenden Ebene; die Gegend ist sehr reich an Kupfer. — Valparaiso, mit etwa 70,500 Einw., an einer halbkreisförmigen, von dürren, steilen Bergen eingeschlossenen Bai, so daß die Stadt auf einen schmalen Raum zwischen dem Meere und den Felsen beschränkt und zum Theil in die Schluchten der Berge hinein gebaut ist; sie ist stark befestigt, und der Hafen der Hauptstadt einer der besuchtesten und besten an dieser Küste. Hier ist der Mittelpunkt des auswärtigen Handels des Landes, und in der Regel legen die um das Cap Hoorn segelnden europäischen Schiffe hier an. Seit 1869 ist eine directe Dampfschiffverbindung zwischen Valparaiso und Hamburg auf dem Wege durch die Magalhaensstraße ins Leben gerufen. Auch hier sind große Schiffswerfte errichtet. Dennoch ist der Hafen den im Winter heftigen Nordstürmen ausgesetzt, und die Gegend, im Widerspruch mit dem Namen der Stadt, weithin ohne allen Pflanzenwuchs und ohne Wasser. — Die Hauptstadt selbst und Sitz der Regierung, Santiago, unter 33° 25′ s. Br., liegt 18 M. vom Meere, am Fuße der Anden und auf einem 1700′ hohen Plateau, am Flusse Mayppocho (—potscho), welcher ein schönes, fruchtbares Thal bewässert. Es ist eine freundliche, reinliche, sehr regelmäßig gebaute Stadt, deren Häuser indeß der Erdbeben wegen nur niedrig und mit flachen Dächern versehen sind. Die schönsten Gebäude sind der Dom, der Regierungspalast und die Münze; mitten in der Stadt liegt das Castell St. Lucia. Am Flusse zieht sich ein ½ M. langer Damm hin. Sie mag an 115,400 Einw. zählen, welche sich durch Fröhlichkeit, Gastfreundschaft und feine Sitten auszeichnen. Außer einer sogenannten Universität hat die Stadt mehrere neu eingerichtete Schulen, die zu den besten in Süd-Amerika gehören. In der Umgebung finden sich viele schöne Landsitze, eine Eisenbahn und schöne Landstraßen führen von hier nach Valparaiso. — Nördlich davon liegt im Innern S. Felipe, mit 8700 Einw. und Kupfergruben, eine der wohlhabendsten Städte im Innern. — Talca liegt unter dem 35° 14′ s. Br., 317 engl. Fuß hoch und hat 18,000 Einw. Die Stadt hat verhältnißmäßig gute Unterrichtsanstalten und treibt bedeutenden Handel mit Landesproducten. — Concepcion, die alte Stadt dieses Namens, lag hart am Meere, ward aber 1751 bei einem Erdbeben zerstört und von den Wellen weggespült; die

heutige, daher auch Neu-Concepcion genannt, die Hauptstadt der fruchtbarsten Provinz von ganz Chile, liegt 1 St. vom Meere und etwas nördlich vom Flusse Biobio. Diese bisher bedeutende und befestigte Stadt von 14,000 Einw., die in den Kriegen mit den Spaniern und den Araucanern sehr gelitten hatte, ist 1835 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört, aber wieder aufgebaut worden. Dasselbe Schicksal traf den an ihrem Hafen liegenden, elenden kleinen Ort Talcahuana, mit einem zerstörten Fort. Dieser vortreffliche Hafen, in einer höchst fruchtbaren Gegend, wird ohne Zweifel einst höchst wichtig werden. Valdivia, mit 3200 Einw. und einem $3\frac{1}{2}$ M. entfernten trefflichen Hafen. In den Provinzen Valdivia und Llanquihué haben sich viele Deutsche niedergelassen und wie uns von dort berichtet wird, geht es jedem, der die Arbeit nicht scheut, gut. In den größeren Ortschaften wie: Valdivia, Osorno, Puerto Montt und La Union bilden die Deutschen einen großen Theil der Bevölkerung. Der Hauptsitz der deutschen Colonien ist das früher zu Valdivia gehörige Departement Osorno, und der ganze Landstrich seitwärts bis zum Llanquihue-See und im Süden dieses Sees in der Umgegend von Puerto Montt. Die genannten Orte haben jeder 3000—4000 Einw. In Osorno ist zu Weihnachten 1868 die erste deutsche protestantische Kirche eingeweiht.

Die bedeutendsten zu Chile gehörenden Inseln sind:

Die 130 □M. große und fruchtbare, aber sehr schwach bevölkerte Insel Chiloë, im S. des Landes der Araucaner, in dem Golf von Guayatecas, mit etwa 60,000 Einw., welche vorzüglich von Holzhandel und Viehzucht leben. Die Insel ist gebirgig und gut bewässert. Sie besitzt einen trefflichen befestigten Hafen San Carlos de Ancud, gleichzeitig Hauptstadt der Provinz, mit 5000 Einw. Das Klima ist gesund, aber kalt und regnerisch. Getreide und Flachs gedeihen sehr gut, und ihre herrlichen Wälder enthalten viel wilde Schweine. Weiter südlich liegt der Archipel der fast unbewohnten Chonos- (tschonos-) Inseln, deren natürliche Beschaffenheit ganz ähnlich der südpatagonischen Inselkette ist.

Die Juan-Fernandez-Inseln, unter $33\frac{2}{3}^0$ s. Br., wovon die größere, 80 M. vom festen Lande, eigentlich diesen Namen führt; sie ist fruchtbar, erhebt sich gegen 3000′ und genießt eines herrlichen Klimas, war aber bis 1767 unbewohnt und nur durch die Abenteuer des hier 1704 ausgesetzten widerspenstigen Matrosen Alexander Selkirk bekannt, welcher die Veranlassung zum weltberühmten Buche Robinson Crusoe geworden ist. Seitdem ist hier ein kleines spanisches Fort erbaut. Jene größere Insel wird auch wohl Mas-a-tierra (mehr dem Lande zu) genannt, sowie die westlicher liegende kleinere und noch etwas höhere Mas-a-fuero (weiter hinaus), welche zwar schöne Wälder und Wasser, aber keine Einwohner hat; sie wird demnach zuweilen von Seefahrern besucht.

XI. Guyana.

Guyana, Guiana oder auch wohl Guayana nennt man im Allgemeinen den Theil der NO.-Küste von Süd-Amerika, welcher sich zwischen den Mündungen des Orinoco und des Marañon ausdehnt. In dieser weitesten Bedeutung giebt es daher ein spanisches oder columbisches (jetzt zu Venezuela gehöriges) Guyana, der nördlichste Theil, und ein portugiesisches oder brasilisches Guyana, der südlichste Theil des Ganzen, welcher jedoch fast nur am Ufer des Marañon bewohnt ist. Hier aber verstehen wir nur darunter den mittleren, von Engländern, Holländern und Franzosen besetzten Theil, welcher sich von der Mündung des Oyapok, unter 4°, bis etwa zum Cap Barima, unter 8½° n. Br., erstreckt, und im N. vom Atlantischen Meere, im W. von Venezuela und Brasilien, im S. und O. von Brasilien mit noch ziemlich unbestimmten Grenzen umgeben wird. Das Ganze umfaßt 8183 □M. Die Küste ist hier fast überall ein flaches, fruchtbares, aufgeschwemmtes Land, so daß das Meer weite Strecken des Ufers bedeckt und es den Schiffern schwer wird, sich dem Lande zu nähern und aus dem Anblick des Landes zu unterscheiden, an welcher der verschiedenen benachbarten Flußmündungen sie sich befinden, um so mehr, als der Theil des Ufers, welcher vom Meere überfluthet wird, überall mit Wurzel- oder Mangle-Bäumen (Rhizophora Mangle) überwachsen ist, welche, da ihre herabhängenden Zweige Wurzeln schlagen, sich in kurzer Zeit unglaublich ausbreiten, aber auch ebenso schnell absterben, wenn etwa die Flüsse oder das Meer den Boden, worauf sie stehen, mit Sand überdecken oder durch irgend einen Umstand der Zutritt des Meerwassers abgehalten wird. Auf diesen vom Meerwasser überschwemmten Küstengürtel folgt die Region der Savannen oder unebenen, etwas höher liegenden Flächen, auf welchen wiederum das hier in ungeheuren Massen herabstürzende Regenwasser unzählige mit dichten Binsen bewachsene Sümpfe bildet; weiter nach Innen, wohin aber bis jetzt nur wenige Europäer gekommen, erhebt sich das Land zu dicht bewaldeten Bergketten, welche als niedrige Fortsetzungen des großen Gebirgsystems von Parima gegen Osten anzusehen sind. So die Sierra Pacaraima, welche durch die Sierra Canucu in Verbindung steht mit der Sierra Acarai — östlicher Serrania de Tu-

mucuraque genannt —, der südlichsten Kette jenes Systems, die fast unter dem Aequator und auf der Südgrenze gelegen; diese ist der Quellsitz der größten Ströme des Landes und die Wasserscheide mit dem Becken des Marañon, mag aber nicht 4000′ übersteigen. Zwischen diesen Ketten, welche von den Flüssen in herrlichen, großartigen Katarakten durchbrochen werden, breiten sich wieder niedrige Hochebenen aus, mit Savannen oder Urwaldung bedeckt. Es regnet hier fast 8 Monate im Jahre häufig und heftig, daher auch im Ganzen genommen das Klima der niedrigen, sumpfigen Küstenstriche zu den ungesundesten auf der Erde gehört. Es giebt hier zwei Regen- und zwei trockene Zeiten im Jahre: die große trockene Zeit dauert von Ende August bis Ende November, die kurze von Ende Januar bis Mitte April, wobei mit westlichen Winden der Regen in Strömen herabfällt*). Der nicht überschwemmte oder durch Dämme gegen Ueberschwemmungen gesicherte und durch Canäle entwässerte Boden ist äußerst fruchtbar und hat alle Producte Westindiens. Der Anbau liefert Kaffee, Baumwolle, Zucker, Cacao, Taback, Indigo und andere tropische Erzeugnisse. Die Wälder sind reich an kolossalen Bäumen und ausgezeichneten Formen der Palmenfamilie, und liefern verschiedene Holzarten und Farbehölzer. Der Cacaobaum, welcher häufig wild wächst im Innern, dient hier unzähligen Ratten und wilden Schweinen zur Nahrung. — Die Flüsse: der Oyapok, der Maroni, der Surinam, der Corentyn, der Berbice, der Demerary (bei den Engländern Demerara) und der Essequebo (engl. Essequibo), haben alle eine breite, aber seichte Mündung, dagegen in ihrem oberen Laufe viele und prächtige Wasserfälle. Das Innere dieses Landes ist, außer an den Hauptströmen, den Europäern noch so gut als unbekannt und wird von vielen Stämmen freier Indianer bewohnt, welche sich bisher hartnäckig jeder Belehrung und Civilisation widersetzt haben; darunter sind die zahlreichsten, meist zu der großen Familie der Cariben gehörigen Stämme die Waraus und Arawaaks an der Küste, die Caribisi oder Galibis, die Makusis im Innern, die halbnomadischen Oyampus im O. u. a. Einige bedienen sich mit tödtlichen Substanzen, die aus einer Strychnosart u. a. bereitet werden, vergifteter Pfeile. Früher hatten die Spanier, jetzt die Engländer, unter ihnen Missionen angelegt. — Guyana ist jetzt zwischen den Engländern, Niederländern und Franzosen getheilt; doch ist nur der Küstenstrich colonisirt. Die ersten Ansiedelungen hier (1580) gingen von den Holländern aus. — Guyana ist Jahrhunderte lang und bis auf unsere Tage der Sitz mancher fabelhaften Traditionen gewesen. Dahin wurde das Wunderland El Dorado (d. h. das goldene) der Eingeborenen gelegt, welches eine so große Rolle in der Entdeckungsgeschichte Amerikas gespielt und vergeblich aufgesucht worden, nachdem Orellana, der Begleiter Pizarros und Entdecker des Amazonenstromes, und spätere Reisende dasselbe ausführlich geschildert und mit allen Reizen ausgeschmückt hatten. Aber die neuesten Forschungen haben diese Fabel, wie die Sage von einem Staate der Amazonen — eine Tradition, welche

---

*) Zu Cayenne beobachtete man einmal im Verlauf von 10 Stunden eine Regenmenge von 10¼ Zoll, d. i. halb soviel, als bei uns im ganzen Jahre fällt.

wohl aus dem kriegerischen Charakter der Frauen mancher Indianerstämme entsprungen zu sein scheint — in das Reich der Dichtung verwiesen. Auch die große Laguna Parime, jener fabelreiche See im Innern, der so vielen Strömen den Ursprung geben sollte, ist nichts weiter als ein kleiner See, Amucu (unter $3^2/_3{}^0$ n. Br. gelegen), der zur Zeit der Ueberschwemmungen weit über seine Ufer tritt.

1. Englisch-Guyana.

Es umfaßt den westlichen Theil von Guyana oder die ehemals niederländischen Colonien Demerary, Essequebo und Berbice, welche 1803 von England in Besitz genommen und ihm 1814 förmlich abgetreten worden. Der Flächenraum des gegenwärtig von England in Anspruch genommenen Gebiets beträgt 3575 □M.; davon ist aber nur der zehnte Theil colonisirt. Es leben darauf nach dem Censusbericht von 1861 11,488 Weiße, 143,538 Neger, Chinesen und Ostindier und etwa 7000 Eingeborene, also im Ganzen 162,026 Menschen. Die hier mündenden Flüsse sind: von W. nach O. der Essequebo, ein sehr bedeutender Strom, mit den linken Nebenflüssen Rupununi und Cuyuni, und sehr breiter Mündung; der unweit des vorigen ins Meer fallende, aber viel kleinere Demerary; der Berbice, der Corentyn, auf der Grenze gegen Surinam. Seitdem die Sclaverei abgeschafft ist, bildet Zucker das Hauptproduct der Colonie; die Kaffeeplantagen haben sich vermindert und die Baumwollencultur ist fast ganz eingegangen. Die Einwohner bestehen theils aus Niederländern, theils aus französischen Protestanten und sehr vielen Negern, welche sich hier wie 12 zu 1 zur weißen Bevölkerung verhalten, aber immer schon sehr gut behandelt wurden, vorzüglich aus Furcht, daß sie zu den im Innern eine Art Republik bildenden Maronen-Negern fliehen möchten, welche aus entlaufenen Sclaven entstanden und nachdem man vergeblich versucht, sie in ihren unzugänglichen Sümpfen und Wäldern zu unterjochen, in friedlichen Verhältnissen mit ihren ehemaligen Herren stehen und von ihnen jährlich eine Art Tribut, Geschenke an Kleidung und Waffen erhalten. Das Land steht unter einem Gouverneur und wird jetzt in drei Grafschaften Essequibo, Demerary und Berbice getheilt. Dort bemerken wir: Stabroek (—bruk), jetzt Georgetown oder Demerara, am rechten Ufer des Demerara, der Sitz des Gouverneurs und die wichtigste Stadt von Englisch-Guyana, mit 35,000 Einw. und einem sehr bedeutenden Handel. Sie ist ganz holländisch gebaut und hat breite Straßen, die von Canälen durchschnitten werden. Die Häuser sind aus Holz gebaut und haben jedes einen Garten. Wegen Mangels an süßem Wasser hat man Cisternen, seit kurzem aber auch viele artesische Brunnen angelegt. — Im Osten liegen Neu-Amsterdam, jetzt auch Berbice genannt, am Berbice, mit 5000 Einw., und das verlassene Fort Nassau.

2. Niederländisch-Guyana oder Surinam.

Es ist der mittlere Theil von Guyana, umfaßt 2956 □M. und wird begrenzt: westlich vom englischen Antheil, wo der Corentyn, östlich vom französischen, wo der Maroni die Grenze macht. Der Hauptfluß zwischen beiden ist der Surinam. Nirgends vielleicht hat sich der niederländische Fleiß glänzender erwiesen als hier, wo durch Dämme und Canäle ein flaches, den Ueberschwemmungen ausgesetztes, höchst ungesundes Land zu einer der fruchtbarsten und am herrlichsten angebauten Gegenden umgeschaffen worden ist. Die Bevölkerung der Colonie, ohne die das Innere einnehmenden unabhängigen Indianer- und Maronenneger, beträgt etwa 57,630 Seelen, worunter aber nur 13,000 Weiße und freie Farbige, meist Holländer, Franzosen und Juden; die Uebrigen sind ehemalige Negersclaven oder deren Nachkommen. Auch hier giebt es im Innern eine unabhängige Colonie von freien oder Maronennegern. An der Spitze der Verwaltung steht ein Generalgouverneur. Der größte Theil der Plantagen ist Eigenthum der Stadt Amsterdam. — Die befestigte Hauptstadt Paramaribo, die einzige in der Colonie, an dem hier sehr breiten Surinam, ist in holländischem Geschmack gebaut und gewährt einen herrlichen Anblick. Die sehr breiten Straßen sind mit zwei, oft vier Reihen Orangen- und Limonienbäumen besetzt, und zwischen diesen Alleen und den Häusern liegen noch kleine Gärten, so daß die Stadt einem unermeßlichen Garten gleicht und einen sehr großen Raum einnimmt. Die Häuser selbst sind zierlich und vortrefflich eingerichtet. Fast alle Weiße der Colonie wohnen hier, im Ganzen zählt die Stadt etwa 25,000 Einw. Die Umgegend, obwohl trefflich angebaut und mit Landhäusern geziert, ist flach und einförmig. Die Forts Neu-Amsterdam und Zeelandig, liegen unterhalb der Stadt und vertheidigen den Zugang zu derselben auf dem Surinam und Commewyne.

3. Französisch-Guyana oder Cayenne.

Es liegt zwischen den Flüssen Maroni und Oyapok, welcher nach dem Vertrag von 1817 die Grenze gegen Brasilien bildet; andere Flüsse sind der Sinnamary und der ziemlich bedeutende Apruak. Die ganze Colonie (1650 □M. groß) hat sich von jeher in einem traurigen, vernachlässigten Zustande befunden, obgleich der Boden, das Klima und die Producte (vorzüglich Baumwolle) denen von Surinam gleich sind. Nur ein äußerst geringer Theil des sehr fruchtbaren Landes ist wirklich angebaut, der größte Theil der Küste steht unter Wasser. Die Bevölkerung besteht aus 24,960 Seelen, worunter nur etwa 10,000 Weiße und 14,960 Neger und Indianer. Die Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs Cayenne, mit einer Rhede, liegt auf einer mit Wäldern und Sümpfen bedeckten Insel, vor der Mündung des gleichnamigen Flusses, und die Festungswerke,

womit sie umgeben ist, machen den schlecht und ganz aus Holz gebauten Ort noch ungesunder, indem sie den freien Durchzug der Luft verhindern. Die Zahl der Einwohner beträgt höchstens 3000, und die Ungesundheit der Lage machte es vollkommen geschickt zu der Bestimmung, welche es mehrere Male in der Revolution erhielt, und jetzt 1852 unter dem neuen Kaiserreiche wieder erhalten hat, das Grab der hierher aus Frankreich Verwiesenen zu sein.

XII. Brasilien.

Brasilien, zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts noch eine Colonie der Portugiesen, jetzt ein unabhängiges Reich, das größte in Süd-Amerika, umfaßt beinahe die Hälfte von Süd-Amerika und erstreckt sich vom 4° 23′ bis zum 33° 44′ Br. Es wird begrenzt: im N. von Neu-Granada, Venezuela und den Guayanas, im W. von Ecuador, Peru, Bolivia, Paraguay und La Plata oder der Argentinischen Conföderation, im S. von Uruguay; auf der ganzen Ostseite wird es vom Atlantischen Ocean bespült, an welchem es einen Küstenstrich von 950 M. besitzt, und diese Küste enthält außer vielen Flußmündungen mehrere der herrlichsten und tiefsten Baien, wie die von Rio Janeiro und von Bahia. Die wichtigsten Vorgebirge sind das Cap Orange, östlich vom Oyapok, der nördlichste Punkt der Küste; Cap St. Roque, Olinda und Cap Frio. Die Grenzen im N. und W., wo sie in unbewohnten Regionen hinlaufen, sind nichts weniger als genau zu bestimmen, und man kann daher den Flächeninhalt des Ganzen nur annäherungsweise auf 151,973 □M. angeben (das ist größer als Neu-Holland oder 14 mal so groß als Frankreich), wovon aber bis jetzt (1869) der kleinste Theil erst angebaut ist. Zwei Drittel dieses Gebiets, also mehr als halb Europa, sind noch freies Land oder Urwaldung und zum Theil des Anbaues fähig, etwa 1/6 kommt auf Seen, Flüsse, Sümpfe, uncultivirbare Strecken. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts rechnete man höchstens 2 1/2 Millionen Einwohner, jetzt schon über 11 Millionen, darunter ca. 90,000 Deutsche. Die Zahl der Indianer giebt man auf 500,000 im ganzen Reiche an. Der größte Theil des Landes ist von wissenschaftlichen Reisenden noch nicht erschlossen worden und die Karten sind deshalb noch sehr ungenau. Es ist freilich in den letzten Jahren manches geschehen, um das Land genauer zu erforschen. In verschiedenen Theilen des Landes haben, abgesehen von den Vermessungen der von Einwanderern besiedelten Landparzellen, größere Expeditionen stattgefunden. Wir erinnern nur an die, unter der Leitung des Fregattencapitäns José da Costa Azevedo bewerkstelligte Aufnahme des „Amazonen-Stroms" innerhalb des brasilischen Gebiets; die Aufnahme des oberen Rio San Francisco und Rio das Velhas von Emmanuel Liais, an die Arbeiten von Halfeld im Fluß-

gebiet des San Francisco und an W. Chandeleß Aufnahme der Flüsse Purus und Aquiry. Die Aufnahme der brasilischen Küste zwischen dem Amazonas und La Plata durch den Fregattencapitän Mouchez (von der französischen Marine) ist vollendet und die Karten theilweise auch schon veröffentlicht, doch es muß noch sehr, sehr viel geschehen, bevor wir eine gute und richtige Karte von Brasilien erwarten dürfen. Es fehlt die Grundlage einer jeden correcten Landesaufnahme, die Triangulation. Sobald der jetzige Krieg mit dem Dictator Lopez beendet sein wird, sollte die Regierung des Kaisers an eine wissenschaftliche Aufnahme des Staates gehen. Brasilien ist uns vielfach noch ein unbekanntes Land, doch wollen wir hier ein Bild von der physischen Beschaffenheit des Landes, von seinen Gebirgen, ihrem Zusammenhange, ihren Verzweigungen und den Flüssen zu geben versuchen.

Der Hauptstrom des Landes, der unermeßliche Marañon oder Maranhon (dieses ist die portugiesische, jenes die spanische Form, beide werden Maranjon gesprochen), oder der Rio das Amazonas*), fließt hier im nördlichen Theile des Landes in unendlichen Ebenen, welche wenig bekannt, mit Urwäldern bedeckt und häufig überschwemmt sind. Er erhält in Brasilien seine wichtigsten Zuflüsse von S. her, so den Yavari, welcher zum Theil die Grenze gegen Peru macht und an dessen Mündung er nur noch 630′ über dem Meere liegt; den Purus, den höchst ansehnlichen Rio da Madeira oder Cayary, den Topajos, Xingú und Tocantins, welcher links den Araguaya aufnimmt. Von N. her empfängt er den Japura, den fast schwarzen Rio Negro mit dem Rio Branco. Unterhalb der Mündung des Madeira, der selbst 2500 Schritte breit ist, beträgt seine Breite schon $^2/_3$, und wo Inseln sind, oft $1\frac{1}{2}$ M., aber dicht bei der Mündung des R. das Trombetas (von N. her) bildet der Amazonas die berühmte Enge von Obydos (Pauxis), wo der ungeheure Stromkoloß zum zweiten Male bis auf 2130 Schritte eingeengt wird; bis hierher, etwa 90 M. weiter aufwärts, dringt noch der Einfluß der Fluth, während Schoner und Briggs bis zum R. Negro aufwärts fahren können. An seiner Mündung sind S. Joannes oder J. de Marajo und Caviana die bedeutendsten Inseln in dem ungeheuren Delta. Dem La Plata strömen zu: der Paraguay, der Parana, anfangs Rio Grande genannt und der Uruguay; alle mit vielen Nebenflüssen. Ins Atlantische Meer ergießen sich: der Parnahyba; der S. Francisco, dessen Quellen denen des Parana ganz nahe liegen; der Rio Grande de Belmonte auch Jequitinhonha; der Mucury; der R. Doce; der Parahyba; der S. Pedro und viele andere, wovon zwar keiner die Größe der Binnenflüsse erreicht, aber mancher doch unserem Rheine gleichkommt. Unter den Seen sind die Lagune Xarayes*), welche der Paraguay durchströmt, und der Strandsee Patos, mit schmaler Nehrung, die bedeutendsten. — Die Küste selbst ist meistens niedrig und höchst fruchtbar,

---

*) Siehe Karte von Brasilien in Henry Langes Handatlas. F. A. Brockhaus, dieselbe im Bilderatlas von F. A. Brockhaus.

**) Diese Lagune ist mehr ein Sumpf als ein See. See ist sie nur in der Regenzeit.

zum Theil sandig; aber in geringer Entfernung vom Meere erhebt sie sich zu einem waldigen Gebirge, welches indeß wohl nur selten die Höhe von 3—5000′ erreicht. Der Raum vom Meeresufer bis zur Höhe dieses die Küste begleitenden Gebirges ist die oft 30 bis 40 M. breite Region der Urwälder, welche Brasilien so sehr auszeichnen und die Bewunderung aller Reisenden erregen. Nichts in Europa und selbst in den übrigen Welttheilen kommt der Vegetation dieser tropischen Wälder gleich, welche auch, und zwar in ihrer größten Ausdehnung, sich in der nördlichen Tiefebene von der Mündung des Marañon bis auf die Vorberge der Anden mit geringen Unterbrechungen fortziehen. Die Höhe der Bäume, die große Mannigfaltigkeit derselben, denn nur selten stehen viele von einerlei Art neben einander, die unglaubliche Gedrängtheit der Stämme neben einander, die mächtigen Schlingpflanzen, welche sich bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume erheben und die Stämme verbinden; der Duft der Blüthen, die unzähligen buntgefiederten Vögel, vorzüglich Papageien, die sie mit ihrem Geschrei erfüllen; die Zahl der Affen, der Schlangen und Amphibien, welche in diesen Wäldern hausen; das undurchdringliche Dunkel, welches selbst beim hellsten Tageslicht in diesen Wäldern herrscht: alles dieses setzt den Europäer in Staunen und Bewunderung, während freilich aber auch die heiße und von vielen Regen feuchte Luft, viele gefährliche und schädliche Thiere und Insecten, welche darin hausen, der Mangel an Nahrungsmitteln und das Zusammentreffen mit den noch in diesen Wäldern zerstreuten, völlig unabhängigen Indianern die Reise durch diese Gegenden ebenso mühsam als gefährlich machen. Uebersteigt man dieses erste Hinderniß und dringt tiefer ins Land, so verändert sich der Anblick desselben gar sehr. Auf die undurchdringlichen Urwälder folgt das innere, 1- bis 2000′ hohe Tafelland, auf dem sich zahlreiche, aber niedrige Bergzüge erheben, deren Richtung vorherrschend von N. nach S. läuft und deren höchste Punkte noch weit unter der Schneegrenze zurückbleiben. Mehrere Querketten verbinden jene Parallelketten, deren Lage bewirkt, daß selbst viele der Küste nahe entspringende Flüsse erst nach langem Laufe das Meer erreichen. Das innere Hochland, welches durch weite Ebenen von den Cordilleren getrennt ist und also keine Vorstufe dieses Gebirgssystems bildet, hat einen ganz verschiedenen Charakter von der Küstenregion. Es ist statt der Urwälder und Hochwaldung theils mit einzelnen lichten Gehölzen bedeckt, theils besteht es aus sogenannten Campos, weiten hügligen Bergebenen, die mit dürren Gräsern, hier und da mit niedrigen Gebüschen und einer viel spärlicheren Vegetation bedeckt sind. Diese gehen in einzelnen Gegenden in höchst trockene, ganz sandige Flächen, mit einer äußerst armseligen Pflanzendecke, besonders in der trockenen Zeit, bekleidet, über, wie namentlich die Campos Parecis im nordwestlichen Theile von Matto Grosso, und die dünne Bevölkerung dieser Striche vermag daselbst nur von Viehzucht ihren Unterhalt zu gewinnen. Eigentliche, völlig unfruchtbare Wüsten, wie in Afrika giebt es jedoch nicht. Das Klima ist dagegen auf diesen Bergebenen, welche sich zwischen den Bergketten ausbreiten, viel gemäßigter und gesunder als an der Küste und in den Wäldern, und selbst in den höchsten Gegenden (in Minas Geraës) gehören leichte Nachtfröste zu den Seltenheiten. Der ganze nördliche Theil Brasiliens, welchen der Marañon durchströmt, bildet eine un-

endliche, sehr sanft geneigte, selbst an der Westgrenze kaum 650′ sich erhebende, mit Urwäldern größtentheils bedeckte Fläche, welche in der Regenzeit auf weiten Strecken von den austretenden Strömen unter Wasser gesetzt wird und woselbst fast ausschließlich freie Indianer wohnen, indem die Europäer sich nur an den Flüssen, welche hier die einzigen Verbindungsstraßen bilden, spärlich angesiedelt haben. An der ganzen Küste entlang sind außer den größeren Städten nur ganz kleine Ortschaften, Aldeas oder Dörfer, und meist nur einzelne Ansiedelungen, Fazendas, zu finden. In Süd-Brasilien zieht sich in nur geringer Entfernung der Meeresküste durch die Provinzen Paraná, St. Catharina und Rio Grande do Sul eine Kette deutscher Niederlassungen oder Colonien. Auch nordwärts von Rio de Janeiro bis Philadelfia in Minas Geraes finden sich deutsche Colonien. Straßen giebt es erst sehr wenige. In neuester Zeit hat man angefangen Eisenbahnen zu bauen.

Das Klima eines so großen Landes ist natürlich nach der Lage jeder Provinz verschieden, obwohl die Lage des größten Theils innerhalb der heißen Zone die Unterschiede bedeutend mildert. Fast überall unterscheidet man nur zwei Jahreszeiten, die trockne und die nasse, deren Eintrittszeiten wie überall nach der Breite verschieden sind. Am herrlichsten erscheint das äquatoriale Klima im Tieflande des Marañon. Im Allgemeinen ist die Küste heiß und feucht, aber durch den Passat gemildert; hier fällt der meiste Regen (zu Rio Janeiro, schon an der Grenze der heißen Zone, noch 50 bis 60 Zoll, größtentheils in den wärmeren Monaten); doch ist sie eben, außer in Sumpfgegenden, nicht ungesund und besonders frei von der furchtbaren Geißel des gelben Fiebers. Die sogenannte Südküste, d. h. vom Cap Frio südlich, ist gemäßigter und angenehmer, so daß der Europäer vorzüglich in der Provinz S. Paulo sein vaterländisches Klima wiederfindet; dasselbe gilt von den meisten inneren Gegenden, soweit sie bekannt sind, nur daß hier, wo die Wälder seltener und lichter, auch der Regen seltener ist und oft mehrere Jahre hinter einander eine verderbliche Dürre herrscht, welche den Verlust der Heerden und Ernten zur Folge hat; dies gilt auch namentlich von der Provinz Ceara.

Brasilien könnte auf seinem höchst mannigfaltigen und im Allgemeinen fruchtbaren, hin und wieder sogar außerordentlich fruchtbaren Boden alle Producte Europas und der meisten übrigen Welttheile in Fülle hervorbringen und eine sehr große Bevölkerung reichlich ernähren; bis jetzt aber ist nur noch unendlich wenig zum Anbau dieses trefflichen Landes geschehen, denn es reicht selbst nicht einmal der in den milden Provinzen des Südens erzeugte Weizen für den Brotbedarf der Städte und höheren Classen im Lande aus. Zucker, Kaffee, Taback, Baumwolle, etwas Reis, Cacao und Vanille, welche herrlich gedeihen, sind fast die einzigen Gegenstände des für die Ausfuhr berechneten Anbaues. Der Reichthum der Urwälder wird nur noch wenig benutzt, und von den vielen trefflichen Holzarten ist das Brasilienholz fast das einzige, welches einen Handelsgegenstand abgiebt. Dieses eine schöne rothe Farbe gebende Holz von Caesalpinien-Arten war das erste, was die Aufmerksamkeit der Entdecker auf sich zog, und da sie es nach seiner Farbe braza (Gluth) nannten, so erhielt das ganze Land davon seinen Namen. An Arzneipflanzen werden ausgeführt: Ipecacuanha, Jalape,

Chinarinde, Sassaparille u. a.; ferner Balsame und Harze. Fast nur die Küstengegenden sind angebaut, im Innern nur die für den Bergbau wichtigen Gegenden. — Brasilien fehlen die kolossalen Thierformen der alten Welt, aber dafür ist es mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Formen und Schönheit der Farben ausgestattet. Außer Affen giebt es Tapire, Faulthiere, Gürtelthiere, mit wohlschmeckendem Fleische, Agutis, Vielfraße, Unzen; ferner zahlreiche Papageien, Tukans, prächtige rosenrothe Löffelreiher, amerikanische Strauße; Kaimans, Schildkröten, Schlangen, darunter viele giftige; eine Menge Schmetterlinge und Käfer mit der schönsten Farbenpracht, und mancherlei lästige und gefährliche Insecten. Die Viehzucht, besonders des Rindviehes und der Pferde, ist zwar im Innern höchst bedeutend; allein theils kommt jährlich viel Vieh um, wenn Dürre eintritt, theils fehlt es an Salz zum Verbrauch des Rindviehes und zum Einsalzen des Fleisches, obgleich Brasilien an seiner Küste unendlich mehr Salz gewinnen könnte als es bedarf. Alles, was aus dem Innern nach den Häfen gebracht werden soll, wird auf Maulthieren verführt, denn Fuhrwerk ist auf solchen Wegen nicht zu brauchen; eine solche Karavane von Maulthieren heißt hier eine Tropa. Die stärkste Ausfuhr von Häuten, Hörnern, Talg und an der Luft getrockenem Fleisch, welches nach Westindien geht, haben die Provinzen Pernambuco und Cearà. — Unter den Producten Brasiliens nehmen die Edelsteine und Metalle den ersten Rang ein. Sie waren bisher der einzige Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Regierung, und aller Anbau, aller Handel wurde vernachlässigt und beschränkt, um sich im alleinigen Besitz dieser Schätze zu erhalten, die, bei der äußerst rohen und fehlerhaften Behandlung, doch nur einen verhältnißmäßig unbedeutenden Gewinn abwarfen. Brasilien ist nächst Ostindien das einzige bekannte Land, in welchem Edelsteine, vorzüglich Diamanten, in einiger Menge gefunden werden. Auch hier, wie in Ostindien, findet man sie zuweilen unter der Dammerde in einem eisenhaltigen Letten, häufiger aber im Sande der Bäche und Flüsse. Um sie zu gewinnen, wird der Bach gewöhnlich abgeleitet; aus dem zurückbleibenden Bette werden erst die gröberen Steine und Geschiebe fortgeschafft und dann der tiefer liegende Grand in hölzerne Mulden geschöpft und sorgfältig mit den Händen durchsucht. Diese Arbeit wird fast nur von Negern verrichtet; derjenige, welcher so glücklich ist, einen Stein von mehr als 17 Karat zu finden, erhält seine Freiheit. Der Hauptfundort der Diamanten ist das unwirthbare Gebirge Serra do Frio in Minas Geraës und vorzüglich die Gegend von Tejuco; nächstdem die Gegend Cuyabà in Matto Grosso. In neuester Zeit hat man auch Diamanten in festem Gestein (dem sogenannten Itacolumit, einem weißen Quarz mit Glimmer- und Talkschüppchen) etwas nördlich von Tejuco in der Serra do Grao-Mayór (16—17° s. Br.) entdeckt und aus dem mit Pulver gesprengten Felsen Diamanten gewonnen; doch ist diese Arbeit, als nicht hinlänglich ergiebig, wieder aufgegeben, während die Gewinnung aus dem Sande des zerstörten Gebirges noch immer sehr schwunghaft betrieben wird. Lange Zeit hatte man nur nach Gold gesucht und die Diamanten als unnütze Krystalle weggeworfen; als man aber ihren Werth erkannte, wurden dann so viele auf einmal nach Europa geschickt, daß sie plötzlich im Werthe fielen. Um dies zu verhindern, wurden nun alle früher gefundenen Diamanten nach Lissabon

gesendet, wo der König sich die schönsten aussuchte und nur immer eine gewisse Quantität in den Handel brachte. — Das Gold ist ein zweites Hauptproduct Brasiliens, aber auch dies wird bis jetzt nicht eigentlich bergmännisch gewonnen. Man suchte es bisher nur in den Wänden einiger Thäler, wo Quarzadern, in welchen es vorkommt, zu Tage ausgehen, oder in der thonigen Oberfläche der Erde, wo Regengüsse diese zerrissen haben, und fast am meisten in den Bächen und Flüssen. Es erscheint hier überall als Goldstaub, in kleinen Blättchen, seltener krystallisirt oder in knolligen Stücken; theils überläßt man es dem Regen, die Erde in den Bergschluchten wegzuführen, wo dann ausgespannte Ochsenhäute in ihren Haaren den Goldstaub auffangen; theils wäscht man das Gold aus dem Sande der Flüsse ganz auf dieselbe Weise, wie man die Diamanten gewinnt; und so ist es noch in den goldreichsten Gegenden, bei Villa Rica in Minas Geraës. Die jährliche Goldausbeute ist jetzt sehr gesunken und beträgt nur noch 1500 Mark. Außer den Diamanten und dem Golde findet man auch noch auf ähnliche Weise Topase, Chrysoberylle, Granaten, Amethyste und andere Edelsteine. Fast alle Metalle, auch Silber, sind vorhanden; aber nur Eisen wird bis jetzt noch in einiger Menge ausgebeutet. — Von Vegetabilien hat man hier alle Producte der ähnlichen Länder Amerikas, und hatte sogar, außer der Cultur des Paraguay-Thees in den südlichen Provinzen, ziemlich gelungene Versuche in der Nähe der Hauptstadt mit China-Thee-Pflanzungen gemacht, welche von Chinesen, die man deshalb hat kommen lassen, besorgt wurden. — Von Industrie ist in Brasilien noch weniger die Rede als im spanischen Amerika, wiewohl auch darin einige Fortschritte gemacht sind*); selbst die gewöhnlichsten Handwerke werden nicht überall getrieben, weil die Bedürfnisse des Volks sehr gering sind und man die meisten Fabrikate leicht vom Auslande beziehen kann. Der innere Handel ist zwar durch die vielen schiffbaren Flüsse erleichtert, wird aber durch den Mangel an Fahrstraßen sehr erschwert, und kann nur durch Maulthierzüge auf den schlechten Wegen betrieben werden; aber selbst die Verbindung der Seestädte unter sich findet in den an der Küste herrschenden moussonähnlichen Winden kein geringes Hinderniß. — Für die geistige Bildung des Volks ist noch sehr wenig geschehen, und die Schulen befinden sich mitunter in traurigem Zustand, doch ist das Streben, das Schulwesen zu heben, unverkennbar.

Die Einwohner Brasiliens, deren Zahl nach den neuesten Angaben mit Hinzurechnung von 500,000 Indianern sich auf 11,780,000 belaufen soll, beruht nicht auf einer genauen statistischen Aufnahme wie in den europäischen Culturstaaten. Die Weißen sind entweder geborene Portugiesen, oder Europäer aus anderen Ländern, welche sich des Handels oder des Anbaues wegen, vorzüglich Deutsche und Schweizer, hier niedergelassen haben, oder portugiesische Kreolen, d. h. eingeborene Abkömmlinge von eingewanderten Portugiesen, welche die Mehrzahl der weißen Einwohner ausmachen. Die Farbigen sind theils Neger, theils Ureinwohner oder Indianer, theils Mischlinge aller dieser Racen, darunter 600,000 Freie, größtentheils Me-

*) So benutzt man in den Zuckerfabriken bereits die Dampfmaschine.

stizen, doch auch (freigelassene) Mulatten oder, wie sie hier heißen, Pardos; und 400,000 Sclaven, theils Pardos, theils Caribocos (gleichbedeutend mit Zambos oder Chinos). Die Mischlinge führen nämlich hier zum Theil Namen, welche nur in Brasilien üblich sind: so heißen die Mischlinge des Weißen mit einer Indianerin Mamalucos, die des Negers mit einer Indianerin aber Cafusos und Caribocos; letztere zeichnen sich durch ein langes und dichtes, hoch emporstehendes Haar aus. Von den Indianern sind nur diejenigen, welche sich noch an der Küste und in der Nähe der Bergwerksdistricte und anderer großen Städte aufhalten, zum kleineren Theil getauft, von sanfteren Sitten und zu einigem Ackerbau angelehrt worden; hin und wieder haben sie kleine Aldeen oder Dörfer gebildet; solche heißen Indios mansos oder zahme, und ihrer mögen über 250,000 sein. Die bei weitem größere Zahl aber lebt noch völlig unabhängig, vorzüglich in den unzugänglichen Urwäldern, deren Dickicht ihre Hütten versteckt, meist im Gebiete des Amazonenstromes, wo sie in vielleicht weit über hundert, aber zum Theil schon aussterbenden kleinen Stämmen meist nur von der Jagd, dem Fischfange, von Honig und Früchten des Waldes, seltener von etwas selbst gepflanzter Maniokwurzel (Cassava), Mais u. s. w. leben. Man bezeichnet sie mit dem allgemeinen Namen Indios tapuyos oder gentios. Obgleich sie im Ganzen friedlich gesinnt sind, so fallen doch, zumal die Portugiesen oft förmliche Jagden angestellt, um die Wilden als Sclaven fortzuführen, häufig genug Räubereien und Mordthaten vor, so daß es an vielen Punkten der betreffenden Gegenden, vorzüglich aber in den Wäldern, nicht rathsam ist, anders als wohlbewaffnet und in gehöriger Zahl zu reisen. Die Waffen dieser Indianer bestehen meist aus schön gearbeiteten Bogen und sehr langen Pfeilen, womit sie sehr weit und sehr sicher schießen. Messer haben sie erst durch den Handel erhalten. Mehrere dieser Stämme verzehren noch jetzt das Fleisch ihrer getödteten Feinde; früher mögen sie es wohl alle gethan haben. Auch unter sich leben sie häufig in blutigen Fehden. Kleine Zwistigkeiten werden durch eine Art von Zweikampf abgemacht, wobei sie sich mit langen Stangen schlagen, während die Weiber der Kämpfenden sich ebenfalls mit Nägeln und Zähnen bekriegen. Alle diese Wilden sind meistens von kleiner, aber gedrungener Statur; Hände und Füße sind kleiner als bei dem Europäer, das Haar ist durchaus lang, stark, schwarz und schlicht, der Bart ist bei den meisten Stämmen nur schwach. Alle sind höchst träge, gefräßig wie die Thiere, haben keinen anderen Gedanken, als wie sie sich Lebensmittel verschaffen können, sind treffliche gewandte Jäger und können, wenn es Noth thut, lange hungern. Fast alle Versuche, sowohl an der Küste als im Innern, sie durch Missionare zu civilisiren, haben nur einen äußerst dürftigen Erfolg gehabt. Die Stämme an der Küste sind uns in der neuesten Zeit am besten bekannt geworden; es sind vorzüglich die der Puris, in der Nähe des Parahyba, der Patachos, der Kamakans oder Momojos und der Botocuden, früher Aimorés genannt, vorzüglich in den Urwäldern längs des R. Doce und Belmonte. Letztere sind die zahlreichsten, die am besten und kräftigsten gebauten, aber auch die wildesten von allen. Sie sind noch fast alle Anthropophagen und zeichnen sich vor allen übrigen Stämmen durch die entstellende Zierde der Unterlippe und der Ohrlappen aus. Diese werden nämlich schon in der frühen Jugend durchbohrt und nach und nach

immer größere Pflöcke eines leichten Holzes in die Löcher gezwängt, so daß einige in der Unterlippe Pflöcke von 4½ Zoll Durchmesser tragen, wodurch die unteren Vorderzähne meist ganz verdrängt werden und ausfallen. Von diesen Pflöcken (botoque) haben sie auch ihren Namen erhalten. — Unter den zahlreichen umherschweifenden Stämmen des Innern machen wir nur namhaft: verschiedene Zweige der Tupys oder Tupinambás, welche einst hier die verbreitetste und mächtigste Völkerfamilie war, aber durch Einfluß der Europäer Nationalität und Sprache verloren hat oder in vielen Zweigen ausgestorben ist; dahin gehören die Guaranys, im südlichen Theile, zwischen dem Paraná und der Ostküste; die nördlichen Tupys, deren Reste in Para, auf beiden Ufern des Amazonas, leben; die mittleren Tupys, am oberen Tapajos, welche unter diesen allein noch völlig unabhängig geblieben. Ferner wohnen im Westen am Marañon die Omaguas; zwischen dem Xingú und Tapajos die Mundrucús, ein kriegerischer, wilder und zahlreicher Stamm, der mächtigste in Para; die kriegerischen und zum Theil christlichen Manáos, deren Zahl noch immer beträchtlich am Rio Negro; die Bororós, am oberen Paraguay; die Guanás, jetzt meist Ackerbauer, im südlichen Theile von Mattogrosso, wo auch und längs beider Ufer des Paraguay die Guaycurús leben, treffliche Reiter und Viehzüchter, deren Häupter eine Art von aristokratischer Conföderation bilden, u. v. a. — Europäer finden sich, mit Ausnahme einiger wenigen zerstreuten Niederlassungen an den großen Strömen des Innern, nicht in der größeren westlichen Hälfte des Landes, welche im O. vom Araguay und unteren Tocantis, im S. etwa vom 17. Breitengrade begrenzt wird und 75,000 □M. umfassen mag.

Die im Lande herrschende Sprache ist die portugiesische; dieselbe ist im Innern des Nordens, bei den Indios mansos, durch Beimengung vieler indianischen Wörter verändert worden und heißt bei ihnen lingua geral (allgemeine Sprache). Die Religion ist die römisch-katholische; aber Kirche und Gesittung des Volkes werden sich schwerlich so bald aus dem tiefen Verfall, in den sie gerathen, wieder emporschwingen.

Geschichte.

Bis 1808 seufzte Brasilien unter einem Joche, wie kaum irgend eine andere europäische Colonie in Amerika. Don Pedro Alvarez Cabral, zufällig vom Sturm verschlagen, hatte 1500 die Küste von Brasilien in der Gegend des heutigen Porto seguro entdeckt, und der viel versprechende Anblick des schönen Landes, wie das bald entdeckte schöne Farbeholz, lockten nach und nach Colonisten, vorzüglich aus den Azoren und aus anderen portugiesischen Besitzungen, herbei, obwohl Portugal nur Verbrecher, von der Inquisition Verurtheilte und Juden dahinschickte. Nachdem die europäische Bevölkerung etwas zugenommen, ward 1549 Bahia zur Hauptstadt und blieb es bis 1773. Jesuiten bemühten sich, die Eingeborenen zu civilisiren, hielten sie jedoch in beständiger Unmündigkeit. Je mehr man aber den Reichthum des Landes, vorzüglich an Gold und Edelsteinen, entdeckte, um so mehr bemühte sich die Eifersucht der Portugiesen, nicht allein jeden Fremden von dem Handel mit Brasilien auszuschließen, sondern auch die Colonie durchaus

abhängig von Portugal zu machen. Der Anbau des Oels und Weins ward den Colonisten verboten, und sie durften kein Salz an ihren Küsten gewinnen, damit sie diese unentbehrlichen Artikel aus dem Mutterlande zögen, wo dieselben noch obenein für eine bedeutende Summe einer privilegirten Handelsgesellschaft verpachtet waren. Die einheimische Wolle und Baumwolle durfte der Brasilianer nicht verarbeiten; Portugal übernahm es, das Land mit Zeugen zu versehen, die es doch nicht einmal selbst fabricirte, sondern erst von den Engländern erhandeln mußte. Der brasilianische, sehr vorzügliche Taback mußte roh nach Lissabon gebracht werden, von wo er verarbeitet den Brasilianern zu hohem Preise wieder verkauft wurde. Kein Schiffbau wurde in dem waldreichen Lande geduldet, sowie keine Fabriken; selbst der Walfischfang wurde nur auf königliche Rechnung betrieben. Alle Aemter wurden nur mit europäischen Portugiesen besetzt, und die portugiesischen Truppen, schlecht gekleidet und schlecht genährt, erlaubten sich jede Art von Zügellosigkeit gegen die unglücklichen Brasilianer. In diesem Zustande, worin sich mehr oder weniger nach einem ähnlichen Systeme auch die spanischen Besitzungen in Amerika befanden, schmachtete Brasilien bis 1808, wo der König von Portugal João VI. mit seiner Familie und vielen Tausend Portugiesen, von den Franzosen vertrieben, nach Brasilien kam. Die Anwesenheit des Königs, welche bis 1821 dauerte, brachte mehrere nothwendige und heilsame Veränderungen hervor; die Häfen wurden allen Nationen geöffnet, wissenschaftliche Anstalten ins Leben gerufen, die Verwaltung verbessert, die meisten Handelsbeschränkungen mußten von selbst wegfallen, da Portugal sich in Feindes Händen befand, und 1815 ward Brasilien zu einem Königreiche erhoben. Die seit 1810 in allen spanisch-amerikanischen Ländern ausgebrochene Revolution konnte indessen nicht ganz ohne Einfluß auf die Stimmung der Gemüther in Brasilien bleiben. Als 1820 auch in Portugal eine Revolution ausbrach und die versammelten Cortes dem Könige die neue Constitution zur Sanction vorlegten, nahm er sie zwar an, verließ aber 1821 Brasilien mit einem Gefolge von mehr als 4000 Menschen und kehrte nach Lissabon zurück. Seinen ältesten Sohn, den Prinzen Dom Pedro, ließ er als Regenten, unter sehr schwierigen Verhältnissen, zurück. Es zeigte sich bald, daß die Cortes in Portugal keine andere Absicht hatten, als Brasilien wieder in die ehemalige Abhängigkeit zurückzuführen; sie wollten den Prinzen zurückrufen. Hiergegen lehnte sich die öffentliche Stimme in Brasilien mächtig auf, besonders die Einwohner von S. Paolo gaben nicht undeutlich zu erkennen, daß sie, wenn der Prinz sie verließe, sich für unabhängig erklären würden. Unter diesen Umständen beschloß der Prinz zu bleiben, was mit allgemeiner Freude aufgenommen wurde, und die Stadt Fernambuco nöthigte sogar die in ihr befindlichen portugiesischen Truppen, sich einzuschiffen. Am 1. Januar 1822 erregten die portugiesischen Truppen in Rio Janeiro einen Aufstand, welcher zur Absicht hatte, den Prinzen zu zwingen, sich den Cortes zu unterwerfen; allein sie wurden durch die brasilianischen Milizen genöthigt, die Stadt zu verlassen, und am 16. Februar nach Europa geschafft. Nur Bahia hatte noch eine portugiesische Besatzung. Einem portugiesischen Geschwader, welches sich vor Rio Janeiro zeigte, wurde das Landen verwehrt. Immer lauter sprach sich der Unwille der Brasilianer gegen die Portugiesen und ihre Liebe zum Prinz-Regenten aus, besonders

als dieser auf den allgemeinen Wunsch eine Zusammenberufung der Abgeordneten aller Provinzen versprach, um die Grundzüge der Verfassung zu entwerfen. Schon am 1. August 1822 erklärte der Prinz den Brasilianern seinen Entschluß, eine Generalversammlung (man vermied das verhaßt gewordene Wort Cortes) zu berufen, und die Unabhängigkeits-Erklärung Brasiliens erfolgte im October. Am 12. desselben Monats ward endlich der Prinz, an seinem Geburtstage, auf den Vorschlag des Senats von Rio Janeiro zum erblichen Kaiser von Brasilien ausgerufen, während am 19. September die Cortes in Lissabon alles in Brasilien bisher Geschehene für ungesetzlich erklärten und den Prinzen zurückriefen. Am 3. Mai 1823 trat die erste Generalversammlung Brasiliens in Rio Janeiro zusammen. Bahia war indeß noch in den Händen der Portugiesen, und der General Madeira erlaubte seinen Truppen die schändlichsten Ausschweifungen gegen die unglücklichen Einwohner, bis er endlich, zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, sich am 2. Juli genöthigt sah, die Stadt zu räumen, um sich womöglich auf Schiffen zu retten; der brasilianische Admiral Cochrane erreichte jedoch die Flotte und brachte 30 Schiffe mit 1200 Mann als Gefangene ein. Indeß gab es in Brasilien noch lebhafte Gährungen, und der gefährliche Geist, welcher sich in der Generalversammlung zu äußern anfing, nöthigte den Kaiser, sie am 12. November 1823 mit Gewalt aufzulösen. Noch am 11. December 1823 erschien ein neuer, vom Kaiser ausgehender Constitutions-Entwurf, in welchem die Minister verantwortlich erklärt, die gesetzgebende Gewalt in die Hände zweier Kammern, die der auf je 4 Jahre gewählten Deputirten und die der auf Lebenszeit gewählten Senatoren, unter Leitung und Sanction des Kaisers gelegt ward; beide zusammen machten die Generalversammlung aus, welche sich immer auf 4 Jahre vereinigen sollte. (Seit 1834 ist die Verfassung dahin abgeändert, daß, wie in Nord-Amerika, außerdem in jeder Provinz eine Provinzialversammlung eingesetzt ist.) Die dadurch hergestellte Ruhe war indeß nur von kurzer Dauer, obwohl Portugal das Kaiserthum schon 1825 anerkannte. Es gab eine mächtige republikanisch gesinnte Partei im Lande, welche überall Unzufriedenheit anregte. Der ebenso thörichte, als unglücklich geführte Krieg mit Argentinien, welcher das ungeheure Reich noch mit der Provinz Cisplatina vergrößern sollte, aber nur zur Errichtung des neuen Freistaats Uruguay (1828) führte; die Bemühungen des Kaisers, seiner Tochter Dona Maria die Herrschaft in Portugal zu verschaffen, und die Maßregel, daß er die Versammlung der Landesdeputirten 1829 auflöste, erbitterten die Gemüther so sehr, daß endlich selbst die Truppen abfielen und der wohlwollende und energische Kaiser sich am 7. April 1831 entschloß, zu Gunsten seines Sohnes, eines Kindes von 6 Jahren, der Regierung zu entsagen und sich nach Europa einzuschiffen. Seitdem wurde das Land von einer Regentschaft im Namen Dom Pedros II., jenes Kindes, aber unter häufigen politischen Unruhen und oft blutigen Aufständen in allen Theilen des Landes, welche jedoch schnell gedämpft wurden, verwaltet. Schon im Jahre 1840 ward der junge Kaiser von den Kammern für mündig erklärt; ein Aufstandsversuch von Seiten der republikanischen Partei 1842 zu San-Paulo versucht, wurde wie ein ähnlicher in Minas Geraes schnell besiegt. Die Insurgenten in der südlichsten Provinz, in Rio Grande do Sul, konnten erst 1845 niedergeworfen

werden. Das junge Kaiserreich wurde aber auch von größeren Feinden bedroht. 1851 sehen wir Brasilien im Bündniß mit Urquiza gegen den abscheulichen Despoten und Mörder*), den Dictator Rosas**) im Kampfe. Der Sieg bei Santos-Lugares in der Nähe von Buenos-Ayres am 3. Februar 1852 entschied zu Gunsten der Brasilier. An diesem Siege hatten auch die Deutschen ihren Theil. Es wird behauptet, daß die Fremdenlegion, zum großen Theil aus ehemaligen Theilnehmern an dem schleswig-holsteinischen Kriege zusammengesetzt, zu dem glänzenden Erfolge des Tages entscheidenden Ausschlag gegeben haben. Brasilien scheint die historische Mission erhalten zu haben, zwei südamerikanischen Staaten die Freiheit zu schaffen, indem es die Tyrannen dieser Staaten bekämpft. Am La Plata wurde der Dictator Rosas geschlagen und hoffentlich wird in diesem Jahre, 1869, noch der Dictator Lopez von Paraguay niedergeworfen werden. Beide Menschen gereichen der Menschheit zur größten Schande, beide sind ebenso feige als mordlustig, beide haben Tausende schuldlos und ohne Richterspruch hinmorden lassen. Bei strenger und gerechter Prüfung aller Verhältnisse muß man dem Kaiserstaate die Gerechtigkeit widerfahren lassen und anerkennen, daß die Verhältnisse sich in den letzten 15 Jahren bedeutend in der Richtung des Fortschrittes verbessert haben und daß der Einfluß, welchen die ganze kaiserliche Familie auf das Land übt, ein sehr heilsamer ist. Herr von Tschudi, einer der besten Kenner Brasiliens und der Staaten Süd-Amerikas, sagt mit Recht: In neuerer Zeit ist hinsichtlich einiger südamerikanischer Länder, namentlich Brasiliens, eine Tendenzliteratur in doppelter Richtung ins Leben getreten: die eine ergeht sich in maßlosen Lobhudeleien; die andere, aus ebenso unreinen Motiven, hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch schamloses, verächtliches Schmähen Land und Leute in den Koth zu ziehen. Jeder unparteiische Beurtheiler der brasilischen Verhältnisse wird sicher der von Prof. Wappäus in Göttingen im Steinschen Handbuch der Geographie und Statistik (1869) ausgesprochenen Ansicht „daß Brasilien in neuerer Zeit große Fortschritte in allen Zweigen der materiellen Cultur gemacht hat,“ zustimmen. Der Fortschritt materieller Cultur ist aber nur denkbar auf intellectueller Basis. Dennoch scheint Brasilien einer inneren Drangperiode entgegen zu gehen.

Als Anhang zur Geschichte Brasiliens ist der folgende Abschnitt zu betrachten.

Colonisation und Einwanderung.

Wenn wir oben sagten, daß Brasilien auf dem Gebiet der materiellen Cultur fortgeschritten sei, so müssen wir doch bekennen, daß die gegenwärtige

*) José Riveira Indarte giebt in seinem Werke „Rosas y sus oppositores“ an, daß bis 1843 23,030 Personen der Gewaltherrschaft des Rosas zum Opfer gefallen seien. Ueber die Anzahl sämmtlicher Opfer bis zum 4. Febr. 1852 liegt keine sichere Angabe vor, doch es ist ein Factum, daß Fälle vorgekommen sind, wo in Folge einfacher Verleumdung Personen ohne Untersuchung und Richterspruch einfach auf Befehl Rosas erschossen wurden, auch wurde Einzelnen, welche Schmähworte gegen ihn ausgestoßen haben sollten, erst die Zunge abgeschnitten und sie wurden später ermordet.

**) Siehe auch den Abschnitt „Die La Plata-Staaten oder Argentina“.

volkswirthschaftliche Lage Brasiliens keine günstige und hoffnungsreiche ist. Bis in die neueste Zeit beruhte die volkswirthschaftliche Arbeit in Brasilien fast ausschließlich auf Sclavenarbeit. Diese Arbeitskraft wurde sonst aus Afrika bezogen und gekauft. Durch die Beschränkung des Sclavenhandels (d. h. die Einfuhr von Sclaven als Waare) nicht allein durch die englischen Wachtschiffe, sondern besonders durch den Willen des Kaisers von Brasilien und der brasilischen Flotte, wurden den Großgrundbesitzern die Arbeitskräfte (die Sclavenzufuhr) entzogen und diese veranlaßt, sich durch Herbeiziehung von freien Arbeitern einen Ersatz an Arbeitskräften zu schaffen. Einige große Grundbesitzer ließen durch Agenten in Europa Auswanderer als Halbpächter engagiren. Die Contracte, welche zu diesem Zwecke zwischen den Unternehmern und den Einwanderern abgeschlossen wurden, liefen, obgleich im Einzelnen etwas abweichend, in der Hauptsache darauf hinaus, daß der Unternehmer die Kosten für die Uebersiedelung der Colonisten und ihre erste Einrichtung auf seinem Territorium trägt und die Colonisten dagegen sich verpflichten, die Culturarbeit auf den Fazendas (Gütern oder Plantagen) zu verrichten und von der Ernte die Hälfte an den Grundbesitzer abzugeben und durch Verwerthung der anderen Hälfte nach und nach die für ihre Uebersiedelung und ihren Unterhalt gemachten Auslagen zu erstatten. Dies ist das sogenannte Parceria-System, das nicht als System verwerflich, aber dadurch, daß es schlecht gehandhabt, in vielen Fällen von beiden Theilen, vom Gutsherrn wie vom Colonisten, sehr bald in Mißcredit kam und mit der Zeit fast ganz aufgegeben worden ist.

Die Einsicht der großen Nothwendigkeit, den Kaiserstaat mehr und mehr zu bevölkern, führte ferner zur Anlage von Staats- wie Privatcolonien. Mit der Begründung von besonderen Colonien wurde auch die Regelung der Agrarverhältnisse und die Feststellung und Vermessung der Staatsländereien nach dem Muster derjenigen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nothwendig. Hatte die Regierung auch den besten Willen, so fehlten ihr doch oft genug die nöthigen und geeigneten Hände. Vorkommende Unregelmäßigkeiten oder Ungehörigkeiten bei dem Vermessungsgeschäft gaben Veranlassung zu Streit und lieferten Unzufriedenen und ausgesprochenen Feinden der brasilischen Regierung Stoff zu bitteren Angriffen, welche dazu beitrugen, das brasilische Colonisationswesen zu mißcreditiren. In Deutschland war es sehr bald ein Mann, der zuerst für die Colonisation Brasiliens geworben und Manchen hinüber geschickt hat, der es verstand, sich durch geschickte Manöver in der deutschen Presse das Ansehen einer Autorität zu verschaffen, mit Glück den Humanisten spielte und die Kunst der Verläumdung im höchsten Grade besaß, nicht immer in der Erfindung falscher Anschuldigungen, sondern oft in der Geschicklichkeit der Mischung des Falschen mit dem Wahren in möglichst überzeugender Weise zu wirken suchte. Häufig ist es nur ein den Sinn änderndes Wort, eine Zahl, kurz ein Etwas, das der Wohlmeinende und nicht in die Verhältnisse Eingeweihte für einen Schreibfehler zu halten geneigt ist. Mit einer ungewöhnlichen Zudringlichkeit, Rührigkeit und Frechheit begabt, ist es diesem Manne gelungen, die Berliner Presse vollständig zum Nachtheil der nach Brasilien ausgewanderten Deutschen zu beherrschen.

Alle Proteste*) und Petitionen der Deutschen aus den Colonien in Südbrasilien (1868) vermögen weder die preußische Regierung einen vor 10 Jahren gegebenen Erlaß**) zurückzunehmen, noch die so lange getäuschte Berliner Presse zuzugeben, daß die Verhältnisse in Brasilien sich zum Besseren gewendet haben. Was die Berliner Zeitungen verweigern: „die Wahrheit auszusprechen", das thun die wissenschaftlichen und eine Anzahl mitteldeutscher Blätter***). Wir verweisen hier zunächst auf Wappäus „das Kaiserreich Brasilien" im Steinschen Handbuch Bd. 1, Abth. 3, Aufl. 7, S. 1497. W. Koner in der Zeitschrift für Erdkunde in Berlin. K. Andree im Globus, u. A.

Aber nicht nur die mangelhafte Regelung der Agrarverhältnisse, sondern auch die Lage der religiösen und kirchlichen Verhältnisse in ihrem Bezuge auf Nichtkatholiken gab Veranlassung zu den heftigsten, oft ungerechtesten Angriffen. Die Verhandlungen der Petition der südbrasilischen Deutschen vor dem norddeutschen Reichstage haben zur Genüge dargethan, wie sehr es an den nöthigen Vorstudien zur genauen Kenntniß fremder Länder und ihrer Institutionen mangelt. Sollte Jemand die ehrliche Absicht haben, „die Lage der religiösen und kirchlichen Verhältnisse in Brasilien in ihrem Bezuge auf Nichtkatholiken zu studiren, so empfehlen wir ihm die deutsche Auswanderer-Zeitung, Bremen vom 12. Juli 1869, oder Nr. 28 und 29 zur Hand zu nehmen. Einige Herren vom norddeutschen Reichstage dürften aus einer Lectüre der hier genannten Schriften mit Hinzunahme des Reisewerkes des Herrn von Tschudi „Reise durch Süd-Ame-

*) Ein Protest der Deutschen aus Desterro (Provinz S. Catharina) unterzeichnet von 24 Personen, darunter der Consul des norddeutschen Bundes, Herr Ferd. Hackradt. Protest aus der Regierungscolonie Blumenau (Provinz S. Catharina) vom Jahre 1868 mit über 700 Unterschriften, auch der des Consuls des norddeutschen Bundes, Herr V. Gärtner.

**) Der Circular-Erlaß vom königl. preuß. Handelsministerium vom 3. Nov. 1859 verbietet nicht ausdrücklich die Auswanderung nach Brasilien, sondern untersagt nur den Auswanderungsagenten die Beförderung von Auswanderern nach Brasilien. Dieser Erlaß schadet nur und gewährt durchaus keinen Nutzen, daß er die Interessen der in Brasilien lebenden Deutschen schädigt, beweisen die Petitionen von Dr. H. Blumenau, von den Deutschen in Santa Catharina und die von 1332 Deutschen in der Provinz Rio Grande do Sul unterzeichnete Petition an den Reichstag des norddeutschen Bundes. Es ist hier nicht der Raum zu einem ausführlichen Bericht über das Schicksal all der Petitionen zu berichten und beschränken wir uns darauf, auf die Organe der Presse hinzuweisen, welche den Gegenstand berühren. Es sind in Deutschland vornehmlich: die Allgemeine Auswanderungszeitung in Rudolstadt und die Deutsche Auswanderer-Zeitung in Bremen. Beide Zeitungen sind ernstlich zu empfehlen. In Brasilien sind es: die Deutsche Zeitung in Porto Alegre, Redacteur Herr v. Koseritz, und die Colonie-Zeitung (Anzeiger für Dona Francisca und Blumenau). Herausgeber Dr. O. Dörffel, zu Joinville in der Provinz S. Catharina. Die beiden letztgenannten Zeitungen erscheinen in Süd-Brasilien. Beide, vortrefflich redigirt, liefern eine reiche Quelle für das Studium der deutschen Colonien in Brasilien. Der Bote, eine andere deutsche Zeitung in Süd-Brasilien, ist uns nicht zu Gesicht gekommen, deshalb enthalten wir uns jedes Urtheils. Die Germania, eine deutsche Zeitung, welche in Petropolis in der Nähe von Rio de Janeiro erscheint, ist, indem sie mit den Interessen und Verhältnissen der deutschen Colonien in Süd-Brasilien weniger vertraut, nicht immer ganz zuverlässig.

***) Die Leipziger Zeitung, 1868, Nr. 92 und „wissenschaftliche Beilage" Nr. 65, 1869, Nr. 57 und „wissenschaftliche Beilage" Nr. 6; die Illustrirte Zeitung, Nr. 1275, 1281, 1285; die deutschen Blätter, Nr. 22, 29 (1868) u. A.

rika" manches lernen können. Wir wollen hier einige Artikel aus der brasilischen Reichsverfassung anführen.

1) Art. 5 bestimmt: die apostolisch römisch-katholische Religion wird fortfahren, die Staatsreligion zu sein, alle übrigen Glaubensbekenntnisse sollen geduldet werden mit ihren häuslichen oder besonderen Gottesdiensten in hierzu bestimmten Häusern oder jeder äußeren Kirchenform.

2) Art. 95 bestimmt: daß die Reichstagsabgeordneten der Staatsreligion angehören müssen.

3) Art. 197, § 5 bestimmt: Niemand kann wegen seines Glaubensbekenntnisses verfolgt werden, so lange er die Staatsreligion achtet und die öffentliche Moral nicht beleidigt.

Dies sind die allgemeinen Bestimmungen. Es genügt wohl hinreichend, die Toleranz der Regierung zu beweisen, wenn wir anführen, daß die Regierung in einer Anzahl von Colonien Kirchen oder Bethäuser für die Evangelischen theils gänzlich hat bauen lassen, theils Zuschüsse zum Bau von evangelischen Kirchen gegeben hat; und daß sie mehrere evangelisch-deutsche Pastoren angestellt hat und besoldet. Ferner zahlt sie zur Erziehungsanstalt eines evangelischen Pastors für evangelische Kinder einen jährlichen Zuschuß von 600 Milreis.

Ueber die Ehegesetzgebung ist zu bemerken, durch das Gesetz vom 11. Sept. 1861 und das Ausführungsdecret vom 17. April 1863 ist bestimmt, daß die von nichtkatholischen Geistlichen nach dem Ritus ihres Glaubensbekenntnisses und unter ihren Glaubensgenossen in Brasilien geschlossenen Ehen alle bürgerlichen Wirkungen der katholischen Ehen haben, aber auch zu diesem Behufe in ein hierzu bestimmtes Civilregister der Municipalkammer des Wohnsitzes der Ehegatten eingetragen werden und die bürgerlichen Wirkungen, soweit es die Rechte oder Nachtheile Dritter angeht, erst vom Tage dieser Eintragung beginnen sollen.

Wenn nun die Bequemlichkeit oder Unwissenheit eingewanderter Protestanten diese Vorschriften nicht beachten, so darf man für die nachtheiligen Folgen doch die Regierung nicht verantwortlich machen wollen. Bei uns in Deutschland entschuldigt die Unkenntniß mit den Gesetzen auch nicht.

Auch die Temperatur wird von den Gegnern der brasilischen Colonisation herangezogen. Man bemüht sich zu beweisen, daß das Klima für Deutsche zu heiß ist. Die Wissenschaft hat bewiesen, daß die südliche Halbkugel im Vergleich mit der nördlichen unter gleichen Breiten kälter ist. Es sind uns Fälle vorgekommen, daß man überrascht war zu hören, daß der Süden von Brasilien ein mildes, schönes Klima besitze. Nach dem Süden zu wird es ja wärmer — bei uns auf der nördlichen Halbkugel ganz entschieden — auf der südlichen aber ist es umgekehrt. Herr von L. beurtheilt das Klima eines Landes, das fast so groß ist wie Europa, aus einer brieflichen Erfahrung, wie er im Reichstage sich auszudrücken beliebte. Ueber das Klima in den Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catharina werden wir bei den betreffenden Abschnitten der Provinzen reden.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir noch einige historische und statistische Notizen bringen, welche beweisen werden, daß trotz aller Störungen und trotz der Ungunst der Verhältnisse, trotz aller Fehler, die hier wie drüben in der Colonisationsfrage gemacht worden sind und trotz

der beharrlichen Weigerung, den preußischen Erlaß vom 3. November 1859 zurückzunehmen, die Deutschen in den brasilischen Colonien gedeihen und sich mehren.

Die älteste, größere deutsche Niederlassung, welche schon lange aufgehört hat, die officielle Benennung „Colonie" zu führen, ist San oder São Leopoldo in der Provinz Rio Grande do Sul. Diese Colonie wurde 1825 auf einer Krondomäne des Kaisers Dom Pedro I. auf der Feitoria Velha, am linken Ufer des Rio do Sinos gegründet. Hier wurden 26 deutsche Familien und 17 Unverheirathete, in der Gesammtzahl von 126 Köpfen, angesiedelt. Ihnen folgten*):

im Jahre	1825	909	Köpfe, worunter	157	Familien.
	1826	828	„ „	158	„
	1827	1088	„ „	192	„
	1828	99	„ „	15	„
	1829	1686	„ „	252	„
		4610	Köpfe.		

Dann ließ die Einwanderung nach. Ein 1834 ausgebrochener Bürgerkrieg, der in einen Parteigängerkrieg ausartete, wirkte verheerend und ruinirend, doch reichten 10 Jahre hin, um dem Lande einen gewissen Wohlstand wieder zu erwerben. Es kommen auch wieder Einwanderer an und 1854 gaben officielle Berichte die eingewanderten Colonisten auf 11,172, Reinhold Hensel, welcher im Jahre 1865 die Provinz bereiste, giebt die Zahl der deutschen Colonisten auf 27,980 Seelen an**). In dieser Zahl sind natürlich die Deutschen in den Städten der Provinz nicht mit inbegriffen. Im Ganzen schätzt man die Zahl der Deutschen in dieser Provinz auf 50,000.

In anderen Provinzen gab es nach amtlichen Berichten vom Jahre 1867 folgende:

I. Staats-Colonien.

Colonien.	Provinzen.	Gegründet.	Einwohnerzahl im Jahre 1867.
Blumenau	Santa Catharina	1850	3391***)
Itajahy	„ „	1860	1448
Theresopolis	„ „	1860	1631
Santa Izabel	„ „	1845	1213
Principe D. Pedro	„ „	1867	467
Assunguy	Paraná	1860	310
Cananéa	São Paulo	1860	556

*) Südbrasilien. Ein Handbuch zur Belehrung für Jedermann. Von Capitän J. Hörmeyer.

**) W. Koners Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1867. Beiträge zur näheren Kenntniß der brasilischen Provinz São Pedro do Rio Grande do Sul von Dr. R. Hensel.

***) Im Jahre 1869 betrug die Einwohnerzahl von Blumenau bereits 6000. Die Zahlen sind aus Wappäus „Brasilien" entlehnt.

Colonien.	Provinzen.	Gegründet.	Einwohnerzahl im Jahre 1867.
Mucury	Minas Geraes	1852	520
Rio Novo	Espirito Santo	1856	709
Sta. Leopoldina	„ „	1856	1265
II. Vom Staate unterstützte Privat-Colonien:			
Dona Francisca	Santa Catharina	1851	4667
St. Maria da Soledade	Rio Grande do Sul	1857	1568
São Lourenço	„ „ „ „	1858	1500
D. Pedro II.	Minas Geraes	1860	1123

Ueber die Zahl der seit der Veröffentlichung der Ausführungsverordnung für das Landgesetz, mit welcher dieses erst in Wirksamkeit trat, in Brasilien angekommenen Einwanderer fehlt es zwar an vollständigen statistischen Nachrichten, doch scheint es gewiß, daß dieselbe durchschnittlich im Jahre nicht über 12- bis 13,000 sich erhoben hat. Nach den darüber mit großer Mühe von Dr. Galvão in Rio angestellten Untersuchungen giebt derselbe folgende Zahlen an:

	Portugiesen.	Deutsche.	Verschiedene.	Total.
Im Jahre 1855	9839	532	1266	12,290
„ „ 1856	9159	1822	2819	13,809
„ „ 1857	9340	2639	2215	14,650?
„ „ 1858	9327	2333	6592	19,000?
„ „ 1859	9342	3165	7188	19,695?
„ „ 1860	5914	3027	5974	19,656?
„ „ 1861	6460	2211	4076	12,747
„ „ 1862	5625	4037	3004	12,666

Für spätere Jahre fehlt es an Daten. Im Jahre 1867 landeten in Rio de Janeiro 10,032 Einwanderer, darunter nur 357 Deutsche. Im Jahre 1868 wanderten über Hamburg nach Brasilien aus: 3400 Personen, im Jahre 1869 bis zur Mitte des Jahres ca. 2860 Personen auf 44 Schiffen. Von diesen ca. 6000 Personen gingen nach Blumenau 2208, nach Dona Francisco 900, nach Rio Grande do Sul 1486, nach Rio Janeiro 350, nach St. Leopoldina 332, nach den Colonien am Mucury 54. Von den ca. 6000 Personen waren 3991 Alt-Preußen und 141 Neu-Preußen, also 4132 Preußen.

Für europäische Tagediebe bilden die Colonien in Brasilien keinen Tummelplatz, wohl aber lauten alle Nachrichten von glaubwürdigen Reisenden, welche das Land besuchten, wie von Tschudi, W. Schultz, Dr. Hensel, Avé-Lallemant u. A. sowie die Urtheile von uns vorliegenden schriftlichen Aussagen norddeutscher Consuln darin überein, daß der fleißige Landbauer und Handwerker einem gesicherten Fortkommen und einer sorgenfreien Zukunft entgegen geht. Die schlagendsten Zeugnisse über die Verhältnisse in den Colonien von Süd-Brasilien liefern die folgenden Worte, welche einigen Protesten deutscher Colonisten gegen Verleumdungen, welche in Berliner Zeitungen abgedruckt waren, gerichtet, entnommen sind. Die Nachricht, daß die Auswanderer nach Blumenau und anderen deutschen Colonien als Sclaven behandelt werden, macht von Zeit zu Zeit durch

deutsche Blätter in Deutschland die Kunde. Darauf erwiedert ein Protest, von über 300 Deutschen unterzeichnet, darunter der Pastor und auch der deutsche Consul, wie folgt:

Wir, Bewohner der Colonie Blumenau, halten es an der Zeit, dieser und vielen früheren ähnlichen Verläumdungen unseres neuen Vaterlandes öffentlich mit Entschiedenheit entgegen zu treten.

Wir leben hier seit einer Reihe von Jahren, größtentheils über 10, einige von uns 16 bis 17 Jahre.

Wir bewohnen und bebauen unser eigenes Land, oder betreiben in eigenem Hause unser Handwerk oder Geschäft; das Eine wie das Andere nährt hier und sichert vor Noth und Nahrungssorgen Jeden, der seine Hände regen will.

Manche von uns, drüben in Abhängigkeit und in täglicher Sorge ums Brot, haben erst hier gelernt, was es heißt, frei und ohne Sorgen zu leben. Diesen mittellos Herübergekommenen hat die Landesregierung die ersten schweren Jahre durch vielfache Unterstützung erleichtert.

Wir sehen in einem gesunden Klima unsere Kinder gedeihen und fröhlich heranwachsen.

Viele von uns sind brasilianische Bürger geworden, was uns allen zu werden frei steht, und nehmen als solche Theil an den Wahlen der Friedensrichter, der Municipalkammer, der Abgeordneten zu den gesetzgebenden Versammlungen der Provinz und des Reiches, und wohnen als Geschworene den Schwurgerichten bei.

Wir haben deutsche, von uns selbst gewählte Friedensrichter und deutsche Polizeibehörden.

Wir haben, Katholiken wie Protestanten, deutsche Geistliche; und auch Mitglieder freier Gemeinden, welche Unduldsamkeit aus der Heimath trieb, leben hier unangefochten.

Unsere Zeitungen wissen nichts von Cautionen, Verwarnungen, Beschlagnahmen und ähnlichen Bürgschaften der Preßfreiheit.

Mit einem Worte, wir leben hier als freie Männer, fühlen uns zufrieden und glücklich und danken dem Geschicke, das uns hierher unsere Schritte lenken ließ.

Dabei wollen wir nicht leugnen, daß die Gesetzgebung auch unseres neuen Vaterlandes ihre Mängel hat, daß die Handhabung der Gesetze nicht immer eine gewissenhafte ist, und daß dadurch auch Deutsche schon wiederholt schwer in ihren Rechten beeinträchtigt worden sind. — Deutsche mehr als andere Ausländer, weil Deutschland bisher seinen Söhnen keinerlei Schutz gewährt hat. — Dies trifft aber fast nur Deutsche, die, der Landessprache und Landesgesetze wenig kundig, mitten unter Brasilianern wohnen, — kaum jemals Bewohner deutscher Colonien.

Auch Sclaven giebt es allerdings noch in Brasilien; aber einmal ist es keinem Sclaven gestattet, auf dem Gebiete einer deutschen Colonie sich aufzuhalten, — und zweitens vermindert sich die ohnehin weniger zahlreiche Sclavenbevölkerung der Süd-Provinzen von Jahr zu Jahr durch Verkauf nach dem Norden. In den letzten Monaten wurde einem von der Provinzialversammlung beschlossenen Gesetze vom Präsidenten die Bestätigung versagt, „weil es die Verminderung der Sclaven beeinträchtigen könne" und die Versammlung änderte aus diesem Grunde die betreffende Bestimmung. So schwierig für das ganze Reich die Abschaffung der Sclaverei sein mag, so sicher gehen wir in den Süd-Provinzen einem allmäligen Erlöschen derselben entgegen.

Aus einem anderen Protest aus Desterro vom 15. Juni 1868, vom königlich preußischen Consul attestirt, geben wir das Folgende:

„Daß Landbauer und Handarbeiter hier im Lande ein sicheres Auskommen finden und bei Fleiß und Tüchtigkeit zur Wohlhabenheit gelangen. Vom „Sclavenhandel" der deutschen Auswanderer kann durchaus nicht die Rede sein, denn nicht einmal dem ärmsten fleißigen Einwanderer wird es einfallen, seine hiesige persönliche Freiheit und Gleichberechtigung Aller gegen die beengenden europäischen Verhältnisse wieder zu vertauschen. Vielmehr bringt die brasilische Regierung, welche heutigen Tages die Colonisation als das einzig wirksame Mittel zur Hebung des Landbaues erkannt hat,

unaufhörlich bedeutende Opfer, um den neu einwandernden thatkräftigen Elementen eine möglichst sichere Basis für eine freie, völlig zwanglose Existenz zu schaffen." —

Wenn auch das seit Mitte des Jahres 1869 am Ruder befindliche brasilische Ministerium der deutschen Einwanderung manche Unterstützung (z. B. Zuschüsse zur Ueberfahrt rc. entzogen hat), vielleicht in Folge der oft ungerechten Beurtheilung brasilischer Verhältnisse in der deutschen Presse und als Repressalien des preußischen Erlasses vom 3. Nov. 1859, so gilt es hier doch zum Nutzen aller Parteien, der Wahrheit und richtigen Erkenntniß der Verhältnisse in den deutsch-brasilischen Colonien Bahn zu brechen. Die Frage, ob die Auswanderer nach Brasilien gehen sollen oder nicht, kann hier nicht erörtert werden.

Verfassung. Orden.

Brasilien ist seit dem 18. Dec. 1822 ein erbliches, constitutionelles Kaiserthum, welches nach dem Rechte der Erstgeburt, bei den männlichen Nachkommen des Kaisers Dom Pedro I. aus dem Hause Bragança vererbt. Der jetzige Kaiser (1869) ist Dom Pedro II., geb. 2. Dec. 1825, Sohn des Kaisers Pedro I. Er übernahm die Regierung am 18. Juli 1841. Die gesetzgebende Gewalt ruht unter der Sanction des Kaisers in den Händen des Reichstags, der aus dem Senate und der Kammer der Deputirten besteht; außerdem in den Provinzen, unter Sanction der Präsidenten, in den Händen der Provinzialtage. Centralbehörden sind das Ministerium, der Staatsrath, das Ober-Justiz-Tribunal zu Rio Janeiro, sowie die Appellationstribunale und Handelsgerichte zu Rio Janeiro, Bahia, Pernambuco und Maranhao. — Die Landesfarben sind grün und gold. Orden giebt es: der Orden des Südlichen Kreuzes, gestiftet 1. Dec. 1822); der Orden Dom Pedros I., (gest. 16. Apr. 1826); der Orden der Rose (17. Oct. 1829), u. A.

Münzen. Maße.

Die Münzeinheit bildet der Real (Plur: Reïs), eine nominelle Münze von sehr geringem Werthe (kaum ¼ Pfennig). Man rechnet jedoch nach Decaden dieser Einheit. 20 Reïs heißen ein Vintem, 100 Reïs ein Testão (spr. Testong), 1000 Reïs ein Milreïs und 1 Million Reïs ein Conto de Reïs oder gewöhnlich Conto. Brasilien hat eigentlich Gold-Währung. Nach dem Gesetz nämlich soll 1 Oitava Gold, d. h. der achte Theil einer Unze = 4 Milreïs sein, wonach 1 Milreïs etwa = 27 engl. Pence = 22½ Sgr. sein würde. Nach dem Curse gilt aber gegenwärtig der Milreis nur etwa 18—20 Pence. Im gewöhnlichen Verkehr rechnet man 1 Vintem = 20 Reis, 1 Testão = 5 Vintems (100 Reïs), 1 Pataca = 16 Vintems (320 Reis), 1 Crussado = 20 Vintems (400 Reïs).

Für Maße und Gewichte ist durch das Gesetz vom 26. Juli 1862 das französische metrische System angenommen und soll dieses gradweise an die Stelle des gegenwärtigen Systems der Art im ganzen Reiche treten, daß nach 10 Jahren der gesetzliche Gebrauch der alten Maße und Gewichte ganz aufgehört hat.

1. Längenmaße:

	Meter.
1 alte Legoa (18 = 1°)	6172,84
1 Legoa (20 = 1°) = 3 Milhas	5555,55
1 Milha = 841 1/8 Braças	1851,83
1 Braça = 2 Varas	2,2
1 Vara (Einheit des Längenmaßes)	1,1
1 Palmo = 1/5 Vara	0,22
1 Pé = 12 Pollegadas	0,330
1 Pollegada = 1/8 Palmo	0,0275
1 Linha = 12 Pontas	0,0022917

2. Acker- und Oberflächenmaße:

1 Legoa quadrada (alte)	3810,395 Hectares.
1 Geira = 400 Quadrat-Braças	19,36 Ares.
1 Braça quadrada = 4,84 Quadratmeter =	0,0484 Are.
1 Vara quadrada = 1600 Quadrat-Pollegadas	1,21 Quadratmeter.
1 Pé quadrado = 144 Quadrat-Pollegadas	0,1089 Quadratmeter.
1 Palmo quadrado = 64 Quadrat-Pollegadas	0,0484 Quadratmeter.

3. Inhaltsmaße für Flüssigkeiten:

	Litres.
1 Pipa (officielle von Rio de Janeiro = 180 Canadas)	479,17
1 Almude = 12 Canadas	31,914
1 Canada (Einheit des Inhaltsmaßes)	2,662
1 Quartilho = 1/4 Canada	0,665

4. Inhaltsmaße für trockene Sachen:

	Litres.
1 Moio = 60 Alqueires oder 15 Fangas	2176,2
1 Alqueire (officielle)	36,27
1 Alqueire Salz (Lissaboner Maß)	35,105
1 Alqueire, für Körner, in Südbrasilien	39,93
1 Quarta = 1/4 Alqueire	9,07
1 Saco (Reis)	72,538
1 Saco (Kaffee)	73,42

5. Handelsgewichte.

1 Tonelada = 13 1/2 Quintaes	793,2384
1 Quintal = 4 Arrobas	58,7584
1 Arroba = 32 Libras	14,6896
1 Libra = 2 Marcos	0,45905
1 Marco (Einheitsgewicht)	0,229525
1 Onça = 1/8 Marco	0,0286906
1 Oitava = 1/8 Onça	0,0035863
1 Grão = 1/72 Oitava	0,0000498

Eintheilung und Topographie.

Im Jahre 1815 wurde Brasilien in folgende 10 große Provinzen oder Gouvernements getheilt: 1) Pará, 2) Maranhão, 3) Pernambuco, 4) Bahia, 5) Rio Janeiro, 6) S. Paolo, 7) Minas Geraes, 8) Goyaz, 9) Matto Grosso, 10) Rio Grande. Nach dem Constitutions-Entwurfe von 1823 aber wurden einige der großen Provinzen in mehrere kleine getheilt, so daß Brasilien jetzt folgende 20 Provinzen enthält, deren Unterabtheilungen Comarcas (Bezirke) heißen, die wieder in Freguezias (Kirchspiele) zerfallen.

	Einwohner 1867. Freie.	Sclaven.	Total.	Geogr. Quadrat-Meilen.	Einw. auf 1 Quadrat-Meile.
Im Süd-Osten:					
1. Stadt Rio oder Corte	1,550,000	30,000	400,000	—	—
Provinz Rio de Janeiro			1,450,000	1,460	1,260
2. Saõ Paulo	825,000	75,000	900,000	7,340	123
3. Santa Catharina	190,000	10,000	200,000	1,555	129
4. Paraná	110,000	10,000	120,000	4,360	25
5. S. Pedro do Rio Grande do Sul	550,000	30,000	580,000	4,500	130
6. Espirito Santo	100,000	90,000	100,000	1,060	94
7. Bahia	1,170,000	280,000	1,450,000	7,120	203
Im Osten:					
8. Parahiba do Norte	260,000	40,000	300,000	1,325	226
9. Pernambuco	970,000	250,000	1,220,000	1,845	661
10. Alagôas	250,000	50,000	300,000	720	416
11. Sergipe del Rey	285,000	35,000	320,000	750	426
Im Nord-Osten:					
12. Rio Grande do Norte	235,000	5,000	240,000	1,325	181
13. Ceará	520,000	30,000	550,000	1,930	285
14. Piauhy	230,000	20,000	250,000	4,230	59
15. Maranhaõ	450,000	50,000	500,000	4,400	114
16. Graõ Pará	325,000	25,000	350,000	24,500	14
Im Innern:					
17. Minas Geraes	1,440,000	160,000	1,600,000	10,280	155
18. Goyaz	240,000	10,000	250,000	17,400	14
19. Matto Grosso	95,000	5,000	100,000	18,700	5
20. Amazonas	95,000	5,000	100,000	28,600	3
	9,880,000	1,400,000	11,280,000	143,900*)	78
				nach anderen Angaben:	
Indianer			500,000		
			11,780,000	151,973	

Da aber mehrere dieser Provinzen bei einer sehr großen Ausdehnung nur äußerst schwach bevölkert sind, wie z. B. die große Provinz Para und der Norden von Matto Grosso, welche in dieser Hinsicht mit den Einöden Sibiriens und des nordöstlichen europäischen Rußlands zu vergleichen sind, so wollen wir der Kürze wegen öfter mehrere Provinzen zusammen fassen. Fast alle bedeutenden Städte sind Seeplätze.

Die beiden nördlichsten Provinzen sind Amazonas und Gra͂o Pará,

*) Genau ist die Größe des Kaiserreichs noch nicht anzugeben, da die Grenzen noch nicht überall regulirt sind. Alle Angaben werden daher mehr oder minder von einander abweichen.

sie bilden das große Tiefland des Maranhão, wovon Amazonas den westlichen Theil ausmacht. Beide zusammen begreifen den brasilianischen Antheil des ehemaligen Guyana und haben etwa 53,100 □M., aber höchstens 420,000 Freie, 30,000 Sclaven und 100,000 Indios bravos, deren Zahl jedoch immer mehr abnimmt. Außer den Hauptstädten giebt es hier nur einige von den Jesuiten gegründete Missionsdörfer von bekehrten Indianern; die unermeßlichen Ebenen sind größtentheils von Urwäldern bedeckt und werden von gänzlich unabhängigen Indianern durchzogen. Tief im Innern, am Rio Negro, liegen: die ehemalige Hauptstadt Barcellos, mit nur noch 20 Häusern, und die jetzige Barra do Rio Negro, jetzt Manáos genannt, mit 6000 Einw., nahe bei der Mündung dieses Flusses in den Maranhão. Die wichtigste Stadt aber ist: Pará oder vielmehr Cidade de Nossa Senhora de Belem, unter 1½° s. Br., 14 M. von der hier an 2 M. breiten Mündung des Rio Para, eine neue und schön gebaute Stadt mit bedeutendem Handel und früher 35,000 Einw. Die Stadt wächst jetzt außerordentlich schnell und ist mit Gas beleuchtet. Haupthandelsartikel in Para sind: Gummi elasticum, Cacao, Sassaparille, kostbare Hölzer, Droguen, Urucu und Brasil- oder Para-Nüsse (Bertholletia) ꝛc. An der Mündung des Tocantins liegt Villa Viçosa oder Cametá, ein Hafenplatz mit 10,000 Einw.; an der Mündung des Tapajós der wichtige Flußhafen Santarem. Bei Obydos wird trefflicher Cacao gebaut.

Maranhão, mit Piauhy, südöstlich von den Mündungen des Maranhão, zusammen etwa 8630 □M. groß, mit 750,000 Einw. Auf einer Insel in einem schönen Meerbusen, worin mehrere Flüsse münden, unter 2½° s. Br., liegt die befestigte Hauptstadt von Maranhão, S. Luis do Maranhão, mit einem guten Hafen und 30,000 Einw., darunter viele Engländer und Nord-Amerikaner, welche sich in der neueren Zeit durch Handel bereichert haben. — Auf den Bergebenen von Piauhy liegt an einem rechten Nebenfluß des Parnahyba die frühere Hauptstadt Oeiras, mit 6000 Einw., die jetzige Theresina liegt am rechten Ufer des Parnahyba; viel wichtiger aber ist der Hafen Parnahyba, mit 15,000 Einw.

Pernambuco, mit Ceará, Rio Grande do Norte, Parahyba (Parayba), und Alagóas, zusammen 6625 □M., mit mehr als 2½ Millionen Einw. Diese Provinzen, mit die reichsten von Brasilien, erzeugen vorzüglich Pferde und Rindvieh, Zucker, Reis, Taback, Baumwolle, fast die beste, die es giebt, und das nach einer Provinz benannte Pernambuc- oder Brasilienholz. Die Bewohner von Pernambuco waren von jeher ein unruhiges Volk, das durch die große Zahl von Sclaven auf niederer Stufe der Gesittung gehalten worden. — In Ceará liegt die Hauptstadt gleichen Namens, jetzt aber Fortaleza genannt, mit einem Hafen und über 12,000 Einw., und Aracati, mit vielleicht 25,000 Einw. — In Rio grande: die Hauptstadt Natal, mit einem Hafen und 18,000 Einw. — In Parahyba: die Hauptstadt gleichen Namens, mit einem festen Hafen und 15,000 Einw. — In Alagoas: Porto Calvo, mit 6000 Einw., Schiffswerften und Holzhandel; Alagoas, früher die Hauptstadt, mit 14,000 Einw., treibt lebhaften Handel, Hauptstadt der Provinz ist jetzt Maceio, Hafenstadt mit 4000 Einw. — Die Hauptstadt von Pernambuco und eine der größten Städte des Reichs ist Pernambuco, unter

8° 3′ s. Br., 1730 von Pereira gegründet. Sie besteht eigentlich aus 4 Städten. Drei davon, Recife, die eigentliche Hauptstadt, mit S. Antonio, auf einer Insel, und Boa Vista, auf dem festen Lande, unter sich durch zum Theil prachtvolle Brücken verbunden, liegen an einem Meerbusen; nördlich 1 St. davon liegt das ältere verfallene Olinda (die schöne), mit 10,000 Einw., zusammen haben sie über 80,000 Einw. Die Rhede wird besonders durch das Fort S. Jorge geschützt. Der Handel dieser Stadt hat bedeutend zugenommen, und es giebt hier auch viele reiche einheimische und fremde Kaufleute.

Bahia, mit Sergipe, und Espirito Santo, zusammen 8930 □M., mit ca. 2 Mill. Einw. Die gebildeteren Einwohner von Bahia zeichnen sich durch geistige Regsamkeit (!) und durch industrielle Fortschritte aus; hier ist der Hauptsitz des Tabacksbaues. An dem östlichen Vorgebirge einer sich nach S. öffnenden herrlichen Bai, welche 6 M. breit und 5 M. lang ist und einen der schönsten Häfen Amerikas bildet, unter 12° 58′ s. Br. und 20° 51′ w. Lg., liegt die zweite Stadt Brasiliens, Bahia, eigentlich S. Salvador da Bahia de todos os Santos (S. Salvador an der Allerheiligen-Bai), bis 1771 Hauptstadt und Sitz des Vicekönigs von Brasilien und eines Erzbischofs. Sie erhebt sich amphitheatralisch an schönen Hügeln; die untere Stadt wird vorzüglich von Kaufleuten bewohnt und ist ganz dem Handel gewidmet. Die obere, auf der Hügelreihe liegende Stadt ist die größte und schönste; sie hat 63 Kirchen, worunter die Kathedrale für die schönste in Brasilien gilt, viele Klöster, eine Citadelle, einen Palast des Präsidenten, eine Bibliothek, ein Gymnasium und ein Theater. Im Allgemeinen ist die Stadt zwar gut, aber unregelmäßig gebaut und die Straßen sind z. Theil ungepflastert. Die Schiffswerfte sind, wegen der Nähe trefflicher Wälder, bedeutend. Mehrere Forts schützen den Eingang zur Bai, welcher durch die Insel Itaparica in zwei Straßen getheilt wird. Die Zahl der Einwohner wird jetzt über 100,000 betragen; sie beschäftigen sich auch mit Zuckersiederei, Tabacksfabrikation, Baumwollenweberei und anderen Industriezweigen und Walfischfang. — Im NO. von der Bai liegt Villa nova da Caxoeira, welches bedeutenden Binnenhandel treibt und 25,000 Einw. zählt. Die Umgegend heißt Reconcavo und ist durch hohe Fruchtbarkeit und dichte Bevölkerung merkwürdig. Hauptstadt von Sergipe ist Aracajú, ein kleiner Ort im Osten von der früheren Hauptstadt Sergipe gelegen. Letzterer Ort heißt eigentlich Sergipe del Rey, mit 14,000 Einw.; Victoria, die Hauptstadt von Espirito Santo, auf einer Insel in der Heil.-Geist-Bai, mit 14,000 Einw., und Porto Seguro, mit etwa 2500 Einw., welche fast nur vom Fischfange und Holzhandel leben; hier war es, wo Cabral zuerst landete. Südöstlich davon liegen die Abrolhos, eine Gruppe von Klippen und Sandbänken.

Rio de Janeiro, mit 1260 □M. und nahe 2 Millionen Einwohnern, jetzt die wichtigste und angebauteste Provinz des Reichs. Die Hauptstadt der Provinz und ganz Brasiliens, eigentlich S. Sebastião do Rio de Janeiro, gewöhnlich aber Rio Janeiro oder blos Rio genannt, liegt, unter 22° 55′ s. Br. und 25° 36′ w. Lg., auf einer nach O. vorspringenden Landzunge, an der westlichen Seite einer der herrlichsten, nach S.

geöffneten Baien von großem Umfange. Der Eingang zur Bai und zum Hafen, der zu den bestgelegenen auf der Erde gehört, liegt zwischen 2- bis 700′ hohen Granithügeln; die Bai selbst ist mit mehreren reizenden Inseln besäet und rund umher von herrlichen Gebirgen umgeben. Im Hintergrunde westlich von der Stadt erhebt sich der bewaldete Corcovado, der selbst nur ein Vorhügel der 3000′ hohen Serra del Estrelha ist; nördlich von der Stadt liegt das höhere Gebirge Serra dos Orgãos (Orgelgebirge), mit steilen Spitzen. Der älteste Theil der Stadt liegt auf dem nördlichen Rande der Erdzunge, auf mehreren Hügeln, wo sich einige der schönsten Gebäude, das ehemalige Jesuiter-Collegium, jetzt Caserne, der bischöfliche Palast und eine Citadelle, erheben. In neuerer Zeit hat sich die Stadt westlich und südlich immer mehr bis in einige Thäler des Corcovado ausgebreitet, auf dessen südlichster Spitze die Kirche Nossa Senhora da Gloria prangt. Aus dem Hafen tritt man unmittelbar auf den Hauptplatz der Stadt, den Palastplatz, an welchem der nicht ausgezeichnete kaiserliche Palast, ehemals der des Generalgouverneurs, und andere große Gebäude liegen. Auf diesem Platze befindet sich die reichlich versehene Hauptfontaine, welche ihr Wasser aus dem Corcovado durch einen herrlichen, auf zwei Reihen fester Bogen ruhenden Aquäduct erhält, den der Gouverneur Vasconcellos 1740 erbaute, und es aus den Seiten eines Obelisken ergießt. Andere öffentliche Plätze sind der Verfassungsplatz (Plaça da constitução) mit der Statue von D. Pedro I., der Annenplatz. Letzterer ist der größte aller Plätze, und obgleich mitten in der Stadt, so bietet er eher den Anblick einer Wasenmeisterei*) (Abdeckerei) als eines Residenzplatzes. Der Cariocaplatz mit seinem berühmten Brunnen aus Quadern mit drei Wasserbehältern. Ein reizender Ort ist der am Meere liegende, von den schönsten Bäumen beschattete öffentliche Spaziergang, Passeio publico, mit einem botanischen Garten. Die Palmenallee in demselben ist eine der großartigsten Sehenswürdigkeiten. Die Stadt selbst ist größtentheils regelmäßig gebaut; die Häuser sind nicht hoch, in der Regel nur zwei Stock, aber massiv. Zu den besten Gebäuden gehören das Zollhaus, das Zeughaus, die Bank und die Theater. Die Straßen sind gut gepflastert und gerade, aber meist eng, sehr gut mit Gas erleuchtet. Rio Janeiro hat selbstverständlich mehrere Schulen und eine Universität; ferner eine Akademie der Künste, ein Museum, eine Sternwarte und ein großes Hospital; auch besitzt es eine Bibliothek von 100,000 Bänden, eine 1820 erbaute Börse und ein Opernhaus. Schon sind mehrere Fabriken entstanden und der Handel ist höchst bedeutend. Die zahlreichen Kirchen sind nicht eben schön, aber im Innern sehr reich; ausgezeichnet ist der neue Dom. Seit 1845 besitzen die Protestanten eine eigene Kirche. Vor 1808 zählte man hier nicht mehr als 50,000 Einw., 1817 schon 110,000, und jetzt (1869) wohl 300,000, nach anderen Angaben 400,000**), darunter

---

*) v. Tschudi.

**) Die Bevölkerung des Municipiums wird auf 600,000 Seelen geschätzt, 520,000 in der Stadt und 80,000 in den äußeren Kirchspielen.

Die Stadt hat in ihrem Umkreis 78 öffentliche Gebäude, 19,470 Häuser, von denen 6015 mehrere Stockwerke und 12,359 nur die Erdflur besitzen; 5575 Handelshäuser, 12 mit Zollbeamten besetzte Ausladungsplätze, 1585 Werkstätten und 493 Fabriken. (Das Kaiserreich Brasilien bei der Pariser Universal-Ausstellung von 1867.)

über 3000 Deutsche, ca. 20,000 Franzosen, sehr zahlreiche Portugiesen, Fremde aller Nationen und Sclaven. Es giebt hier viele Juweliere und Diamantschleifer; ferner Zucker-, Baumwollen- und Segeltuchfabriken und große Siedereien von Walfischthran. Rio Janeiro bildet den Hauptstapelplatz für Süd-Amerika und einen Ruhepunkt für viele Seefahrer; es laufen hier jährlich etwa zwischen 800 und 900 Schiffe aus. Es ist der Mittelpunkt des Handels, welcher besonders von englischen, deutschen und französischen Kaufleuten betrieben wird. — Für die Sicherheit der Stadt und des Hafens ist überflüssig gesorgt. Zwei Forts, Sta. Cruz und Praia vermelha (—lia), letzteres am Fuß eines steilen Granitkegels, des sogenannten Zuckerhuts, bestreichen den Eingang der Bai; die eine der Stadt gegenüber liegende Insel Ilha das Cobras (Schlangeninsel) ist stark befestigt und sonst sind noch an mehreren Punkten Batterien angelegt. Die Fluth, welche hier eine Höhe von 13 bis 15′ erreicht, bedeckt nicht selten manche niedrige Gegenden dicht bei der Stadt, doch ist Rio ein gesunder Ort. Die Sterblichkeit in den Jahren 1859 bis 1865 wird auf $1,_{78}$ Proc. berechnet; da die brasilische Statistik noch in der Kindheit liegt, ist es sehr schwer, den Werth der Zahlen zu beurtheilen. — Die Umgegend ist überaus reizend, angebaut und mit vielen Landhäusern bedeckt. Nahe bei der Stadt liegt das kaiserliche Lustschloß Boa Vista. Eine Stunde südsüdwestlich von der alten Stadt, jetzt aber schon beinahe die letzten Häuser der Vorstädte berührend, liegt das kaiserliche Lustschloß S. Christovão, mit einer Schweizerei und Gestüt, und in der nämlichen Richtung, aber 5 Meilen von Rio, ein anderes Lustschloß Santa Cruz, in einer noch ganz wilden Gegend. Im Norden von Rio liegt auf dem Orgelgebirge das Municipium Petropolis, mit 9000 Einw., von denen etwa 3000 Deutsche sind. Die Stadt Petropolis, welche fast auf der ganzen Strecke von der Bai von Rio bis zur Ortslage durch Eisenbahn verbunden ist, soll etwa 2000 Einw. zählen. Da hier viele Deutsche angesiedelt wurden, pflegte man Petropolis auch als eine Colonie zu bezeichnen, doch gebührt ihr diese Bezeichnung im Vergleich mit den deutschen Colonien im Reiche durchaus nicht. Der Ort ist Sommeraufenthalt des Hofes und der höheren Classen der Gesellschaft. Es erscheint hier eine deutsche Zeitung, die „Germania".

S. Paulo, mit 7340 □M. und über 900,000 Einw. Das Klima dieser Provinz, welche großentheils schon außerhalb der Wendekreise liegt, ist überaus anmuthig und gesund. Das Land mit seinen schönen Wiesen und Ebenen eignet sich vorzüglich für die Viehzucht, und das Vieh läuft auf den Campos in großen Heerden wild umher; bedeutend ist auch die Zucht von Mauleseln. Kaffee, Zucker und Baumwolle gedeihen in geeigneter Lage sehr gut; der Kaffee dieser Provinz gilt als der beste brasilische und ist bekannt unter dem Namen Santos-Kaffee. Sonst gedeihen auch Weizen, Reis und Maniok. Der Maté- oder Paraguay-Thee wird hier und weiter südlich schon überall getrunken. Die Jesuiten haben die ersten Ansiedlungen in diesen Gegenden gegründet. Die Paulisten (so nennt man die Einwohner) zeichnen sich vor allen Brasilianern durch Kühnheit, Thätigkeit und Unternehmungsgeist aus; in früheren Zeiten fürchtete man sie als Räuber. Ihnen verdankt man die Entdeckung der meisten Bergwerke in den inneren Provinzen, wohin sie schon früh mit Verachtung aller Be-

schwerden und Gefahren vorgedrungen waren. Sie sind auch die ersten gewesen, welche Dom Pedro aufforderten, in Brasilien zu bleiben und die Unabhängigkeit des Reichs zu erklären. Die Hauptstadt S. Paulo, fast unter dem südlichen Wendekreise gelegen, erhebt sich an der Westseite der Serra do Mar auf einer Anhöhe und ist von schön bewässerten Wiesen und Ebenen umgeben. Die Stadt liegt 1200′ hoch über dem Meere und ist mit dem Hafenorte Santos durch eine Eisenbahn verbunden. Die Universität von San Paulo und die Akademie der Gesetze ist eines der wichtigsten literarischen Institute Brasiliens. Die Stadt hat einige Gewerbe und Handel; eine Gewehrfabrik ist vor einigen Jahren angelegt. Das Eisen kommt aus den 20 Stunden von der Stadt entfernten, überaus reichen Werken von Ypanema. Die Zahl der Einwohner wird jetzt auf mehr als 20,000 angegeben. Als Hafen von S. Paulo wird der Ort Santos betrachtet, mit 7000 Einw., der aber 13 M. von der Stadt und durch ein sehr steiles, über 3000′ hohes Gebirge davon getrennt ist, über welches jedoch eine schöne Kunststraße und Eisenbahn führen.

Andere nennenswerthe Orte in der Provinz sind: Campinas, Mittelpunkt des Kaffeebaues und der Parceria-Colonien. Jundiahy, Endpunkt der Eisenbahn. Taubate, frühere Hauptstadt, Pindemonhangaba, Guaratingueta, reiche Kaffeepflanzerstädte. Sorocaba, Pferdemarkt. Im Süden der Provinz liegt die deutsche Colonie Cananea.

Paraná grenzt im N. an die Provinz San Paulo, im O. an das Atlantische Meer, im S. an die Provinzen Santa Catharina und Rio Grande do Sul und im W. an die brasilische Provinz Matto Grosso, an die Republik Paraguay und an streitige Gebiete von Paraguay und den La Plataftaaten. Hauptstadt ist Curityba, mit etwa 1500 Einw. Der Haupthafen ist Paranagua, mit 5000 Einw. Eine deutsche Colonie Assunguy im oberen Gebiet des Flusses Iguape, mit 310 Einw., ist 1860 angelegt worden.

Santa Catharina ist von besonderer Wichtigkeit durch ihre blühenden deutschen Colonien. Die Provinz liegt zwischen dem 26 und 28½° s. Br., sie grenzt im N. und NW. an Parana, im S. und SW. an die Provinz Rio Grande do Sul, im O. an das Atlantische Meer. Von Norden nach Süden wird die Provinz von einem Gebirge, das man schlechthin Serra oder auch Serra Geral nennt, durchzogen. Das Gebirge ist bis jetzt nur in einigen Theilen bekannt geworden durch die Forschungen von Odebrecht, Kreplin, Wunderwald u. A. Odebrecht hat erst kürzlich in der Mitte des Jahres 1867 behufs der Auffindung einer Straße zwischen der Colonie Blumenau und dem Hochlande eine Expedition ausgeführt, welche die ihr gestellte Aufgabe vollständig erfüllte. Im Allgemeinen, sagt Odebrecht, ist zu bemerken, daß die Serra nicht plötzlich, sondern in verschiedenen Terrassen nach der Küste zu abfällt, und zwar besteht die erste, obere Terrasse aus Sandstein, die zweite aus Schiefermassen, die dritte aus Porphyr, die vierte endlich aus Granit und Syenit. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich Metalle und Steinkohlen vorfinden; Herr Odebrecht berechnet die mittlere Höhe der Serra Geral auf 5400 Pal ca. 3700 Fuß. Neben den Höhenmessungen hat Herr Odebrecht auch mehrere Punkte in dem noch fast gänzlich unerforschten Gebirge astronomisch bestimmt.

Der nördliche Theil der Serra ist durch Wunderwald*) häufig durchforscht worden. Es bildet hier die Serra St. Miquel, ein Ausläufer der Serra Geral, die Wasserscheide zwischen dem Rio Negro und dem Rio Itapocu oder zwischen den östlich und westlich abfließenden Gewässern. Der Kern der S. St. Miquel besteht aus Urgestein, am westlichen Abhange treten Grauwacke und ältere Thonschiefer zu Tage, es folgen Sandsteinformation mit einem mächtigen Lager bituminösen Kohlenschiefers.

Das Gebirge erhebt sich in ungleicher Entfernung von der Küste des Atlantischen Oceans zunächst als ein niederes in Ketten und Berggruppen, dann allmälig höher steigendes Plateaugebirge, das im Osten, also der Küste zu, seine Steilseite zeigt, während es im Westen in sich sehr allmälig senkende Plateaux zum La Plata-Gebiete verflacht. Es zeigt also etwa die Form wie das Erzgebirge von Böhmen aus, das sich in Sachsen nach der Elbe zu verflacht. Die Flüsse an der Ostseite des Gebirges, welche dem Atlantischen Meere zufließen, sind nicht sehr bedeutend. Der bedeutendste unter ihnen ist der Rio Itajahy Assu oder kurz der Itajahy genannt. Im Flußgebiete dieses Stromes liegen die deutschen Colonien Blumenau und Brusque. Der östliche Abhang des Gebirges ist im Allgemeinen mit Wald bestanden, doch breiten sich hie und da kleine Grasflächen (Campos und Campinhos), lichte Blößen bildend, aus. Aus dem Urwald des Küstenlandes zur Hochebene aufsteigend, gewinnt der Wald den Charakter gleichmäßiger Hochbestände, wie sie die Forstcultur kaum besser zu erzeugen im Stande ist. Es finden sich hier Pinien von 40 Meter Höhe und 2½ Meter Durchmesser. Unter den Waldbäumen finden sich hier, eben südlich vom Rio Negro, der so werthvolle „Mate"-Baum (Gongonhos) und Lorbeerbäume. — Unter den jagdbaren Thieren finden sich Schweine, Rehe, Capivaris, Tapire, Paccas, Gürtelthiere, Hühner &c., die reißenden Thiere sind vertreten durch die schwarze Unze, den Puma und den gefleckten Tiger, im Ganzen ist aber ihr Vorkommen sehr spärlich, so daß sie dem Pfadfinder Wunderwald bei seinen häufigen Excursionen durch den Urwald oder beim Aufbrechen der Serra-Straße nicht zu Gesicht kamen. Giftige Schlangen und kleines Ungeziefer giebt es allerdings, doch hört man im Ganzen nur selten von Unglücksfällen.

Die Eingeborenen, Bugger (Indianer vom Stamm der Botocuden), sollen im Gebirge noch vorhanden sein, doch sie ziehen sich vor der hereinbrechenden Cultur zurück. Den vorgeschobenen Ansiedelungen ist Vorsicht anzurathen, doch sind die Leute nicht so beunruhigend als das Gesindel in unseren größeren Städten Europas.

Das Klima ist je nach der Lage, wie ja auch bei uns in Deutschland verschieden. Im Allgemeinen ist es als gesund und schön zu bezeichnen. Die Sommer sind heiß, aber nicht unerträglich und durch regelmäßige Seewinde erfrischt; die Winter mild, ohne Schnee, Nachtfröste selten und ihre Uebergangsjahreszeiten wundervoll. Häufige Regen verhindern Staubbildung und durchfeuchten die Luft; zahlreiche Gewitter mildern die Hitze

*) Den sehr interessanten mir im Manuscript vorliegenden Bericht, des im vergangenen Jahre verstorbenen Wunderwald, werde ich in einer unserer geographischen Zeitschriften mit einer Karte veröffentlichen. L.

und erfrischen den die üppigste Vegetation hervorbringenden Boden. Trockene Winde sind selten; der vorherrschende, östliche Seewind immer feucht und meist mild. Nach allen Nachrichten, die wir von dort erhalten, ist das Klima ein sehr gesundes. Dr. J. in Hamburg empfiehlt die deutschen Colonien Blumenau und Dona Francisca als ein neues Asyl für Brustleidende. (Hamburger „Reform", Nr. 143 v. J. 1867.) Dr. O. Dörffel in Joinville sagt in seiner empfehlenswerthen, kleinen Schrift „Der südbrasilianische Landwirth. Ein Leitfaden für Ansiedler in Brasiliens südlichen Provinzen Rio Grande do Sul, Parana und Santa Catharina": „Die Acclimatisationsbeschwerden, denen der Einwanderer im neuen Welttheil überall mehr oder minder ausgesetzt ist, sind hier von geringer Bedeutung, so daß sie demjenigen, der nicht drauf und drein lebt, sondern mäßig ist, sich den Verhältnissen entsprechend verhält und auf seinen Körper wie auf seine Umgebung ein wachsames Auge hat, meist wenig fühlbar werden und oft ganz spurlos vorübergehen." Einige geben dem Klima von Blumenau vor Dona Francisca den Vorzug.

In Bezug auf Culturproducte ist die Provinz als eine außerordentlich reiche zu bezeichnen; während in den geeigneten Oertlichkeiten der Kaffeebaum und die Orange gedeihen, eignen sich die höher gelegenen Landestheile, die in neuester Zeit durch Straßenanlagen mit dem Tieflande verbunden werden, für die Cultur unserer Getreidearten. Vom Kaffeebaum sagt Tschudi, daß er hier ausgezeichnet gedeihe. Die Bedingungen des Kaffeebaums sind in der Provinz San Paulo, wo eine so schwunghafte Kaffeecultur betrieben wird, nicht günstiger als auf der Colonie Dona Francisca, deren Hügel sich vortrefflich zur Anlage von Kaffeebergen eignen würden. Allerdings werden die Fröste hier wie in San Paulo den Kaffeeberg nicht verschonen, aber das dürfte wohl kaum ein hinreichender Grund sein, die Cultur zu unterlassen. Dem deutschen Landmann oder Weinbauer wird durch Fröste, Hagelschlag u. s. w. manche Ernte verdorben, und trotz Hungersnoth in Ostpreußen und anderen Gegenden Europas wird man das sonst culturfähige Land nicht als culturunfähig bezeichnen. Die Bewohner bleiben, das vorübergehende Mißgeschick wird ertragen, und andere Jahre entschädigen für den Verlust. So ist es überall. Ein Paradies ist eben auf unserem Planeten nicht zu finden. Der knappe Raum gestattet uns hier nicht, mehr zu sagen, und verweisen wir für weiteres auf die kleine Schrift von O. Dörffel.

Doch dürfen wir es der allgemeinen Aufklärung wegen nicht unterlassen, die in der folgenden Tafel gebotenen Temperaturbeobachtungen aus Joinville, dem Hauptorte der Colonie Dona Francisca zum Abdruck zu bringen.

Jahr 1867.	+ Mittlere Wärme in Graden nach Reaumur					Witterung.			Wassermenge in Millimètres.	
	früh 6 Uhr.	Nachm. 2 Uhr.	Abends 10 Uhr.	Monats-Mittel.	8-jähr. Mittel.	Regen-freie Tage.	Tage mit Regen-fall.	Ge-witter.	1867.	2-jähr. Mittel.
Januar	16,63	22,68	17,90	19,07	19,99	14	17	5	137,0	361,7
Februar	17,27	23,17	18,73	19,72	19,78	14	14	7	227,5	226,8
März	16,35	21,83	17,70	18,63	18,77	17	14	4	278,5	224,2
April	16,28	21,12	17,44	18,28	17,28	18	12	3	201,8	246,8
Mai	12,63	17,82	14,03	14,82	14,52	17	14	4	173,0	141,9
Juni	10,58	16,32	12,02	12,97	13,42	23	7	1	95,0	156,2
Juli	11,13	15,34	12,08	12,85	12,57	12	19	2	136,4	90,1
August	13,03	17,14	14,02	14,73	13,95	19	12	4	193,6	120,8
September	13,11	17,62	13,92	14,88	14,70	16	14	6	202,5	189,1
October	13,37	19,58	15,07	16,01	16,36	18	13	3	86,7	184,2
November	14,78	20,78	16,04	17,20	17,72	22	8	5	106,5	146,8
December	17,37	23,02	18,41	19,60	19,31	17	14	2	156,0	185,7
Jahresmittel	—	—	—	16,56	16,53	—	—	—	—	2273,9
Jahressumme	—	—	—	—	—	207	158	46	1994,5	—

An der Küste der Provinz S. Catharina liegen zwei große Inseln, die nördliche San Francisco, die südliche Desterro genannt. Auf der südlichen befindet sich die gleichnamige Hauptstadt der Provinz: Desterro oder Senhora do Desterro, mit 10,000 Einw. und gutem Hafen. Es leben hier viele Deutsche, auch findet sich in der Stadt ein norddeutsches Consulat. Die Insel hat ein herrliches, gesundes Klima. Ferner sind wichtig San Francisco auf der gleichnamigen Insel, der Hafenort der deutschen Colonie Dona Francisca*). Joinville, Hauptort der Colonie Dona Francisca. Ein sehr freundlicher Ort am Cachoeira-Flusse, gegen 16,7 Kilometer von der Stadt San Francisco entfernt. Die Stadt zählt ca. 600 Einw. Hier erscheint eine deutsche, sehr gut redigirte Zeitung, die Colonie-Zeitung, Anzeiger für Dona Francisca und Blumenau. Die Stadt ist der Sitz eines norddeutschen Consuls. Die Colonie Dona Francisca ist wie S. 602 gesagt, Privatcolonie vom Hamburger Colonisations-vereine, im Jahre 1849 gegründet, und erfreut sich eines musterhaften Gemeindewesens.

Blumenau, Regierungscolonie, geleitet und gegründet von dem wackeren und um das Colonisationswesen so hoch verdienten Dr. Hermann Blumenau, dessen gutes Werk aus Rachsucht und Neid von schmutziger Feder in Berliner Blättern manche Anfeindung erfahren hat.

Auf eine ausführlichere Beschreibung und Besprechung der Colonie

---

*) Ausführlichere Nachrichten über die Colonie finden sich im 3. Bd. von v. Tschudi, Reisen durch Süd-Amerika. — Reisen durch Süd-Brasilien von Dr. Robert Avé Lallemant. — Illustrirte Zeitung Nr. 1285 (1868). Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 6 (1869). Zwei Aufsätze von Dr. Henry Lange. — Glaubwürdige längere Aufsätze über die deutschen Colonien bringt die allgemeine Auswanderungszeitung in Rudolstadt. Ein Blatt, das wegen seines billigen Preises leicht Jedem zugänglich ist. Die Zeitung kostet 1 Thlr. 10 Sgr. der Jahrgang.

müssen wir hier verzichten. Bei dem großen Interesse, das diese Colonie zu beanspruchen berechtigt ist, erlauben wir uns hier schon auf ein Werkchen mit Karte, das Ende des Jahres erscheinen wird, aufmerksam zu machen.

Die Colonie Blumenau liegt unter 26° 55′ s. Br., der Ort Blumenau liegt am Itajahy, der von der Mündung bis hierher schiffbar ist. Die Colonie hat ein ähnliches Klima wie Dona Francisca, sie ist im besten Gedeihen und in der letzten Zeit auf 6000 Einw. angewachsen. Herr v. Tschudi, der Schweizer Gesandte, welcher die Colonie im Jahre 1861 besuchte, stellte ihr schon damals ein sehr günstiges Prognostikon. Er sagt:*) „Wohlstand und Zahl der Bevölkerung werden von Jahr zu Jahr zunehmen, die Vereinigung von Blumenau nach NO. mit der Colonie Dona Francisca und nach SO. mit der Colonie am kleinen Itajahy wird in nicht allzu ferner Zeit eine vollendete Thatsache sein, durch diese vereinten Ansiedelungen auf einem Territorium, das an Ausdehnung manchem europäischen Königreiche gleichkommt, wird das germanische Element in der Provinz St. Catharina den Kern einer kräftigen und arbeitsamen Bevölkerung bilden, welche die jetzt noch so arme und unbedeutende Provinz auf eine hohe Stufe von agricoler und commercieller Wichtigkeit heben wird, und durch sie erst wird das außerordentlich dünn bevölkerte Hochland westlich von der Serra zu einer Bedeutung für das Reich gelangen."

Rio Grande do Sul, auch San Pedro do Rio Grande do Sul genannt, ist die südlichste Provinz des Kaiserreichs. Im N. begrenzt von St. Catharina, Parana und einem Theil des streitigen Gebiets der Argentinischen Conföderation; im O. vom Atlantischen Ocean, im S. von der Republik Uruguay und im W. von der Argentinischen Conföderation.

Alle Flüsse der Provinz gehören zwei Flußsystemen an, im N. und W. dem des Uruguay, im O. dem des Lagoa dos Patos, dem Entensee, der sich, einem Haff ähnlich, nur durch eine Nehrung vom Ocean getrennt, in der Richtung von Nordost nach Südwest in einer Länge von 41 Legoas ausdehnt. Seine größte Breite beträgt 8 Legoas. Der Entensee mündet bei der Stadt Rio Grande durch den Rio Grande in den Ocean. Die Hauptströme des Landes sind, den Uruguay als Grenzstrom abgerechnet, der in den letzteren mündende Ibicuy und der in den Entensee mündende Jacuhy, beide Flüsse bilden in ihrem Laufe fast ein Querthal durch die Provinz von O. nach W.; beide entspringen auf der den Norden und Nordosten der Provinz durchstreichenden Serra Geral. Der wichtigste für uns ist der Jacuhy. Im Gebiete des genannten und seinen Nebenflüssen, Rio dos Sinos, Rio Cahy, Rio Taquary und Rio Pardo, welche alle von der Serra Geral nach Süden und Südosten fließen, liegen die deutschen Colonien von Rio Grande do Sul.

Dr. Hensel*), der das Land vor kurzem besuchte, sagt: Der Ober-

---

*) v. Tschudis Reisen durch Süd-Amerika, Bd. III, S. 397. Siehe auch S. 391—399.

**) Dr. R. Hensel, Beiträge zur näheren Kenntniß der brasilischen Provinz Saõ Pedro do Rio Grande do Sul. In der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.

flächengestalt nach schließt sich der südliche Theil der Provinz Uruguay an. Ein wellenförmiges, zuweilen von niedrigen Gebirgszügen unterbrochenes Weideland erstreckt sich in der Osthälfte von Süden her ungefähr bis 29²/₃° s. Br., in der Westhälfte dagegen etwas weiter nach Norden, und zwar um so weiter, je näher dem Uruguay. Diese unabsehbaren Grasfelder, die Campos der Brasilianer, hat man öfters mit der vom Sturm bewegten Oberfläche des Meeres in vergrößertem Maßstabe verglichen, und in der That reiht sich nicht selten, gleich den Wellen des Oceans, Hügel an Hügel; doch bilden diese zwischen großen benachbarten Flüssen mehr niedrige, unbewaldete Höhenzüge, Cochilhas (spr. Kuschiljas) genannt, die in vielen Fällen den langen Wagenzügen als Naturstraßen dienen. Die ganze Tiefebene, die bei weitem den größeren Theil der Provinz umfaßt, bezeichnet der Brasilianer als Campanha. Auf der Nordseite des Rio Jacuhy, 5 bis 7 Legoas von ihm entfernt, verwandeln sich jene Hügel der Campos in höhere, mit dichtem Wald bedeckte Berge, deren Rand, die Costa da Serra, dem Jacuhy ziemlich parallel, von Westen nach Osten bis in die Nähe der Küste verläuft. Hier wendet sich die Costa vor der Region der zahlreichen Lagoas nach Norden und setzt sich, immer durch einen schmalen Küstenstrich vom Ocean getrennt, bis in die Provinz St. Catharina fort. Mit dieser Costa da Serra beginnt ein Gebirgsgürtel, der sich in einer durchschnittlichen Breite von 6 bis 7 Legoas quer durch die ganze Provinz von der Seeküste bis zum Uruguay hinzieht, jenseits des oberen Jacuhy nach dem Uruguay hin immer flacher wird und sich endlich in dem Thale dieses Stromes verliert.

Dieser ganze, nach Norden zu terrassenförmig ansteigende Gebirgsgürtel ist mit dichtem Wald bedeckt, der auch den Namen Urwald führt, und in welchem die deutschen Colonien angelegt sind. Das Hochland, die Serra Geral, besitzt gleich dem Tieflande eine wellenförmige Oberfläche, deren Hügel jedoch im Allgemeinen steilere und oft mit Felsentrümmern bedeckte Abhänge haben. Die ganze Provinz zerfällt nach der Beschaffenheit ihrer Oberfläche von S. nach N. in das Tiefland (Campanha), die Terrasse oder den Urwald, und das Hochland oder die Serra.

Die Hauptstadt der Provinz, Porto Alegre, liegt auf einer Anhöhe, die sich als Landzunge in den Guahyba, ein Wasser, das oberhalb der Stadt den Gravatahy, den Rio dos Sinos, den Rio Cahy und Rio Jacuhy in sich aufnimmt und in den Lagoa dos Patos mündet. Vom Hafen aus gesehen, gewährt die Stadt einen freundlichen, doch etwas einförmigen Anblick, denn die auf einem Hügel gelegene und terrassenförmig ansteigende Häusermasse entbehrt der Bäume, und auch der Hintergrund wird von allzu fernen, baumlosen Bergen gebildet. A. Lallemant entzückte der Blick, die Aussicht oben vor der Kirche und dem Theater, die auch hier, wie in manchen deutschen Städten, auf einem Platze neben einander stehen. Es trat ihm hier das Bild des Ukleisees und die ganze Gegend vom reizenden Eutin und Plön vor die Seele. Dort wie hier fließen Land, Wald, Süßwasser und Wiesen förmlich in einander. Dort im Norden, sagt er, ist freilich der Zuschnitt dem Raume nach bescheidener, der Baumwuchs, Buchen, Birken, Eichen, vielleicht größer. Am Jacuhy und Guahyba sind Palmen, Akazien, Businien und Myrten tonangebend. Die Stadt hat im

Ganzen durchaus portugiesischen Charakter. Dr. Hensel fiel die Anwesenheit von 3000 Deutschen in der Stadt von im Ganzen ca. 22,000 Einw. wenig in die Augen, während Dr. A. Lallemant überall Leute blonden Stammes umhergehen sah. Da die Provinz 30,000 bis 40,000 Deutsche zählt, so ist wohl anzunehmen, daß die Hauptstadt von Zeit zu Zeit stärker von den Deutschen besucht werden mag. Die größten Geschäftshäuser gehören den Deutschen an, auch haben diese fast alle Handwerker geliefert. Es bestehen in der Stadt sechs deutsche Vereine, unter denen die „Germania" den ersten Rang einnimmt. Dieser Verein besitzt ein eigenes Clubhaus mit Lesecabinet. Sehr segenbringend wirkte der Deutsche Hülfsverein, der sich die Verpflegung und Unterstützung bedrängter Landsleute zur Aufgabe gemacht, bei nicht unbedeutenden Geldmitteln bereits viel geleistet und zur Kräftigung des Deutschthums beigetragen hat. Dasselbe gilt auch von der auf Actien gegründeten „Deutschen Zeitung", die sich stets als Vorkämpferin für das Recht und die Wohlfahrt unserer Landsleute erwiesen hat.

Der ganze Verkehr des Jacuhythales und des größten Theiles der Provinz concentrirt sich in der Hauptstadt Porto Alegre; hier ist der Sitz der Provinzialregierung, und seit 1824 die ersten deutschen Einwanderer hierher kamen, ist sie in beständigem Wachsthum.

Die Stadt hat eine stehende Besatzung, ein Theater, ein Marinearsenal und viele öffentliche Schulen, unter denen drei deutsche. In dem ziemlich bedeutenden Hafen verkehren Schiffe aller Nationen. Der zunehmende Handel der Campagna und der Colonien vermehrt ihre Frequenz. Die Stadt hat eine große Zukunft, und der Verkehr wird sich noch bedeutend steigern, sobald die bereits projectirte Eisenbahn nach St. Catharina vollendet ist. Eine Eisenbahn zwischen Porto Alegre und St. Leopoldo ist bereits in Angriff genommen. Der Bau dieser Schienenstraße ist für die deutschen Colonien von der größten Bedeutung.

Die wichtigste Stadt nach Porto Alegre ist die Stadt S. Pedro do Rio Grande do Sul oder kurz nur Rio Grande, mit 18,000 Einw., an der Mündung des Entensees in den Atlantischen Ocean und der einzige Hafen der Provinz. Der Ort treibt lebhaften Handel. Er leidet aber Mangel an gutem Trinkwasser. Pelotas hat großartige Schlachtereien, treibt Handel mit Fleisch, Häuten &c. Dr. Avé Lallemant, der auf seiner Reise den Ort besuchte, schildert ihn nett, aber durch seine Beschäftigung einem Schindanger ähnlich. Man denke sich nur einen kleinen Ort, der jährlich ca. 400,000 Stück Vieh schlachtet.

Im Flußgebiet des Jacuhy und dessen Zuflüssen auf der linken Seite des Flusses liegen am Abhang der Sierra die blühenden deutschen Colonien, welche selbst der erbittertste Feind Brasiliens den Auswanderern empfiehlt. Das Municipium San Leopoldo ist das bedeutendste und enthält die älteste Niederlassung, es zählte im Jahre 1866 15,531 deutsche Colonisten. Zu diesem Municipium gehört zunächst die Stadt San Leopoldo, mit ca. 2000 Einw., mit einer protestantischen Kirche und einem protestantischen Geistlichen. Es besteht hier ein höheres deutsches Erziehungsinstitut. Wir müssen uns damit begnügen, die Colonien nach den Flüssen, an welchen sie liegen, einfach zu nennen als die Colonien: am Jacuhy, am Rio Pardo, am Pardinho, am Taquary, am Cahy, am Rio dos Sinos (das sind die oben schon genannten des Municipiums von St. Leopoldo).

Minas Geraes (d. h. generales), zwischen Bahia und Rio Janeiro, eine Binnenprovinz, welche auf 10,280 □M. 1,440,000 Einw. zählt, die durch strengere Sitten und Bildung über alle anderen Brasilianer hervorragen. Diese und die zwei folgenden sind die eigentlichen Bergwerks-Provinzen Brasiliens. Minas Geraes ist ein unebenes, bergiges Land, worin sich Brasiliens höchste Gebirge erheben; aber es trägt nur im O. Urwälder. Der Ackerbau ist noch sehr vernachlässigt, da die Einwohner, Mineiros (Bergleute) genannt, sich vorzüglich mit dem Aufsuchen des Goldes und der Edelsteine, namentlich der Diamanten, welche hier zuerst 1728 gefunden wurden, in der früher beschriebenen Art beschäftigen. Ein großer Ueberfluß an Eisen kann wegen Mangel an Brennmaterial nicht gehörig ausgebeutet werden. Nächstdem ist die Viehzucht, vorzüglich der Rinder, Pferde und Schweine, sehr bedeutend. Klima und Boden würden aber den trefflichsten Anbau begünstigen. Die vielen Indianerstämme, welche vor der Ankunft der Portugiesen hier hauseten, haben sich meistens in die Urwälder der Küstengegend zurückgezogen und nur wenige sind zurückgeblieben und haben einige unbedeutende Aldeen (Dörfer) angelegt. Die wichtigsten Städte sind: Ouro Preto, d. h. schwarzes Gold, früher Villa Rica genannt, die Hauptstadt, in der Nähe des Itacolumi, auf zwei Hügeln am Abhange eines Berges gebaut, mit einer Citadelle und 10,000 Einw., früher 30,000. Sie ist reichlich mit schönem Brunnenwasser versehen und hat ein mildes Klima. Die Gegend aber ist öde, obgleich sie die reichsten Goldwäschereien enthält. Der Handel ist bedeutend. Mariana, ein paar Stunden östlicher, mit 7000 Einw., hat einen prächtigen bischöflichen Palast. Sabara, am Rio das Velhas, nördlich von Ouro Preto, ist der Mittelpunkt der Goldwäschereien und hat 9000 Einw. Die Gegend östlich vom Rio S. Francisco, zwischen diesem und den Urwäldern, auch Minas novas genannt, ist der Hauptfundort der Diamanten und anderer Edelsteine; vorzüglich berühmt sind die Gegenden von Tejuco, dem Hauptort des Diamantendistricts in einem Passe der Serra Frio, mit 6000 Einw., und von Villa nova do Principe, in der Nähe des Itambe.

S. João d'El Rei, ein wichtiger Handelsort mit 10,000 Einw. im SW. von Villa Rica, liegt auf der großen Straße von S. Paulo nach Villa Riva. In dieser Provinz haben wir die zwei deutschen Colonien Dom Pedro II. und die oft genannte Mucury-Colonie zu nennen. Dom Pedro II. wurde 1860 angelegt und zählt 1123 Einw. Die Ortslage ist gesund, wohl über 2300 Fuß über dem Meere. Auch das Schreckbild, das sich vor Jahren mit dem Namen Mucury verband, ist gewichen. Die Mucury-Colonie, eigentlich Philadelphia genannt, liegt am Todos os Santos, einem Nebenflusse des Mucury. Die Colonie soll sich in neuerer Zeit gedeihlich entwickeln.

Goyaz, wird begrenzt im W. von den Provinzen Matto Grosso und Pará, im N. von Maranhao, im O. von Maranhao, Bahia und Minas Geraes, letztere Provinz bildet auch zum großen Theil die Südgrenze. Größe und Einwohnerzahl siehe S. 606. Auch hier hat der Reichthum an Gold und Edelsteinen bis jetzt Einwohner herbeigezogen und beschäftigt, aber der Betrieb liegt sehr darnieder. Das schöne, von schiffbaren Strömen bewässerte, hin und wieder mit schönen Wäldern bedeckte, sehr fruchtbare

und gesunde Hochland befindet sich noch fast ganz im Naturzustande und die Campos eignen sich trefflich zur Viehzucht; außer den nöthigen Lebensmitteln wird nur noch etwas Baumwolle gezogen. Der Hauptort ist Villa Boa oder Goyaz, mit 8000 Einw., in deren Nähe reichliche Goldwäschereien betrieben werden.

Matto Grosso, d. h. großer Wald, wird begrenzt im S. von den Provinzen Amazonas und Para, im O. von Goyaz, im S. von der Republik Paraguay, und im W. von Bolivia und der Argentinischen Conföderation; sie zählt aber auf 18,700 □M. wohl nicht viel über 100,000 Menschen, und auch diese sind fast ganz auf den im Mittelpunkt gelegenen, wegen seiner Bergwerke berühmten District Cuyabá zusammengedrängt. Und doch enthält dies große, noch wenig bekannte Land die herrlichsten Ströme, welche nördlich dem Maranhão und südlich dem La Plata zufließen, und würde den Anbau reichlich lohnen. Berge und Campos, Sümpfe und Wälder wechseln darin. Einige Thäler sind indeß als höchst ungesund verschrien. Ein Theil der Wälder besteht aus wilden Cacaobäumen. Der Hauptort Cuyabá, mit 7000 Einw., und S. Pedro del Rey haben nichts Bemerkenswerthes, als den Reichthum ihrer Gold- und Diamantenwäschereien. Villa Bella, jetzt Matto Grosso, unweit der Grenze von Bolivia, am Guaporé, hat nur 6000 Einw. Zur künftigen Hauptstadt soll der kaum 100 Häuser zählende Ort Corumba bestimmt sein.

Inseln. Nur zwei kleine, der Küste etwas fern liegende Inseln gehören zu Brasilien. Fernando do Noronha (—nja) (englisch Rat-Island), unter 4° s. Br., 45 M. nordöstlich vom Cap S. Roque. Es wird etwas Zucker und Obst gewonnen; allein die Insel leidet Mangel an Quellwasser. — Trinidade, unter 20° s. Br., 150 M. von der Bai Espirito Santo, ein Felseneiland, etwa wie S. Helena; sie hat einen guten Landungsplatz und es wird eine kleine Besatzung dort unterhalten, um die Insel nicht etwa in den Besitz von Seeräubern kommen zu lassen.

XIII. Uruguay.

Das Land am linken Ufer des Uruguay (sprich —u—a—i), zwischen diesem im W., der Mündung des Rio de la Plata im S., dem Meere und Brasilien im O. und N., wurde erst vor etwa hundert Jahren von den Spaniern, von Buenos-Ayres aus, in Besitz genommen, um sich der Mündung des La Plata zu versichern. Portugal, damals im Besitz von Brasilien, sah diese Besitznahme höchst ungern und benutzte die Empörung der spanischen Colonien, um die Hauptstadt Montevideo in Besitz zu nehmen. Hierüber brach der Krieg aus zwischen dem Kaiser von Brasilien und der Republik La Plata, in welchem letztere siegreich zwar die Brasilianer vertrieb, aber nicht selbst den Besitz des Landes erlangen konnte, welches im Frieden 1828 als ein unabhängiger Staat, Republica Oriental del Uruguay, anerkannt wurde. Früher, als diese Gegenden noch spanisches Eigenthum und durch ihren Schmuggelhandel berühmt waren, wurden sie mit den Namen Montevideo oder Banda Oriental bezeichnet, später entstand der Name Cisplatina oder Uruguay. Das Land erstreckt sich vom 30 bis 34° 55′ s. Br. und umfaßt 3138 □M., worauf 241,000 Menschen leben mögen. Diese sind größtentheils spanischen Ursprungs; das herrschende Volk gegenwärtig sind die mit indischem Blute vermischten und mit Viehzucht beschäftigten Gauchos (s. u. die La Plata-Staaten). Es wird nur von niedrigen Bergrücken durchzogen, von zahlreichen Flüssen bewässert, unter denen außer den Grenzströmen Uruguay und La Plata der Nebenfluß des ersteren, Rio Negro, der ansehnlichste ist, und besitzt an der Küste mehrere Seen und Lagunen, worunter auf dem zwischen Brasilien und Uruguay gelegenen sogenannten neutralen Gebiet die bedeutendsten liegen, z. B. der Mirim-See. Mit Ausnahme einiger sandigen Küstenstriche ist der Boden fruchtbar, wird aber wegen seiner vorzüglichen Weiden bis jetzt fast nur zur Viehzucht benutzt, besonders Pferde und Rindvieh, welches die Hauptproducte: Häute und Fleisch, liefern. In Folge der inneren Zerrüttung bei fortdauernden Kriegen ist das Land noch sehr in der Cultur zurück, und Gewerbfleiß fehlt fast ganz. — Seit 1830 wurde es in 9, und später in 13 Departements eingetheilt und wird von einem Präsidenten, einem Senat und einer Deputirtenkammer regiert.

Die wichtigsten Oerter sind: Montevideo, eigentlich S. Felipe de Montevideo, unter 34° 54′ s. Br. und 38½° w. Lg., eine stark befestigte Stadt auf einer Halbinsel am nördlichen Ufer des La Plata, mit einem zwar sicheren, aber zu seichten Hafen und jetzt wieder an 45,000 Einw. Die Häuser sind massiv, aber niedrig, die Straßen ungepflastert und schmutzig; ausgezeichnete Gebäude giebt es hier nicht. Maldonado, mit 4000 Einw., weiter östlich, ebenfalls befestigt, mit einem guten Hafen. Colonia del Sagramento, ein Hafen, Buenos-Ayres schräg gegenüber.

Fray Bentos liegt unter 32° 27′ 40″ s. Br. am Uruguay. Der Ort ist wohl in den weitesten Kreisen bekannt geworden durch das Liebig-sche Fleisch-Extract, von welchem ein großer Theil hier bereitet wird. Paysandú, ein Städtchen am Uruguay, ist in neuester Zeit bekannt geworden durch die hartnäckige und ehrenvolle Vertheidigung unter dem Oberst Gomez gegen die mit Flores verbundenen Brasilianer und am 2. Jan. 1865 mit Sturm genommen worden.

XIV. Paraguay.

So wird jetzt das Gebiet genannt, welches sich zwischen den beiden mächtigen Strömen, dem Paraguay (u=a=i) im W. und dem Paraná im O. bis zu ihrer Vereinigung, mit ziemlich unsicheren Grenzen gegen N., von Brasilien im O. und N., von Bolivia und La Plata im W. und S. begrenzt, vom 22 bis 27° 30′ s. Br. erstreckt und etwa 5900 geogr. □M. enthält, nach Anderen bedeutend mehr. Der Grund der verschiedenen Angaben liegt in der Unbestimmtheit der Grenzen. Die Einwohnerzahl berechnete man 1857 auf 1,337,440, nach dem jetzt dem Ende sich nahenden Kriege mit Brasilien dürfte die Zahl der Bewohner sehr bedeutend abgenommen haben. Die Bewohner sind theils eingewanderte Spanier, weiße Kreolen, theils Farbige, theils Indianer, welche jedoch meist civilisirt sind und unter denen es nur noch wenige eigentlich wilde Stämme giebt. Die Reisenden schildern die Paraguayos als einen verständigen und gutmüthigen Menschenschlag, kalten Temperaments. Das weibliche Geschlecht ist schön und fleißig. Die herrschende Landessprache ist nicht das Spanische, sondern das Guarani, die Mundart der Eingeborenen. Die Religion ist die katholische; doch wird Niemand wegen abweichenden Glaubens belästigt. — Früher machte Paraguay einen Theil des spanischen Vicekönigreichs Rio de La Plata aus. Hier war es vorzüglich, wo die Jesuiten im 17. Jahrh. unter den Guarani=Indianern zahlreiche Missionen errichtet hatten, in welchen an 150,000 bekehrte Indianer in vielen Dörfern lebten. Die Jesuiten waren ihre Lehrer in Allem, hatten Ackerbau, Handwerke und Künste eingeführt, ja selbst sie im Gebrauche der Waffen unterrichtet. In diesem kleinen Staate herrschte die peinlichste Ordnung; Arbeit und Gottesdienst wechselten täglich regelmäßig mit einander ab; alle Arbeiten wurden gemeinschaftlich verrichtet; aber kein Indianer erhielt ein Eigenthum, sondern Alles, was erbaut und gearbeitet wurde, kam in die Vorrathshäuser der Jesuiten, welche daraus die Indianer mit Kleidung, Nahrung und Waffen versahen; aller Handel war natürlich ebenfalls nur in den Händen der Jesuiten. Da sie aber, angeblich um Unsittlichkeit zu verhüten, sich das Recht erwarben, jeden Weißen aus dem Bereich ihrer Missionen zu entfernen und keinem den Zutritt gestatteten, so wurden sie von ihren Feinden beschuldigt, daß sie sich eine un=

abhängige Macht unter den Indianern bilden wollten, welcher Verdacht dadurch allerdings sehr verstärkt ward, daß, als der östliche Theil dieser Gegenden an Brasilien abgetreten werden sollte, die Indianer sich mit bewaffneter Hand widersetzten und erst durch abgeschickte Heere unterworfen werden konnten. Diese ganze Einrichtung hörte auf, als die Jesuiten 1767 aufgehoben und aus dem Lande entfernt wurden. Spanische Statthalter traten an die Stelle der Jesuiten, drückten die armen Indianer, welche nach wenigen Jahren den Anbau aufgaben und nun in ihren alten wilden Zustand zurücksanken. Uebrigens war das Volk der Guaranis einst weit über diese Gegenden und über Brasilien verbreitet, und ihre Sprache ist noch jetzt neben der spanischen die herrschende in Paraguay. Die Payaguas und Cuyaguas, welche als einheimische Indianer genannt werden, sind nur Stämme der Guaranis. Ihre Todfeinde sind die berittenen und tapferen Mbayas, welche auf dem rechten Ufer des Paraguay wohnen und häufig Einfälle in das Land der Guaranis machen. Nördlicher wohnen die ebenfalls berittenen Guaycurus. — Als im Anfange dieses Jahrhunderts in allen spanischen Provinzen Amerikas Unruhen ausbrachen, erklärte auch Paraguay 1811 seine Unabhängigkeit, und es gelang einem Eingeborenen, dem früheren Advocaten Dr. Francia, in dem ungebildeten Lande einen so bedeutenden Einfluß zu gewinnen, daß er 1814 auf drei Jahre, dann aber 1817 für seine Lebenszeit zum Dictator ernannt ward. Als solcher, zugleich Oberhaupt der Kirche, Chef der Armee und Leiter der ganzen Verwaltung, beherrschte er das Land unumschränkt; doch soll er, wenn auch mit eiserner und oft mit grausamer Strenge, für den Anbau, für die Justiz, für Schulen und für die Militärmacht viel Löbliches gethan haben. Aber treu dem alten System der Jesuiten, hatte er sein Land jedem Fremden fast unzugänglich gemacht, nud selbst fremde Gelehrte mehrere Jahre lang wider ihren Willen darin zurückgehalten. Der ganze Handel ward für seine Rechnung betrieben, er allein sorgte für alle Bedürfnisse des Volks. Er starb im September 1840, worauf die Regierung republikanische Formen annahm; doch hat dasselbe auch unter dem nach Francias Tode zum Präsidenten erwählten Lopez, einem Neffen Francias, seine Absperrung zum Theil forterhalten, indem nur die Flußstraßen den Fremden geöffnet sind. Der Nachfolger von Carlos Ant. Lopez war dessen Sohn Marschall Francisco Solano Lopez, er folgte seinem Vater 1862 in der Würde als Präsident und unumschränkter Beherrscher Paraguays. Im Allgemeinen zwar regierte Solano Lopez im Sinne Francias und seines Vaters weiter, doch suchte er durch manche Erfahrung, die er auf seinen Reisen in Europa, wohin ihn der Vater als bevollmächtigter Minister Paraguays gesandt hatte, seinem Lande zu nützen. Er öffnete sein Land der europäischen Intelligenz, indem er eine größere Anzahl junger Leute nach Frankreich schickte, um sie dort für jede Art der Carriere, in der Justiz, der Administration, der Armee, der Industrie und des Handels ausbilden zu lassen. Er suchte im Lande durch geeignete Einrichtungen und Unterstützung industrielle Gesellschaften zur Förderung des Handels hervorzurufen. Doch bei allen Bestrebungen war sein höchster Staatszweck die Bewahrung der Unabhängigkrit der paraguayschen Nationalität. Sein Streben ging dahin, die Paraguayos zu einem „Volke in

Waffen" zu erziehen. Und in einem wie hohen Grade ihm das gelungen, beweist der Krieg mit seinen mächtigen Nachbarn, mit Brasilien und der Argentinischen Republik. Lopez hatte sich seit einer Reihe von Jahren auf einen großen Krieg eingerichtet. Er hatte Offiziere aus allen möglichen Nationalitäten gewonnen, starke Festungen und befestigte Lager erbaut und glaubte endlich sich stark genug, den vorhergesehenen Kampf mit Brasilien aufnehmen zu können. Der Krieg begann in Uruguay, wo Revolution und Unruhen eigentlich stets auf der Tagesordnung stehen, hier waren einmal wieder die Parteien der Blancos und Colorados an einander gerathen. Die Blancos unterlagen den von Brasilien aus unterstützten Colorados und Lopez, der vermöge seiner Politik auf der Seite der Blancos stand, nahm sich ihrer an und erklärte am 30. August 1864, daß er das Verweilen der Brasilianer in Uruguay als einen casus belli betrachten werde. In Rio Janeiro schenkte man dieser Drohung keine Beachtung; doch der Nationalcongreß von Assumpçao (Paraguay) ließ nicht lange auf die Kriegserklärung warten, schon am 13. December wurde Brasilien der Krieg erklärt.

Das Ende dieses 5jährigen Krieges steht nun nahe bevor. Das Staatsgebäude von Francia und den beiden Lopez scheint zu Falle zu kommen und das arme Land ruinirt zu sein.

Ehrgeiz und Herrschsucht haben einmal wieder ein Volk ruinirt. Die Meinungen über den Charakter des Solano Lopez lauten sehr verschieden. Die zahlreichen Fälle von Erschießungen und Ermordungen ganz unschuldiger Personen beweisen, daß man es hier mit einem ähnlichen Scheusal wie Rosas in Buenos-Ayres zu thun hat, doch fehlt es auch nicht an Fürsprechern seiner Gewaltthaten. Der Krieg zwischen Paraguay und Brasilien ist um so bedauernswürdiger, weil wir hier ein Volk zu Grunde gerichtet sehen, das aus einer glücklichen Verbindung der vorhandenen Bevölkerung mit der eingewanderten hervorgegangen war. Und mit Recht weist Wappäus darauf hin, daß auch ihrer physischen Constitution nach sich diese Mischlingsrace als durchaus entwicklungsfähig gezeigt. Und so bildet die Bevölkerung von Paraguay einen interessanten Beweis für die von den Naturforschern noch hin und wieder bezweifelte dauernde Propagationskraft gemischter Menschenracen.

Der westliche Theil des Landes ist eben, der mittlere bergig, und zwar zieht sich eine Cordillere so ziemlich von N. nach S. durch das ganze Land. Im S. heißt sie die Cordillera de Villa Rica, in der Mitte C. de Caaguazu, im N. C. de Maracayú. Das übrige Land besteht aus höchst fruchtbaren, sehr reich bewässerten Thälern und Ebenen und senkt sich, nach dem Zusammenfluß der beiden Ströme zu, in sumpfige, periodisch überschwemmte Gegenden, Esteros, hinab; der östliche Theil des Landes ist von hochstämmigen Urwäldern bedeckt, nur von Indianern bewohnt. Das Klima ist heiß, sehr angenehm und gesund, halb tropisch und darum der Vegetation besonders günstig. In den drei Sommermonaten (December bis Februar) beträgt die mittlere Temperatur 24° R., die Wintertemperatur erreicht den Gefrierpunkt nicht. Die Bäume verlieren ihre Blätter nie, die Wiesen behalten das ganze Jahr ihre Blumen. Edle Metalle finden sich

nicht in großer Menge*); Ackerbau und sehr bedeutende Viehzucht in den weiten Grasebenen machen die Hauptbeschäftigungen der Einwohner aus. Als das eigenthümlichste und edelste Product des Landes müssen wir den Paraguay-Thee oder Máte, im Lande selbst gewöhnlich nur Yerba (Kraut) genannt, hervorheben. Er wird aus den Blättern einer Stechpalmenart (Cassine Congonha oder Ilex paraguariensis) gewonnen, welche die Größe eines Orangenbaumes erreicht und sich fast ausschließlich in diesen Gegenden findet. Die Wälder, welche diesen immergrünen Baum oder Strauch vorzüglich enthalten, liegen meistens im nördlichen und östlichen Theile des Landes und werden hier Montes genannt. Die Blätter werden gesammelt, geröstet und zerstoßen. In diesem Zustande wird der Máte wie anderer Thee, aber aus der Kanne selbst mittelst kleiner, oben durch ein feines Sieb geschlossener Röhren genossen. Den Gebrauch haben die Europäer nicht von den Indianern erlernt, denen er noch jetzt größtentheils fremd ist; für die weiße Bevölkerung aber ist dieser Thee wie bei uns der chinesische, das allgemeine Bedürfniß nicht allein in diesem Lande, sondern auch in La Plata, Chile, Peru ꝛc. Er ist daher ein sehr bedeutender Handelsartikel für Paraguay, wiewohl die Ausfuhr seit der Revolution und der Absperrung außerordentlich abgenommen hat. Ebenso wichtig könnte der Taback werden, welcher an Güte dem von Havaña nicht nachsteht. Die herrlichen Wälder liefern die nutzbarsten Hölzer, Harz- und Gummiarten ꝛc. Besonders bemerkenswerth sind: der Milchbaum, gleichsam eine vegetabilische Kuh, der Schlangenbaum, dessen Blätter als untrügliches Mittel gegen den Biß der Giftschlangen gelten, der Trinkerbaum, aus dessen Saft sich ein labendes Getränk destilliren läßt. Bildung und Industrie stehen noch auf einer niedrigen Stufe. — Das Ganze ist in 25 Departements oder Partidos getheilt. Die einzige bedeutende Stadt ist:

Asuncion, 25¼° s. Br., auf einer Anhöhe am linken Ufer des Paraguay, mit 25,000 Einw., einschließlich der Vorstädte 48,000 Einw., ist weitläufig und dorfartig gebaut. Die Stadt ist jetzt (1869) in Folge des Krieges ganz verödet. Sie wurde 1536 angelegt und zählte 1819 über 15,000 Einw. Die Straßen sind nicht gepflastert und zwei Drittel der Einwohner bestehen aus Mulatten; Negersclaven sieht man gar nicht mehr. Hier ist sonst der Mittelpunkt eines beträchtlichen Handels mit Rindvieh, Häuten, Taback, Holz, Thee, Wachs ꝛc., und die Umgegend ist verhältnißmäßig gut angebaut und bevölkert. — Oestlich davon liegt die Stadt Villa Rica, mit 25,000 Einw., in deren Nähe der meiste Paraguay-Thee gewonnen wird.

*) Neuerdings (1869) tritt in Berlin ein Projectenmacher mit dem Plane hervor, die Goldfelder von Paraguay, das nach seiner Ansicht ein zweites Californien zu werden verspreche, auszubeuten.

XV. Die La Plata-Staaten oder Argentina.

Das Land, welches wir jetzt zu schildern haben, machte zur Zeit der spanischen Herrschaft einen Theil des Vice-Königreichs Rio de la Plata aus, welches aber auch noch das heutige Bolivia, Paraguay und Uruguay umfaßte. In seiner heutigen Ausdehnung wird es im N. von Bolivia, im O. von Paraguay, Brasilien, Uruguay und dem Atlantischen Ocean, im S. von diesem und Patagonien, im W. von Chile und Bolivia begrenzt; es erstreckt sich etwa vom 22 bis zum 42° s. Br. Die Zahl der Einwohner war für das Jahr 1863 auf 1,504,500 angegeben und den Flächenraum des Landes berechnet man auf 41,165 □M. Im W. trennen die Anden es von Chile, im O. der Paraguay und Uruguay von den gleichnamigen Staaten; die Südgrenze gegen Patagonien ist sehr unbestimmt, gewöhnlich wird der Limay-Leofu oder Rio Negro dafür angenommen. Der Paraguay, welcher sich in den Paraná ergießt, bildet bis dahin die Ostgrenze; durch die Vereinigung mit dem Uruguay entsteht der an seiner Mündung sich von 5 bis 30 M. erweiternde Rio de la Plata; südlich von diesem liegen das Cap S. Antonio und Corrientes, und der dem R. Negro parallel laufende Rio Colorado oder Cobu-Leofu.

Gegen O., nach Uruguay und Brasilien zu, erhebt sich der Boden in sanften Bergrücken, welche noch zum brasilianischen Hochlande gehören, und hier finden sich auch bedeutende Waldungen. Die Mitte hingegen bildet fast nur eine ununterbrochene, unermeßliche Ebene, ohne Bäume und fast ohne alle Steine. Der Parana selbst hat nur ein äußerst schwaches Gefäll, und viele Bäche, welche von den Anden nach O. fließen, erreichen den Strom nicht, sondern versiegen in der Ebene, wie der Rio Dulce; nur etwa fünf oder sechs der bedeutendsten, wie der Pilcomayo, der Vermejo (—ch), der Salado, der Tercero, gelangen durch den Parana ins Meer. Eben deshalb bilden auch die Ufer der großen Ströme zur Zeit der Ueberschwemmungen an manchen Stellen ungeheure Seen oder vielmehr seichte Lagunen, wie die von Ybera, 60□M. groß, zwischen dem Parana und dem Uruguay, welche in der trocknen Jahreszeit zu bloßen Sümpfen werden. Andere Flüsse erreichen das Meer gar nicht,

z. B. der Desaguadero, welcher durch mehrere Salzseen fließt. Besonders besteht der südliche Theil des Landes, vom Ostfuße der Anden bis ans Meer und den La Plata, aus nichts als baumlosen Ebenen, hier die Pampas genannt. Sie sind aber größtentheils nicht unfruchtbare Wüsten, sondern Steppen, entweder mit einem 2—3′ hohen Graswuchs bedeckt, welcher, wenn man ihn oft abbrennt, sich in immer feineren Rasen verwandelt, oder mit hohen Disteln bewachsen, welche das Eindringen verhindern. Während man auf der Nordseite des La Plata Thonschiefer, Granit und Gneiß findet, erblickt man auf der südlichen keine Spur von Gestein und Hunderte von Meilen weit im Innern selbst nicht einmal die kleinsten Geschiebe; die Pampas erscheinen als ein einziges mächtiges Lager des Alluviums, welches wahrscheinlich die zahlreichen Flüsse im Laufe von Jahrtausenden ruhig abgesetzt haben, wie dies noch an manchen Gewässern der Pampas heutigen Tages sichtbar ist. Auch die Schlammmassen, die dem La Plata beständig zugeführt werden, müssen dessen noch so mächtiges, obgleich schon seichtes Bett einst in engere Grenzen schließen und seine breite Mündung in ein Deltaland umwandeln. Das Phänomen der Erdbeben ist in diesen horizontalen, niedrigen Ebenen völlig unbekannt. Fast alle Gewässer dieser Ebenen, Seen, Bäche und Brunnen, besonders im S., sind stark mit Salz geschwängert. Zwischen der niedrigen Sierra de Cordova, dem östlichen Vorgebirge der Andenkette, und den Gebirgen von Tucuman breitet sich, zwischen 28 und 30° s. Br. und in sehr geringer Höhe über dem Meere, eine weite, höchst dürre, sandige Salzebene, Travesia oder Las Salinas genannt, aus, welche größtentheils mit efflorescirendem Salze bedeckt ist und auf der eine Salsola-Art wächst, aus deren Asche man Soda gewinnt. Wie an den Steppenseen der alten Welt, wird das von den zahlreichen Salzseen der Pampas in regelmäßigen Schichten abgesetzte Salz während der trocknen Jahreszeit von den Bewohnern gesammelt. — Der westliche Theil des Landes ist, besonders im N., von niedrigen Ketten und Zweigen der Anden, deren Hauptrücken die Westgrenze bildet, durchzogen und zum Theil gut bewaldet. — Das Klima ist zwar feucht, aber durchaus gesund und gemäßigt; nur im nördlichen Theile der Ebene wird die Hitze oft lästig. Unter 26° Breite ist Eis eine seltene Erscheinung, in Buenos-Ayres hat man kaum jemals Schnee gesehen; doch friert es wohl 3- bis 4mal im Winter. Nebel sind selten, der Himmel ist fast immer rein, aber die Stürme, besonders in den südlichen Gegenden, wo das Klima schon mit den Winden veränderlicher ist, sehr heftig und die Gewitter häufig und äußerst stark. Den größten Theil des Jahres herrschen hier nördliche Winde, welche an der Küste sehr feucht sind; dazwischen brechen aber oft die Atmosphäre reinigende südwestliche Winde, die berüchtigten Pamperos, herein, welche von den Anden her über die Ebene mit ungeschwächter Heftigkeit streichen, häufig zu furchtbaren Orkanen sich gestalten, auch hin und wieder von den schwersten Gewittern begleitet sind und gewaltige Staubwolken vor sich her treiben; diese machen die Häfen besonders unsicher. — Die Wälder im nördlichen und westlichen Theile des Landes enthalten noch viele köstliche Hölzer, welche Farbestoffe und Harze geben, namentlich auch das Gummi elasticum, welches schon die Indianer zu brauchen wußten. Der Baum, von dem es gewonnen

wird, heißt hier Mangaisy *). Die Wälder enthalten viele wilde Bienen, deren Honig vom Volke sehr gesucht wird. Landplagen sind auch hier die Ameisen, zuweilen auch die Heuschrecken und die Ratten; die letzteren bringen oft in ungeheurer Menge aus den südlicheren Ländern hervor. Der Metallreichthum in den östlichen und nördlichen Gebirgen ist, soweit er bis jetzt bekannt ist, nicht von Bedeutung. — Der Boden ist im nördlichen und mittleren Theile geeignet, die gewöhnlichen tropischen Producte zu bauen. Die nördlichen Gegenden sind zu heiß für die europäischen Getreidearten, welche zwar im S. gut gedeihen, aber doch schnell ausarten, so daß man immer fremdes Samenkorn haben muß. Bis zum 29. Breitengrade gedeihen die Maniokwurzel, der Taback, der Zucker und die Baumwolle. Mais kann überall gebaut werden. Unsere Obstsorten gerathen schlecht und geben wenig Früchte; desto besser gedeihen die europäischen Südfrüchte, namentlich die Oliven, in der Gegend von Buenos-Ayres; zu beiden Seiten des La Plata wächst der europäische Pfirsichbaum in ungeheurer Menge, so daß er hier den größten Theil des Brennholzes liefert; auch der Weinbau, z. B. in den Thälern der Gebirgsgegenden, fängt an, sich zu heben. Ueberhaupt steht bis jetzt der Ackerbau noch der Viehzucht sehr nach, welche den Hauptreichthum des Landes ausmacht. In den unermeßlichen Ebenen oder Pampas, die den größten Theil des Landes ausmachen, haben sich die von Europa herübergebrachten Pferde und das Rindvieh **) unendlich vermehrt. Viele Indianerstämme sind daher beritten und viele haben keine andere Nahrung als das Fleisch der wilden Rinder; die zahlreichen Heerden von Rindvieh und Pferden, welche den Einwohnern gehören und das ganze Jahr unter freiem Himmel zubringen, sind in einem halbwilden Zustande. In Buenos-Ayres mögen allein 3—4 Millionen, in den übrigen Provinzen zusammen wohl auch noch 1 Million Thiere leben, so daß die gesammten Heerden des Staats sich mindestens auf 5 Millionen belaufen werden. Ihre Hirten, Gauchos (ga-utschos) genannt, sind Mischlinge, durch Vermischung der Spanier mit Indianerinnen entstanden, und führen ein höchst einsames und wildes Leben. Unbekannt mit allen Genüssen und Bequemlichkeiten des geselligen Lebens, halten sie

*) Der größte Theil des im Handel vorkommenden Gummis (Kautschuk oder Federharz) wird aus dem scharfen Milchsafte der Siphonia elastica, eines 50—60′ hohen Baumes, welcher vorzüglich in Guyana und Brasilien einheimisch ist, außerdem auch aus einigen anderen, namentlich ostindischen Pflanzen gewonnen. Man macht Einschnitte in die Bäume, läßt den Saft über thönerne Formen fließen und über Feuer trocknen oder sich in flachen Gruben ansammeln und erhärten. In neuester Zeit hat diese Substanz wegen ihrer Eigenschaften in Künsten und Gewerben, vorzüglich in England, eine weit verbreitete Anwendung gefunden, wie z. B. zur Bereitung wasserdichter Zeuge, wozu man sich einer Auflösung des Gummis bedient. — Ein sehr ähnlicher neuer Stoff, Gutta-Percha (spr. —tscha) genannt, welcher aus dem Safte eines der höchsten Bäume auf Singapore, Borneo und einigen anderen Inseln des asiatischen Archipels gewonnen wird, ist seit vielen Jahren wegen mehrerer Vorzüge vor dem Kautschuk vielfach technisch zur Anwendung gekommen.

**) Die ersten Pferde (12 oder 30 Stück) wurden von den Spaniern 1535, das erste Rindvieh (9 Stück) 1555 von zwei Portugiesen eingeführt, und von den wenigen davon gelaufenen Thieren rühren die zahllosen Heerden her, welche jetzt gleichsam ein Naturwunder in diesen Staaten bilden.

sich mit ihren Familien und Knechten in Hütten, Ranchos, auf, haben keine andere Nahrung als das Fleisch der Heerden, und verrichten alle Geschäfte, selbst das Fischen und Wasserschöpfen, zu Pferde; ja sie hören die Messe, vor den Kirchthüren zu Pferde haltend. Alle übrige Zeit bringen sie mit Essen, Trinken und Schlafen zu. Zum Einfangen der wilden und halbwilden Thiere bedienen sie sich zweier Vorrichtungen, die sie mit unglaublicher Geschicklichkeit zu üben wissen, entweder der Bola oder des Lazo. Die Bola (Kugel) ist doppelter Art: entweder ist es nur eine an einem langen Riemen befestigte Kugel, welche der Reiter so wirft, daß sie sich um die Füße des Thieres schlingt und es niederreißt, oder es sind auch wohl drei, durch Riemen in einem Mittelpunkt vereinigte Kugeln, welche ebenso geworfen werden und die nämliche Wirkung thun. Der Lazo (lasso) (Schlinge) ist ein sehr langer Riemen vom stärksten Leder, dessen eines Ende an einem Gurt des Sattels festgemacht ist; das andere Ende bildet eine offene Schlinge, welche der Reiter, wenn er dem zu fangenden Thiere nahe ist, erst um den Kopf schwenkt und dann meist in vollem Galopp mit so erstaunenswürdiger Sicherheit zu werfen versteht, daß er jeden beliebigen Theil des Thieres, Hörner, Hals, Vorder- oder Hinterfüße damit einfängt. So wie dies geschehen, hält er sein Pferd an, das Thier rennt fort, bis der Riemen dadurch angezogen und die Schlinge festgezogen ist, wobei das Thier einen so fürchterlichen Ruck erhält, daß es zu Boden stürzt, aber auch das die Gefahr schon kennende und sich mit aller Kraft stemmende Pferd des Reiters oft mehrere Schritte weit fortreißt. Gilt es Pferde einzufangen, die man nicht beschädigen will, so ist die Anwendung der Schlinge noch weit schwieriger und verfehlt doch selten ihre Absicht. Von dem eingefangenen Rindvieh wurden in früherer Zeit nur die Haut, die Hörner und der Talg geschätzt. Das Fleisch war Nebensache und blieb meist den Raubthieren zur Beute, die sich deshalb ausnehmend vermehrt haben, was einen unglaublichen Verlust an jungen Thieren zur Folge gehabt. In lange Streifen geschnitten und getrocknet, wo es dann Charque (tscharke) heißt, wird das Fleisch als gewöhnlicher Proviant auf Reisen benutzt. Jetzt hat man großartige Etablissements, sogenannte „Saladeros“ Schlachtereien und Pökel-Anstalten gegründet, so daß man nun auch das Fleisch verwerthet. In manchen holzarmen Gegenden bedient man sich der Thierknochen und des Talges zur Feuerung. Es werden jährlich, obgleich die Production seit 60 Jahren etwas gesunken ist, gegen 1 Million Häute ausgeführt. Im Jahre 1837 hatte die Ausfuhr an Rinderhäuten einen Werth von 5½, die an Hörnern über ½ Million Thalern. Auch in neuester Zeit bilden die Producte der Viehzucht bei weitem den Hauptartikel der Ausfuhr. Im Jahre 1864 wurden ausgeführt: Ochsenhäute 1,820,176, Pferdehäute 187,329 rc. — Ein Unglück für das Land ist, daß auch die Hunde sich im wilden Zustande unglaublich vermehrt haben und den Heerden sehr gefährlich geworden sind. — In einigen mittleren Provinzen wird auch bedeutende Maulthierzucht getrieben und bedeutende Heerden nach den Gebirgsgegenden von Peru ausgeführt. — Unter den wilden Thieren sind u. a. die Chinchillas wegen ihres schönen Pelzwerkes und die Rebhühner in den Pampas bemerkenswerth. — Die Industrie beschränkt sich fast auf die Verfer-

tigung roh gearbeiteter Wollenzeuge, z. B. der **Ponchos**, wollener Decken, mit denen sich die Gauchos kleiden.

Die Bevölkerung dieses Landes, wo Neger und Mulatten jetzt sehr selten sind, ist noch ungemein schwach, und fast nur der südliche Theil und vorzüglich die Ufer der großen Ströme sind wirklich angebaut. Aber die Pampas bilden gegenwärtig nicht mehr eine nutzlose Einöde, in der das Vieh wie ehemals wild umherläuft; der größte Theil derselben ist von der Regierung vermessen und unter Hunderttausenden von Thieren, die hier herumschweifen, ist vielleicht nicht eins, dem nicht vor Erreichung des ersten Jahres ein Zeichen zur Erkennung des Besitzers eingebrannt worden. Das meiste Land ist in Estancias (Meiereien) getheilt, oft mehrere Quadratmeilen groß; in der Mitte liegt das Wohnhaus, wo möglich in der Nähe eines Baches, weil die zuweilen 3 bis 4 Monate lang anhaltende Dürre für das Vieh verderblich ist*). Es giebt Estancias, welche 60,000 Stück Vieh und viele Hundert Pferde enthalten; vor der Revolution gab es deren, welche 500,000 Stück hielten; aber der Preis ist auch jetzt im Verhältniß gestiegen; In den umherliegenden Ranchos halten sich die **Gauchos**, und die **Peons** auf; diese besorgen die Heerden, jene die Pferde. Das Innere ist noch fast ganz den unabhängigen, hier sehr zahlreichen Indianerstämmen überlassen, unter denen sich noch immer mehrere den Weißen höchst feindselig erweisen. Viele dieser Indianerstämme sind seit der Entdeckung dieser Gegenden ausgestorben oder doch außerordentlich zusammengeschmolzen, was theils die Folge ihrer unaufhörlichen inneren Kriege, theils Wirkung der Blattern und des Branntweins ist, welchen alle Indianer ohne Ausnahme lieben; theils endlich eine Folge der unmenschlichen Sitte, welche (wie in Neuholland) bei vielen Stämmen herrscht, die Leibesfrucht der Weiber vor der Geburt gewaltsam abzutreiben, um nicht die Last vieler Kinder zu haben. Mehrere dieser Stämme sind vortrefflich gebaut, wissen fast nichts von Krankheiten und Gebrechen und erreichen ein außerordentlich hohes Alter. Jeder Stamm redet eine eigene Sprache, wovon einige sehr wohlklingend und leicht, andere außerordentlich schwer auszusprechen sind. Sonderbar ist es, daß, obgleich die wilden Pferde überall verbreitet sind, doch nur einige Indianerstämme sich beritten gemacht haben, andere durchaus nicht. Nur die zahlreichsten oder sonst merkwürdigsten dieser Stämme können wir hier anführen. Die **Payaguas**, aus deren Namen durch Verstümmelung der Name Paraguay entstanden ist, und welche den Guaycurus, zu beiden Seiten des oberen Paraguay, nahe verwandt sind, leisteten bei der Ankunft der Europäer den heftigsten Widerstand, blieben lange die Herren der Schifffahrt auf jenem Strome, sollen aber jetzt an Zahl sehr unbedeutend sein. Sie haben sich in der Gegend von Asuncion niedergelassen, wo sie zwar keinen Ackerbau treiben, aber mit Kähnen und mit dem Fischfang sehr geschickt umzugehen wissen; sie sind völlig frei, aber Verbündete der Weißen. Die **Pampas-Indianer**, der Name für mehrere Stämme, leben in den weiten Ebenen südöstlich von Buenos-Ayres; sie sind beritten und daher gefährliche Feinde.

*) In den höchst trocknen Jahren 1830 bis 1832 schätzt man die Zahl der umgekommenen Thiere auf nicht weniger als 1½ bis 2 Millionen; solche Verheerungen kommen jedoch glücklicher Weise nur selten vor.

Sie leben zwar von der Jagd und wissen sich dabei der Bola sehr gut zu bedienen, handeln aber auch mit Rindvieh. Sie gehören zur Familie Puelches (d. h. Leute von Osten), wie man sie in Chile bezeichnet, und waren sonst eine der mächtigsten Nationen in Süd-Amerika. Früher lebten sie vorzüglich im südlichen Theile des Gebiets von Buenos-Ayres, zwischen dem Colorado und Negro, sind aber jetzt ganz von den Ebenen verschwunden und der Rest hat sich in die Anden zurückgezogen. Die Furchtbarsten unter diesen berittenen Nomaden sind die erst in neuerer Zeit bekannt gewordenen und mit den Araucanern nahe verwandten Pehuenchen. Sie haben keine festen Wohnplätze und halten sich im Winter im Gebirge auf, wo sie zahlreiche Heerden besitzen. Im Sommer streichen sie dagegen in den Pampas umher, stets mit anderen Stämmen oder mit den Weißen im Kriege, wobei eine lange Lanze und der Lazo ihre einzigen Waffen sind. Mehr als einmal haben sie ihre blutigen, verwüstenden Ueberfälle bis an die Thore von Buenos-Ayres ausgedehnt. Die Charruas, jetzt am östlichen Ufer des Uruguay, waren bei der Entdeckung und sind noch gefährliche Feinde der Weißen. Sie sind ebenfalls beritten, leben vom wilden Rindvieh, gehen fast durchaus nackt und hassen jede Art von Civilisation; sie zählen nur noch 400 Krieger. Am zahlreichsten sind die Indianer in der Provinz Chaco oder den großen Ebenen westlich vom Paraguay zwischen 20 und 30° Br. Hier hausen unter anderen im N. die Guanas; sie mögen an 8000 Seelen zählen, sind friedlich, treiben jetzt größtentheils Ackerbau oder Viehzucht und haben sich freiwillig den kriegerischen Mbayas unterworfen, welche, 4- bis 5000 Seelen stark, beritten sind, mit allen übrigen Indianern in Fehde leben und viele Sclaven halten. Die Machicuys sind ebenfalls beritten, leben von der Jagd und etwas Ackerbau, und zählen über 1000 Krieger. Die Mocobys, gleichfalls in Chaco, leben blos von der Jagd und ihren Rinder- und Schafheerden; sie sind groß, beritten und sollen an 2000 Krieger stellen können. Die ebenso athletischen Abiponen waren einst ein mächtiges und berühmtes Volk in Chaco; sie sind aber von den Mocobys vertrieben und am unteren Parana ansässig geworden; sind wenig zahlreich, behaupten aber noch ihre Freiheit. In den nördlichen Gegenden hausen außerdem mehrere andere, wenig bekannte Stämme, z. B. die Matacos in den Llanos de Manso, westlich vom Flusse Pilcomayo.

Die Mündung des Rio de la Plata ward zuerst von Diaz de Solis 1515 entdeckt, welcher bei dem Versuch der Besitznahme des Landes von den Eingeborenen erschlagen ward. Erst 1526 errichtete Cabot ein Fort in dieser Gegend; es mußte aber wegen der Angriffe der Eingeborenen wieder aufgegeben werden, und die Spanier ließen sich bei Asuncion, wo erstere weniger feindselig sich zeigten, nieder; erst 1581 kehrten sie an die Mündung des Flusses zurück und legten Buenos-Ayres an. Von der Zeit an theilten diese Gegenden das Schicksal der übrigen von den Spaniern in Amerika beherrschten Länder, und ertrugen das unnatürliche Joch, welches ihnen auferlegt war und alle Entwickelung ihrer Kräfte lähmte, mit großer Ruhe, obwohl die Kreolen zu Buenos-Ayres schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen bitteren Haß gegen die europäischen Spanier hegten. Ueberhaupt belebte ein kriegerischer Sinn die Einwohner jener Stadt, welchen sie rühmlich an den Tag legten, als sie 1806 und 1807 die englische Macht,

welche sie überfallen und sich der Stadt bemächtigt hatte, nach großem Blutvergießen zum Rückzuge zwangen. Das Jahr 1810 brachte auch diesen Gegenden die Freiheit. Die ersten Bewegungen geschahen zu Gunsten Ferdinands VII. und gegen die Befehle des Königs Joseph und Napoleons; bald aber fühlten sie sich gedrungen, die Unabhängigkeit des neuen Staats, der die Argentinische Republik genannt wurde, zu behaupten, da sie wohl sahen, welch ein Schicksal ihnen bevorstand, wenn sie sich dem nach Spanien zurückgekehrten Ferdinand unterworfen hätten. Dennoch erklärte erst der Congreß von Tucuman 1816 die Unabhängigkeit der Vereinigten Provinzen von Süd-Amerika oder Rio de la Plata. Allein es dauerte lange, ehe es gelang, sämmtliche Provinzen des ehemaligen Vicekönigreichs in Uebereinstimmung zu bringen. Das obere Peru oder Bolivia, sowie Paraguay, trennten sich gänzlich, und auch die Banda Oriental, nachdem die Brasilianer daraus vertrieben worden, bildete einen eigenen Staat. Die Bevölkerung löste sich bald in Parteien auf und ein großer Theil ist in Anarchie fast untergegangen. In Buenos-Ayres selbst, dem eigentlichen Mittelpunkt der Union, folgte eine blutige Umwälzung auf die andere, und erst 1827 kann man annehmen, daß Argentina einen dem nordamerikanischen ähnlichen Föderativ-Staat bildet. Am 8. December 1829 ernannte die vereinigte Repräsentantenkammer Don Juan Manuel de Rosas zum Gouverneur und Generalcapitän. Rosas war der Sohn eines ehemaligen Hauptmanns in spanischen Diensten, aufgewachsen auf einer ländlichen Besitzung seines Vaters. Einem weisen und gebildeten Estanciero (Grundbesitzer), der sich des früh verwaisten und große Anlagen verrathenden Knaben annahm, indem er ihn mit seinen Söhnen unterrichten ließ, verdankte er das, was er an europäischer Bildung besaß. Seiner Natur nach war er doch nichts anderes als ein Gaucho*), ein wilder Viehzüchter. 1830 wurde dieser Mann zum Präsidenten der Union gewählt. Mit eiserner Faust ergriff er die Zügel der Regierung. Er wollte die Parteien unter das Gesetz zu beugen und zu vereinen suchen, doch stellte er sich selbst über das Gesetz. 17 Jahre lang dauerte die Schreckensherrschaft des Rosas, denn erst 1852 gelang es dem General Jose Justo de Urquiza, Gouverneur der Provinz Entre-Rios, der benachbarten Provinz von Buenos-Ayres, im Verein mit brasilianischen und uruguayschen Truppen am 3. Februar in der Nähe von Buenos-Ayres bei Monte de Caceros die Truppen des Dictators zu schlagen. Rosas floh als Matrose verkleidet auf ein englisches Kriegsschiff, das ihn sicher nach England führte. Die nun eintretenden Wirren zwischen dem Sieger und dem Staate Buenos-Ayres hatten zur Folge, daß sich Buenos-Ayres 1853 für selbstständig erklärte und aus der argentinischen Conföderation ausschied. Die Trennung führte aber zu vielfachen Reibungen und endlich zum offenen Kriege. Die Truppen von Buenos-Ayres wurden bei Cepeda geschlagen (22. October 1859) und es erfolgte der Wiedereintritt von Buenos-Ayres in die Conföderation (6. Juni 1860). Von der Wiedervereinigung bis zum

*) Die Gauchos (spr. Ga-utschos) heißen die mit Viehzucht in den Pampas der La Platastaaten beschäftigten Landleute. Die rohesten Menschen, welche eine Zeit lang mit dem Rosas die Schreckensherrschaft führten.

Jahre 1869 haben verschiedene Aufstände bald von der einen, bald von der anderen Partei ausgehend, stattgefunden. Wir halten es für sehr unzeitig, dieses sonst in steter Gährung und im Parteikampf begriffene Land der deutschen Auswanderung zu empfehlen. Für einen Deutschen, der an geregelte Regierungs- und Staatsverhältnisse gewöhnt ist, bieten die argentinischen Staaten noch nicht die nöthigen Zustände, welche für sein Fortkommen unbedingt nothwendig sind *). Welche politischen Verhältnisse, aus dem hoffentlich nun bald zu Ende gehenden Krieg gegen Paraguay sich entwickeln werden, ist schwer voraus zu bestimmen.

Die Vereinigten Staaten am La Plata oder die Argentinische Republik zerfällt jetzt (1869) in 14 selbstständige Provinzen, jede mit ihrer Repräsentantenkammer, ihrem Gerichtshofe, ihrem Gouverneur, der sich seine Minister erwählt und in 3 Territorien.

Dieselben heißen:

Buenos-Ayres	3933	g. □M.	350,000	Einwohner.
Entre-Rios	1409	„	107,000	„
Santa Fé	1180	„	45,000	„
Corrientes	2138	„	90,000	„
Territorium der Missionen	700	„	5,000	„
Rioja	1463	„	40,000	„
Catamarca	1683	„	97,000	„
San Juan	883	„	70,000	„
Mendoza	1444	„	57,500	„
Cordova	2775	„	150,000	„
San Luis	1136	„	58,000	„
Santiago del Estero	1825	„	90,000	„
Tucuman	1100	„	100,000	„
Salta	2985	„	80,000	„
Jujuy	1577	„	40,000	„
Gran-Chaco-Territorium	6667	„	100,000	„
Südl. Indianerterritorium	8967	„	25,000	„
Total	41,165	g. □M.	1,504,500	Einwohner.

Von dem ganzen Raume sollen etwa nur 3000 □M. wirklich bevölkert sein. Die Centralregierung ist jetzt mehr als früher bemüht, die Landstraßen in fahrbarem Zustande zu erhalten, auch sind in neuester Zeit schon mehrere Eisenbahnen gebaut worden. Es waren vollendet: die Eisenbahnen von Buenos-Ayres nach Chivilcoy, nach Conchas, nach Chascomus, nach la Boca, und von Rosario bis Frayle-Muerto.

Die bemerkenswerthesten Städte sind: Die gegenwärtige Bundeshauptstadt **Buenos-Ayres** (d. h. gute Lüfte), Sitz des Präsidenten der Republik, liegt am südlichen Ufer des hier 12 Stunden breiten La Plata, 35 M. von seiner Mündung, in einer flachen, sandigen, aber nicht unfruchtbaren Gegend, unter 34° 37′ s. Br. und 40° 44′ w. Lg. Sie ist regelmäßig gebaut, hat breite, gerade Straßen, die sich rechtwinklig

*) Es sollen jedoch seit 1859 in verschiedenen Staaten Ackerbau-Colonien gegründet worden sein. Die größere Zahl der Einwanderer bestand bisher aus Italienern. Die deutschen Einwanderer verschwinden hier neben denen der romanischen Völker. Nur in Buenos-Ayres giebt es eine größere Zahl und es erscheint dort auch eine deutsche Zeitung.

schneiden, schöne Plätze, eine Citadelle und mehrere Forts. Einen eigentlichen Hafen hat sie nicht, weil hier der Fluß zu seicht ist; größere Schiffe bleiben 3 St. von der Stadt auf der Rhede von Barragon; Schiffe von mittlerer Größe finden einen guten Ankerplatz im Riacho oder Bache von Buenos-Ayres; dennoch scheint die Stadt vermöge ihrer Lage an einem der größten Flüsse der Erde, welcher ihr die Verbindung mit dem Innern dieses Landes sowohl, als im Innern Brasiliens eröffnet, zu einem Mittelpunkt des Welthandels bestimmt. Der Seehandel bezieht sich besonders auf Häute ꝛc.; der zu Lande, mit europäischen Fabrikaten ꝛc., nach Paraguay und Chile ist ebenfalls beträchtlich. Ausgezeichnete Gebäude giebt es, etwa die Kathedrale und das Haus der Repräsentanten ausgenommen, nicht. Seit 1821 besitzt sie eine Universität, 1854 wurde eine medicinische Facultät gegründet und seit 1865 Naturwissenschaften gelehrt; ferner eine Sternwarte, eine Bibliothek, Akademien und mehrere Schulen; alle Klöster sind aufgehoben; auch eine protestantische Kirche befindet sich hier. Sie soll 3000 durchaus massiv gebaute Häuser und an 140,000 Einw. haben, worunter sonst der sechste Theil aus Fremden, besonders Engländern und Franzosen, bestand. Unter unseren deutschen Landsleuten, welche in Buenos-Ayres leben, ist der berühmte Naturforscher Hermann Burmeister zu nennen.

Rosario am Parana, mit 14,000 Einw., wichtige Handelsstadt und Eisenbahnstation, ist zur Bundeshauptstadt bestimmt.

La Bajada del Paraná oder da Santa Fé, am östlichen Ufer des Parana, war früher der Sitz der Bundesregierung, mit 15,000 Einw. Die Hauptstadt von Entre-Rios ist Concepcion am Uruguay, mit 8000 Einw. Santa Fé, am Salado, der in der Nähe links den Saladillo aufnimmt, mit 8000 Einw.; sie ist der Hauptort eines gleichnamigen Staats (was auch von den folgenden gilt). — Südlich vom Zusammenfluß des Paraguay und des Parana, am östlichen Ufer, liegt Corrientes, mit einer Citadelle und etwa 16,000 Einw.; sie ist erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts entstanden und jetzt der Hauptort eines Staates. — In dem westlichen Theile des Landes liegen: Córdova, in einem tiefen Thale am Steppenflusse Primero, mit einer früher berühmten Universität und 24,000 Einw., welche besonders Maulthierhandel treiben; sie bildet jetzt eine Art Mittelpunkt der Verbindung zwischen den oberen Provinzen und Buenos-Ayres. Tucuman oder S. Miguel dul Tucuman, in 2336 Par. Fuß Höhe, mit 12,000 Einw.; die Gegend ist reich an Südfrüchten. Salta, mit 11,300 Einw., welche starken Handel mit Maulthieren treiben. Mendoza, an den Vorbergen der Anden, in 2400 Par. Fuß Höhe am Ostfuße des Schiefergebirges Sierra de Uspallata, in einer reizenden Gegend, wo trefflicher Wein gedeiht; sie ist eine schöne und wichtige Handelsstadt, indem alle Waaren, von Buenos-Ayres nach Santiago in Chile bestimmt, von hier aus über das Gebirge (den Paß von Uspallata) gehen. Sie soll 10,000 Einw. haben. Nördlich davon: San Juan de la Frontera, am Fuße der Anden, mit 17,500 Einw., welche Weinbau treiben. Die südlichste Ansiedelung von Buenos-Ayres ist die kleine Stadt Del Carmen am Rio Negro, mit 2000 Einw. Im südlichen Theile des Landes sind an verschiedenen Punkten des Innern gegen die Einfälle der Pehuentsches kleine Forts errichtet.

XVI. Patagonien.

Mit diesem Namen, oder auch wohl Magelhaens-Land, wird die äußerste südliche Spitze des festen Landes von Amerika bezeichnet. Es ist ein den Europäern fast nur an den Küsten einigermaßen bekanntes, im Ganzen unwirthbares, kaltes Land. Dasselbe erstreckt sich etwa vom 39 bis zum 54° s. Br., von Rio Negro bis zum C. Froward, auf der Halbinsel Braunschweig, an der Magelhaens-Straße, und mag 16,000 bis 17,000 □M. enthalten. Die östliche Küste ist meist flach, sandig, besitzt keine vorliegende Inseln, aber weite Meerbusen, wie die Golfe von S. Matias und S. George; die westliche Küste dagegen, gegen welche die parallel laufende Cordillere der Anden schroff abfällt, ist felsig, steil, sehr zerrissen, von tiefen und schmalen Buchten (Esteros der Spanier), ähnlich den Fjorden an Norwegens Küsten, zerschnitten und mit vielen gebirgigen Inseln und Halbinseln besäet. Von den wenigen Flüssen, welche von den Anden aus das Atlantische Meer östlich erreichen, kennt man nur den Rio Negro oder Cusu Leuwu, Chupat, Camerones und Sta. Cruz; ganz südlich fließt der unbedeutende Gallegos. — Die Kette der Anden, welche an der Magelhaens-Straße beginnt, aber noch auf Feuerland hinübersetzt, erhebt sich steil aus dem Meere und nimmt, als einfache Kette gegen N. streichend, bald an Höhe beträchtlich zu; sie steigt zwischen 3700′ und 7500′ über den Ocean empor; ihr Scheitelpunkt ist der Nevado Yanteles (7530′), dem der Chayapiren oder Minchimadom (7500′) und der Corcovado (7050′) zunächst stehen. Vom Fuße bis zu einer gewissen Höhe ist das Gebirge größtentheils dicht bewaldet, aber aus der in den Berggipfeln tief herabreichenden Region des ewigen Schnees, welche an der Magelhaens-Straße (53—54° Br.) bei 3400′ beginnt, ziehen sich mächtige Gletscher bis zum Meere. Unter ihren Gipfeln finden sich mehrere Vulcane (z. B. an der Grenze von Chile der Osorno), deren Zahl jedoch früher übertrieben worden. Der Boden hier an der Westküste ist stets naß, das Klima mild, gleichförmig, aber fast beständig herrschen Regen und Nebel und oft brechen furchtbare Stürme aus. Die Wälder, welche das Gebirge zum Theil bedecken, bestehen aus immergrünen Buchen, Birken und aromatischen Wintera-Bäumen. Die große östlich von der Cordillere sich

in mehreren Terrassen zum Meere senkende Ebene scheint wenig oder gar keine Gebirgszüge zu enthalten und ist baumlos und arm an Vegetation, oder hat höchstens hin und wieder einige lichte Wälder, besitzt wenig Quellen, aber desto mehr Sümpfe, Seen und wahre Steppen. Unmittelbar südlich vom Gebiete von Buenos-Ayres bis etwa zum 40° Br. breiten sich die weiten, meist sandigen und dürren Ebenen der Pampas aus. Südlicher bis zum 45° Br. nennen spanische Karten das Land Comarca desierta (wüster Landstrich). Das Land ist zwar ohne allen Anbau, auch fast ohne Wälder, aber nicht überall unfruchtbar, und bietet im N. unermeßliche Viehweiden dar. Die Vegetation besteht jedoch großentheils nur aus zerstreuten Büscheln sparriger Gräser, welche mit einigen dornigen Sträuchern wechseln, zwischen denen einzelne Cacteen stehen. Ist auch das Klima nicht so streng und unfreundlich, als es oft dargestellt worden, so zeichnet sich doch die Ostküste durch schnelle Temperaturänderungen, durch verhältnißmäßig kalte Winter und heiße Sommer vor der Westküste aus. Diese Verschiedenheit erklärt sich leicht daraus, daß die westlichen Winde alle Feuchtigkeit an der Andenkette absetzen (ähnlich wie in Norwegen), während östlich davon in der Ebene Ostwinde, welche hier allein Regen bringen, nur sehr selten eintreten. Von den Thieren, welche im nördlichen Theile Patagoniens leben, sind vorzüglich zu nennen: wilde Rinder und Pferde, zahlreiche Heerden von Guanacos, von der Größe eines Esels, Hasen, Füchse, amerikanische Strauße, Rebhühner und Bienen. — Das ganze Land ist noch gegenwärtig in den Händen der Urbevölkerung, welche mit dem allgemeinen Namen der Patagonier belegt wird und aus verschiedenen, aber nicht zahlreichen Stämmen besteht. Die wichtigsten derselben sind: die Aucas oder Molutsche (d. h. Kriegervolk), welche gewöhnlich von den Spaniern Araucaner genannt werden und vielleicht nur im NW. des Landes aus ihren Wohnsitzen an der Südsee sich über die Anden ostwärts verbreitet haben. Die Pueltsche (d. i. Ostvolk) und Tehuel-het (Südvolk), welche fast das ganze Land im O. der Anden und von den Grenzen La Platas bis zum Feuerlande einnehmen, unterscheiden sich von jenen durch Sprache und Sitten und sind in viele kleine Horden zersplittert; diesen wird eigentlich der Name Patagonier gegeben; ihre Zahl soll nicht mehr als 4000 Erwachsene betragen. Sie fielen den ersten hier gelandeten Europäern durch ihre Größe auf, und man fabelte bald von einem Volke von Riesen. Genauere Beobachtung hat im Ganzen bestätigt, daß dieser Indianerstamm allerdings eine ungewöhnliche Höhe erreicht; fast alle Individuen sind über 5½′ hoch, selten aber über 6′, dabei sind sie äußerst breitschulterig und kräftig gebaut. Sie kleiden sich, ungeachtet der hier schon empfindlichen Strenge des veränderlichen Klimas, nur sehr nachlässig in Thierhäute, haben keine festen Wohnsitze, sind beritten, wissen den Lazo und die Bola gut zu brauchen und leben von Viehzucht, Jagd und vom Raube; sie werden als stets wandernd, nach der Jahreszeit vom Rio Negro bis zur Magelhaens-Straße, als freiheitsliebend, kriegerisch und raubsüchtig geschildert, und sind mit den Colonisten von Buenos-Ayres fast immer in Fehden gewesen. Von Zweigen der Araucaner, welche sich ebenfalls durch ihre hohe Statur auszeichnen, leben ferner: in den Anden das nomadisirende und räuberische Hirtenvolk der Pehuen-tsche, welche oft, den Tataren

ähnlich, auf ihren Streifzügen zu Pferde in die östlichen Ebenen hinabsteigen; an der Westseite der Anden längs der Küste der Südsee und im westlichen Theile des Feuerlandes die Tschonos, die Po-yus und die Key-yus, welche zusammen Huilli-tsche (Südvolk) genannt werden und rohe Fischervölker sind, die in dem steinigen Lande umherziehen, um ihr Leben zu fristen.

Die äußersten südlichen Gegenden Amerikas sind ein überaus trauriges und ödes Land. Die zahlreichen Inseln an der Westküste, worunter südlich von der Halbinsel Tres Montes Wellington, Madre de Dios, Hanover und Adelaide die bedeutendsten, sind gegen die Südsee hin ganz kahl, nach dem Lande zu aber mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, welche von dem unaufhörlichen Regen beständig in Feuchtigkeit gebadet sind; nur an wenigen Tagen im ganzen Jahre verschwinden die Wolken und der Regen hört auf, wenn östliche Winde eintreten. Alle diese, wie der Chonos-Archipel, sind nicht geeignet zum Anbau und fast unbewohnbar. Die Sommer sind hier in Folge der oceanischen Lage auffallend kühl, dagegen auch die Winter sehr gelinde; dabei herrscht beständig Nebel und Regen; die Vegetation im W. ist an Stellen kümmerlich, aber doch sind Wälder keine Seltenheit; die häufigen Stürme vermehren die Unbehaglichkeit des Klimas. Sowohl die Rauhigkeit der Luft als die Armuth an Pflanzen sind von den älteren Seefahrern und selbst Naturforschern im hohen Grade übertrieben geschildert worden; noch mehr gilt dies vom Feuerlande, obwohl bis dahin selbst noch Papageien in den Wäldern angetroffen werden und die Wälder einer Birkenart (Betula antarctica), welche hier nebst Buchen die herrschenden Bäume sind, 30—40′ Höhe, ja zuweilen in hohen Stämmen 8′ Durchmesser erreichen. Die Unfreundlichkeit der wärmeren Jahreszeit, in Verbindung mit den ewigen Nebeln und Stürmen in diesen Gegenden, hat hauptsächlich dazu beigetragen, daß die südlichen Länder dieser Hemisphäre ziemlich allgemein, obwohl sehr übertrieben, wegen ihrer Kälte verrufen sind. — Diese traurigen Gegenden bis zur Magelhaens-Straße, besonders aber jenseit derselben, werden von einem kleinen, schwächlichen, häßlichen und höchst stumpfsinnigen Volke, von Eisenrostfarbe, mit kleinen Augen und langen schwarzen Haaren, bewohnt, welches man die Pescheräs (Freunde) nennt, weil sie dieses Wort den Fremden zuzurufen pflegen; es sind die Eskimos des Süden. Sie leben vom Fange der Fische und Robben, die sie roh oder halb verwest verzehren, haben Kanoes aus Baumrinde, Bogen und Pfeile, nomadisiren und wohnen in kegelförmigen, mit Gras und Zweigen bedeckten Hütten aus Pfählen. Ungeachtet des rauhen, feuchten Klimas gehen sie fast nackt, indem sie sich nur wenig mit Seehundsfellen und anderen Thierhäuten bedecken.

XVII. Die an der Südspitze von Amerika liegenden Inseln.

Unmittelbar im S. von Cap Froward, der Südspitze des Festlandes von Amerika, liegt eine große Felsengruppe, Feuerland, Tierra del Fuego genannt, entweder von den Vulcanen, welche auf diesen Inseln brennen, oder von den Feuern der Einwohner, welche die ersten Entdecker erblickten; ihr Flächeninhalt wird auf 1300 □ M. gerechnet. Ein schmaler, sehr gekrümmter Canal, von seinem Entdecker Magelhaens, welcher ihn 1519 zum ersten Mal befuhr, die Magelhaens-Straße genannt, trennt diesen Archipel vom festen Lande. Diese Straße, welche sich zwischen gefährlichen Felsgestaden, Klippen und Untiefen durch manche Krümmungen windet, ist etwa 115 Seemeilen lang, höchstens 15, an manchen Stellen kaum eine Seemeile breit und den heftigsten Strömungen, Brandungen und Stürmen ausgesetzt, weshalb sie auch von den Seefahrern nach der Südsee meistens vermieden wird, welche lieber das Cap Hoorn umsegeln. Neuerdings wird die Straße von Dampfschiffen, welche zwischen der Westküste von Südamerika und Europa fahren, berührt. Feuerland, dessen Küsten erst in neuester Zeit genauer untersucht worden, besteht aus drei größeren und mehreren kleineren Inseln und Felsen, wovon die östliche, durch den Canal Le Maire vom eigentlichen Feuerland getrennte, Staatenland; die größte, zwischen dem Beagle-Canal im S. und der Magelhaens-Straße im N., König Karls Süd-Land genannt wird. Die Westküste des Archipels, wo sich der südlichste Ausläufer der Cordilleren steil und felsig aus dem Ocean erhebt und von tief eindringenden schmalen Meeresbuchten mannigfaltig zerschnitten wird, ist weit herab mit ewigem Schnee bedeckt, dessen Grenze sich nur 3500′ und darunter über dem Spiegel des Meeres erhebt, und dennoch bis zu einer gewissen Höhe stellenweise mit immergrünen Wäldern bekleidet. Der höchste bekannte Punkt auf Feuerland ist der Volcan Nevado (Schneevulcan) oder Sarmiento ($54\frac{1}{2}^\circ$ s. Br.), welcher noch 6400′ erreicht und mit dem nach O. fortziehenden Gebirge (3700′) wahrscheinlich die höchste Erhebung der Tierra del Fuego bildet. Vielleicht ist jener Gipfel der südlichste Vulcan der Anden-Kette; doch hat man südöstlich

davon ($^1/_3$° südlicher) noch eine vulcanische Eruption wahrgenommen. Von W. nach O. geht das Gebirge, besonders näher der Ostküste, in ein hügeliges oder ebenes Land über, welches zum Theil dicht bewaldet ist und Heerden von Guanacos nährt. Ueber die Vegetation und das Klima dieser Inseln herrschten lange Zeit irrige, sehr übertriebene Ansichten, welche erst durch die in unserer Zeit stattgefundenen Aufnahmen berichtigt worden sind. Die westliche Küste wurde früher als ein ödes, nacktes Felsgebirge mit Schneegipfeln geschildert, wo außer einigen antiskorbutischen Kräutern nur kleine verkrüppelte Sträucher und selten ein Baum in den niedrigsten Klüften und moosbedeckten Sumpfflächen vorkämen; aber mag dies auch für einzelne Stellen gelten, so geht doch aus den Berichten der englischen Seefahrer hervor, daß z. B. an der Straße Le Maire mehr als hundert verschiedene Pflanzen, treffliches Gras und viel Holz wachsen, daß die südlichen Birken und Buchen, welche die Wälder bilden, gewöhnlich bis 3′ dick und 40′ hoch werden, daß im W. an der Magelhaens-Straße noch die schönsten Bäume gedeihen, hoch genug, um eine Marine mit den besten Masten von der Welt zu versehen; ja es giebt hier Winter, wo das Thermometer noch nicht auf den Gefrierpunkt sinkt, obwohl der wärmste Monat nicht viel über 8° R. mittlerer Wärme erreicht: Verhältnisse, die denen der Westküste Norwegens und Nord-Amerikas ähnlich sind. So hat man zu Port Famine (Hungerhafen) an der Magelhaens-Straße, 53$^2/_3$° s. Br. und 53$^1/_4$° w. Lg., einen Winter erlebt, dessen mittlere Wärme noch etwas über 0° betrug, während die mittlere Jahreswärme sich nicht über 4° R. erhob. Der Sommer ist hier zuweilen so rauh, daß die Gefährten Cook's auf seiner ersten Reise, Banks und Solander, auf einer dieser Inseln, unter 54$^3/_4$° (etwa wie Kopenhagen), am 16. Januar, also etwa im höchsten dortigen Sommer, bei einer kleinen Excursion ins Land beinahe in einem Schneegestöber vor Kälte umgekommen wären. Das ganze Jahr hindurch herrscht hier trübe Witterung, Regen und heftiger Wind; ein heiterer Tag ist eine Seltenheit. Dennoch versuchten die Spanier unter Philipp II. 1581, in der Magelhaens-Straße, aber an der amerikanischen Küste, eine Colonie anzulegen, welche jedoch bald vor Hunger umkam. Die Flora besteht zum Theil aus diesen Ländern ganz eigenthümlichen Pflanzen. Unter den Landthieren ist der Hund der einzige Vierfüßler, während nur wenige Arten von Vögeln (besonders Falken und Geier) und Insecten hier vorkommen. Dagegen wimmelt das Meer von Fischen, Robben, Seelöwen, mehreren Arten von Wasservögeln u. s. w. — Die Pescheräs oder, wie sie sich selbst nennen, die Yacannas sind die einzigen und wenig zahlreichen, höchst elenden, halbnackt gehenden Bewohner dieser Inseln, welche auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehen. — Südlich von Feuerland liegen mehrere kleinere Inseln dicht an der Küste, welche die Hermites (Einsiedler) genannt werden, und auf einer derselben erhebt sich schroff aus dem Meere die südlichste Spitze des Erdtheils, das Cap Hoorn, unter 55° 58′ 40″ s. Br. Auf Staatenland haben die Engländer des Walfischfanges wegen eine kleine Niederlassung errichtet. — Noch weiter südlich (56$^1/_2$° Br.) liegen die drei gänzlich unbewohnten und unbesuchten Diego Ramirez-Inseln.

Im O. von der Südostspitze des Magelhaens-Landes, dem Cap de

las Virgines, zwischen 51 und 52° s. Br. und vom 40 bis 44° w. Lg., liegen die Falklands- oder Malouinischen Inseln, 224 □ M. groß. Sie bestehen aus zwei großen Inseln, West- und Ost-Falkland, zwischen denen eine breite Straße, der Falkland-Sund, für alle Schiffe fahrbar ist, und aus einer großen Menge (vielleicht 90) kleiner Eilande und Klippen. Sie wurden 1593 von den Holländern entdeckt, und mehrere Male haben im vorigen Jahrhundert Engländer, Franzosen und Spanier, auch 1825 die Staaten von La Plata Ansiedlungen versucht, aber sie immer wieder aufgegeben; doch hat der Staat von La Plata noch 1834 entschieden, wiewohl erfolglos, gegen eine Besitznahme der Inseln von Seiten Englands protestirt, welches 1832 sich derselben wieder bemächtigt, um eine Colonie anzulegen. Das Gebirge, welches sie durchzieht, erhebt sich im höchsten Punkte über 2300′. Ihre Form ist sehr unregelmäßig, die Küste meist niedrig, aber im W. steil und felsig, von vielen Busen und schmalen Buchten zerschnitten und an trefflichen Häfen reich. Der Boden ist felsig, gut bewässert und des Anbaues fähig. Das Klima ist wegen des oceanischen Charakters zwar rauh, auch bei den stets heftig wehenden Winden veränderlich; aber die mittlere Winterwärme hält sich doch noch ein Paar Grade über dem Gefrierpunkt, wenn auch der Sommer kaum 10° R. erreichen mag. Schnee bleibt selten lange liegen, denn das Thermometer, welches sich hier stets zwischen — 5° und + 21° R. bewegt, sinkt doch nur selten unter den Gefrierpunkt. Daher ist die Vegetation, obwohl sich hier keine Bäume befinden, doch nicht schlecht; niedrige Halbsträucher und Kräuter mit kriechenden Wurzeln bilden einen dichten Rasenteppich. Torf ist in erhöhten Mooren, welche den Anblick von Mauern oder Schanzen darbieten, im Ueberfluß vorhanden. An Thieren finden sich unzählige Seevögel und Pinguinen; letztere, welche sich auch in zahllosen Schaaren auf Feuerland finden, haben, wenn sie aufgerichtet stehen, bis an 3′ Höhe und lederne Stummel statt der Flügel; ihr Gang ist höchst ungeschickt und sie sind daher sehr leicht zu erlegen. Auch wilde Hunde finden sich hier. Seit 1780 haben sich die von den Spaniern hierher gebrachten Rinder, Pferde und Schweine außerordentlich vermehrt; ein Beweis, daß der Boden und das Klima wohl früher schon eine Ansiedelung gestattet hätten. Ueberdies sind die Inseln wegen des Walfischfanges wichtig und haben mehrere gute Häfen, worunter der Hafen Egmont, sonst eine englische Niederlassung auf der Insel West-Falkland, der vorzüglichste ist. Jetzt sind sie nur von einigen Engländern und Buenos-Ayriern bewohnt, aber häufig besucht von amerikanischen, englischen und französischen Walfisch- und Robbenfängern. Eine kleine englische Besatzung ist zu Port William am Berkeley-Sunde, auf der nordöstlichen Ecke von Ost-Falkland, stationirt.

Oestlich von den Falklands-Inseln, unter 54—55° s. Br. und etwa 20° w. Lg., liegt der schon früher entdeckte, von Cook aber 1775 wieder aufgefundene Archipel Neu- oder Süd-Georgien, welcher aus schneebedeckten Inseln besteht, von deren höchst zackigen, schroffen, in die Wolken emporragenden Gebirgen sich Gletscher bis an die zerrissenen Küsten herab erstrecken. Sie werden nur von Seevögeln und Robben bewohnt, und ihre dürftige Vegetation besteht aus Gras und allerlei Kräutern, welche bitter schmecken und gegen den Scharbock kräftig wirken.

Weiter gegen SO. liegt das von Cook 1775 entdeckte **Sandwich-Land**, unter 57—60° s. Br. und 10° w. Lg. Es besteht aus mehreren ebenfalls mit ewigem Eise bedeckten, öden Felsinseln, welche fast ohne alle Vegetation sind und den Blicken der Seefahrer durch die beständig herrschenden dichten Nebel verhüllt werden.

Land um den Südpol.

Zum Schluß unserer Betrachtung der Erde wenden wir unseren Blick noch auf die Regionen des südlichen Eismeeres, welches man bis auf die neueste Zeit als eine von Eismassen bedeckte Wasserfläche anzusehen gewohnt gewesen. Erst die Entdeckungen der neueren Zeit haben auch dort an mehreren Stellen bedeutende Massen von festen Ländern nachgewiesen. Schon im 16. und 17. Jahrhundert hatte sich — in Folge unklarer theoretischer Betrachtungen über ein gewisses Gleichgewicht zwischen den großen, auf der nördlichen Hemisphäre zusammengedrängten Festlandmassen und der weiten Meeresfläche, welche die südliche Halbkugel einnimmt und durch die nach dem Südpol sich verengernden großen Continente, die nirgends in die kalte Zone hineinreichen, nur auf verhältnißmäßig kleinen Räumen unterbrochen erschien — die Meinung Geltung verschafft, daß nach dem Südpole hin ein großer Continent liegen müsse. Erst Cook's Reisen in der Südsee (1772 bis 1775) schienen diese Ansicht völlig zu widerlegen, da er nur wenige Inselgruppen, aber kein großes Festland entdeckte, so weit er auch an mehreren Stellen gegen den Südpol vorgedrungen. Die in den letzten dreißig Jahren unternommenen Erforschungsreisen verschiedener Nationen haben jedoch an vielen Punkten südlich vom 60. Breitengrade, und zwar größtentheils in der Nähe des Südpolarkreises, Inseln und einzelne Küstenabschnitte ausgedehnterer Länder kennen gelehrt. Da sich dieselben im Ganzen nicht weit über den Polarkreis hinaus gegen N. erstrecken, so können sie passend unter dem gemeinsamen Namen Land um den Südpol zusammengefaßt und für sich betrachtet werden: einerseits weil sie meist zu entfernt von den früher betrachteten Erdtheilen liegen, um sie denselben zuzuordnen, andererseits weil ihre physischen Verhältnisse von der Beschaffenheit und Uebereinstimmung sind, daß sie als ein selbstständiges Ganzes anzusehen sind. Ob zwischen diesen zerstreuten Massen von festem Lande, welche sich, nach dem heutigen Standpunkte unserer Kenntnisse, im S. von Amerika, Neuholland und Madagaskar um den Südpol lagern und in ihren Küstenumrissen vorherrschend von W. nach O. ziehen, ein Zusammenhang stattfindet, so daß man sie sämmtlich nur als Theile eines einzigen, größeren, sogenannten Südlichen Continents anzusehen berechtigt ist, wie schon behauptet worden, — oder ob man es hier, ähnlich den Polarländern

Nord-Amerikas, nur mit mehreren Gruppen größerer und kleinerer Inseln, welche zusammen einen ausgedehnten Austral-Archipel bilden, zu thun hat: das wird sich erst entscheiden lassen, wenn es gelungen ist, unter begünstigenden Umständen auf weiten noch unerforschten Strecken, wo das Polareis bisher jedem Vordringen gegen den Pol unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sich noch mehr dem Südpol zu nähern. Bleiben wir bei dem stehen, was die Reisenden selbst wirklich gesehen und als festes Land aufgenommen haben.

Während das nördliche Eismeer nach Süden hin fast auf allen Seiten von dem Festlande der drei großen Erdtheile eingeschlossen ist und mit dem Atlantischen Meere durch breitere Zugänge, zwischen Norwegen und Island und zwischen Island und Grönland, mit dem Großen Ocean nur durch die schmale Behrings-Straße in Verbindung steht, öffnet sich das antarktische Meer gegen N. überall ganz frei gegen die großen Weltmeere und wird nirgends von den großen Continenten der Erde berührt. Die Grenzen der festen Eismassen, welche sich näher dem Aequator erstrecken, scheinen hier von Zeit zu Zeit einer größeren Veränderlichkeit als im N. unterworfen zu sein. Während im nördlichen Polarmeere die vielen großen Ströme, welche sich in dasselbe ergießen, in Verbindung mit der höheren Sommertemperatur großer Continentalgebiete ꝛc., einen Theil der Eismassen ablösen und deren Grenze mehr gegen den Pol zurückdrängen, entbehrt das antarktische Meer jener günstigen Einflüsse; dagegen scheinen hier die mächtigen Wirkungen der vulcanischen Thätigkeit des Erdinnern, wahrscheinlich auch häufig Erdbeben, obwohl minder regelmäßig, zur Veränderung in der Lage der Eismassen erheblich beizutragen. Man hat zu Zeiten weite Meeresstrecken ganz eisfrei gefunden, die früher viele Jahre lang den Seefahrern verschlossen gewesen.

Die Natur aller Polarländer der Erde zeigt viel Uebereinstimmendes; aber doch erscheint sie in den antarktischen hinsichtlich der organischen Wesen, namentlich des Pflanzenreichs, noch dürftiger ausgestattet als in den hochnordischen Regionen der Erde. Die Küsten der Südpolarländer, und sie allein können für einigermaßen bekannt gelten, sind durchaus nackt, öde, felsig, überall von Schnee und Eis bedeckt, welche auch die höheren Gegenden des Innern bekleiden, gewöhnlich von den mächtigsten Gletschern und furchtbaren Eisfeldern umgürtet, welche ihr Treibeis weiter gegen den Aequator senden, als die auf der nördlichen Halbkugel. An vielen Punkten spricht der Anblick der Küste nicht nur für gewaltsame Umwälzungen, und häufig sind inmitten dieser Region des ewigen Eises Gesteine gefunden, die feurig flüssigen Ursprungs sind; sondern man hat selbst noch heutzutage in diesen Eiswüsten Vulcane in voller Eruption gesehen*). Schon in der Gruppe von Neu-Georgien sah Bellingshausen einen Vulcan; südlicher liegt: das beständig dicken Rauch ausstoßende Felseiland Bridgeman; die vulcanische Insel Deception im Archipel von Neu-Shetland; an der Ostküste von Louis-Philippes-Land die Vulcaninsel Cockburn, 2600 Par. Fuß hoch, unter 64¼° s. Br. Aber auch ferner ab von den großen Vulcanreihen der Südsee sind eigent-

*) Die Thätigkeit des unterirdischen Feuers giebt sich sonach in beiden kalten Zonen der Erde kund.

liche Vulcane entdeckt worden; so u. a. von Balleny auf einer Insel unter 66° s. Br. und 184° ö. Lg.; von Roß auf einer Insel unter nahe 72° Br. und 188¾° ö. Lg., und endlich noch im Victoria-Lande, unter 77½° Br. und nahe 184¾° ö. Lg., der kolossale thätige Vulcan Erebus (s. u.), östlich davon der erloschene Krater des Mount Terror, bis jetzt die dem Pole am nächsten gelegenen bekannten Vulcane. — Das schauerliche Gewand, in welchem alle diese Polarländer auftreten, wird noch durch die völlige Abwesenheit alles Pflanzenwuchses gesteigert; und wenn man an einigen besonders günstig gelegenen Stellen davon eine Ausnahme bemerkt, so besteht die ganze Vegetation daselbst doch nur in etwas Gras und Flechten. Das Wasser, insbesondere aber das neu entstandene Eis des antarktischen Meeres vom 60. Breitengrade an südwärts, wimmelt von zweifelhaften organischen Gebilden, den sogenannten Diatomeen, welche auf der Grenzmark zwischen dem Pflanzen- und Thierreiche stehen und deshalb von Einigen zu der großen Familie der unter dem Namen Algen bekannten Wasserpflanzen, von Anderen zu der Classe der Infusorien gezählt werden. Diese Organismen finden sich hier in solcher Menge, daß sie, so weit das Auge reicht, der Meeresfläche eine braune Farbe ertheilen, und die Thiere dieser Gewässer scheinen fast ausschließlich davon zu leben. Nach ihrem Absterben bilden diese Organismen durch ihre Kieselschalen ungeheuere Bänke, welche z. B. nach den Beobachtungen auf Capitain Roß' Reise (s. unten) sich längs der Küsten des Victoria-Landes zwischen 76 und 78° s. Br. mehrere Längengrade weit erstrecken. — Alle diese Länder sind unbewohnt und dienen nur zahllosen Schwärmen von Seevögeln, z. B. Pinguinen, und einigen anderen Seethieren, zum Aufenthalt, derenthalben allein manche Gegenden zuweilen besucht werden. Somit können sie auch, abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse, welches ihre physischen Verhältnisse erregen, nur insofern für den Menschen noch einige Bedeutung erlangen, als sie das Gebiet des Walfischfanges und Robbenschlages namentlich vortheilhaft erweitern. Es wird deshalb vollkommen genügen, wenn wir nach dieser kurzen allgemeinen Uebersicht der dortigen Naturerscheinungen die wichtigeren unter diesen Polarländern namhaft machen, deren Entdeckung mit den größten Gefahren für die kühnen Seefahrer, wegen des Eises und der Stürme, verbunden gewesen.

Wir beginnen mit den südlich von Süd-Amerika gelegenen Polarländern, zu denen man häufig auch noch, wegen der ganz ähnlichen natürlichen Beschaffenheit, die Inselgruppen von Süd-Georgien und Sandwichs-Land rechnet; noch schrecklicher aber als hier ist der Anblick der jenseit des 60. Breitengrades liegenden Küstenstriche und Inseln. Dazu gehört im SO. vom Cap Hoorn die Reihe der hohen Süd-Orkneys oder Süd-Orkaden, unter 61° Br. und 27 bis 29° w. Lg. F. Westlicher, im Meridian der Falklands-Inseln, zieht eine zahlreiche Kette von nackten und felsigen Inseln und Klippen, der Archipel von Neu-Süd-Shetland, 62 bis 64° s. Br., welche schon 1599 gesehen, aber erst neuerlich näher erforscht worden, und woselbst sich vulcanische Erscheinungen und heiße Quellen zeigen. Sie sind nur von Schwärmen von Seevögeln und von Seesäugethieren bewohnt, besonders Walfischen und Pelzrobben, weshalb sie öfter von Seefahrern besucht werden, und könnten wegen ihrer Steinkohlen

vielleicht in Zukunft einige Bedeutung erlangen. Die Bransfield-Straße trennt sie von einem größeren, noch wenig erforschten Lande, welches in verschiedenen Theilen von den Entdeckern verschiedene Namen erhalten hat, nämlich: Dreieinigkeits- oder Trinity-Land, Palmersland, Grahams-Land (südlich vom Cap Hoorn, 1832 von Biscoe entdeckt), Louis-Philippes-Land (von d'Urville 1838 entdeckt, sehr wahrscheinlich nur eine Insel). Weiter gegen SW. entdeckte der russische Seefahrer Bellingshausen die Inseln Alexander I. und Peter I., unter 69 bis 70° Br. Vielleicht gehören alle diese bis ans Meer mit Schnee bedeckten Länder einem zusammenhängenden Lande von anscheinend großer Ausdehnung oder einem Archipel an, dessen Küsten von zahlreichen kleineren Inseln und Klippen umgeben sind.

Westlich von Peter I.-Insel dringt das südliche Eismeer weiter gegen den Pol vor, wie sich namentlich aus Cooks Fahrten im vorigen Jahrhundert und aus der jüngsten Expedition des Capt. Roß in den Jahren 1840 und 1841 ergiebt. Erst zwischen den Meridianen von Neu-Seeland und Madagaskar, etwa vom 185 bis 60° ö. Lg., ist an vielen Stellen Land gesehen worden, dessen Küsten auf langen Strecken verfolgt worden sind, so daß man hier einen zusammenhängenden Strich festen Landes vermuthet, welchem man den gemeinsamen Namen Wilkes-Land, nach einem der Entdecker, beigelegt hat. Ob dieser Zusammenhang zwischen allen den verschiedenen Küstenstrichen, die die Seefahrer aufgenommen oder gesehen, in der Wirklichkeit stattfindet, muß noch dahingestellt bleiben. Schon im Jahre 1831 entdeckte Capt. Biscoe im SO. vom Cap der guten Hoffnung und unter dem südlichen Polarkreise, in 66° ö. Lg., Enderbys-Land; 1833 ward östlich davon Kemps-Land gefunden. Noch bedeutend östlicher (135° ö. Lg.) sah Balleny 1839 das Land Sabrina; eine Entdeckung, welche durch den Franzosen Dumont d'Urville, den Nordamerikaner Wilkes und den Engländer Roß sehr bedeutende Erweiterungen erfahren. D'Urville verfolgte 1840 zwischen 66 und 67° Br. die Küste eines im Mittel etwa 1400′ hoch ansteigenden Gebirgslandes, das er Land Adélie nannte, von 154 bis 160° ö. Lg.; er fand dieselbe überall mit Schnee und Eis bedeckt, von vielen Schluchten und Buchten zerrissen, erblickte aber keine Spur von Vegetation daselbst. Fast an demselben Tage fand Capt. Wilkes unter 172° ö. Lg. eine ebenso unwirthbare Eisküste, welche er, von den Umständen mehr als d'Urville begünstigt, nach Westen hin eine viel längere Strecke, nämlich bis zum 115. Grade ö. Lg., etwa 1700 englische Meilen weit und in geringer Entfernung vom Gestade verfolgen, aber nirgends betreten konnte; dies Land hat man nach seinem muthigen Entdecker Wilkes-Land genannt. An der Nordost-Ecke dieser von W. nach O. ziehenden Eisküste ward im Februar 1839 die kleine Gruppe der Balleny-Inseln, nach ihrem Entdecker benannt, gefunden (67° s. Br., 182° ö. Lg.), worin die östliche einen hohen Vulcanpik trägt, und hinter welcher man Andeutungen von einem sehr hoch aufsteigenden Schneelande gewahr wurde. Endlich gelang es dem englischen Capt. James Clark Roß, einem Neffen des berühmten Nordpolar-Reisenden, zu Anfang des Jahres 1841 auf einer wissenschaftlichen und besonders der Erforschung des Erdmagnetismus auf der südlichen Halbkugel gewidmeten Expedition, im

O. von den genannten Küsten, etwa unter 67° Br. und 192° ö. Lg. F. in einem weiten Busen des antarktischen Meeres, wo Cook vor ihm bis über den 71. Breitengrad vorgedrungen war, ohne Land zu entdecken, durch die Eismassen in eine freie Region zu dringen und sich mehr als irgend einer seiner Vorgänger dem Südpol zu nähern. Er ward hier bald eine in hohe, völlig in Schnee gekleidete Bergspitzen aufsteigende, steile Küste gewahr, deren gewaltige Gletscher sich weit hinaus ins Meer erstreckten, und verfolgte dies Land vom 72 bis gegen 79° s. Br. Es erhielt zu Ehren seiner Königin den Namen Victoria-Land. Unter 77½° Br. und 167° ö. Lg. von Greenwich ward er von einer der prächtigsten Eruptionen eines Vulcans, des Mount Erebus, überrascht, welcher sich 12,367′ (engl.) hoch erhebt und seine Flammen- und Rauchsäule noch 2000′ hoch über seinen Krater in die Lüfte warf; neben demselben erhob sich der wenig niedrigere Krater des unthätigen Mount Terror (10,884′ engl.); beides Namen von den Schiffen dieser Expedition. Von hier lief die im Allgemeinen von N. nach S. ziehende Küste, welche vielleicht den Ostrand des Wilkes-Landes bildet, noch weiter südwärts; aber die Verfolgung derselben ward durch einen nach OSO. ziehenden hohen Eiswall gehemmt, und Roß mußte von dem südlichsten Punkte, der jemals erreicht worden (78° 4′ s. Br.), sich wieder gegen N. wenden. Später wiederholte der kühne Seefahrer seinen Versuch, gegen den Südpol vorzudringen; aber eine furchtbare Eisschranke stellte sich ihm wiederum entgegen und gestattete nicht, die vom Mt. Erebus ostwärts vielleicht weithin fortsetzende Küste näher zu untersuchen.

Die Ergebnisse dieser Entdeckungsreisen kann man in Folgendem zusammenfassen. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß die großen Ländergruppen, welche an der Nordgrenze des antarktischen Meeres am weitesten gegen den Aequator vortreten, den südlichen Enden der drei großen Continente Afrika, Neuholland und Amerika ziemlich gegenüber liegen, während die weiten, inselleeren Wasserflächen der beiden großen Weltmeere noch beträchtlich gegen den Südpol fortsetzen, vielleicht denselben gar erreichen. In der zwischen dem Pol und Neuholland gelegenen Region des Eismeeres treten die von Biscoe, Wilkes, d'Urville und Roß aufgenommenen Küstenstriche von festem Lande so nahe an einander, daß man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen darf, zwischen den Meridianen von 60 und 190° ö. Lg. F. und zwischen den Parallelkreisen des 65. und 79. Grades breite sich eine große Masse von Festland (oder eine fortlaufende Kette von Inseln) aus, dessen östlichster Punkt, welcher hier erreicht worden und etwa unter 188° ö. Lg. und 78° s. Br. gelegen, während der westlichste unter 65° ö. Lg. und 67° s. Br. liegt. Wie weit das feste Land, zu welchem die auf diesem Raume entdeckten Küstenstriche, die zusammen etwa ein Drittel des Erdumfanges einnehmen, gehören, sich gegen S. fortsetzt und ob dasselbe etwa den Südpol ringsum einschließt, wird vielleicht immer in Dunkel gehüllt bleiben. — Auf der anderen Seite finden wir: Süd-Amerika gegenüber, auf einem Raume, der von den Meridianen des 5. und 70. Grades ö. Lg. begrenzt wird, sich gegen N. bis zum 55., gegen S. bis zum 70. Breitengrade erstreckt, eine Menge von Inselgruppen, wie Neu-Shetland, Powell, Sandwich &c., deren Verbindung mit einem größeren Festlande, wofür man das Grahams- oder Trinity-Land angesehen, durch keine Beob-

achtung nachgewiesen ist. Das Land Louis-Philippes, welches für den östlichen Theil dieses hypothetischen Continentes hier gehalten worden, ist, zufolge Roß letzter Reise (1842 bis 1843), nichts als eine Insel von nur mittlerer Größe; und die Ausdehnung des Grahams-Landes nach S. ist nicht allein noch völlig unbekannt, sondern auch durch Weddells und Roß Fahrten nachgewiesen, daß, wenn dasselbe sich wirklich gegen O. fortsetzt, dies erst in sehr hohen Breiten (jenseit 74°) stattfinden kann. Wollte man aber selbst annehmen, daß auch hier einige kleine entdeckte Küstenabschnitte einem größeren Ganzen und nicht einem Austral-Archipel angehörten, so darf man eine solche Hypothese immer noch nicht so weit ausdehnen, daß man einen ununterbrochenen Zusammenhang dieser Länder und Inseln mit dem Victoria-Lande als sehr wahrscheinlich ansieht. Es erscheint im Gegentheil unzweifelhaft, wenn man den Cours der verschiedenen Seefahrer seit Cooks Zeiten verfolgt, daß zwischen der Ländergruppe im S. von Süd-Amerika und dem Wilkes-Lande sich ein von ungeheueren Eismassen, die sich hier im Laufe von Jahrhunderten aufgehäuft haben, bedecktes Meer weit gegen den Pol ausbreitet. Faßt man die Gestalt dieser Polarküsten allgemein auf, so zeigt sich: 1) daß sie vom Enderbys-Lande, in dessen Nähe jedoch gegen O. hin noch kein Land gesehen ist, bis zum Ostende von Wilkes-Land einen gegen N. vorspringenden Eiswall bilden; 2) daß sie gegenüber Süd-Amerika sich ziemlich ebenso weit, wie im äußersten Punkte des Wilkes-Landes, vom Pol entfernen, und 3) daß das Meer zwischen den beiden Ländermassen auf beiden Seiten tief gegen den Pol einspringende Winkel erfüllt, wie aus den äußersten Punkten hervorgeht, bis zu welchen die Entdeckungsreisenden hier zu verschiedenen Zeiten gegen den Pol vorgedrungen sind, und die wir sogleich noch näher bezeichnen werden. Werfen wir einen Blick auf die seit Cook in diesen unwirthbarsten Regionen des Erdballs ausgeführten Seereisen, so ergiebt sich zunächst, daß zwar stets Eisfelder, die in größerer oder geringerer Entfernung um den Südpol lagerten, die unbesiegbaren Schranken für die Schifffahrt bildeten, daß jedoch diese Grenze des ewigen Eises keineswegs nothwendig auf das Dasein eines dahinter liegenden festen Landes, in gewissem Abstande, mit Sicherheit schließen läßt. Die Entdeckungsreisen in der neuesten Zeit haben es außer Zweifel gesetzt, daß jene Grenze, mag sie auch Jahre lang, ja Jahrhunderte hindurch ihre Stelle bis auf kleinere Schwankungen behaupten, doch keineswegs als fast unveränderlich überhaupt und für alle Zeiten anzusehen ist. Man braucht nicht auf die historischen Zeugnisse der großartigen Umwälzungen in der Eisschranke der grönländischen Küste zurückzugehen, sondern nur bei den bereits gemachten Erfahrungen im südlichen Eismeere stehen zu bleiben. Schon Cooks Reisen geben dafür Zeugniß. Nachdem er unter 55° s. Br. etwa in den Eismassen Land zu erblicken geglaubt, fand er zwei Jahre später eben daselbst weder Eis noch Land. Biscoe ward von einer Eisschranke aufgehalten, wo Bellingshausen südlich vom 60. Breitengrade segelte und wo Roß noch weiter gegen den Südpol vordrang; und d'Urville ward südlich von den Powell-Inseln von einem furchtbaren Eiswalle aufgehalten, Cook, Smith, Bellingshausen und Biscoe suchten vergeblich im S. des Sandwich-Landes gegen den Pol vorzudringen, während Roß (nur wenige Jahre später als d'Urville) in denselben Regionen seine Fahrt südwärts fortsetzen und —

wie Weddell früher schon — sogar noch über den 70. Breitengrad hinaus sich dem Pole nähern konnte. Diejenigen Punkte, wo man sich bis jetzt dem Südpol am meisten genähert hat, sind folgende: 1) Zwischen dem Enderbys- und Grahams-Lande gelangte Cook bis 67° s. Br. unter 30° ö. Lg. F.; Biscoe bis 68° 50′ s. Br. unter 30° ö. Lg.; Bellingshausen bis gegen 70° unter 17° ö. Lg.; Roß bis 71½° unter 5° ö. Lg., und endlich Weddell bis 74° 15′ unter 17° w. Lg., was der südlichste erreichte Punkt in diesem Abschnitt des Eismeeres ist. 2) Auf der anderen Seite, westlich vom Grahams-Lande, drang Cook bis 71¼° s. Br. unter 90° w. Lg. vor; Bellingshausen bis zum 70. Breitengrade unter 75° w. Lg.; Roß bis zum 78° im Osten des Vulcans Erebus, war also nur noch 12° vom Südpol entfernt. Von den Balleny-Inseln bis zum Enderbys-Lande sind die Seefahrer fast nirgends bis zum Polarkreise vorgedrungen. Hiernach bleibt es also unentschieden, ob zwischen jenen beiden großen Gruppen von Australländern noch zerstreute Eilande oder größere Massen zusammenhängenden Festlandes liegen; oder ob die Zwischenräume von einem weiten Meere erfüllt sind, welches mit ungeheuren Eismassen bedeckt ist. Diese scheinen zwar zu Zeiten Lage und Grenzen durch ein Zusammenwirken verschiedener Ursachen sehr beträchtlich zu ändern; aber es darf noch nicht der Schluß gezogen werden, wenn einmal ein Seefahrer so glücklich ist, seinen Weg zwischen den Eismassen weiter gegen den Pol fortzusetzen, daß das, was nur ein seltener Zufall ist, allgemein und beständig für diese Region gelte, oder daß man sich wohl gar hier das antarktische Meer in der Nähe des Poles als eine offene See vorzustellen habe.

Dies ist in den wichtigsten Umrissen der Zustand unserer Kenntnisse von den unwirthbarsten Regionen der Erde; dieselben verdienten ausführlich behandelt zu werden, theils weil Entdeckungen der Gegenwart ein höheres Interesse erregen, theils um zu zeigen, welches die Grundlagen sind, auf denen die Annahme eines großen antarktischen Continents beruht, dessen Ausdehnung, falls er wirklich vorhanden, ohne allen Zweifel überschätzt worden ist.

Register.

Anmerk. Die erste Ziffer zeigt den Theil, die dahinter stehende die Seitenzahl an.

C.

D.

E.

G.

H.

J.

M.

N.

P.

Q.

S.

U.

V.

W.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.